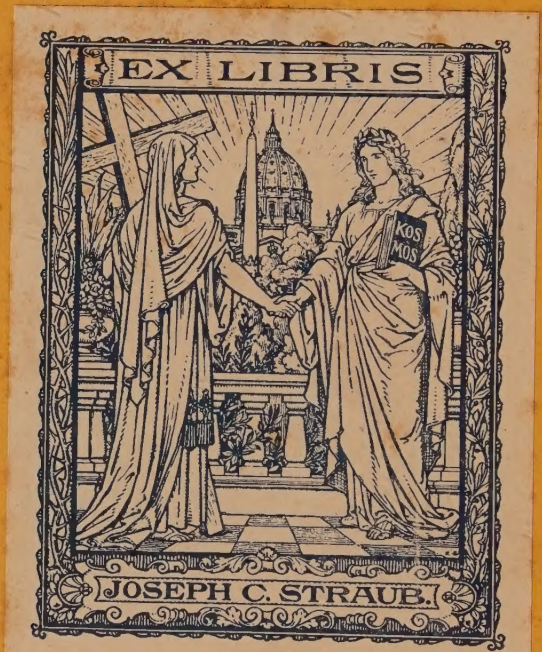
Tiefen der Seele

Dr. L. Klug

4059



Die Tiefen der Seele

Dr. I. Klug

Die Tiefen der Seele

Moralpsychologische Studien

WITHDRAWN

250
K66t

1926

Ferdinand Schöningh / Verlag
Paderborn

Alle Rechte, auch das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten
Copyright 1926 by Ferdinand Schöningh at Paderborn

Imprimatur. Paderbornae, d. 11. m. Maii 1926. Vicarius Generalis. Rosenberg

---

Gedruckt bei Ferdinand Schöningh
Paderborn

2891

Vorwort

Dieses Buch dürfte etwas Neues darstellen und somit wie jeder erste Versuch ein Wagnis sein. Der Verfasser bittet um eine wohlwollende Würdigung. Was die einzelnen Lebensbilder des Werkes anbelangt, so wird der Leser sich vielleicht sagen, man hätte dies oder jenes Lebensbild auch unter einen andern Gesichtspunkt stellen können. Das ist unzweifelhaft richtig, insbesondere deswegen, weil kein menschlicher Charakter eindeutig, sondern weil jeder vieldeutig angelegt ist. Aber man kann gleichwohl typisch hervorstechende Züge zum Ausgangspunkt einer Betrachtung nehmen. Damit jedoch das Gesamtbild nicht beeinträchtigt werde, war es notwendig, die übrigen Züge mit zu berücksichtigen. Das ist der Grund, warum die Lebensbilder, die sicherlich für die theoretischen Erwägungen erläuternd wirken, ausführlicher gehalten werden mußten.

Der Verfasser hat an dieser Stelle herzlichen Dank auszusprechen. Denn ein wesentliches Kapitel des Buches („Wahn und Schuld") hätte nicht geschrieben werden können ohne die gütige Beihilfe von Behörden und Persönlichkeiten. Ich danke also den hohen und höchsten staatlichen Behörden, durch deren Erlaubnis es mir ermöglicht wurde, mit Heil- und Pflegeanstalten und Strafanstalten (ihre Namen sollen ausdrücklich unerwähnt bleiben) zu Studienzwecken in Beziehung zu treten, wertvolle Einblicke in die Psyche von Kranken und Kriminellen zu gewinnen und namentlich auf Grund des mir zur Verfügung gestellten amtlichen Aktenmaterials die gewonnenen Erkenntnisse genau nachzuprüfen. Die tit. Herren Beamten, Ärzte und Geistlichen dieser Anstalten sollen meines aufrichtigen Dankes hier versichert sein; ihre Namen zu nennen ist mir leider ebenfalls unmöglich aus Gründen der Rücksicht auf die in den Krankheits- und Kriminalbeispielen geschilderten Menschen. Es leisteten mir ferner besonders schätzenswerte Dienste Herr Geheimrat Dr. Vocke, Herr Obermedizinalrat Dr. Viernstein, Herr Oberarzt Dr. Theobald, Frau Generaloberin Gräfin Tattenbach.

Es ist selbstverständlich, daß das benützte Akten- und Briefmaterial aus Krankenanstalten und Strafanstalten so bearbeitet wurde, daß jede Erkennbarkeit der geschilderten Persönlichkeiten unmöglich ist.

Daß ich der medizinisch-psychiatrischen Fachliteratur sehr viel Anregungen verdanke, muß ich nicht eigens erwähnen.

Die Moralpsychologie des Jugendalters konnte der Verfasser nur streifen. Ihre ausführlichere Behandlung würde ein eigenes Werk erfordern, das Sache eines Pädagogen wäre.

Passau, 31. März 1926

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	V
Eine ernste Frage	1
Seelische Schichtungen:	
I. Struktur und Strukturtypen der Seele	9
II. „Der ich bin . . . der ich könnte sein“	34
Dunkle Mächte:	
I. Die erbliche Belastung	64
II. Erworbene Hemmungen	79
III. Die Gesamtkonstitution und ihre Bedeutung	100
IV. Genius und Dämon	126
V. Eros und Sexus	138
Problematische Naturen	171
Skeptiker und Autonome:	
I. Die Skeptiker	208
II. Der autonome Mensch	236
Wahn und Schuld:	
I. Wahn und Wahnsinn	261
II. Schuld	301
Der naturhafte Mensch	327
Aufbruch	367
Das Ende	401
Literaturangaben	431
Sachverzeichnis	435
Namenverzeichnis	439
Stammbaum-Beispiel	441

Eine ernste Frage

Wer das flutende Leben der großen Weltstädte ansieht, in denen die wenigstens dem äußeren Anscheine nach verkappte und verbannte Tugend neben dem breit sich brüstenden Laster und der Perversität wohnen muß und sich nur sehr bescheiden an die Öffentlichkeit wagen darf, dem drängt sich unwillkürlich eine sehr ernste Frage auf die Lippen: Was wird einmal aus all diesen Menschen, wenn es wirklich ein Jenseits gibt? Für den Theologen und Gottesgläubigen bedarf es überhaupt keiner Erwägung, daß es wirklich ein Jenseits gibt. Um so brennender wird für ihn die soeben aufgeworfene Frage, wenn man sie mit einer kleinen Änderung des Wortlautes also formuliert: Wie wird es all diesen Menschen, von denen sich die Mehrzahl nicht mehr um Gut und Böse, nicht um Gott und den Teufel kümmert, ergehen vor Gottes Gericht? Und der so fragt, muß nicht einmal ein Großstadtseelsorger sein. Die Mittel- und Kleinstädte, ja schon die Dörfer legen das gleiche Problem nahe. Die Sätze der Moraltheologie, in letzter Linie nur den Grundsätzen und Grundgeboten der Offenbarung entnommen, in irgendeiner Form aus ihnen abgeleitet, diese Sätze der Moraltheologie sind so einfach, so eindeutig, so unkompliziert. Da heißt es ganz klar und ohne jegliche Milderung der Schroffheit: „Wer nicht glaubt, der ist schon gerichtet; wer nicht glaubt, der wird verdammt werden." Ein hartes Wort, nicht wahr? Aber wir wissen, daß es Ungezählte gibt, die nie zu einem übernatürlichen Glaubensakte kommen, Ungetaufte und Getaufte. Wir wissen, daß bei überaus vielen dieser Ungezählten schon durch die ganze Atmosphäre, in der sie geboren wurden, groß wurden, zu reinen Diesseitsmenschen ohne Glauben, Hoffnung und Liebe wurden, ihre Glaubenslosigkeit grundgelegt worden ist. Wir wissen, daß es ungezählte andere gibt, die glauben möchten und, so sagen sie wenigstens, nicht glauben können. Wir wissen von wieder anderen, daß sie, halb gläubig, halb zweifelnd und zum Unglauben hingezogen, ehrlich beten: „Herr, ich glaube, hilf meinem Un-

glauben!" Was wird aus all diesen Menschenseelen, wenn das Wort gilt: „Wer nicht glaubt, der ist schon gerichtet; wer nicht glaubt, der wird verdammt werden"? Was wird aus den Massen der völlig kirchenfremd Gewordenen, wenn das Wort zu Recht besteht: „Wer euch hört, der hört mich; wer euch verachtet, der verachtet mich; wer aber mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat"? Einem jeden klingt der laute Ruf der Kirchenglocken ins Ohr, und kaum einer kann sagen, er habe von einer Kirche nichts gewußt, nie einen Priester gesehen, nie etwas von religiösen Hilfen, von Gnadenmitteln gehört. Anderseits ist es bekannt genug, daß eine maßlose Propaganda Hunderttausenden, ja beinahe Millionen schon in frühester Jugend, wo die Herzen noch am leichtesten zu entflammen und am raschesten mit Haß zu vergiften sind, die Religion zur Karikatur, die Kirche zu einer fratzenhaften Erscheinung, den Priester zu einem Feind macht. Man braucht nur noch die großen Probleme hinzuzunehmen, die sich alle an das Wort „geheime und öffentliche Unsittlichkeit" knüpfen. Wenn der schon die Ehe gebrochen hat, der ein Weib nur ansieht mit Begierde nach ihr, wie steht es dann um die Menschen, die keiner Triebbeherrschung und Triebadelung mehr fähig erscheinen? Denen das Leben soviel wert ist, als es ihnen Lust, vor allem die vitale sexuelle Lust verspricht? Die da glauben, man könne die Hingabe eines gottgeschaffenen und von einer gottebenbildlichen Seele belebten Menschenleibes mit Prostitutionsgeld bezahlen? Denen Frauenwürde und Ehetreue nicht viel mehr gilt als die Schönheit und Süßigkeit einer Frucht, die man wegwirft oder mit einer anderen vertauscht, wenn man genug davon genossen hat und ihrer übersatt geworden ist? Wie steht es, von Gottes unbestechlichem Urteil aus gesehen, um die Frauen, die nicht mehr Mütter werden wollen und den Tod schon in die leibliche Werdestätte menschlichen Lebens tragen? Wie wird es ihnen ergehen an jenem Tag des Zornes und der Tränen, wenn die Niegeborenen, die schon unter dem Mutterherzen Getöteten die Hände gegen sie erheben werden, Kinderhände voll furchtbarer Last der Anklage? Was wird an jenem Tage des endgültigen Urteils über den innersten Wert eines jeden Menschen aus verlorenen Töchtern werden, die mit verlorenen Söhnen die Gottesmitgift von Leib und Seele vergeudeten und das Gift der Lustseuche weiterschleppten, eigenes und fremdes Lebensglück vernichtend? Was wird geschehen mit den Gewissenlosen, den Ausbeutern, Wucherern, Sklavenhaltern jeglicher Art, denen der Mitmensch nur Mittel zum Zweck war, zu gemeinem, elendem Zweck, und

nicht ehrfurchtheischender Selbstzweck? Was wird sie treffen, wenn das Richterwort in Kraft tritt: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan"? und „Wer eines von diesen Kleinen, die an mich glauben, ärgert, dem wäre es besser, es würde ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er würde versenkt in die Tiefe des Meeres"? Dennoch, wer die Sümpfe unserer Großstädte kennt, die ihre Giftfliegen und Miasmen schon in die stillsten Dörfer zu senden begonnen haben, wer den unsichtbaren und doch so realen Dunst der erotischen Atmosphäre beobachtet, der aus jenen Sümpfen aufsteigt und so viele Moralbegriffe umdüstert, der versteht vieles, wenn er auch nichts Unverzeihliches verzeihen darf. Der versteht vieles, was einem anderen Beobachter fremd und unverständlich bliebe, der bloß mit einem Lehrbuch der Moraltheologie durch die Länder und Städte von Paris bis Moskau, von New York bis San Franzisko wandern und bei jedem „Fall" sagen wollte: „Hier steht geschrieben: wenn jemand . . . dann hat er eine Todsünde begangen und befindet sich, wenn er sie nicht bereut und beichtet, eigentlich im Zustand der Verdammnis."

Damit soll in keiner Weise gesagt sein, daß die Grundsätze der Moraltheologie nicht zu Recht bestünden. Es gibt ohne jede Frage eine absolute Moral, und diese fordert Erfüllung ihrer Normen von allen und von jedem. Ihre Normen aber sind enthalten in den Geboten der Gottes- und Nächstenliebe, der Feindesliebe, in den Geboten des Dekalogs, in der Pflicht der Treue gegenüber Standes- und Berufsaufgaben, in der Forderung, daß der Reiche mit seinem Überfluß dem Armen helfe. Die absolute Moral tritt vor den Menschen hin in der Form kategorischer Imperative, an denen sich nichts drehen und deuteln läßt. Die kategorischen Imperative lauten einfach und schlechthin: du sollst — du sollst nicht! Ihr „Du" richtet sich (von den evangelischen Räten abgesehen) an jeden Menschen in genau gleicher Weise.

Es gibt also keine relative Moral. Dem Genie treten die kategorischen Imperative mit der gleichen Absolutheit ihrer Forderungen entgegen wie dem Durchschnittsmenschen. Es gibt für keinen, wer immer er sei, eine selbstherrliche Eigengesetzlichkeit, die sittlich indifferente Zonen des Handelns und Unterlassens abgrenzen oder eine Umwertung der Werte vornehmen dürfte. Als Moses, der große Träger der Offenbarungsmoral, die heiligen Tafeln Gottes zerschmetterte, da war es ein heiliger Zorn, der ihn für die Absolutheit der Forderungen Gottes erglühen ließ.

Eine Umwertung der alten Werte aus unheiliger Leidenschaft dagegen ist immer ein Versuch, das Absolute zu relativieren und den Absoluten, nämlich Gott, ausdrücklich oder stillschweigend zu entthronen. Es gibt keine Geniemoral, keine Feldherrnmoral, keine Diplomatenmoral, keine Bankiermoral, keine Künstlermoral, keine Bohème-Moral, die ein Abweichen von der absoluten Moral berechtigt erscheinen ließe. — Und ebensowenig, als es eine „Privatmoral" geben kann, ist man befugt, von „Moralen" der verschiedenen Zeiten, Rassen und Kulturen zu reden. Zeiten, Rassen und Kulturen sind auf die Entstehung der individuellen Gewissensinhalte von weitgehendstem Einfluß. Aber die Gewissenstatsache als die Fähigkeit des Menschen, sittliche Werturteile zu fällen, und als angeborener, unverlierbarer innerer Antrieb, die einmal gefällten Werturteile zu verwirklichen, steht über Zeit, Rasse und Kultur. So sicher man der verwirrendsten Mannigfaltigkeit von individuellen Menschentypen gegenüber doch für das Allgemeine und allen Eigene die Bezeichnung „der Mensch" aufrecht erhalten kann, so sicher besteht für den Menschen die (absolute) Moral.

Nach diesen unzweideutigen Darlegungen der Begriffe „absolute Moral" und „relative Moral" dürften wir kaum mehr einem Mißverständnis begegnen, wenn wir sagen: es gibt eine „konkrete Moral". Sie besteht in dem Maß von Moralität, welches der individuelle Mensch erreicht, wenn man sein sittliches Streben an den Forderungen der absoluten Moral mißt. Die konkrete Moralität des einzelnen deckt sich selten mit der absoluten Moral. Denn die Menschen in ihrer konkreten Erscheinung sind, von den Heiligen abgesehen, nur annähernd so, wie die absolute Moral es fordert und von jedem fordern muß. Der Jahrmarkt des Lebens zeigt das mit greller, oft schmerzender Deutlichkeit. Wir wünschen freilich, es möchte jeder sein, wie er sein sollte; aber wir wissen: die meisten sind das nicht. Dennoch: wo immer ein Mensch wenigstens in ehrlichem Bemühen sozusagen „unterwegs" ist nach den vielleicht noch recht fernen Höhen der absoluten Moral, da dürfen wir von einer konkreten Moralität dieses Menschen sprechen. Sie ist leider relativ — nicht in bezug auf die unveränderlichen Grundsätze der absoluten Moral, wohl aber in bezug auf das Maß der Erfüllung dieser Grundsätze. Mit allem Nachdruck sei es gesagt: es muß einer in entschiedenem Wollen und ehrlichem Ringen wirklich „unterwegs" sein nach den ätherklaren Höhen der absoluten Moralität. Er muß deren Grundsätze bejahen und anerkennen; muß sich klar darüber sein,

daß er ohne die freivollzogene Bindung an die sittlichen Normen dem verfällt, was uns alle bändigt: dem Gemeinen. Er muß den Imperativen seines Gewissens lauschen, für die Reinheit und Ungetrübtheit ihrer Stimmen sorgen und ihnen handelnd treu sein wollen. Er muß auf Eigenherrlichkeit und Eigengesetzlichkeit verzichten und ein Mensch der Ehrfurcht sein gegenüber seinem besseren Ich. Sprechen wir so verständlich als möglich: es muß einer nicht nur so im allgemeinen sich damit begnügen, daß er ein sogenannter guter Kerl ist, der jedoch in gewissen Provinzen des menschlichen Daseins „seine eigenen Ansichten hat und seine eigenen Wege geht" (man versteht unschwer, was damit gemeint ist) — nein: es muß jeder in ehrlichem Streben so weit kommen wollen, daß man ihn, und wenn es noch so lange Kämpfe kostet, doch einmal einen guten Menschen nennen kann; und das ist etwas wesentlich anderes als der liebe oder gute Kerl oder auch der anständige Mensch im Sinne einer bloß äußerlichen Kastenmoral, Bourgeoisie- oder Proletariermoral.

Nun kennt jeder von uns Mitmenschen genug, die nicht gut zu nennen sind im Sinne einer absoluten Moralität, die vielleicht noch herzlich weit entfernt sind von der restlosen und noch weiter von der gleichmäßig-beharrlichen Erfüllung der sittlichen Forderungen. Und dennoch: es würde jedem von uns unsagbar schwer, wenn nicht unmöglich sein, diese Menschen als reif zur Verwerfung und Verdammung zu bezeichnen. Wer nur oberflächlich sieht, der sieht schlecht. Der sieht nur die düsteren Schatten, welche die Fehler dieser Menschen werfen und merkt nichts davon, daß in irgendeinem Seelenwinkel des Irrenden, des hundertmal Strauchelnden, des Gefallenen eine verborgene Lichtquelle schimmern kann, aus der heilige und heilig läuternde Glut zu entfachen wäre, käme nur der rechte Mensch zur rechten Zeit mit dem rechten Wort. Ich besitze Briefe (sorgfältig gehütete Briefe!), in denen neben den schwersten Selbstanklagen die erschütterndsten Aufschreie nach etwas Besserem und die flehendsten Rufe nach Hilfe stehen. Was gilt nun mehr und was wiegt schwerer vor Gottes Urteil: die Schuld oder der Hilferuf, das Irregehen oder das Heimkommenwollen, das Gefallensein oder das Sichaufwärtssehnen, immer vorausgesetzt, daß es einem armen Menschen ernst ist mit diesen Dingen. Es gibt so viele Trübungen der Erkenntnis, so schwere Erbbelastungen, so zahlreiche Hemmungen des Willens, so viel Unüberlegtheit, Torheit, blind machende Leidenschaftlichkeit, so viel Vorurteil und Voreingenommenheit, so viel Suggestivmächte und, nicht zuletzt, aufrichtig gesagt, so viel Dummheit unter den Menschen, daß

mancher wirklich nicht weiß, was er tut oder erst nachträglich bedenkt, was er getan hat, oder nicht mit jener Freiwilligkeit und Aufmerksamkeit auf die Verwerflichkeit seines Tuns oder Lassens handelt, die notwendig sind zu einer Todsünde nicht bloß im objektiven, sondern auch im subjektiven Sinn. Das Urteil des Richters über den Todsünder, der reuelos in seiner erkannten schweren Schuld verharrt, lautet nach dem klaren Worte Christi: „Weiche von mir, du Verfluchter!" „Du Verfluchter!" . . . das ist ein sehr, sehr schweres Wort. Es muß schon etwas Fluchwürdiges sein, was ein Mensch getan hat; es muß sich um eine bewußte Durchbrechung der gottgewollten sittlichen Weltordnung handeln, um einen fundamentalen Verstoß gegen das Gute und Rechte in der Welt, wenn Gott das Fluchurteil fällen soll, das einen Menschen für alle Ewigkeit trennt von dem Vater und dem Erlöser und dem milden Heiligen Geist. Nehme niemand diesen Satz zu leicht: es kann schon der erste verhängnisvolle Schritt, der vom Guten und Rechten hinweg auf die Bahn der leichtfertigen Urteile und Taten führt, der scheinbar harmlose, süß empfundene Anfang zum furchtbaren Ende sein. Wo immer das Gewissen, und zwar das richtig geschulte Gewissen, das wohl bewahrte Gewissen eine Menschenseele warnt, und wo die gewarnte Seele der Gesetzlichkeit des Gewissens auch nur eine leichtsinnige oder kecke Eigengesetzlichkeit gegenüberstellt, da droht bereits Gefahr, da lauert schon — die alte Schlange.

In der Tat: es geschehen verwerfliche Dinge genug in dieser Welt der Versuchung, des Leichtsinns, der Schwäche, der Gleichgültigkeit und Lauheit, der Nachbeterei einfältiger Vorurteile, der Nachäfferei verstiegenen Übermenschentums, der Verführung, der Gemeinheit, der Bosheit, der klar erkannten und dennoch gewollten Sünde, der reuelosen Verstocktheit.

Aber . . .

Es gibt auch Menschen genug, in deren Gesamtlebensentfaltung das Sündhafte, wirklich Schlechte, Fluchwürdige so eigenartig verflochten und verwoben ist mit einer unleugbaren Güte, mit einem erkennbaren Aufwärtswollen, die diesen Menschen trotz alledem innewohnen. Der Moralpsychologe steht da oft vor ungeheuren Rätseln der Seele, wo der Moraltheologe nur das erste beste Lehrbuch der Moral aufzuschlagen braucht, um zu sagen: „Schwere Sünde". Damit ist gegen die Moraltheologie keinerlei Vorwurf erhoben, denn es fällt keinem vernünftigen Moraltheologen ein, den Menschen trennen zu wollen von seiner Tat,

bzw. von den Motiven und der Gesinnung, aus denen die Tat hervorging. Der Moraltheologe ist auch leider oft genug in die Lage gesetzt, feststellen zu müssen, daß objektive und subjektive Todsünde in einem gegebenen Falle sich decken; gibt es ja doch nicht wenige, in denen kein ehrlicher Wille vorhanden zu sein scheint, die weder sehen noch hören mögen, die dem milden Heiligen Geiste widerstehen. Immerhin, Moraltheologie und Moralpsychologie müssen sich die Hände reichen, denn Motive und Gesinnungen, seelische Strukturen und deren Äußerungen sind Probleme der Theologie und der Psychologie, ja sogar weit mehr der Psychologie als der Theologie. Psychologische Vorgänge aber können überaus kompliziert sein, so kompliziert wie die Menschentypen selber. Die Moraltheologie lehrt die heiligen Normen, die ewigen Werte des Lebens kennen, ohne deren Verwirklichung der Mensch erfahrungsgemäß zunächst zu einer scheinbaren Autonomie und Eigengesetzlichkeit emporsteigt, um dann desto gründlicher den Fallgesetzen seiner erbsündenbelasteten Natur und ihrer Dämonie zu erliegen. Die Moralpsychologie gibt Einblicke, Tiefblicke in die Seele, in der Gott und der Teufel miteinander ringen in jenem Kampf, der von den „Bekenntnissen" des hl. Augustinus bis zu Goethes „Faust" oder Strindbergs „Inferno" oder Oskar Wildes „Zuchthausballade von Reading" so oft in ergreifenden Dokumenten geschildert wurde. Wer daher als Moralpsychologe in die Abgründe von Menschenseelen blicken kann, die ihr Innerstes schonungslos enthüllen, der wird gütig und milde. Er weicht deswegen keineswegs ab von den Grundsätzen der Moraltheologie. Er nennt Sünde, was Sünde, und Todsünde, was Todsünde ist; aber dem Sünder und seiner Wesensstruktur sowie allen Einflüssen, denen eine Seele ausgesetzt sein kann, steht der Moralpsychologe verständnisvoll und barmherzig gegenüber. Er huldigt nicht dem bequemen und faulen Satz: „Alles verstehen heißt alles verzeihen." Wirklich ein träge und trägemachender Satz . . . ein Lotterbett für sittliche Feigheit . . . das morsche Gegenstück zu dem harten Sterbebett dessen, der um der Sünde willen gestorben ist und sein Blut vergossen hat „für die vielen". Aber wo Moraltheologe und Moralpsychologe eins geworden sind, da werden die wundervollen Erlöserworte lebendig und fruchtbar, die aller ringenden Seelen Trost und Hilfe sind: „Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet werden! Verdammt nicht, so werdet ihr nicht verdammt werden! Vergebt, so wird euch vergeben werden! Denn mit dem Gerichte, mit dem ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden, und mit dem Maß, mit dem ihr meßt, wird euch gemessen werden!"

Freilich, auch der mildeste Moralpsychologe ist beauftragt und verpflichtet zu richten: so oft er nämlich als Priester das Heilandswort erfüllen soll: „Welchen ihr die Sünden nachlaßt, denen sind sie nachgelassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten." Je mehr der Priester Moraltheologe und Moralpsychologe in einer Person ist, um so idealer würde der Vertreter der göttlichen Gerechtigkeit sein können, die den möglichst reinen Vollzug der sittlichen Werte fordert, und zugleich der Vertreter der göttlichen Barmherzigkeit, die jedem gutgewillten Menschen bis an das Ende der Welt durch den Priestermund die Einladung verkünden läßt: „Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen." — Der Laie aber möge dem Priester Vertrauen entgegenbringen, seinem Mitmenschen gegenüber jedoch sich an das Heilandswort erinnern: „Was siehst du den Splitter im Auge deines Bruders, den Balken aber in deinem Auge beachtest du nicht? Oder willst du etwa zu deinem Bruder sagen: ‚Laß mich den Splitter aus deinem Auge ziehen', während in deinem Auge ein Balken steckt? Du Heuchler ziehe zuerst den Balken aus deinem Auge; dann magst du sehen, wie du den Splitter aus dem Auge deines Bruders ziehst!"

Ein junger Priester der Weltstadtseelsorge klagte mir seine Not und meinte: „Wenn die Menschen nach der Moral von (er nannte den Namen eines berühmten Autors) gerichtet werden, dann wird nicht ein Prozent selig." In mancherlei Variationen tragen Priester und Laien schwer an dem gleichen Problem.

Trösten wir uns: es wird keiner, der wahrhaft guten Willens ist „und immer strebend sich bemüht", verloren gehen. Nicht ein jeder, der immer bloß sagt: „Herr! Herr!" wird eingehen in das Himmelreich. Aber der Logos Gottes, der Menschensohn selbst, dem jeder Theologe nur ein Diener sein kann im Dienste an den Seelen, wird keinen verdammen, der in seiner konkreten Moralität ehrlich und aufrichtig „unterwegs" war nach der absoluten Moralität — keinen also, der Gott bekannte, anbetete und ihm diente im Geist und in der Wahrheit, so gut er es nur vermochte.

Seelische Schichtungen

I. Struktur und Strukturtypen der Seele

1. — Streng genommen ist der menschliche Geist ein einheitliches und unteilbares Wesen zu nennen. Wenn wir von Seelenvermögen reden, so bedeutet das nichts anderes als die Fähigkeit des Geistes zu verschiedenen und verschiedenartigen Betätigungen, zu Verstandesakten, Willensakten, Gemütsakten, ästhetischen und religiösen Einstellungs- und Bewertungsakten. In jedem dieser Akte äußert sich die ganze Aktivität des Menschengeistes. Wenn der Menschengeist die Dinge betrachtet unter dem Gesichtspunkt des Seins, des Daseins, des Soseins, dann betätigt sich die Geistesaktivität der Seele als verstandes- und vernunftmäßige Einstellung. Wenn der Geist die Dinge betrachtet, so wie sie auf ihn wirken, wie sie ihn froh oder leidend machen, dann ist das affektive Einstellung. Wenn er die Dinge begehrend oder verlangend, an sich ziehend, an sich reißend oder von sich stoßend, wegwerfend betrachtet, wenn er gleichsam zum magnetischen Kraftfeld der Dinge oder zum anziehenden bzw. abstoßenden Pol für die Dinge wird, dann ist das Willenseinstellung, Wille zum Besitz oder Wille zur Distanz, und in beiden Fällen kann es, wenn Wertverwirklichung bzw. Wertnegation oder Wertvernichtung in Frage kommt, eine sittliche bzw. unsittliche Geisteseinstellung sein. Sucht die Geistesaktivität rein intuitiv nach der tiefsten, lautersten, reinen Uridee der Dinge (wir meinen hier nicht den Platonismus und seine Ideenlehre), dann reden wir von ästhetischer Einstellung. Und wenn die Geistesaktivität den letzten Sinn, das tiefste Wesen der Dinge zu ergründen strebt, so ist das metaphysische Einstellung, die in die religiöse ausmündet, wenn das Sinnganze, die Totalität des Weltbilds, das höchste Wertsystem und die Wertbeziehung der Dinge, namentlich ihre Beziehung zum Urgrund des geschöpflichen Seins gesucht oder erlebt wird. Aber immer und überall ist es die eine und unteilbare Aktivität der geistigen Seelensubstanz, die sich nur in verschiedenen Vermögen, die Dinge zu betrachten und zu

erfassen, äußert. Dieser Satz von der Wesenseinheit des Menschengeistes soll, damit nichts von dem Nachstehenden mißverstanden werde, so klar als nur möglich hier ausgesprochen sein. Es gibt keine Teile und Teilungsmöglichkeiten der Seele, mag es, um dies eine Beispiel zu nennen, auch immerhin pathologische Bewußtseinsspaltungen, sogenannte „Persönlichkeitsspaltungen" geben. Das Ich ist immer der Ausdruck einer wesenhaften Einheit des Geistes. Diese kann in pathologischen Fällen in ein Doppel-Ich aufgelöst und aufgespalten erscheinen, es ist dennoch ein übergreifendes Ich-Bewußtsein vorhanden; oder aber es handelt sich um alternierende Bewußtseinszustände, wobei gesundes und krankes Seelenleben ineinanderfließen können. Es gibt auch keine Wesensschichten innerhalb der einen und unteilbaren geistigen Menschenseele. Es gibt wohl verschiedene Bewußtseinsschichten. Aber das sind keine Wesensschichtungen im Geiste selber. Man könnte wohl sagen: das Ich, dieser Ausdruck der geistigen Wesensaktivität, erklimmt verschiedene Höhenlagen oder steigt in verschiedene Tiefenlagen seiner schier unergründlichen Höhen und Tiefen — unergründlich deshalb, weil der Menschengeist selber in seiner Wesensartung ein ungeheures Rätsel ist und bleibt. Er ist ja der himmelstürmendsten Ekstase wie der staub- und schmutzgebanntesten Verkommenheit fähig. Daß in uns eine rastlose geistige Aktivität mit einem individual-persönlichen Ich-Bewußtsein tätig ist, das wissen wir alle. Aber was diese Aktivität ihrem tiefsten Wesen nach ist, das wissen wir wahrlich in verzweifelt geringem Maße, wenn wir unser bißchen Wissen in dieser Sache überhaupt als Wissen bezeichnen wollen. Wir nennen sie Geist, diese rastlose, aller Idealismen und aller Pathologien, vor allem aber aller sittlichen Erhebungen und Fälle fähige Aktivität. Geist! Es ist ein gutes Wort, das den fundamentalen und wesenhaften Unterschied dieses inneren Prinzips all unseres Denkens, Wollens, Fühlens, Handelns, Begehrens, Leidens, Liebens, Hassens von der Stofflichkeit, von der Leiblichkeit, vom Materiellen bezeichnen soll. Aber man müßte seinen eigenen Geist, seine Seele aus sich heraus und vor sich hinstellen können, müßte ihn durchschauen und durchleuchten können wie einen Kristall, um zu sagen: Das ist ein Menschengeist seinem Wesen nach. Solche Erkenntnis, wesenhafte Erkenntnis ist uns in diesem Leben versagt. Die Augen unserer Seele sind geschlossen. Sie werden uns einmal aufgehen, und wir werden sehen, was wir sind. Allerdings, dann werden wir auch zugleich erkennen, wie wir eigentlich sind. Das Erkennen des „Was" ist uns unmöglich, solange wir noch nicht leibfrei geworden sind; aber auch schon

das Erkennen des „Wie" ist lückenhaft und fragmentarisch genug. Und doch hinge so vieles, so Entscheidendes von dieser Erkenntnis unseres „Wie", unserer wirklichen, durch keine Selbsttäuschung verschleierten, hochwertigen oder minderwertigen Eigenschaftlichkeit ab. Alles, was in den folgenden Abschnitten gesagt wird, soll dieser Erkenntnis dienen, eben weil sie so überaus wichtig ist.

2. — Wo nun der Mensch nicht ganz genau und exakt und wesenhaft reden kann, da nimmt er seine Zuflucht zu Analogien und Gleichnissen. Analogien aber sind leicht mißdeutbar, und jedes Gleichnis hinkt. So ist es nur Analogie und Gleichnis, wenn wir von einer inneren Struktur der menschlichen Seele sprechen. Die Menschenseele, so erklärten wir ja doch mit allem Nachdruck, ist etwas Eigenwesentliches, Ungeteiltes, Ungeschichtetes. Sie hat, wenn man exakt reden will, keine Ähnlichkeit etwa mit geologischen Schichtungen. Sie ist etwas ganz innerlich Homogenes. Gleichwohl bedeutet das Wort „Struktur" eine sehr fruchtbare Analogie. Sie erklärt manches Rätsel des Seelenlebens. Denn es ist eine ganz eigenartige, jedem Menschenkenner, Seelsorger, Arzt, Erzieher wohlbekannte Erscheinung, daß es Menschen gibt, deren Seelenleben Schwierigkeiten, Unbegreiflichkeiten, Bruchstellen, ja Verdorbenheiten aufweist, vor denen der Seelenunkundige geradezu ratlos dasteht — um so ratloser, als das Seelenleben des „schwierigen" Menschen anderseits wieder soviel Normales, Klares, ja Schönes aufweist. Pharisäer, Unkundige und Unverständige sprechen hier manches Verdammungsurteil in Bausch und Bogen. Wer mit dem Strukturbegriff arbeitet, der wird viel eher zum Verständnis kommen und — wenn er nicht Richter ist, der eben richten muß — zum Versteher und Helfer zu werden vermögen.

Was heißt nun eigentlich „Struktur der Menschenseele"?

Suchen wir das an einem Bilde zu erläutern! Denken wir uns, zunächst ganz von der Seele absehend, zwei Glasplatten, meinetwegen auch Eisplatten, die so sauber und rein an der Oberfläche abgeschliffen sind, daß man die Schliffflächen, mit denen sie beim Aufeinandergelegtwerden sich berühren, nicht wahrnehmen kann. Die zwei Platten werden uns als eine einzige erscheinen. Fügen wir eine dritte, vierte, fünfte, sechste usw., zehnte, elfte, zwölfte von ganz gleicher Reinheit und Feinheit der Schliffläche hinzu! Die zwölf aufeinander ruhenden Platten werden den Eindruck eines völlig homogenen Glas- oder Eisblocks machen. Dennoch ist es ein Strukturgebilde, und es kann sehr wohl sein, daß die dritte oder sechste oder irgendeine der

zwölf Schichten eine leise, dem nicht ganz scharf prüfenden Auge kaum merkbare innere Bruchstelle besitzt. Wenn nun das Ganze einer gewissen Belastung bzw. Überbelastung ausgesetzt wird, dann wird der innere Bruch in der nicht ganz festen Schicht erfolgen, und er wird mit einem Male deutlich sichtbar werden. Wir hätten in unserem Beispiele auch Metallplatten wählen können, die zu einem Ganzen zusammengeschweißt werden müßten, das man nach dem Verschweißungs- und Verschmelzungsprozeß ruhig wie ein homogenes, also wie ein innerlich ganz gleichmäßiges und einheitliches Gebilde betrachten und behandeln dürfte. Dennoch wenn nur eine einzige der zusammengeschweißten Metallplatten einen Gußfehler oder einen Schmiedefehler, eine vielleicht nur intramolekulare und kaum wahrnehmbare Bruchstelle aufwiese, dann würde Belastung und namentlich Überbelastung sich durch das Offenkundigwerden und unter Umständen durch das Verhängnisvollwerden gerade dieser Bruchstelle äußern.

Wie gesagt, das Gleichnis hinkt, wie jedes Gleichnis hinkt, wenn man es auf die Menschenseele überträgt. Die Menschenseele ist ihrem innersten Wesen nach homogen, einheitlich, unteilbar und setzt sich nicht aus Seelenstücken zusammen. Welch ein Unsinn, von Seelenstücken anders als nur analog reden zu wollen! Aber die verschiedenen Erbanlagen, die Bewußtseinsinhalte, die Erlebnisinhalte können gleichsam (wohlverstanden: gleichsam!) übereinander gelagert sein. Gewiß: sie können sich jederzeit in völliger Homogenität, in reinster Innerlichkeit durchdringen. Jedoch, das lehrt die moralpsychologische wie die psychiatrische Erfahrung, es gibt im Bewußtsein des Menschen wirklich Schichtungen. Das Wort „Schichtungen" ist nur ein Gleichnis und eine Unzulänglichkeit von Gleichnis. Aber gebrauchen wir dieses Gleichnis einmal sozusagen als Arbeitshypothese — und es wird uns sofort vieles verständlich oder wenigstens verständlicher im Menschen, als es uns ohne dieses Gleichnis, ohne diese Arbeitshypothese war.

Es gibt in der Tat Menschen genug, die „sonst" ganz brauchbare und gute Menschen sind, wenn man milde und verstehend urteilt, ohne deshalb auch nur einen einzigen sittlichen Grundsatz in seiner objektiven und unbedingten Gültigkeit zu bestreiten — es gibt solch sogenannter „guter Kerls" genug (mitunter sagt man besser solch „armer Teufel"), die in manchen Dingen rundweg unbegreiflich, oft bis zur Verrücktheit unbegreiflich handeln. Warum ? — Weil es, strukturpsychologisch gesprochen, in irgendeiner Bewußtseinsschicht nicht ganz stimmt. Weil da ein Defekt ist, der, an den Wertmaßstäben gemessen, sittlicher Defekt ge-

nannt werden muß. Ob es ein verschuldeter oder ein unverschuldeter Defekt ist, davon haben wir an dieser Stelle noch nicht zu reden. Aber ein Defekt ist vorhanden. Und es braucht nur eine bestimmte Belastung oder eine leise Überbelastung des Seelenganzen hinzuzukommen, dann ist der innere Bruch, der Riß, der Abgrund in der betreffenden defekten Strukturschicht fertig und äußert sich in Fehlhandlungen, die man moraltheologisch, soweit nicht unzurechenbare Fehlhandlungen in Frage kommen, einfach und mit allem Recht Sünde nennt. Die Belastung heißt Versuchung, die Fehlhandlung Sünde, gegebenenfalls schwere Sünde, Todsünde.

Die Todsünde kann den reuelosen, unbekehrten und unbekehrbaren Menschen verteufeln. Sie verteufelt ihn dann, wenn er verdammt zu werden verdient. Das Verdammen ist freilich Gottes Sache. Gottes unendliche Gerechtigkeit und Barmherzigkeit aber sind eine absolute Bürgschaft dafür, daß keine Menschenseele verdammt werden kann ohne ihre eigene Schuld. Es besteht auch gar kein Zweifel, daß es Teufel in Menschengestalt gibt. Man muß hier nicht an satanische Äußerungen von Bosheit und Verkommenheit allein denken. In allem Ernste sei es gesagt: wer sich dem wertbedrohenden, wertvernichtenden, wertnegierenden Dämon im eigenen Jnnern willenlos, gerne, bewußt, ohne Wertwillen, im bloßen Lust- und Rauschwillen, in reiner und aller höheren Werte barer Vitalität des Trieblebens, des Eros, des Sexus, des Hasses, des inneren Vergiftetseins, der dämonisch-gottlosen Eigengesetzlichkeit seines zügellosen Wollens überläßt, der kann die tote Seele eines Todsünders in sich schaffen, die dem Geiste Luzifers so ähnlich sieht wie ein Bruder- oder Schwesterangesicht. Und der kann vor dem absoluten Träger aller Werte, vor Gott, sowenig bestehen wie das Winkeldunkel vor dem strahlenden Licht. Der muß von ihm weichen, dem Gott des lauteren, heiligen Lichtes, und muß das Wort vernehmen: „Weiche von mir, du Verfluchter!" Und was der gütige Gott verflucht, das muß wahrlich grundböse sein.

Aber wir gebrauchen das Wort „Teufel" beim Menschen auch noch im Sinne von „armer Teufel". Sehen wir uns diese Bezeichnung genau an. Sie enthält nicht ohne tieferen Grund das Wort „Teufel", mag es auch oft mit einem Ton des wehmütigen Bedauerns, mit einem besonderen Akzent auf dem Wörtchen „arm" gesagt werden. Auch beim „armen" Teufel liegt die Möglichkeit vor, daß er dem Satan und seinen bösen Geistern verfalle . . . und manch „armer" Teufel hat wohl als wirkliche Beute des Satans geendet. Jedoch gerade das kleine und trotz-

dem so vielsagende Wort „arm" gibt zu denken. Warum sagen wir „arm"? Weil wir unbewußt Strukturpsychologie treiben bei der Beurteilung von Menschen, die eine unglückselige Erbanlage ins Leben mitbrachten oder in einem bestimmten Gebiete des sittlichen Lebens unmoralisch handeln, während sie im übrigen oft liebenswürdige, freundliche, gutherzige Menschen sind. Es ist etwas ganz Eigenartiges um diese partielle Unmoralität so manches Menschen, in dessen Seele eine Schicht der Wesensstruktur brüchig ist von Geburt an oder im Verlaufe seines Lebens brüchig wurde durch verschuldete oder unverschuldete Einflüsse. Alles, was an Gedanken, Begierden, Worten, Taten dieser Seelenschicht entspringt, ist wie schlechtes Wasser, während die Akte, die aus den übrigen Seelenschichten hervorgehen, wie klare und reine Flut sein können. (Wir vergessen dabei keineswegs, daß wir bei dem Worte „Seelenschicht" in einem unzulänglichen Gleichnis reden.) Sicherlich: wer seine brüchige Seelenschicht erkannt hat und nichts tut, um ihre Mängel zu beheben, soweit das nur möglich ist, der kann sehr leicht zu einem total schlechten Menschen werden. Wenn unter dem Fuße des Eisläufers die Eiskruste zu knistern und Risse zu zeigen beginnt, dann gilt es auf der Hut zu sein: die Risse springen weiter, springen auf die festere Eisrinde über und reißen sie auf, und dann quellen die dunklen Fluten der Tiefe empor. Oder: wo über glühender Lava kaum die erste dünne Haut sich zu bilden anfing, da ist äußerste Vorsicht dem Wanderer Gebot; denn die dünne Schicht kann einbrechen und dann fressen die glühenden Massen, die sofort emporbrodeln, die ganze schirmende Hülle an. So mag es der Seele dessen ergehen, in dem zwar nicht alles, wohl aber die eine oder andere Strukturschicht morsch, brüchig, kaum oder nur sehr wenig belastbar ist. Wer nicht alle Kraft und Vorsicht daran setzt, das Brüchige zu härten, das Morsche unbarmherzig zu entfernen, das Belastungsunfähige von innen heraus stärker und widerstandsfähiger zu machen, dem können Tiefenschichten der Seele mit ihrer Eiseskälte oder ihrer Lavaglut zum bitteren Verhängnis werden, sobald sie durch die Bruchstelle ins Bewußtsein und Willensbegehren schäumen und dort aktiv werden.

Anderseits ist es für die Beurteilung und Behandlung solcher Menschen, die nicht ganz und gar verdorben, sondern nur „partiell" angekränkelt, angefault, angefressen, die nur in einer gewissen Strukturschicht bedroht sind — oder auch in mehreren Seelenschichten —, ich sage, es ist für die Beurteilung und Behandlung solcher Menschen von weitgehendster Bedeutung, nicht zu richten, bevor man erkannt hat, wo es eigentlich fehlt. Und wer einmal

durchschaut hat, wo es einem Menschen fehlt und selber Menschlichkeit und feine, vornehme Güte genug besitzt, der wird lieber helfen als richten. Ein echter Christ dürfte überhaupt nicht richten im Sinne eines definitiv vernichtenden Urteils, den berufsmäßigen oder berufenen Richter, der aus Gerechtigkeitsgründen zum Schutze der Gesellschaft zu richten hat, natürlich ausgenommen. Ein echter Christ sollte immer helfen wollen, soweit die gegebene Lage und besonnene Erwägungen und namentlich die Selbstbeurteilung hinsichtlich der eigenen Hilfefähigkeit das gestatten. Der Priester und Seelsorger muß immer helfen. Es ist das heilige „Muß" seines Amtes. Daß dabei dem Priester wie dem Laien eine gute Kenntnis der Menschenseele und die Kenntnis der Strukturpsychologie unentbehrlich sind, das liegt auf der Hand. Nur wird die Strukturpsychologie hier zur Moralpsychologie, die grundsätzlich an der Moraltheologie, methodisch an der Strukturpsychologie, zum Teil sogar an der jungen Wissenschaft der Medizinischen Psychologie und deren Ergebnissen orientiert ist, soweit es sich um sichere Ergebnisse handelt. Kein einziger Grundsatz der Moraltheologie darf preisgegeben werden, kein einziger. Es kommt aber auf die Methode an, mit der die Grundsätze der Moral den typologisch so grundverschiedenen Menschen nähergebracht werden können. Die Pastoraltheologie und Pastoralmedizin, wie sie bisher geübt wurden, waren Anfänge. Eine systematische und methodologische Moralpsychologie muß hier weiterbauen.

3. — Was wissen wir nun über die konstitutionelle „Struktur" der Menschenseele? Wir wissen manches, was uns wertvolle Hilfen an die Hand geben kann, wenn es gilt, die abstrakten Sätze der Moraltheologie, so absolut auch deren Geltung ist, in den konkreten Menschen von Fleisch und Blut zu verwirklichen, d. h. aus der heiligen und ewigen Hierarchie der Werte und der unabsehbaren Fülle der menschlichen Typologie das in lebendiger, gottebenbildlicher Wirklichkeit herauszuarbeiten, was wir den wertvollen Menschen nennen können.

a) Jeder Mensch bringt eine ihm angeborene Wesensstruktur als seelische Mitgift ins Dasein mit. Wir sind alle „genotypisch" bestimmt, d. h. die Erbanlagen unserer Ahnenreihe wirken sich in uns aus. Nicht alle Erbanlagen der Ahnenreihe werden übertragen auf jeden Geborenen bzw. Nachgeborenen, aber immerhin so viele, daß die Menschenseele bei ihrer Erschaffung in einen ganz individuell gearteten und bestimmten leiblichen Organismus hineingesenkt wird und zeitlebens mit der Artung und physiologischen Bestimmtheit dieses Organismus zu

rechnen, genauer gesagt, zu arbeiten und in den meisten Fällen mit ihm zu ringen und zu kämpfen hat. Das Keimplasma, aus dem wir wurden, ist ein unendlich kompliziertes Gebilde. Es bedingt eine physiologische Kräftekonstellation, die segensvoll und unheilvoll für die Seele werden kann, die in diese physiologische Kräftekonstellation eingebettet wird. Das edelste Traubenreis nimmt in den Früchten, die es als Weinstock trägt, etwas von der Artung des Bodens an, in dem es gepflanzt wurde. Das edle Gottesgeschöpf Menschenseele nimmt etwas von der Artung des leiblichen Organismus an, den es als Lebensgehäuse erhielt. Von den leiblichen („somatischen") Vererbungsgesetzen ist uns nun vieles bekannt; von den geistigen Vererbungsmöglichkeiten und -gesetzmäßigkeiten wissen wir noch soviel wie nichts, vorausgesetzt, daß es eine geistige Vererbung von den Eltern auf das Kind und von den Ahnen und Urahnen auf den Enkel und Urenkel überhaupt gibt. Die Geschichte der Künstler- und Musikerfamilien scheint die Annahme einer Vererbung auch gewisser geistiger und nicht bloß leiblicher Fähigkeiten zu einer berechtigten Hypothese zu machen. Aber es ist einstweilen noch nicht möglich, Genaueres und Zuverlässiges darüber zu sagen. Wie dem auch sei: Tatsache ist, daß wir alle mit einer ganz bestimmten genotypischen Wesensstruktur begabt oder belastet ins Dasein treten. Wie sich diese Tatsache mit der Annahme einer wahren und echten Willensfreiheit vereinbaren läßt, ohne die sittliche Entscheidungen doch nicht möglich sind, darüber werden wir noch manchmal reden. Daß aber ein Alkoholikerkind eine ganz andere physiologische Bestimmtheit in sein Leben mitbringt als etwa das Kind sittlich sehr hochstehender und ihrer ganzen Verantwortlichkeit sich bewußter Eltern, das ist gewiß. Und diese genotypische, somatische Bestimmtheit wird dem Kinde im ersten Falle viel zu schaffen machen, dem Kinde im zweiten Falle vieles erleichtern.

b) Zu der genotypischen Bestimmtheit der menschlichen Wesensart kommt noch die „phänotypische". Darunter ist alles zu verstehen, was ein menschlicher Organismus nicht ererbt, sondern im Verlauf seiner individuellen Lebensentwicklung an physiologischen Eigenschaften sich erworben hat. Und physiologische Eigenschaften sind zwar in gar keiner Weise Ursache seelischen Geschehens, wohl aber eine Voraussetzung, die körperliche Basis, auf der sich seelisches Geschehen vollzieht. Das Gehirn eines Menschen, der aus einer Musikerfamilie stammt, ist genotypisch begabt oder kann es wenigstens sein. Durch die fortgesetzte Übung und Ausbildung, die es in seiner ganzen

Struktur verfeinert, wird es phänotypisch gestaltet. So hängt also die „Musikalität" eines Menschen, um dieses Beispiel zu gebrauchen, von der genotypisch gegebenen wie von der phänotypisch erworbenen Struktur des Gehirns ab. Und was von der „Musikalität" gilt, das gilt — mag es noch so kühn lauten — auch von der Moralität. Hüten wir uns vor Mißverständnissen! Die Seele hat eine wundervolle Gottesgabe, den freien Willen. Mit diesem freien Willen kann der Mensch auch die schwierigste genotypische und phänotypische Konstitution überwinden, solange es sich nicht um ganz ausgesprochene Pathologien handelt, welche den Vernunftgebrauch oder den Freiheitsgebrauch aufheben. Dieses Überwinden mag manchem Menschen herzlich sauer werden — um so besser für seine Moralität, die eben in der sittlichen Gerafftheit und der Bewährung sich zeigt. Aber daß die gegebene oder erworbene Konstitution das Handeln beeinflußt, wenn auch nicht eindeutig und einseitig determiniert, das ist nicht minder sicher als die innere Erfahrungstatsache der Willensfreiheit. Es beweist gar nichts gegen die Willensfreiheit; aber es besagt, daß gewisse Konstitutionen und Typen auf Reize und Motive in einer konstitutionell und typologisch bestimmten Art zu reagieren pflegen. Zu reagieren pflegen — nicht müssen!

c) Die Medizinische Psychologie hat neuerdings *(Ernst Kretschmer)* zwei große Temperamentkreise festgestellt: den der Zyklothymiker und den der Schizothymiker. Ob es daneben noch weitere Temperamentsgruppen gibt, ferner wie die zyklothymen und schizothymen Temperamente durch Erbbeimischungen sich mischen oder „legieren", darüber soll augenblicklich noch nicht geredet werden, weil eine ausführliche Beschreibung der konstitutionellen Temperamente später erfolgen muß. Hier sei nur ganz kurz folgendes gesagt: Das Temperament des Zyklothymikers gleicht mehr einem ruhig dahinströmenden Flusse. Dieser Fluß hat ein ziemlich regelmäßig und beinahe im voraus berechenbares Auf und Nieder von seelischem Wellengang in Freude und Leid, wobei das Tempo des seelischen Wellenganges (die Psychomotilität) ausgesprochen langsam oder ausgesprochen schnell sein kann mit allen zwischen behäbiger Langsamkeit und quecksilbriger Flüssigkeit liegenden Abstufungen. Das seelische Leben des Schizothymikers dagegen ist ein Fluß mit unberechenbaren Unterströmungen, mit jähen Katarakten, mit plötzlichen Uferüberflutungen, mit einem Zickzacklauf, mit oft verhängnisvollen Wirbeln und Strudeln. Sein Wellengang ist nicht rhythmisches Auf und Nieder, sondern Stille oder Sturm, Hochflut oder streckenweises Versanden, und seine Psychomo-

tilität ist höchst ungleichmäßig. Wird nun das moralische Leben eines Zyklothymikers nicht ganz andere Voraussetzungen haben als das eines Schizothymikers? Wird man nicht jedes der beiden Temperamente ganz individuell und völlig verschieden vom anderen zu behandeln haben? Der Zyklothymiker mit seiner Neigung zum Aufgehen in der Umwelt hat einen anderen Weg zum Hochziel der sittlichen Reife und Vollendung als der Schizothymiker mit seiner Neigung zum Innenleben, ja zum Insichhineinleben, zum Sichabschließen von der großen Masse der Mitmenschen, die bis zum Verlust des seelischen Rapports mit anderen führen kann. Wir werden über all das noch bis ins einzelne reden; aber jetzt mögen schon die wenigen Andeutungen, diese leichten Bleistiftskizzen der Temperamente beweisen, wie notwendig Moralpsychologie und Moralpädagogik, und zwar in individueller Anwendung, sind.

4. — Zur genotypisch oder phänotypisch bedingten Konstitution des Menschen, die sich natürlich auch seelisch auswirkt, kommt noch das hinzu, was man die „Erlebnisstruktur" der menschlichen Seele nennen könnte. Es gibt in jedem Menschenleben Erlebnisse von so tiefer und nachhaltiger Wirkung, daß sie in die gesamte Geistesstruktur verändernd, sei es veredelnd oder verschlechternd, eingreifen. Schon durch die sog. „infantilen (Frühkindheits-) Erlebnisse" können „Bahnungen" oder „Hemmungen" oder „Fixierungen" geschaffen werden, von denen im späteren Leben überaus vieles abhängt. Und dieses spätere Leben fügt noch seine besonderen Struktureinflüsse bei. Könnte man die Seele in einen Stein verwandeln, so gliche manche dem wasserhellen Diamant. Aber die Zahl dieser hellen, durchsichtigen, von jeglicher Trübung freien Seelen ist wahrscheinlich, soweit menschliche Beurteilungsmöglichkeiten reichen, nicht sehr groß. Die meisten Seelen wären eher vergleichbar dem Bandachat, den jeder Gesteinskundige kennt. Es ist jener Halbedelstein, der aus dichten Aggregaten von Quarz und Quarzin besteht und dessen verschiedene Lagen, Schichten, Bänder infolge ihrer Porosität Farbbeizen aufzusaugen vermögen. Wiederum nur ein Gleichnis und nichts mehr; das heißt: die menschliche Seele nimmt in ihren verschiedenen Bewußtseinsschichten manche Beize des Lebens an und verliert sie nie wieder; und das gibt ihr die eigentümliche Wesensstruktur, die sie im Unterschied zu anderen Seelen besitzt, die helleren oder dunkleren Farbtöne, die nicht ihr Ganzes durchdringen (obwohl auch das sehr wohl möglich ist), sondern nur gewisse Schichten. Es kann eine „infantile Schicht" in einer Seele zurückbleiben, und manche religiöse Ab-

neigung oder Abwegigkeit, manche erotische Verirrung und leise oder schwere Entartung des sonst ganz gereift und geistig mündig erscheinenden Menschen erklärt sich aus solchen infantilen Erlebnissen auf religiösem oder sittlichem Gebiete, die zu Fixierungen geworden sind. — Eine besonders wichtige Zeit im Menschenleben für die Gestaltung der seelischen Struktur ist die Pubertätszeit. Aus einem jugendlichen Menschen ist erfahrungsgemäß so ziemlich alles zu machen, nach der guten wie nach der schlimmen Seite hin. Es kommt aber alles darauf an, daß ein sogenannter „Dominanzdurchbruch" der guten Wesenselemente erfolge. Eine gemeine sexuelle Aufklärung, ein homosexuelles Erlebnis kann im reifenden Knaben und werdenden Jüngling eine für das ganze Leben verhängnisvolle „Dominante" zum Durchbruch kommen lassen. Die sexuelle Frühverführung eines Mädchens kann ein trostloses Lebensschicksal bedeuten, eben weil eine Dominante die Herrschaft über das Seelenleben erlangt, die erotische oder sexuelle nämlich, die alles unter ihre Triebtendenz beugt. In der Pubertätszeit wird vieles in der Wesensstruktur der Seele festgelegt, sei es, daß eine Seelenschicht mit einer ganz bestimmten Färbung, z. B. der religiösen, idealen, der erotischen, zynischen durchtränkt wird, sei es, daß die gesamte Seelenstruktur von einem starken und nachhaltigen Erlebnis erfaßt und bestimmt wird. *Ludwig Tieck,* dessen Leben immerfort Schwermutsanwandlungen ausgesetzt war, machte im Jahre 1790, als er im Alter von 17 Jahren stand, eine Pubertätskrisis durch, die beinahe eine Pubertätspsychose genannt werden kann. Seine Phantasie war von den entsetzlichsten Bildern gequält. Sie schienen ihm aus der Tiefe seines Innern aufzusteigen und dann von außen her auf ihn zuzuschreiten. Zuerst dachte der fast Verzweifelnde an Selbstmord; aber dann packte ihn ein bis zur fixen Idee gesteigertes Verlangen, den Teufel mit eigenen Augen zu sehen. Der Jüngling glaubte den Satan zitieren zu können, wenn er nachts die Friedhöfe aufsuchte und, auf den Gräbern sitzend, mit lauter Stimme nach dem Teufel rief. Aber kein Dämon erschien; nur die eigene dumpfe Stimme gab dem Rufenden im Echo Antwort. Nach außen hin schien Tieck in jener Zeit zerstreut, vergeßlich, in seinem ganzen Wesen wie verändert. Schließlich fand er die Ruhe und das Gleichgewicht seiner Seele wieder, namentlich wenn er versuchte, sich dichterisch auszusprechen. Auch die erste junge Liebe, die er damals erlebte, wirkte mildernd auf seinen Seelenzustand ein. Die Schwermutschicht in Tiecks Wesensstruktur ist geblieben. Aber ob sie auch geblieben wäre, wenn der Jüngling in jenen schweren Zeiten einen

abgeklärten, gütigen, verstehenden Freund und Führer besessen hätte? Und was hätte aus dem späteren Dichter Tieck damals werden können, wenn eine unglückliche Hand täppisch und verwirrend in sein Seelenleben eingegriffen hätte? Tiecks Beispiel ist in abgeschwächter Form in tausend und aber tausend Pubertätserscheinungen zu beobachten, in denen sich junge Menschen mit dem Neuen und Unbekannten, das in ihrer Seele durchbrechen will, oft bis zur halben Verzweiflung herumschlagen. Sie finden den Helfer und Erlöser nicht, der mit psychologischem Tiefenblick erkennt, wo eine Bruchstelle im Entstehen begriffen ist, und der klärend, festigend, beruhigend, stählend, aufmunternd die werdende Wesensstruktur eines Menschen gestalten hilft, der in diesen Jahren gewonnen werden oder verloren gehen kann. Die Dominante, die in der Pubertätszeit zur Herrschaft gelangt, muß nicht eine bleibende sein. Sie muß nicht einmal die einzige sein. Aber sie ist doch die Dominante, bzw. es sind doch die Dominanten für eine gewisse mehr oder minder lange Zeit. Ihnen gesellen sich im Laufe des Menschenlebens Nebentöne zu, Obertöne und Untertöne, die dann mit der Dominante zusammen gleichsam den Dur- oder Mollakkord, die Harmonie oder Disharmonie ergeben, in der jede Menschenseele individuell abgestimmt erklingt. Einschneidende Erlebnisse werden gewissermaßen zur Stahlsaite, die nun mitklingt und je nach der Stärke, mit der das Schicksal sie anschlug, den Gesamtklang, die Gesamtstruktur des menschlichen Wesensakkordes bestimmt, oft die bisherige Dominante machtvoll übertönend. Der junge *Aubrey Beardsley*, der im Jahre 1898 im Alter von 26 Jahren starb, ist in der Kunstgeschichte als Vertreter einer raffinierten, erotischen Dekadenzkunst bekannt. Eros und Sexus schienen die beiden Dominanten seines Lebens gewesen zu sein, bis ihn ein tödliches Lungenleiden zu Mentone auf das Sterbelager streckte. Wer horcht nicht erstaunt dem neuen Ton in der Seele dieses Menschen zu, der seinen ergreifenden Brief an seinen Freund Smithers durchzittert, wenn er, den Tod schon im Auge, schreibt: „Jesus ist unser Herr und Richter! Lieber Freund! Ich flehe Sie an, alle Exemplare der ‚Lysistrata' und alle unsittlichen Zeichnungen zu vernichten. Zeigen Sie dies Pollitt und beschwören Sie ihn, dasselbe zu tun. Bei allem, was heilig ist, alle obszönen Zeichnungen! Aubrey Beardsley in meiner Todesagonie." Hier hat die Todesnähe den seelischen Grundakkord, der ehedem in einem bacchantisch jauchzenden Dur aufjubelte, in einen dunklen, von den Schauern der nahenden Ewigkeit schon getragenen, flehenden Mollakkord gewandelt; die Wesens-

struktur hat eine Umschichtung erfahren. Oder nehmen wir ein anderes Beispiel von seelischer Strukturwandlung, den berühmten und dann leider so berüchtigten englischen Dichter *Oskar Wilde*. Die Dominante seines Lebens, man könnte mit einem anderen Vergleich auch sagen seine seelische Strukturfarbe, war Genußwille, und zwar raffiniertester und bis zur abscheulichsten Perversität gehender Genußwille. Ganz London kannte den wohl elegantesten seiner Bewohner, der beinahe täglich in seinem prachtvollen Samtmantel oder um der Pfauenfeder willen, die er in der Hand zu tragen pflegte, sich anstaunen ließ. Ganz London wußte, daß Oskar Wilde, der Dichter des „Dorian Gray" und der „Salome" usw. ein fürstliches Einkommen besaß, daß sein Haus von erlesenen Kunstwerken funkelte, daß er ein Meister in der Erfindung neuer Bowlenmischungen war, daß er in Paris eine luxuriöse Wohnung für seine Lebensgenußzwecke unterhielt, daß ihm der König von England die Hand gedrückt hatte — bis eines Tags der vergötterte Oskar Wilde als homosexueller Verführer des jungen Lord Douglas auf der Anklagebank saß und zu zwei Jahren Zuchthaus mit Zwangsarbeit verurteilt wurde, die er hinter den düsteren Mauern von Reading verbüßte. Zu Reading schrieb er das erschütternde Dokument seiner Qual, die bekannte „Zuchthausballade". Zu Reading schrieb er seine nicht minder erschütternden Zuchthausmemoiren „De profundis". Der Günstling des Lebens, der Dandy, dem ehedem keine Speise erlesen und kein Porzellan fein genug war, hat zu Reading gelernt, wie der Zuchthausbrei aus Blechschüsseln schmeckt und — hat eine völlige innere Wendung erlebt, die wahrlich die Bezeichnung „Strukturwandlung" verdient. In dem Werke „De profundis", dieser tiefergreifenden Beichte, schreibt der ehemalige Lebensgenießer, der noch den perlendsten Schaum vom perlenden Schaum des Daseins mit verfeinertsten Nerven auf seinen Lustgehalt zu prüfen gewohnt war, die Sätze: „Ich sehne mich nach dem Leben, damit ich erforschen kann, was jetzt so gut wie eine neue Welt für mich ist. Wollt ihr wissen, was diese neue Welt ist? Ihr könnt es erraten: Es ist die Welt, in der ich die letzten zwei Jahre gelebt habe. Das Leiden und alle Lehren, die wir ihm verdanken, das ist meine neue Welt. Früher war mein ganzes Leben dem Vergnügen gewidmet." Und nach seiner Entlassung aus dem Zuchthaus von Reading hatte Oskar Wilde Gelegenheit genug, das Leiden kennen zu lernen. Er war so bettelarm, daß er seine paar Freunde in Paris, die noch zu ihm hielten, oft um ein bißchen Geld bitten mußte. Im Jahre 1900 starb er, vor seinem Tode noch zum

Katholizismus übergetreten, in einem kleinen Hotel des Quartier Latin zu Paris. Ein halbes Dutzend Menschen begleitete den Sarg zum Armenfriedhof zu Bagneux. Das einzige, was der ehemalige reiche Dandy und Liebling von ganz England mit in die Erde nahm, war ein geweihter Rosenkranz, den er um den Hals trug, und ein Bild des hl. Franz von Assisi, das auf seiner Brust lag. War Oskar Wilde ein schlechter Mensch? Objektiv genommen: ja. Er kannte bis zur tragischen Wendung in seinem Leben keine ethischen Werte oder Unwerte, sondern nur ästhetische — und nicht einmal seine ästhetischen Urteile waren gesund. Vielleicht, nein wahrscheinlich, höchstwahrscheinlich war er sich der Unmoralität seines Tuns wenigstens in den vom seelischen Rausch und Lusttrunkensein freien Augenblicken mehr als einmal bewußt. War er, strukturpsychologisch gesprochen, ein ganz schlechter Mensch? Das ist eine schwer zu beantwortende Frage. Sein Lieblingszitat waren die Worte aus Shakespeares König Lear: „Kein Mensch ist sündig; keiner, sag' ich, keiner; und ich verbürg' es." Nun beweist dieses Zitat noch gar nichts, wenn es auch immerhin zu denken gibt. Mehr jedoch gibt die erste Tat des aus dem Zuchthaus Entlassenen zu denken: es war das ein offener Brief, in dem er gegen die Entlassung eines Gefängniswärters Protest erhob, der einem hungrigen Kinde ein paar Stückchen Keks gegeben hatte. War nicht doch in der Seele Oskar Wildes eine Wesensschicht, in der die Güte wohnte? Sicherlich, diese gute Wesensschicht wurde jahrzehntelang von Schlamm überflutet, aber vorhanden war sie eben doch. Und an sie und um sie kristallisierte sich dann nach der Tragödie der Wille zum guten, zum werthaltigen Leben, wenigstens in seinen guten und lichten Stunden. Es hätte nicht zur Tragödie kommen müssen, wenn irgendwer oder irgendwas früher, ganz früher an die gute Wesensschicht gepocht und ihr Golderz gehoben und von Schlacken gereinigt hätte. Wenn — ja, leider ist es nur ein „Wenn", das wir hier sagen können, freilich auch ein sehr lehrreiches „Wenn". Es gibt eine eigenartige Episode aus der Tragödie dieses so hochbegabten und so tief gesunkenen Menschen, die der Erwähnung wert ist. Als man ihn nach Reading transportierte, stand Wilde in Sträflingstracht und mit kurzgeschorenem Haar beim Zugwechsel auf dem Bahnsteig einer kleinen Station. Ein paar Menschen gingen vor dem Trupp der Sträflinge auf und ab. Einer von ihnen erkannte den Dichter, schritt mit dem Ausruf: „Das ist ja Oskar Wilde!" auf ihn zu und spie ihm mitten ins Angesicht. Wilde zuckte mit keiner Wimper und sprach keine Silbe. Aber nun sei von uns die Frage

aufgeworfen: Wer war in seiner Wesensstruktur in jenem Augenblick der höherstehende Mensch: der Sträfling Oskar Wilde — oder der andere, der da glaubte, ihn öffentlich richten und mit dem Symbol des Anspuckens verdammen zu dürfen und zu müssen? Und wie würde Jesus Christus, den Aubrey Beardsley in seiner Todesagonie aus seiner geänderten Wesensstruktur heraus den Herrn und Richter nannte, genau wie wir Gläubigen es tun . . . wie würde Jesus Christus die von uns soeben aufgeworfene Frage beantworten? Er, der die Tiefen der Herzen kannte wie keiner außer dem Vater im Himmel und die Wesensstruktur eines jeden Menschen durchschaut?

Es muß aber gesagt werden, daß ein solcher Dominanzwechsel eine nicht sehr häufige Erscheinung des sittlichen Lebens ist, wenn man von den Pubertätserscheinungen und den leider oft pathologischen Strukturänderungen im Greisenalter (also etwa in der Zeit des weiblichen Klimakteriums und des männlichen Seniums) absieht. Das psychologisch am eingehendsten geschilderte Beispiel von ethischem Dominanzdurchbruch in der Spätjugendzeit haben wir beim *hl. Augustinus*, dessen „Bekenntnisse" nicht eingehend genug studiert werden können. Ein Gegenstück, an dem der pathologische Dominanzwechsel in der seelischen Struktur eines Menschen genau verfolgbar ist, bieten die „Bekenntnisse" des *Jean Jacques Rousseau*, der im sechsten Jahrzehnt seines Lebens an Verfolgungsideen erkrankte, wie sie bei alten Leuten ja häufig im Zusammenhang mit organischen Erkrankungen auftreten. Im Jahre 1776, zwei Jahre vor seinem Tode, verteilte Rousseau in Paris öffentlich ein Schreiben: „An jeden Franzosen, der noch Gerechtigkeit und Wahrheit liebt." In diesem Manifest klagt er die ganze französische Nation an, daß sie ihn, den Hilflosen, nun seit fünfzehn Jahren durch den Kot der Schmach und Verleumdung schleppe, und daß er von allen um die Wette mit unerhörten Unwürdigkeiten überhäuft werde, ohne jemals auch nur im geringsten die Ursache erfahren zu haben." Und zu Beginn des siebten Buches der „Confessions" klagt der Greis: „Die Decke, unter der ich atme, hat Augen, und die Mauern, die mich umgeben, haben Ohren. Von Spionen und wachsamen Aufpassern voll Übelwollen umgeben, kann ich nur ängstlich und zerstreut in aller Hast ein paar unterbrochene Worte aufs Papier werfen, und kaum bleibt mir Zeit, sie noch einmal durchzulesen, geschweige denn, irgendetwas davon zu verbessern. Ich weiß, man fürchtet unaufhörlich, die Wahrheit könne trotz der ungeheuren Schranken, die man ununterbrochen rings um mich aufrichtet, doch einmal durch irgendeinen Spalt

dringen. Wie soll ich es anstellen, daß sie es wirklich tue? Ich versuche es: mit wenig Hoffnung auf Erfolg.“ So schreibt der nämliche Rousseau, dem früher die Worte aus der Seele und der Feder flossen, wenn er von einer Nacht unter freiem Himmel in der Nähe von Lyon sagt: „Der Abend war unvergleichlich, das lechzende Gras wurde vom Tau erquickt, es ging nicht der leiseste Wind. Die Nacht war ruhig und heiter, die Luft frisch, ohne kalt zu sein, die Nachtigallen sangen mich in Schlaf. Mein Schlummer war süß, mein Erwachen war es noch weit mehr, als ich um mich her das Wasser, das entzückende Grün und die herrliche Landschaft erblickte. Frohen Mutes sang ich ein Liedchen, indem ich gegen die Stadt hinging, um mir ein Brot zu kaufen.“ Es ist interessant, auch die Jugenddominanten dieses zuletzt pathologisch entarteten Geistes kennen zu lernen. Er bekennt selbst: „Ich habe sehr heftige Leidenschaften, und solange diese in mir toben, ist meinem Ungestüm nichts gleich. Ich kenne weder Schonung, Ehrerbietung, noch Furcht, noch Wohlanständigkeit. Ich bin frech, unverschämt, heftig, kühn. Schande hält mich nicht zurück und Gefahr schreckt mich nicht ab. Außer dem einzigen Gegenstande, der mich beschäftigt, ist das Universum nichts für mich.“ Jedoch gleich neben dieser Selbstzeichnung stehen die moralpsychologisch bedeutsamen Worte: „All das dauert nur einen Augenblick, und im folgenden bin ich gleichsam schon vernichtet. Man fasse mich im Augenblick der Stille, und ich bin die Trägheit und Furchtsamkeit selbst. Alles erschreckt mich. Ich stutze vor allem. Eine Fliege, die vorbeisummt, jagt mir Furcht ein. Nur ein Wort, das ich sagen, nur eine Bewegung, die ich machen soll, setzt meine Trägheit in Schrecken. Furcht und Scham spielen so sehr den Meister in mir, daß ich mich vor den Augen aller Sterblichen verbergen möchte.“ Und weiter heißt es: „Auch dies ist eine meiner Eigentümlichkeiten: ‚Mitten unter dem Joch einer angenommenen Gewohnheit kann ein Nichts mich davon losmachen, mich verändern, mich an sich ziehen, mich in Leidenschaft setzen, und dann ist alles vergessen.‘“ Wiederum, wie bei Oskar Wilde, sei die Frage aufgeworfen: Wenn Rousseau damals in gute Führerhände gekommen wäre, anstatt zu einem Kupferstecher von grober und heftiger Gemütsart in die Lehre gegeben zu werden, ausgerechnet in dem entscheidenden Alter von fünfzehn Jahren? Was wäre dann aus Rousseau geworden? Er gibt im ersten Buche seiner „Confessions“ die Antwort selber: „Ich hätte ein guter Christ, ein guter Bürger, ein guter Freund, ein guter Hausvater, ein guter Arbeiter, in jeder Weise ein guter Mensch werden können.

Ich hätte meinen Stand geliebt und ihm Ehre gemacht und wäre nach ruhigem, sanftem Leben feierlich inmitten der Meinigen gestorben und vergessen worden. Statt dessen: welch ein Gemälde von Unglück habe ich zu entwerfen!" Als der junge Rousseau die Bekanntschaft des savoyschen Abbé Gaine machte, war es zu spät: der verhängnisvolle Durchbruch der „Vagabundendominanz" hatte sich in dem Jüngling, dessen Seele voll von stärksten Strukturspannungen widerspruchsvollster Art war, bereits vollzogen.

Doch genug der Beispiele! Sie sind nicht Literatur, sondern leidenschaftlich pulsierendes Leben. Aber sie sind immerhin nicht Alltagsleben, denn nicht jeder ist ein Tieck oder ein Beardsley oder ein Wilde oder ein Rousseau oder gar ein Augustinus. Dennoch: diese bekannten und berüchtigten oder, wenn wir an den großen Augustinus denken, berühmten Namen sind von typologischer Bedeutung für die seelische Struktur, die seelische Dominanz, den Struktur- und Dominanzwechsel von Hunderttausenden, nein, von allen Menschen und jedem einzelnen. Es hat jeder ähnliche Erlebnisstrukturen, auch wenn er Heinz oder Kunz heißt; es gilt nur aus diesen typologischen Beispielen die moralpsychologischen bzw. moralpädagogischen Folgerungen und Nutzanwendungen zu ziehen.

5. — Diese jedoch sind nicht ganz leicht und unvermittelt zu gewinnen, wenn man ein Weiteres bedenkt; daß nämlich die genotypische, die phänotypische und die biotypische (ist gleich: Erlebnisstruktur) sich oft, wenn man nicht sagen muß, regelmäßig im Menschen überlagern, durchkreuzen, verschmelzen, um dann wieder jäh auseinanderzugehen, bis neue, nicht selten unberechenbare Durchkreuzungen und seelische „Schübe" (man denke nur an die schizothymen Temperamente!) sich zeigen. Die Menschenseele könnte einem mitunter, und besonders wenn man es mit schwer verstehbaren, kaum auf eine einzige Strukturformel zu bringenden Menschen zu tun hat, wie ein elektrisches Kabel vorkommen, das aus mehreren ineinander verschlungenen Leitungsdrähten besteht, dem genotypischen, dem phänotypischen, dem biotypischen Wesensstrang. Und es ist, als würde der geheimnisvolle Strom der geistigen Aktivität von einem der Stränge zum anderen überspringen. Es bedürfte beinahe eines eigenen Buches, wollte man die Quintessenz dieses Vergleichs im einzelnen ausführlich darlegen und durch lebendige Beispiele illustrieren. Die lebendigen Beispiele werden wir später in reicher Anzahl kennen lernen. Über die Quintessenz des Vergleichs aber sei hier nur kurz folgendes gesagt: Der Mensch ist in den meisten Fällen ein höchst kompliziertes Wesen, auch da, wo er auf einen Reiz, auf

ein Motiv anscheinend mit einer bloßen „Primitivreaktion" zu antworten sich anschickt. In jedem von uns sprechen die Stimmen unserer Ahnen mit, die im Rauschen unseres Blutes flüstern, raunen, rufen. In jedem von uns spricht die individuelle Temperamentartung mit. In jedem von uns sprechen die unterbewußt wirksamen, die unterbewußt aufbauenden und die unterbewußt unterhöhlenden, Einstürze und Zusammenbrüche vorbereitenden Lebenserfahrungen neben den bewußten mit. Das alles zusammen spricht mit, wenn wir begehren, handeln, unterlassen. Aber was im gegebenen Augenblicke die führende Stimme hat in einem Menschen, das ist oft unendlich schwer zu sagen. Und doch sollte man es wissen, wenn man zu beurteilen, zu formen, zu führen hat. Man sollte es wissen, um sich selbst und um andere zu erkennen. Wie sagt Fürst Myschkin in Dostojewskis Roman „Der Idiot", wo es sich einmal um das Verständnis einer völlig unerklärlich scheinenden Seele handelt? „O wenn Aglaja nur wüßte," sagt Fürst Myschkin, dieser typische Alles-Verstehende, „alles wüßte . . . unbedingt alles müßte es sein! Denn in solchem Fall muß man alles wissen, das ist das allererste! Denn niemals können wir ja alles erfahren über den anderen, gerade wenn dies am nötigsten ist, wenn dieser andere schuldig ist!"

In der Tat ist moralpsychologisch die Kenntnis um alle treibenden Innenfaktoren gerade dort am notwendigsten, wo es sich um einen an sich, an anderen, an Gott Schuldiggewordenen und um seine Wegführung von der Schuld, um seine Höherführung zu den Werten des besseren Ich handelt. Denn nicht nur von außen her kann ein Mensch schuldig werden, sondern auch und vielleicht mehr noch von innen heraus, von seiner strukturpsychologischen Seite her. Erkennen heißt freilich noch nicht Wollen; aber das Wollen wird vom Erkennen her bestimmt. Und die Wesensstruktur ist doch ein unermeßlich wichtiges Objekt der sittlichen Erkenntnis. Ein Menschenkenner von solch unerhört tiefen Einblicken namentlich in die negativen Möglichkeiten des Ich, wie Dostojewski einer war, hat nicht umsonst die innere Struktur („sklad mysli") des Menschen als ein wichtiges Ziel der Seelenforschung bezeichnet — der Seelenforschung, die, so wollen wir hinzufügen, die barmherzige Schwester der auf die positiven Möglichkeiten des Ich einzustellenden Seelenführung ist.

6. — Ist es nun möglich, Hauptstrukturtypen der Menschenseele festzustellen?

Man darf die Frage wohl bejahen.

a) Es scheint einen vorwiegend intellektualistischen

Typus zu geben. Er verkörpert sich in all den Menschen, die unter einer Vorherrschaft der Verstandesbegabung stehen und deren Einstellung zu der problematischen Seite des Daseins mehr theoretisch, zu der praktischen Seite des Daseins mehr ökonomisch ist. Das heißt: der Intellektualist kann ebensogut Denker, Berechner, Forscher, Entdecker, Analytiker, Synthetiker, Systematiker, Logiker sein als auch Schaffer reiner Existenzwerte, ein Mensch der Wirtschaftsökonomisierung, Unternehmer oft in größtem Ausmaße — aber immer und in jedem Falle steht er in jener ganz eigentümlichen Distanz zu Menschen und Dingen, die man als die Distanz der Perspektive bezeichnen könnte. Das kann nun eine makro- und teleskopische und kann eine mikroskopische Perspektive sein. Stets aber ist ein gewisses Unbeteiligtsein der übrigen Seelenkräfte festzustellen, ein vielleicht gleichgültig und lässig anmutendes Unbeteiligtsein, ein Unvermögen, von der Abstraktion und Reflexion wegzukommen zur pathosgetragenen Tat, zum Gefühl und zur gefühlsbetonten, nicht bloß verstandesmäßigen Einfühlung. Der intellektualistische Typus hat den klaren, scharfen, ganze Riesenflächen umspannenden Blick des Kondors, des Bergadlers — aber er ist seiner Wesensstruktur nach nicht oder nur in geringem Grade gewillt (wie sollte er auch als Intellektualist gewillt sein!), er ist also nicht gewillt, sich aus seiner schwebenden Höhe zu einer innigeren Berührung mit den Objekten seiner intellektualistischen Einstellung herabzulassen. Er hat gleichsam nur eine Daseins-Optik, keinen quellhaft aus seinem Inneren sprudelnden Wertwillen, Machtwillen, keinen eigentlichen Liebeswillen. Der Intellektualist würde am liebsten alles formulieren, in Begriffe, in Systeme, in Schemata, in Thesen oder Hypothesen, in Schablonen, in Konstruktionen formulieren; er würde das Leben so gerne in Paragraphen, in Kanones, in Rubriken, in Syllogismen zusammenfassen, auch wo das Leben anfängt irrational zu sein und sich nicht mehr in das eherne oder filigranene Netz des irgendwie Konstruierten, Erdachten und Zerdachten einfangen und einschließen läßt. — Es ist leicht zu begreifen, daß Menschen mit solch vorwiegend intellektualistischer Wesensstruktur vieles verstehen und vieles sagen können, was Andersgeartete eben auf anderem Wege sich aneignen, sei es erlebend oder erliebend oder erleidend oder erobernd oder erringend oder erbetend. Ihre Moral ist natürlich die gleiche wie die Moral aller anderen Strukturtypen, denn die Moral, die Werthierarchie ist etwas Objektives und Absolutes und Allgemeingültiges. Aber die Wege der Intellektualisten zu ihrer konkreten Moralität müssen naturgemäß andere sein als die Wege anderer Strukturtypen,

so gewiß z. B. der Weg vom Gottesbegriff zur Gottesliebe ein ganz anderer ist, als etwa der Weg vom religiösen, vorbegrifflichen und „vorwissenschaftlichen" Gotteserlebnis oder gar vom mystischen Gotteserlebnis zur Gottesliebe.

b) Es gibt einen vorwiegend voluntaristischen Typus. Dessen Wesensstruktur ist vom Machtwillen so durchtränkt, daß hinter diesem Machtwillen, hinter dieser spezifischen Farbbeize des Voluntaristen alles Problematische der Menschennatur zurücktritt, daß aber auch alle Daseins- und Lebensprobleme von diesem Strukturtypus mehr willensmäßig angefaßt und gelöst oder auch zerhauen und zerbrochen werden. Der den berühmten Gordischen Knoten schürzte, war sicher ein Intellektualist, der insgeheim seine Freude an der Frage hatte: Wer wird den Knoten lösen, wobei ihn sicher mehr die Lösung als die Person des Lösenden interessiert hatte. Alexander der Große löste den Gordischen Knoten nicht, sondern zerhieb ihn. Der Intellektualist würde sagen: Das ist keine Lösung. Der Voluntarist dagegen sagt: Es ist jedenfalls die einfachste und rascheste, die es gibt, und daher auch die vernünftigste. An der Frage der Richtigkeit und Vernünftigkeit einer solchen „Lösung" aber würden Intellektualisten und Voluntaristen wohl in ewigem Streit bleiben. Es hat eben jeder seine strukturtypisch eigene Art, seine ganz individuelle Art, mit allen Verknotungen des Daseins fertig zu werden. Und wem unter den Sterblichen schürzte das Schicksal keine Knoten in das Lebensseil? Jedenfalls müssen Intellektualisten und Voluntaristen sehr verschiedene Wege zu den letzten sittlichen Zielen der werthaltigen Persönlichkeit gehen, wenn auch die letzten Ziele zwar nicht in ihrer personalen Verwirklichung, wohl aber in den theoretischen Forderungen die gleichen sind. Eine Madonnenstatue aus Marmor und eine Madonnenstatue aus Lindenholz sind das gleiche Bildnis bzw. Abbild — aber ihre innere Struktur ist doch eine verschiedene. Wieder ein Gleichnis! Aber schließlich können wir Menschen vom Tiefsten doch nur in Gleichnissen reden. Ein Intellektualist ist Kristall, ein Voluntarist ist kaum zur Statik geronnene und verfestigte Lava. Man kann den Kristall und kann die Lava schleifen; aber sie werden das gleiche Licht in sehr verschiedener Weise spiegeln. Die Anwendung des Bildes auf den lebenden Menschen und dessen sittliche Wesensart bzw. Wesensbildung ist leicht zu vollziehen.

c) Es gibt einen Sentiment- und Ressentiment-Typus. Seine Basis ist das überwiegende, oft geradezu überwuchtige Gemütsleben. Der Mensch mit Sentimentstruktur ist keineswegs als gleichbedeutend zu setzen mit dem, was man gemeinhin den

„sentimentalen Menschen" nennt — eine Bezeichnung, bei der man nicht gerade an einen sittlichen Hochtypus zu denken pflegt. Der sentimentale Mensch hat schon zu viel Gemüt, der Sentimentmensch ist zunächst nur ein Mensch mit stark gefühls- und gemütsbetontem Innenleben. Er ist nicht Kristall. Kristall ist zu klar, zu geformt, wohl auch viel zu gehärtet, als daß man den Sentimentmenschen mit Kristall vergleichen könnte. Er ist auch nicht erstarrte Lava. Aber er ließe sich etwa mit flüssiger Lava in ein Bild zusammenbringen, wenngleich Lava schon zu viele Härtemöglichkeiten in sich trägt, während der Sentimentmensch kaum je zu einer solchen Strukturhärte gelangen kann. Ton, Wachs sind Bilder für den Sentimentmenschen mit seiner seelischen Beeindruckbarkeit, leichten Formbarkeit und wachsähnlichen Schmelzbarkeit. Wenn nun Wachs zur Opferkerze gestaltet werden kann, die sich leuchtend, leise wärmend, still dienend selbst verzehrt, so ist damit schon gesagt, wie wenig der Sentimentmensch a priori als minderwertig betrachtet werden muß. Kristall hat leicht innere Strukturtrübungen, Lava hat leicht verborgene Bruchstellen, Wachs kann leicht auch in der feinsten und edelsten Kerzengestalt sich neigen und beugen und kann zerfließen. Es kann — es muß nicht so sein. Aber wiederum ist es klar: man formt Kristall, Lava und Ton oder Wachs mit ganz verschiedenen Mitteln und zu ganz verschiedener Gestaltung. — Was den Ressentimentmenschen angeht, so baut sich dessen Struktur auf einer inneren Knickung auf, das Wort analog dem in der Geologie gebräuchlichen Begriffe genommen. Ressentiment ist eine dauernde Tönung des Gefühlslebens; es entspringt einer das Sentiment tief verwundenden, knickenden, beinahe zerbrechenden Lebenserfahrung. Sentiment war einmal wie glühende Lava, in die urplötzlich und urgewaltig oder auch langsam sickernd eiskalte Wasser einbrachen . . . aus den inneren Strukturveränderungen der abkühlenden Glut, aus den inneren Rissen und Hohlräumen, die nicht wieder ausgefüllt wurden, entstand die Ressentimentstruktur. Oder auch aus dem mit Fremdinhalten angefüllten Vakuum der ehedem für irgendwen oder irgendwas glühenden Seele. Wer diese Seelen in die Hand nimmt, sie zu gestalten versucht, der bemerkt vielleicht, wenn er nicht psychologisch gut geschult oder unbegabt ist, wie ihm oft etwas in solchen Seelen unter der Hand zerbricht. Nun ist es gut, daß die Seele eine organische Wesensstruktur hat, im Gegensatz zur unorganischen des hier im Vergleich erwähnten Lavagesteins. Allem Organischen, auch wenn es innerlich geknickt, wenn es im Menschen ressentimenthaft geknickt ist, kann man helfen. Das ge-

knickte Rohr läßt sich wieder aufrichten. Der Ressentimentmensch läßt sich seelisch wieder hochbringen, sein Vakuum läßt sich ausfüllen, seine sentimentverändernde Strukturtönung läßt sich umtönen, die Fremdstücke, die in ihn und sein ursprüngliches Gefühlsleben eingedrungen sind, sowie die verhängnisvollen Spannungen seines Innern, die zu noch verhängnisvollerer Entladung drängen, lassen sich beseitigen. Mit welchen Methoden — darüber haben wir an anderem Orte zu reden.

d) Ein ganz eigentümlicher Strukturtypus ist der des Ästhetikers, des sinnendurstigen und sinnentrunkenen Menschen. Selbstverständlich ist hier nicht die niedrige, gemeine, rohe Sinnlichkeit gemeint, sondern das Wohlgefallen an der sinnenfälligen Schönheit und das Schönheitsverlangen, das als Freude und Sehnsucht nach Licht und Farbe, nach Klang und Wohllaut keimhaft in jeder Seelenstruktur liegt und in der des Ästhetikers nur vom Keim zur vollentfalteten Blüte sich entwickelt hat. Dieser Strukturtypus spaltet sich eigentlich in zwei Typen: in den rezeptiven und den produktiven. Der rezeptive, der des Schönheitgenießenden ist der häufigere; der produktive, der als schöpferischer oder Künstlertypus angesprochen werden kann, ist der seltenere. Gemeinsam ist beiden die prinzipiell ästhetische Einstellung zum Leben und zu allen Lebensphänomenen. Intellektualismus ist hier gar nicht oder nur fragmentarisch vorhanden. Voluntarismus ist beim rezeptiven Typus kaum zu finden, beim produktiven erscheint er mehr in der Form eines elementaren Sichauswirkenmüssens, das ein Sichauswirkenwollen überflüssig macht. Dieser produktive Ästhetikertypus ist nun bezeichnenderweise und nicht, wie mancher glauben möchte, seltsamerweise manchem Voluntaristentypus strukturverbunden. Die allergrößten Willensmenschen sind in der tiefsten Tiefe ihrer Wesensstruktur zugleich auch ästhetische Gestalter ersten Ranges gewesen. Das ist nicht verwunderlich. Alles ganz große Wollen ist in seinen letzten Zielen nie bloßes Machtwollen, Macht-haben-wollen; es ist ein Schaffenwollen, das irgendwie in einer Analogie zu der schöpferischen Tätigkeit Gottes selber steht. Wenn Gott auf Erden ein relativ seiner Wesensart und Tätigkeit am nächsten kommendes Ebenbild hat, dann ist es der große, intuitiv und mit elementarer Kraft gestaltende Künstler, der die Ewigkeitswerte der Erde schafft, indem er die abstrakte Idee auf irgendeinem Gebiete in konkrete Formen bannt. Der „Stoff" für dieses Bannen der Idee in ihre adäquate Form muß nicht Stoff im Sinne der Materie, also des Marmors, der schwingenden Saiten, der leuchtend gewordenen Leinwand sein. Es kann

auch z. B. ein ganz großer Politiker Länder, Kontinente bzw. die auf ihnen lebenden Menschen durch seine gestaltende Kraft in ihre adäquate Daseinsform zwingen. Ja, man kann sagen, daß nie ein ganz großer Politiker war, der nicht (wenn auch oft unerkannter und ungewürdigter) Künstler gewesen wäre, ein Schöpferischer, um genauer zu reden. Und da keiner im wahren Sinne Schöpfer sein kann, ohne Ewigkeitswerte oder wenigstens Säkularwerte schaffen zu wollen, muß sofort hinzugefügt werden: nur der sittlich Große, der persönlich Werthaltige wird Säkularwerte und Ewigkeitswerte schaffen können, so wahr nur das an Ideen, Idealen, Werten Orientierte die Quelle des dauernd Dahinströmenden werden kann. Jeder wahrhaft große Formgestalter und Weltgestalter hatte, bewußt oder unbewußt, schlechthin Ewiges im Sinn, mag das Gestalten auch hinter dem Sinnen oft genug zurückgeblieben oder nur wie ein Flach- und Halbrelief oder ein kaum angedeuteter Torso in dem zu gestaltenden Stoff steckengeblieben sein. — Aber wir haben ja augenblicklich von der Wesensstruktur des Ästhetikers nur im allgemeinen zu reden. Wo er ein Ewigkeitswerte Schaffender oder Anstrebender ist, da ist es eine beneidenswerte Wesensstruktur, die ihn zum produktiven Menschen macht; und eigentlich kann kein Mensch eine Ader wenigstens von dieser Wesensstruktur entbehren, kein Mensch, der die Aufgabe hat, etwas zu „schaffen", aus der hochzeitlichen Vermählung von Stoff und Geist etwas hervorzubringen, was ohne ihn nicht wäre und vor ihm nicht war, aber nach ihm sein wird, weil er selbst in seinem Geschaffenen auch weiterlebt und weiterwirkt. Der rezeptive Typus des Ästhetikers hat eine weniger beneidenswerte, oft sogar eine verhängnisvolle Struktur. Er erlebt nur, wo der Produktive erlebt und in Lebensformen gießt, was er erlebte. Der Rezeptive erleidet nur, wo der Produktive erleidet und erringt, erzwingt, ersiegt, nachdem „ein Gott ihm gab zu sagen, was er leide". Der Rezeptive bewundert, der Produktive dagegen schafft das Bewundernswerte und Wundervolle. Der Rezeptive hat seine Idyllen und seine Tragödien; der Produktive dagegen schafft anderen die Idyllen ihres durchsonnten Glücks und wächst an seinen Tragödien zum Propheten und Heros für viele empor. Im Großen, im Titanenformat vermag nur der Produktive zu werden und zu wirken, während der Rezeptive im Miniaturformat lebt und gestaltet oder, was weit häufiger ist, genießt. Die Wesensstruktur beider enthält wohl die gleichen Urelemente — aber sie sind im rezeptiven Ästhetikertypus kaleidoskopisch, im produktiven Typus dagegen makrokosmisch gelagert und unter-

scheiden sich wie ein Raketensternregen vom ewig um seine ewige Achse kreisenden Sternenhimmel. Das bedeutet sehr viel für die moralpsychologische Erfassung dieser beiden Typen und noch mehr für ihre moralpädagogische Gestaltung.

e) Fraglich mag es erscheinen, ob man von einem eigenen religiösen Strukturtypus reden oder ob man behaupten soll, die religiöse Struktur liege in jedem Menschen zum mindesten keimhaft, quasiembryonal. Die zweite Annahme dürfte der Wahrheit näher kommen. Das ewig Suchende, ewig Fragende, ewig unruhvoll sich Sehnende, ewig Hungernde und Dürstende in jedem Menschen, das ist die religiöse Wesensstruktur. Allerdings, diese kann den übrigen Strukturelementen in einer Form beigegeben sein, daß der gesamte Wesenston, in dem eine Seele für das Ohr des liebevoll und ganz aufmerksam Horchenden erklingt, von dieser religiösen Legierung wesentlich bestimmt wird, wie der Ton einer Glocke vom Gehalt ihrer Gußmasse an Metall dieser oder jener Art. Erz, Stahl, Bronze klingt anders als Silber oder ein feiner Glasstab. Und wenn einer nur eine heisere Schelle oder eine zersprungene Glocke zu sein scheint, die beide mißtönig läuten, so kann Erbschuld, persönliche Schuld und fremde Schuld Ursache sein, daß kein reiner Ave-Klang aus der Seele des religiös anscheinend gar nicht oder schlecht strukturierten Menschen zum Himmel steigt. / Aber die Verantwortung trifft jeden nicht für das, was er wurde durch anderer Schuld, sondern für das nur, was er blieb durch seine eigene. Wem fällt hier nicht die symbolische Gestalt des Knopfgießers aus *Ibsens* „Peer Gynt" ein, der dem in der Welt fahrig herumgefahrenen Peer Gynt einen gründlichen Umguß in Aussicht stellt? Oder wer erinnert sich nicht der Worte, die wie ein Gerichtsurteil von den nie geklungenen Klängen auf Peer Gynt, den Stummgebliebenen, eindringen: „Wir sind die Lieder — du solltest sie singen. Du zwangst uns nieder — ach: durften wir klingen! In deines Herzens Tiefen stille wir warteten: dir war's ja gleich, ob wir schliefen, ob frech entarteten!" Denn gerade in bezug auf die religiöse Wesensstruktur des Menschen gilt das geheimnisvolle, mystischen Tiefsinnes volle Wort Christi: „Wer hat, dem wird gegeben; wer aber nicht hat, dem wird noch genommen, was er hat" (Mark. 4, 25). Die religiösen Strukturelemente der Seele erblühen leichter und schöner, aber verkümmern und entarten auch rascher und bitterer als alle anderen, wenn nicht die Treue sie unablässig schirmt und hütet und hegt und pflegt.

7. — Ist moralpsychologisch mit der Erkenntnis, daß es verschiedene Wesensstrukturen der Menschen gibt, etwas gewonnen?

Ja, die Einsicht in die Notwendigkeit einer ganz individuellen Einfühlung in jeden Strukturtypus und einer ganz individuellen moralpädagogischen Behandlung eines jeden. Gewiß, es gibt nur eine einzige Moral und nicht individuell verschiedene „Moralen". Aber Moral und Moralität eines Menschen sind verschiedene Dinge; und überdies sind die Wege zur Moralität des konkreten Einzelmenschen so verschieden, wie die Wege über weichen Sand, über harten Granit, über lockeres Geröll, über Eis und Firn ein gleiches Ziel haben können und dennoch sehr verschiedene Gangarten und Trainierungen erfordern. Nehmen wir, um das Gesagte kurz erläuternd zusammenzufassen an, vor einem Seelsorger (den Begriff soweit als nur möglich genommen) stehen ein Arzt von vorwiegend intellektualistischer, ein Großbauer von voluntaristischer, ein junges Mädchen von sentimenthafter, ein Arbeiter von ressentimenthafter, ein Altphilologe von rezeptiv-ästhetischer, ein Journalist von produktiv-ästhetischer, ein Abiturient von stark religiöser Wesensstruktur! Nehmen wir diese Gestalten als Vertreter der Strukturtypen an, obwohl wir ebensogut den Intellektualisten ein andermal im Amtsrichter, den Voluntaristen im Bürgermeister, den Sentimenthaften im „nicht weitergekommenen" Klavierlehrer, den Ressentimenthaften im Hilfsschullehrer, den rezeptiv Ästhetischen im Buch- und Kunsthändler, den produktiv Ästhetischen im jungen Dombaumeister, den Religiösen im soeben zur Kirche übergetretenen Konvertiten verkörpert sehen können, die alle in irgendeiner Großstadtpfarrei um ihren Pfarrer suchend oder fliehend sich bewegen . . . nehmen wir, wenn einem Leser das lieber ist, andere Typen, wie sie z. B. Dostojewski in den „Karamasows" in so überwältigender Typenfülle von Wesensstruktur bietet oder in seinem Roman „Der Idiot" . . . nehmen wir, es ist ganz gleich welche Strukturtypen — nach den Ausführungen, die hier stehen und durchdacht und am Leben nachgeprüft werden sollen, wird es jedem um eine Menschenseele beruflich oder karitativ Besorgten, jedem Arzt, Juristen, Theologen, Pädagogen ohne weiteres einleuchten, daß Strukturpsychologie und Moralpsychologie wie Moralpädagogik soviel miteinander zu tun haben, daß sie sich in Zukunft nicht mehr entbehren können.

Und wer sich noch einmal daran erinnert, daß es innerhalb der fundamentalen oder totalen Wesensstruktur einer jeden Seele noch eigenartige „Schichtungen" gibt; Schichtungen mit heimlichen Gußfehlern sozusagen oder kaum wahrnehmbaren Bruchstellen; Schichtungen, von deren Tragfähigkeit das Schicksal des Ganzen abhängen kann, wenn die Belastungsprobe bestanden

werden muß — wer all das Gesagte zusammennimmt, der wird ahnen oder muß schon erkennen, daß nichts so undurchsichtig ist wie eine Menschenseele und daß nichts so sehr zur Durchsichtigkeit gebracht werden muß als gerade die Seele. Denn in ihr muß Licht und Klarheit geschaffen werden, damit durch die licht und klar gewordene Seele die Werte verwirklicht werden können, wie die Sterne des Himmels zum zweitenmal leuchten aus den Tiefen des ruhenden Meeres.

II. „Der ich bin . . . der ich könnte sein."

1. — In einem Gedichte von *Christian Friedrich Hebbel* steht die Strophe:

„Doch nur vergebens ranke
Ich mich empor. Es sprengt
Von oben kein Gedanke
Den Ring, der mich beengt.
Da fühl' ich mich dann schauernd
Wie niemals noch allein,
Und der ich bin grüßt trauernd
Den, der ich könnte sein."

Der Dichter und Mensch Hebbel, dessen seelische Wesensstruktur wahrlich eine eigene Studie wert ist, wußte sehr wohl, wie die seltsame Zwiespältigkeit seines Wesens zeitlebens ihn bitter, bis zur Tragödie bitter, empfinden ließ, was er war und was er hätte sein können. Wir reden lediglich vom Menschen Hebbel, der sich in Hamburg durch die ihm grenzenlos ergebene Näherin Elise Lensing, die ihm zwei Kinder gebar, unterhalten ließ, weil er gänzlich mittellos war. Stellen wir ohne jegliches Urteil einfach fest, daß Hebbel weder diesem Mädchen noch seinen Kindern seinen eigenen Namen gegeben hat; daß er das Glück der Ehe mit der Schauspielerin Christine Enghaus genoß; daß Elise Lensing, wenn auch ausgesöhnt mit Hebbel, so doch nach schwersten Seelenqualen gestorben ist. *Otto Ludwig* hat einmal von Hebbel gesagt: „Er ist heiß, wie es Schneewasser ist, von dem die Kinder klagen, es brenne sie an der Haut." Es liegt viel Tiefe in diesem Wort, das Hebbels ganzen tragischen Wesenszwiespalt charakterisiert: ein Mensch wie Eiswasser, das brennt, als ob es siede; ein Mensch, der sein Wesen erkannte und es in die Worte von allgemein menschlicher Gültigkeit faßte: „Der ich bin grüßt trauernd den, der ich könnte sein." Das ganze Leben dieses Menschen, der mehr mit sich rang, als eine oberflächliche Lektüre seiner Tagebücher ahnen läßt, ist polar ge-

spannt in das reale, oft banal, wild, leidenschaftlich, trotzig, bis an die Grenze der Verleugnung von Mannesehre gehende: „Der ich bin“ — und in das ideale, sehnsuchtschwere, nach der Verwirklichung des besseren Ich hungernde: „Der ich könnte sein“.

Hebbel ist in diesem Sinn ein Typus. Denn ein jeder, der nicht in selbstgerechtem Pharisäismus schon zu seinem eigenen Götzenbild erstarrte, wird sich in Stunden aufrichtiger Selbstprüfung gestehen: „Der ich bin grüßt trauernd den, der ich könnte sein“; daß jeder Mensch so aufstöhnen muß.

Die Kenntnis der seelischen Wesensstruktur ist unerläßlich. Aber wo es eine verhängnisvolle Struktur ist, wo diese Schichten mit Bruchstellen aufweist, da tut mehr not als Erkenntnis allein. Da ist Hilfe zur Strukturänderung, zur Überhärtung der Bruchstellen seelischer Einzelschichten notwendig. Und die erste Hilfe liegt in der Gegenüberstellung von Wesenswirklichkeit und Wesensideal. „Der ich bin“, das ist die Wesenswirklichkeit. „Der ich könnte sein“, das ist das Wesensideal. — Allein ist denn das nicht bloß eine andere Form der Erkenntnis? Doch — aber ihr wohnt Hilfekraft und, wenn es eine gnadenvolle Erkenntnis ist, Heilskraft inne. Diese Gegenüberstellung von mängelbehafteter Wirklichkeit und von durchhellter Idealität des menschlichen Wesens hat etwas Anspornendes, zur Höhe Rufendes, Aufmunterndes an sich. Es gibt freilich eine Trauer, die lähmend wirken kann. Aber es gibt auch eine Verheißung und Seligpreisung, die lautet: „Selig sind die Trauernden, denn sie werden getröstet werden.“ Die Tiefen, die Schauenden, die Ringenden haben die Wahrheit dieses Gotteswortes in ihren besten Stunden immer erlebt. So ein *Goethe*, wenn er von der irdischen Liebessehnsucht mit der intuitiven Sicherheit des Genius nach der himmlischen sich hintastet:

„Dies wird die letzte Trän' nicht sein,
die glühend herzauf quillet,
das mit unsäglich neuer Pein
sich schmerzvermehrend stillet.

O laß doch immer hier und dort
mich ewig Liebe fühlen,
und möcht' der Schmerz auch also fort
durch Nerv und Adern wühlen.

Könnt' ich doch ausgefüllt einmal
von dir, o Ew'ger, werden!
Ach, diese lange, tiefe Qual,
wie dauert sie auf Erden.“

Sicherlich, es liegt etwas zur Höhe Rufendes in dieser Konfrontation des Menschen, wie er ist, mit diesem Menschen, wie er ideal gedacht und dennoch ohne jegliche Überspanntheit gedacht, sein könnte und sein sollte. Also versuchen wir es mit dieser moralpsychologischen Konfrontation, mit diesem Selbstgericht, welches eine Analogie sein mag zu dem Gericht, das über jeden einmal ergehen wird, wenn er mit den Augen der Seele jenseits von Trug und Täuschung, Selbsttrug und Selbsttäuschung schaut, was er werden konnte und was er wirklich ward.

2. — „Der ich bin", wie kann ich das erfahren? Wie kann ein Mensch möglichst durchsichtig werden für sich selbst?

a) Indem er seine Wesensstruktur zu erkennen sucht, bzw. indem ein Berater oder Führer ihm zu solcher Erkenntnis verhilft. Der Klarheit halber sahen wir bei der Besprechung der seelischen Strukturtypen davon ab, daß es ganz reine und ungemischte Strukturtypen in Wirklichkeit nicht gibt. Aber vorwiegend wird der eine oder andere Typus immer sein, und die erste Aufgabe ist, den vorwiegenden zu erkennen. Das Vorgewicht wird leicht zum Übergewicht. Übergewicht aber bedeutet im Seelenleben fast immer irgendwelche Einseitigkeit. Der reine oder beinahe reine Intellektualist bleibt gerne stehen beim Begriff und beim Gedanken und kann „von des Gedankens Blässe angekränkelt" zur Hamletnatur entarten. Der Intellektualist liebt den Satz: „Alles verstehen heißt alles verzeihen", und das ist ein Satz, der nur mit mancherlei Einschränkungen gelten kann. Der Intellektualist glaubt auf festem Boden zu stehen, wenn er nur einen Begriff, eine Hypothese, ein System, eine Weltanschauungslehre besitzt; in Wirklichkeit steht er oft nur am Ufer und läßt den Strom des reich und überreich flutenden Lebens, den er in die Staubecken seiner Formulierungen leiten möchte, an sich vorüberrauschen. Der Intellektualist glaubt religiös zu sein, wenn er nur Dogmatiker, glaubt moralisch zu sein, wenn er nur Moralist, glaubt kirchlich zu sein, wenn er nur Kanonist, glaubt liturgisch zu beten, wenn er nur Rubrizist ist — wobei selbstverständlich keinem Vertreter der theologischen Disziplinen auch nur leise mit dieser Feststellung nahegetreten werden kann: denn hier, in unserem Falle, handelt es sich um rein persönliche Angelegenheiten, um die Strukturerkenntnis der Einzelpersönlichkeit, um das Aufsuchen der zur Ergänzung vorhandener Einseitigkeit notwendigen Vielseitigkeit oder Mehrseitigkeit. Der Exeget ist nicht schon Schriftgelehrter, wenn er nur als Intellektualist an das heilige Buch herantritt. Der Wissende ist überhaupt noch

lange nicht ein Weiser, und auf das Weisesein kommt doch im Leben alles an. Freilich, der Weise muß wohl immer ein Wissender sein, woher ihm auch sein an Lebenswerten vollgehaltiges Wissen zuteil geworden sein mag. Die Kirche betet um den Geist des Verstandes, der Wissenschaft, der Weisheit und des Rates. Jeder Gefirmte empfing diese vier Geistesgaben, die der Wesensstruktur des Intellektualisten die ideale Vollendung geben, und er empfing drei andere, die ihr die zur seelischen und sittlichen Harmonie notwendige Ergänzung verleihen: den Geist der Frömmigkeit, der Stärke und der heiligen Ehrfurcht der Gotteskinder.

Der Voluntarist ist weniger der Mensch der theoretischen Feststellungen, des abstrakten: „So ist's, und das genügt“ — als vielmehr der Mensch der pragmatistischen und energistischen Einstellung, deren Hauptsatz lautet: „So will ich's, und damit Punktum!“ oder: „Handeln wir nach der Philosophie des ‚Als ob'!“ In welche Sackgasse sich einer verrennen kann, der solche Wesensstruktur unkorrigiert und unergänzt läßt, das muß nicht erst dargelegt werden. Wo er weltanschaulich überhaupt nicht orientiert ist, da wird der Voluntarist zum Tatmenschen, der häufig genug wertblind und sinnblind handelt oder den tollkühnen Versuch macht, den Würfel seiner Wesensstruktur gleichsam nur auf eine einzige Kante zu stellen. Die Geschichte bietet ja Beispiele von solchem Voluntarismus genug, der verhängnisvoll wirkte oder verhängnisvoll endete. Da aber der Moralpsychologe weniger das Weltgeschehen als das seelische Geschehen und das sittliche Werden in möglichst werthaltigem Sinne beeinflussen kann, wird er den „Cäsarismus“ mehr im Kleinleben und Alltagsleben suchen müssen. Er wird nicht mit der Lampe am hellen Tage nach Voluntaristen und Cäsarennaturen zu suchen haben. Sie sitzen, im Duodezformat natürlich, als Egoisten, Brutalisten, Tyrannen in mancher Familie, auf manchem Bauern- und Gutshof, als Autokraten in manchem Direktionszimmer, Amtszimmer — und wähnen immer, die Menschen und Dinge seien, so wie sie der Voluntarist haben will; die Schicksale seien, so wie der Voluntarist sie auf dem Schachbrett seiner jeweiligen Willensebene in Zug und (das ist das Verhängnisvolle!) in selbstgemachtem Gegenzug sich zurechtschiebt. Daraus ergeben sich Brüche und Zusammenbrüche, wenn in die voluntaristische Wesensstruktur nicht jener Einschlag von Logos, d. h. von Einsichtigkeit, Besonnenheit, Klarheit, Überlegung, ruhig abwägender Haltung, unter Umständen auch von Milde, Güte, Einfühlung, jedenfalls von Beherrschtheit und Mäßigung gebracht

wird, jener abklärende Einschlag von Logos, ohne den der Voluntarist im Strom des Lebens, Erlebens, Erstrebens genau so untergehen kann, wie der reine Intellektualist am Strom des Lebens als tatloser Zuschauer auf dem sogenannten festen Boden seiner Thesis, Hypothesis usw. stehenbleibt und das wirkliche Leben an sich vorüberfluten läßt, wobei er nicht mehr überschaut als die momentane Wellen- oder Stromesbreite. Dem Intellektualisten geht oft die wahre Tiefe des Lebens am Ende doch verloren — der Voluntarist geht oft in den ungeahnten Tiefen des Lebensstromes, in den er sich stürzte, am Ende unter.

Der Sentimentmensch kann sich am Leben verbluten. Und je mehr einer fühlt, daß ihm die Gefahr solcher Verblutung seines Innersten an Menschen oder Dingen droht, um so sicherer darf er sein, daß er wirklich zum Sentimenttypus gehört. Der gibt sich immer aus und meint sich immer ausgeben zu müssen. Er ist anscheinend ein gütevoller Mensch; und dennoch kann er sich und anderen Unheil schaffen, wenn man seine Güte nicht versteht, ihrer nicht würdig ist, für sie nicht reif ist, sie mißdeutet, nachträglich vielleicht sogar umdeutet, mißbraucht und mit bewußter oder unbewußter Erinnerungsfälschung auf empfangene Güte mit, sagen wir ganz allgemein und sehr milde, mit Ungüte reagiert. Der Sentimentmensch hat ein feines, reines Herz, wenn er wirklich ein guter Mensch ist; aber er hat kein gehärtetes, kein gefestigtes Herz. Das ist etwas ganz anderes als ein hartes Herz. Ein wirklich hartes Herz hat keine gute Wesensstruktur. Aber ein Herz, das gehämmert und geschmiedet wurde, das bricht nicht so leicht und um so verhältnismäßig unwichtiger Dinge willen, wie das Herz des Sentimentalen zu brechen — — glaubt. Glaubt; denn ein Menschenherz vermag viel zu tragen, bevor es wirklich bricht. Allein der Sentimentmensch hält sein Herz gleichsam immer auf der flachen Hand hin, während der Gefestigte es wohlgehütet in ruhiger Hand eingeschlossen hält. — Und aus dem Sentimentmenschen kann der Ressentimentmensch werden. Was dieser seiner Wesensstruktur nach ist, das haben wir früher gesagt, und aus dem Gesagten erhellt die große Gefahr, die diesen Menschentypus bedroht. Er kann sittlich ganz hochkommen an dem, was er erlitt — aber er kann auch ganz verkommen an dem, was er erlitt. Die großen Heiligen und die großen Verbrecher sind oftmals Ressentimentmenschen gewesen: den einen riß nach oben, was den anderen in die Tiefe zog. Wer also erkennen will, ob er zum Ressentimenttypus gehört, der prüfe mit absoluter Objektivität seine Gefühle, namentlich die sogenannten negativen Gefühle der Abneigung,

der Gekränktheit, des Hasses, der Unversöhnlichkeit. Daß einem bei dieser Selbstprüfung, die völlig unbestechlich und ohne jede Parteinahme vorgenommen werden muß, das Ressentimentgefühl sehr verständlich erscheint, beweist noch lange nicht, daß es ein wert- und segensvolles Gefühl sei. Wer die Ehe bricht, weil die Ehe ihn zerbrach, um mit Nietzsche zu reden, der handelt aus Ressentiment; aber er handelt dennoch sittlich schlecht, und alle Versuche, sein Handeln vor dem Forum des eigenen Ich zu rechtfertigen, können nur Selbsttäuschungen sein. Der verlorene Sohn in der Parabel des Evangeliums handelte aus Ressentiment, als er die Trebern der Schweine, die er essen mußte, mit dem Brot im Vaterhause daheim verglich und beschloß, sich aufzumachen und zum Vater zu gehen. Das war eine positive Wendung aus einem Ressentiment heraus. Aber mancher verlorene Sohn, manche verlorene Tochter ist aus einem Ressentimentgefühl zur negativen Lebenswendung gekommen. In der Fremdenlegion, in den Nachtasylen, in den Gefängnissen, in den Rettungsanstalten der Heilsarmee, in den Magdalenenheimen sind die Ressentimenttypen positiver wie negativer Färbung in allen Abarten zu finden. Allein sie finden sich auch im Alltagsleben, in den Klöstern, in den Familien, bei den vom Leben Verbitterten und bei den am Leben Gereiften. Viele Ehen sind ein Nährboden von Ressentimenttypen. Mit einem Worte: wer immer an einer Lebenswunde blutet, der möge mit aller Sorgfalt darauf achten, daß diese Wunde nicht in Eiter und Fäulnis übergehe, sondern zur Wunde seines Herzens werde, aus der heiliges, geweihtes Opferblut strömt. Je weniger andere Menschen von diesem strömenden Blut nie geoffenbarter Herzenswunden ahnen, je mehr der allwissende und allverstehende Gott allein es sieht, um so eher wird es dem Verwundeten Segen bringen. Jedenfalls muß das Ressentiment überwunden werden im positiven Sinn, und vielleicht kann in schweren Fällen nur ein sehr gütiger, weiser Priester und ein sehr erfahrener, menschenfreundlicher Arzt dabei Helfer und Heiler sein.

Was den Ästhetikertypus angeht, so bedarf dieser keiner tiefschürfenden Selbstprüfung. Jedermann erkennt leicht, ob er diesem Strukturtypus angehört oder nicht. Aber so wertvoll der produktiv-ästhetische Typus an sich und rein abstrakt genommen ist, so notwendig ist die Durchdringung und Durchtränkung seiner Wesensstruktur mit den Werten der sittlichen Persönlichkeit und mit Ewigkeitswerten. Das vom Schaffenden Geschaffene kann fortzeugend Böses gebären, und all dieses Böse fällt auf den Schaffenden zurück, soweit er die Wirkungen seiner unmoralischen

Schöpfung voraussehen konnte und mußte, soweit er sie voraussah und nicht aufzuheben sich bemühte nach besten Kräften. Was Aubrey Beardsley schuf, hat wohl manchen Menschen in schwere Versuchungen gebracht und hat vielleicht nicht wenige verdorben. Beardsley widerrief in seiner Todesagonie. Aber es wäre besser gewesen, er hätte Werke geschaffen, die eines Widerrufs nicht bedurften. Von wie vielen Künstlern gilt doch dieser Satz! Von wie vielen Romanschriftstellern gilt er! Es ist wahr: die Kunst hat ihre eigenen Gesetze, nämlich die der Ästhetik. Aber die Gesetze der Ästhetik stehen nicht jenseits von Gut und Böse. Wer die Neigung zu einer selbstherrlichen Eigengesetzlichkeit in sich fühlt bei seinem Schaffen (es kann, wie wir früher schon erwähnten, auch ein politisches Gestalten sein), der sei auf der Hut vor sich selbst! Und wer ein bloßer Rezeptiv-Ästhetiker ist, der sei dreimal auf der Hut vor sich selbst! Denn der Rezeptive kann so sinnentrunken, so sinnenberauscht, so schönheitstaumelnd, so bloß lebensgenießerisch und lebensgenußsüchtig werden, daß ihm die Moralität seiner Seele gleichgültig wird. Aber es kommt doch zum Schlusse darauf an, daß einer gearbeitet und gewirkt hat und nicht daß einer bloß im Genießen sein Leben verbracht hat. „Trinkt, ihr Augen, was die Wimper hält, von dem goldenen Überfluß der Welt!" — das ist keine Wertmaxime, wenn man den Satz loslöst von dem Gedanken, daß die Wimpern einmal sinken und die Augen einmal brechen werden und daß nur die geschaffenen Werte, nicht die getrunkenen Tränke mit uns hinübergehen.

Ganz in der Tiefe jeder menschlichen Wesensstruktur liegt die religiöse Strukturschicht. Bei den besonders Begnadeten, die ausnahmslos auch Ringer mit Gott gewesen sind oder es werden mußten, kann diese Tiefenschicht emporsteigen, wie das nährende Himmelswasser, das die Erde aufsog, durch Wurzeln und Halm emporsteigt in die Ähre oder in die Fruchtzweige und kann dort die Edelfrüchte alles Menschentums zeitigen. Jedoch nicht bei jedem Menschen vollzieht sich das mit Selbstverständlichkeit und Leichtigkeit. Nicht jedem ist Gott das unmittelbar selbstverständliche und als solches empfundene tägliche Brot der Seele, nicht jedem ist das Gebet der Seele natürliches und gleichsam angeborenes Atemholen. Dennoch, es gibt keinen, der nicht in den besten oder den schwersten Stunden seines Daseins hungerte nach Gott und der nicht wenigstens in seinen einsamsten oder seinen durchlärmtesten Stunden nach etwas Sehnsucht hätte, was ihn gegenüber dem Stickstoff der Erdenluft wie reine, klare, befreiende, erlösende Höhenluft an-

mutete. Im tiefsten Grunde ist jeder religiös. Es glaubt jeder „an etwas". Es hat jeder seinen heimlichen Gott, und wenn's nur ein Götze wäre. Es hat jeder seinen Glauben, und wenn's ein Aberglaube wäre. Es hat jeder sein Credo und seine Dogmen und seine verlorene Kirche, auch wenn er das Apostolikum und das Nizänum und den Katechismus und die sichtbare Kirche abweist. Es hat jeder, bis er zur inneren Ruhe gekommen ist, jene ganz und gar undefinierbare und doch von jedem erlebte Unruhe und Unrast, die nichts anderes, gar nichts anderes ist als — der suchende Gott, der heilige Schöpfergott und der gütige Erlösergott, der mit seinem unsichtbaren und doch nie zu übersehenden Finger an die Tiefenschicht der menschlichen Wesensstruktur pocht und ihr zuruft: „Brich durch!" So wie er in der Weltschöpfung dem feuerflüssigen Urgestein den Durchbruch befahl, so befiehlt er der in heimlicher Glut befindlichen Urschicht der Menschenseele, nämlich dem religiösen Gefühl, den Durchbruch. Der Mensch kann Krusten in sich schaffen, die diesen Durchbruch verhindern. Gott erzwingt den Durchbruch der Tiefenschicht nicht. Aber er befiehlt ihr fort und fort, an jede Kruste zu pochen, bis die Krusten unter dem Einfluß der freien Willensentscheidung, der ganz frei gewollten religiösen Werteinstellung des Menschen zerspringen und den glühenden Tiefenmassen den Durchbruch freigeben — oder aber bis die Verkrustung und Verhärtung des inneren Menschen vollendet ist durch seine eigene Schuld. Also: wer das Pochen in seinen Wesenstiefen fühlt in ruhigen, ernsten Tagen, in stillen, schlummerlosen Nächten, der sei dessen eingedenk, daß die religiöse Tiefenschicht in ihm zum Durchbruch kommen möchte und sei eingedenk des heiligen Wortes: „Heute, wenn ihr seine Stimme höret, so verhärtet euer Herz nicht!"

b) Zu dieser Erforschung der typischen Wesensstruktur, die einem bestimmten Menschen eignet, müssen noch einige weitere Fragestellungen hinzukommen.

1) Welches ist die Eigenart meiner genotypischen, phänotypischen, biotypischen Konstitution und des Temperamentes bzw. der zyklothymen oder schizothymen Eigenart meines Temperamentes, die sich aus der Konstitution ergibt? Man wird nun ganz naturgemäß die Frage erheben, wie sich denn Wesensstruktur, Konstitution und Temperament zueinander verhalten. Die Antwort heißt: Die Struktur ist das Innere, die Konstitution das Physiologische, das Temperament aber die Art und Weise, wie innere oder seelische Struktur und äußere oder körperliche Struktur sich kundgeben, namentlich wenn es sich

um die Reaktion auf irgendwelche Reize handelt. Ein Beispiel mag mehr erläutern als viele Worte: Der Sentimentmensch hat eine vorwiegend gefühlsbetonte Wesensstruktur. Er kann einen feinsehnigen, zarten, feinnervigen Körper und ein rasch reagierendes Nervensystem haben. Er kann ein schizothymer Typus sein. Die Art nun, wie ein Reiz diesen feinorganisierten Körper und sein Nervensystem zu raschem Schwingen und Erzittern bringt, so daß die Sentimentstruktur der Seele sagen wir in einem feurigen Ausbruch von Begeisterung gleichsam aufstrahlt, ist die Temperamenteigenart. Beim Schizothymen ist zu erwarten, daß dem Ausbruch von flammender Begeisterung ein Rückschlag folgen wird, sagen wir eine Ernüchterung, vielleicht auch ein Ressentiment, wofern es sich um ein tief eingreifendes Erlebnis handelt. Mit einem Worte: Wesensstruktur und Körperkonstitution äußern sich im Temperament des Schizothymen in einem jähen Stimmungswechsel, der beim Sentimentmenschen das bekannte „himmelhochjauchzend — zum Tode betrübt" als Erscheinungsbild aufweisen wird. Da nun die Hauptaufgabe der Moralpädagogik die Formung des mehr naturgegebenen und naturhaft reagierenden Temperamentes zum sittlichen Charakter ist, mag man die innerste Wichtigkeit der soeben aufgeworfenen Fragestellungen ermessen.

2) Ihnen gesellt sich eine weitere bei: Hat meine Wesensstruktur irgendeine Schicht aufzuweisen, in der sich eine „Bruchstelle" befindet? Das wird bei den meisten Menschen der Fall sein; und weil von der Bruchstelle aus das Ganze in Trümmer gehen kann, ist die Erkenntnis dieser gefährdeten und gefahrdrohenden Stelle oder Schicht in der Wesensstruktur so unerläßlich. Die Zahl der in Menschenseelen möglichen Bruch- oder Gefahrstellen ist Legion. Hemmungslosigkeit, Eigensinn, aggressive Art, Horizontenge, Minderwertigkeitsgefühle, Überwertigkeitsgefühle, Neideinstellung, einseitige Gefühlsoptik oder Gefühlsakustik, Ressentimentgefühl, Mimosenhaftigkeit des Wesens, Kontaktlosigkeit und Isoliertheit, Grüblertum und Skrupulantentum, Reizsamkeit, Sprunghaftigkeit des Wesens, innerer Chaoszustand und seelisches Undiszipliniertsein, Sensibilität und Hyperästhesie, Differenziertheit und Kompliziertheit irgendeiner seelischen Funktion, das Maskentragen oder Komödienspielen aus irgendwelchen Gründen, erbliche Belastung, Konstitutionsanomalien, Depressiveinstellung, Verdrängungskomplexe, Hypomanie und Hyperbulie bzw. Abulie, Erotismus und Sexualismus, das Irrationale und „Dämonische" der Seele (den Begriff im Sinne des Sokratischen „Dämon" genommen), infantile Fixierungen, Skepsis, Optimismus, Pessi-

mismus, Radikalismus, Neigungen zum inneren Anarchismus und Nihilismus, Relativismus, der sich allem anpassen kann beinahe bis zur proteusartigen Verwandlungsfähigkeit: all das kann zur Bruchstelle in der Wesensstruktur eines Menschen führen. Nicht alles wird sich bei jedem finden, und eigentlich bietet eine einzige Bruchstelle schon Gefahren und dementsprechend auch sittliche Aufgaben genug. Die Hauptsache ist immer, daß jeder, um sich selber möglichst durchsichtig zu werden, genau, unermüdlich und mit unerbittlicher Wahrhaftigkeit des Suchens nach seiner spezifischen Bruchstelle bzw. seinen Bruchstellen forsche. Vielleicht denkt nun jemand, nachdem er diese Aufzählung von inneren Bruchmöglichkeiten gelesen hat, man könne geradezu verrückt werden bei solchen Wanderungen durch das Labyrinth der eigenen Seele. Aber in Wirklichkeit ist die Sache nicht so schlimm. Ein Marmorblock kann innere Strukturbruchstellen haben, die ihm kein Künstler von außen ansieht. Der Meister wird beim Arbeiten an dem Block des Edelgesteins, aus dem er ein Kunstwerk formen soll, schon auf die feineren Strukturfehler stoßen. Irgendwo klingt der leise und prüfend anpochende Hammer plötzlich anders als bisher, wo er noch „gesundes Gestein“ traf. Von dem Augenblick an, wo der Hammerklang eine gedämpfte innere Resonanz weckt, heißt es behutsam sein, daß nicht das Ganze an der einen, vorerst noch geahnten Stelle in die Brüche gehe. Aber der Meister arbeite ruhig, besonnen und mutig und zögere nicht schon im voraus! Auf die Seele angewandt heißt das: Es poche jeder in aufrichtigem Willen zur Selbstprüfung immer und immer wieder an seine Brust: er wird sehr bald an der hellen Resonanz seiner Seele fühlen, was noch gesund bzw. an der dumpferen und dunklen, was schon brüchig und krank ist. Gibt ein Mensch einem andern eine kostbare Kristallschale in die Hand und spricht zu ihm: „Gib acht, es ist Kristall, und die Schale hat leider schon einen feinen, kaum merklichen Sprung!“ dann weiß der andere, wie er sich zu verhalten hat. Und gibt Gott einem Menschen die Seele in die Hand und sagt ihm: „Hab acht, sie hat ihre eigene Struktur und in einer Strukturschicht schon einen kaum bemerkbaren Bruch . . . suche den und bessere ihn aus!“ dann wird der mit seiner oder einer fremden Seele betraute Mensch nicht viele und komplizierte Handlungen vornehmen müssen, um etwas Rechtes aus dieser Seele zu machen und sie unversehrt und unzerbrochen wieder in Gottes Hände zurücklegen zu können als ein mit köstlichem Wertinhalt gefülltes Gefäß. — Die Kompliziertheit besteht nur in der verwirrend großen Anzahl möglicher Fälle . . . Die

Behandlung des jeweils wirklichen ist ziemlich einfach, wenn man nur erst einmal die zutreffende moralpsychologische Diagnose gestellt hat. So möge sich denn niemand beirren lassen durch das, was wir um dieser großen und schweren Kunst der seelischen Diagnostik willen noch weiterhin zu sagen haben.

3) Es ist zur Selbsterkenntnis notwendig, daß ein jeder seine Wesensdominante feststelle, besser gesagt seine Lebens- und Schaffensdominante. Struktur und Dominante dürfen nicht verwechselt werden. Struktur ist innerliche Artung, angeborene oder erworbene; Dominante dagegen ist der das Leben und Wirken beherrschende Hauptton. Der kann durch die Erziehungs- und Umgebungseinflüsse angeschlagen worden sein, er kann sich auch wie ein langausgedehntes Leitmotiv aus unserer Struktur losgelöst haben, ohne deswegen mit der Gesamtstruktur identisch zu sein. Die Lebensdominante ist gewissermaßen, um mit einem musikalischen Vergleich zu reden, die melodische Figuration unserer Struktur. In dem Es-Dur-Akkord des Vorspiels zum „Rheingold" liegen alle melodischen Figurationen dieses Akkords schon eingeschlossen. So liegen in unserer Wesensstruktur beinahe zahllose Leitmotive unseres Lebens und Handelns. Welches von ihnen sich durchringt und behauptet, mit Nebenmotiven verschmilzt, in Konsonanzen und Dissonanzen erklingt, unserem Leben die wechselnde Dur- und Mollfärbung verleiht, das ist nicht mehr eine Frage der Struktur im allgemeinen, sondern jener thematischen, kontrapunktischen, fugenartigen Verarbeitung der einzelnen in der Struktur grundgelegten, in der Temperamentsart sich auswirkenden seelischen Grundelemente, die oft der Reihe nach, oft zusammen, oft in Wohllaut, oft in Wehlaut von dem entfaltet werden, was wir Schicksal nennen. Und Schicksal umfaßt so überaus viele Dinge: Erziehung, Bildung, Verbildung, Abkehr und Einkehr, Abkehr und Heimkehr, Fügungen und Führungen, unabhängig von uns Hereinbrechendes und frei von uns oder durch uns Gewolltes und Abgelehntes, Liebe und Haß, Beruf und Berufsfreude und Berufsqual, Berufensein und Gezwungensein, Nichtberufensein und Sichberufenmachen, Erstrebtes und Erlittenes und so weiter und so weiter. Irgendeine Dominante hat jeder, und irgendwie ist sie als Quelle aus den Strukturschichten seines Wesens hervorgebrochen, deutliche Spuren dieser Schichten in sozusagen aufgelöster Form mit sich führend, wie manche Quellen mineralhaltig sind von den Gesteinsschichten her, aus denen sie stammen. Irgendeine Dominante hat jeder, und in irgendwelcher Weise ist sie, durch seine eigenen Willensfaktoren oder durch willensunabhängige Schick-

salsfaktoren bestimmt, zum Lied oder zum Gassenhauer unseres Lebens abgewandelt worden. Seine Dominante kennen heißt vieles kennen. Man hört sie deutlich klingen, wenn man mit sich selber in die Stille und Einsamkeit und in seine tiefsten Wesensgründe wie in die verschlungenen Akkorde seines Lebensschicksals hinab- und hineinhorcht. Welches ist mein reinster, klarster Wesenston? Diese Frage enthält auch die Frage nach der Dominante. Vielleicht tut mancher gut daran, zu fragen: Welches wäre mein reinster Wesenston? Vielleicht tut ein dritter noch besser, wenn er fragt: Welches war einmal mein reinster Wesenston? Und einem vierten ist vielleicht die Frage not: Was habe ich aus meinem Wesenston gemacht? Alle ohne Ausnahme aber werden sich zu fragen haben: Wie hat das Schicksal meinen Wesenston moduliert? Edeltönig? Mißtönig? Zu einem Präludium für das Jenseits? Zu einem bloßen Tönegewirr, das kein voller, starker Leitton mehr überklingt? Und was tat ich selber, um Dissonanzen zu lösen und Harmonien zu schaffen? Um ein klares Tongefüge und Tongebilde zu gestalten, keusch, fast unirdisch dahinschwebend wie eine Choralmelodie, und dennoch, wie diese, von geheimnisvollem Leben erfüllt und von verborgenem Wohlklang rauschend? Manchem zerbrach das Leben zu einem atonalen Nebeneinander und Nacheinander von Hall und Widerhall, von Ruf und Gegenruf, Schrei und Gegenschrei, Seufzen, Stöhnen, Jammern und Wimmern — dem dies geschah, der muß doppelte Mühe aufbieten, um die Dominante aus dem Gewirr herauszulösen; die Dominante, die ihm die tiefe Werdelinie und Entfaltungslinie seiner Strukturgegebenheiten enthüllt; ohne die keiner erkennt, was er ist und noch weniger, was er sein könnte.

4) Es gibt noch eine Frage, an deren Beantwortung ein Mensch sich selbst erkennen und sich selbst durchsichtig zu werden vermag. Sie heißt: Welches ist die tiefste Lebenswunde, an der ich blute?

Diese Frage richtet sich nicht nur an den Sentiment- und Ressentimenttypus, den sie begreiflicherweise zuerst berührt; sie richtet sich an jeden Typus ohne Ausnahme. Die meisten Menschen werden ohne langes Sichbesinnenmüssen sofort sagen können, woran sie im Tiefsten bluten. Man blutet nur um dessentwillen, was man im Tiefsten liebt oder was einen im Tiefsten traf und verwundete. An den Wunden der Tiefe (nicht an den seelischen Leichtverletzungen der Oberfläche) mag daher einer erkennen, was ihm der tiefsten, der allertiefsten Liebe oder des tiefsten und allertiefsten Leides wert erscheint: das und nichts anderes ist

sein höchstes Gut oder war sein höchstes Gut oder würde sein höchstes Gut sein, wenn . . . Die Vollendung dieses Wenn-Satzes ist individuellste und persönlichste Angelegenheit eines Menschen. Das heißt: diesen Wenn-Satz kann keine Moralpsychologie mehr, sondern den muß jeder einzelne selbst oder mit Hilfe eines guten, treuen, wahrhaften, gerechten und barmherzigen Beraters zu Ende, und zwar ganz und restlos zu Ende führen. Aber es sei ein jeder versichert, die Frage nach der tiefsten Wunde, an der einer blutet, ist eine der allerfruchtbarsten Fragen, wenn eine Antwort darauf erfolgt, die so klar und wahr ist, wie das Ergebnis einer mit absoluter Sicherheit durchgeführten mikroskopischen oder spektralanalytischen Untersuchung. Diese Frage fördert das Gold unserer verborgensten Strukturadern und fördert den Schlamm unserer untersten Strukturschichten zutage. Aber ob Gold oder Schlamm auf unserem Grunde liegt, die Hauptsache ist, daß wir erfahren, was da auf dem Grunde liegt. Ob einer aufstöhnen muß vor reuevollem Weh oder vor wehevollem Verlustleid, wenn die Sonde sich in seine Wunde senkt, die Hauptsache ist, daß er weiß, ob er Grund hat zu Tränen der Reue oder zu Tränen der Sehnsucht, die beide rinnen wollen in das gleiche unendliche Meer, das Gottes Sein und Wesen heißt und das alle Tränen läutert, die einen von ihrer verschuldeten Bitterkeit, die anderen von ihrer unstillbaren Glut. Warum ein Mensch im tiefsten Herzensgrunde blutet und in tiefster Seele weint, das wird ihm, wenn er dieses Warum erkennt, zeigen, wieviel er wert oder unwert ist. Es wird ihm sagen, ob er sein Glück und sein Unglück wert ist; denn Glück und Unglück sind in die eine große Lebenstotalität zusammengeschlossen, und vielleicht gibt es kein größeres Glück für einen Menschen als das, daß er seines Unglücks sich als würdig, d. h. als sittlich gewachsen erweise, sei es verschuldetes oder unverschuldetes Unglück.

5) Eine letzte Frage noch, die zur Selbsterkenntnis führen soll. Sie heißt: Welches ist die schwerste all meiner „Versuchungen" und wie habe ich mich bisher in meinen Versuchungsstunden oder -augenblicken verhalten? Welcher Art war meine seelische Reaktion auf die lockendsten Reize, die auf mich eindrangen? Auf welchem Untergrund meines Wesens warfen diese Reize, diese Versuchungen Anker? Habe ich sie kommen sehen mit klarer Helligkeit des Blicks? Haben sie mich mit einer Art Dämonie überfallen? Bin ich, wie ein ganz Nüchterner mitunter bewußt zur Schenke geht, um sich dort zu berauschen, zu den Lockungen, Versuchungen, nächsten Gelegenheiten hingegangen — oder war ich plötzlich ein Trunkener, ein Berauschter, ein

Mensch, der mit seinem besseren Ich nur noch mühsam lallende Zwiesprache hielt, um dann ganz vor dem niedrigeren Ich zu kapitulieren und auf die Knie zu sinken mitten in Staub oder Kot oder Schlamm hinein? Was dachte ich in meinen Ernüchterungszuständen? Wohin sehnte ich mich am grauen Morgen und am hellen Tag nach einer gewollten oder nach einer mehr passiv erlittenen Bewußtseinsumnachtung meines besseren Ich? War ich noch, bin ich noch eines Selbstgerichtes fähig? Kenne ich die Gefahrzone und weiche ich ihr noch aus — oder taumle ich bereits im Grenzland zwischen Gut und Böse mit der heimlichen, noch unausgesprochenen Sehnsucht, die Grenzen zwischen Gut und Böse möchten sich mir langsam verwischen und ich möchte, wie ein von wirbelndem Schnee Umbrauster, Weg und Steg verlieren? Nenne ich meine Taten noch beim wahren Namen, den mein besseres Ich ihnen gibt — oder habe ich diesem besseren Ich schon einen Knebel in den Mund gesteckt, damit es nicht mehr schreien könne, wie es mich — in längst vergangenen Zeiten vielleicht — oft anschrie? Welches ist der Umkreis der Gemeinheiten und Charakterlosigkeiten, innerhalb dessen es mir noch rein animalisch wohl ist? Welches ist das lachende, samtweiche Gefilde der bloßen Lebenslustgefühle ohne jede sittliche Zwecksetzung, in deren Frühlingsbann, in deren Trieben und Drängen es mir noch rein vital wohl ist? Welches ist der Kreis der Pflichtvergessenheiten und der Vernachlässigungen, die nicht eben grobe Verstöße, sondern leichtere aber andauernde sittliche Niveausenkungen bedeuten? Und — eine Kardinalfrage zum Schlusse: sind meine spezifischen Schwerversuchungen zur Arena für mich geworden, in der ich kämpfe — — oder sind sie der lockere Sandboden, der einbrechende Moorboden, in dem ich versunken bin . . . bis an die Knie . . . bis ans Herz . . . bis an den Hals . . . bis an den Mund, der demnächst schon keinen Hilferuf mehr aussenden kann zu den himmlischen Mächten?

Wir haben Wege genug vor uns, die in die Gründe und Untergründe der eigenen Seele führen. Aber ein Weg ist eben nur ein Weg. Er geht sich nicht selbst. Er will gegangen sein, und mag an seinem Ende auch die grauenvollste Selbsterkenntnis stehen. Selbsterkenntnis ist immer wie die heilige Gralslanze: sie verwundet; aber sie heilt, indem sie verwundet.

34. — Die Antwort auf jene große Frage: „Wer bin ich?“ könnte wohl jeden Menschen entmutigen. Denn wer immer sich die Frage stellt, vor dessen Seele steigt unablässig das Bild seines idealen Ich auf, das er verwirklichen könnte und sollte und

nicht verwirklicht. Wir können unser wirkliches Ich gar nicht erforschen, ohne an das ideale Ich zu denken, ohne uns, während wir es uns vorstellen, zugleich auch nach ihm sehnen zu müssen. Alle Sehnsucht aber, die ihre Erfüllung noch nicht fand, macht traurig. Und wenn der Sehnsucht die Schwingen eines ernsten sittlichen Wollens fehlen, dann macht die Sehnsucht des wirklichen Ich nach seinem idealen Ich, nach dem, der er „könnte sein", wie Hebbel sagt, den Menschen mutlos. Allein wir haben die Schwingen. Wir müssen sie nur schlagen und das armselige reale Ich seinem Wesensideal kraftvoll entgegentragen wollen. *Tolstoi* schreibt in seinem Tagebuch unter dem 18. Oktober 1879: „Es gibt Menschen mit mächtigen Schwingen, die die Begierde zwingt, inmitten der Menge zu landen, wo ihre Schwingen zerbrechen: solch einer bin ich. Dann schlägt man mit seinem gebrochenen Flügel, schwingt sich mit Macht wieder auf und fällt von neuem herab. Aber die Flügel heilen wieder. Ich werde sehr hoch fliegen. Gott stehe mir bei!"

„Ich werde sehr hoch fliegen." Ein kühnes Wort von Tolstoi; aber immerhin das Wort eines Mannes, der doch unter allen Irrungen und Wirrungen seines Lebens nie aufhören konnte, sein ideales Ich zu suchen. Es ist bekannt genug, daß Tolstoi ein Mensch vieler und großer innerer Widersprüche war . . . alles weniger als von klarer und durchsichtiger Struktur, nie beherrscht von einer klaren, rein und groß alle Unter- und Nebentöne seines Lebens überklingenden Dominante . . . und wohl aus jeder Wunde des Herzens blutend, aus der ein hochbegabter, aber innerlich nicht einheitlich gearteter Mensch nur bluten kann. Man muß in keiner Weise ein Tolstoi-Anbeter sein, kann über viele seiner Menschlichkeiten und Fehler hinwegsehen, ohne sie geflissentlich übersehen zu wollen, und kann bei all dem sehr wohl anerkennen, daß dieser Mensch Jahrzehnte seines Lebens hindurch gerungen hat um die Erkenntnis dessen, der er sollte sein. Mehr als fünfzehn Jahre vor seinem Tode legte er sich „die schmerzvoll verzweifelte Frage" vor, wie Romain Rolland in seiner Tolstoi-Biographie sie nennt: „Sag an, Leo Tolstoi, lebst du nach den Grundsätzen, die du predigst?" Und Tolstoi gibt sich selbst die Antwort: „Ich sterbe vor Scham, ich bin schuldig, ich verdiene Verachtung . . . Und trotzdem, vergleicht mein ehemaliges Leben mit dem jetzigen! Dann werdet ihr sehen, daß ich nach dem göttlichen Gesetz zu leben trachte. Ich habe nicht den tausendsten Teil von dem getan, was not tut, und ich schäme mich dessen; aber ich habe es nicht unterlassen, weil ich es nicht gewollt, sondern weil ich es nicht gekonnt habe . . . Klagt mich an, aber klagt

den Weg nicht an, dem ich folge! Wenn ich die Straße kenne, die mich nach Háuse führt, und wenn ich ihr taumelnd wie ein Trunkener folge, ist damit gesagt, daß die Straße schlecht ist? Oder zeigt mir eine andere, oder stützt mich auf der richtigen Straße, so wie ich willens bin, euch zu stützen. Aber stoßt mich nicht von euch, ergötzt euch nicht an meiner Verzweiflung, ruft nicht voll Begeisterung aus: ‚Seht, er sagt, daß er nach Hause geht, und er fällt in den Morast!‘ Nein, ergötzt euch nicht, sondern helft mir, stützt mich! Helft mir! Mein Herz blutet aus Verzweiflung darüber, daß wir uns alle verirrt haben; und wenn ich mich aus allen Kräften bemühe, um mich herauszufinden, dann deutet ihr, statt Mitleid mit mir zu haben, auf mich und ruft: ‚Seht, er fällt mit uns in den Morast!‘“ Später, dem Tode noch näher, schreibt Tolstoi an einen Freund: „Ich bin kein Heiliger, ich habe mich nie für einen ausgegeben. Ich bin ein Mensch, der sich mitreißen läßt und der manchmal nicht alles sagt, was er denkt und fühlt; nicht weil er es nicht will, sondern weil er es nicht kann, weil ihm oft Übertreibungen und Irrtümer unterlaufen. Mit meinem Tun ist es noch schlimmer. Ich bin ein durchaus schwacher Mensch mit lasterhaften Gewohnheiten, der Gott in Wahrheit dienen will, der aber immer wieder strauchelt. Wenn man mich für einen Menschen hält, der sich nicht irren kann, dann muß jedes meiner Vergehen als Lüge oder Heuchelei erscheinen. Aber wenn man mich für einen schwachen Menschen hält, dann erscheine ich als das, was ich in Wirklichkeit bin: ein bemitleidenswertes, aber ehrliches Wesen, das immer und von ganzem Herzen gewünscht hat und weiter wünscht, ein guter Mensch, ein guter Diener Gottes zu werden.“ Ein erschütterndes Suchen nach dem Wesensideal liegt in diesen Bekenntnissen Tolstois. Noch erschütternder ist das Ende dieses Suchens, das mit Tolstois Lebensende zusammenfiel. Am 10. November 1910, gegen 5 Uhr morgens, verließ der Graf sein Gut Jasnaja Poljana. Am gleichen Tage, um 6 Uhr abends, langte er im Kloster Optina, einem der berühmtesten Wallfahrtsorte Rußlands, an, wohin er schon früher manchesmal gepilgert war. Hier verbrachte er die Nacht und den Morgen des 11. November. Am Abend des 11. November wanderte er nach dem Kloster Chamordino, wo seine Schwester Maria Nonne war. Am folgenden Tag um 5 Uhr nachmittags traf Tolstois Tochter Alexandra ein und benachrichtigte den Vater, daß man auf der Suche nach ihm sei. Er irrte weiter, den südlichen Provinzen, vielleicht dem Kaukasus zu. Unterwegs erkrankte der Greis auf dem Bahnhof des kleinen, unbekannten Ortes Astapowo — und hier starb er. Es war

2891

Sonntag, den 20. November 1910, kurz nach 6 Uhr morgens. Genau 31 Jahre vor seiner verzweifelten Flucht aus Nasnaja Poljana hatte Tolstoi in sein Tagebuch geschrieben: „Es gibt in dieser Welt schwerfällige Leute ohne Flügel: diese bewegen sich auf der Erde . . . Es gibt Menschen, die sich Flügel wachsen lassen, sich langsam emporschwingen und schweben: die Mönche... Es gibt leichtbeschwingte Menschen, die sich mühelos erheben und wieder herabstürzen: die guten Idealisten. Und es gibt Menschen mit mächtigen Schwingen . . .“ — Ist das Ringen Tolstois, der ein großer und ein kleiner Mensch zugleich sein konnte, nicht eine heimliche Sehnsucht gewesen nach dem Menschen „mit starken Schwingen“? Nach dem, den er trauernd grüßte als den, der er könnte sein? So ähnlich ringt wohl ein jeder, sehnt sich wohl ein jeder. Wer den idealen Menschen, die Verklärung seines realen Ich, doch einmal nur schauen könnte! Der hätte Schwingen, die ihn aufwärts trügen; denn jedes einmal tief erschaute Ideal beflügelt. Dem Jüngling, der zum ersten Male liebt, dem gibt das Ideal, mag er es aus der Geliebten heraus- oder in sie hineinsehen, starke Schwingen. Dem Kämpfer um Gott, dem nur ein einziges Mal der mystische Gotteskuß die Stirne streifte, dem gibt das geschaute, das erlebte Lebensideal Schwingen und Schwungkraft. Aber die erste Liebe des Menschen bleibt nur selten so ganz ätherklar und sonnennah, daß der von ihr Ergriffene nicht wieder stürzt. Und der mystische Gotteshauch umschimmert nicht jedes Haupt, und selbst die von ihm Umschimmerten müssen zurück in sternlose Nächte. Die beiden Höchststeigerungen des Menschen, die irdische und die himmlische Liebe, zeigen dem Menschen sein Wesensideal, zeigen ihm ein Bild dessen, was „er könnte sein“ — aber sie zeigen es ihm wie in einer strahlenden Vision, der er in seinem gewöhnlichen Leben nicht mehr zu folgen vermag. Wir müssen noch andere Wege der idealen Wesensschau suchen . . . Wege, die vielleicht mehr erdennah und erdgebunden sind als Liebe und Mystik, die aber dafür auch allgemein zugänglicher sind . . . auf denen man rasten und sinnen und feste Entschlüsse fassen kann, bis wir unserem wesenswahren, in jeder Lebensstunde zu verwirklichenden Ich begegnen. Und es gibt solche Wege.

a) Jeder, der nicht ein ganz banales Alltagsleben lebt, besitzt eine sichere Erfahrung dessen, was er in den Zeiten seiner höchsten, reinsten, vergeistigtsten Ichsteigerung war. Also: nicht in den Stunden einer über das Irdische emporreißenden Brautliebe und nicht in den seltenen Augenblicken mystischer Innenerlebnisse, die noch unvergleichlich höher emportragen, als irgendeine irdische

Liebe das vermag. Nein, nicht von diesen Stunden und Augenblicken reden wir jetzt. Wir sprechen vielmehr von jenen Stunden, die in jedem Alltag möglich sind. Und wir brauchen uns nur zu fragen: Wann bin ich mitten aus dem grauen Einerlei, aus dem ermüdenden Gewirr, aus der beinahe melancholischen Monotonie meiner Pflicht, meiner Aufgaben, meiner Sorgen, meiner Hemmungen und Schwierigkeiten, meiner durchschnittlichen Gleichmäßigkeit und meiner durchschnittlichen Gedrücktheit, Niedergeschlagenheit, Vereinsamung, wann bin ich aus all diesem gewöhnlichen, mit so vielen geteilten Mensch-Sein einmal über mich selbst hinausgewachsen ins Außergewöhnliche, Heroische, Tragisch-Heroische hinein? Alle Wasser der Erde fließen zu Tal und können nicht anders. Die Seele aber kann gegen sich selber strömen. Sie muß es wohl tun, wenn sie nicht versanden und verfluten will an ihren eigenen Strömungen und Unterströmungen, die sie zu Tal reißen, sie, die von der Höhe stammt und immer zur Höhe will und muß. Auf das unmittelbare Leben angewandt bedeutet dieser Vergleich das innere Sichstemmen des Menschen gegen sich selbst in den Stunden und Augenblicken oder auch Monaten und Jahren, wo man in intuitiver Sicherheit erkennt: du gehst unter, wenn du dich jetzt nicht gegen dich selber aufrichtest und gegen alles, was dich in die Tiefe reißen will. Hatten wir nicht schon solche Lebenszeiten, in denen wir selber stärker waren als wir selber? Es klingt paradox, aber es ist eine tiefe moralpsychologische Erkenntnis: das, was in jenen Lebenszeiten das sittlich Stärkere, das Größere, das Überwindende, das Heroische, das durch die bittersten Tränen hindurch noch ruhig Lächelnde in uns war, das waren „wir selber“. Das war unser ideales Ich. Es müßte nur zum großen, starken, reinen, demütigen, gütevollen, gottdurchhellten Dauer-Ich werden.

b) Es gibt einen zweiten Weg zur Erkenntnis des idealen Ich. Der ist mehr intuitiv. Er zeigt uns in einer inneren Wesensschau, was wir sein könnten nach völliger und mitleidloser Entfernung alles dessen, was nur Scheinwesen ist an uns; nur angenommene, aber nicht innerlich aufgenommene Artung, die also eine Fassade vortäuscht, hinter der nur leere, öde Seelenräume stehen; was nur Schale, schimmernde Rinde ist, aber nicht Kern und Mark; was nur konventionelle Gesittung ist, vielleicht nur rein konventionelle Hemmung von Begehrungen, denen wir so unendlich gerne, lusthungrig, triebverloren nachkämen und denen wir nur deshalb nicht Folge leisten, weil man sich durch hemmungsloses Tun außerhalb der gesellschaftlichen Geleise bewegen müßte. Und diese glatten, blanken, polierten gesellschaftlichen Geleise sind

manch einem und manch einer wichtiger als die Normen des Gewissens. Also: auf welchen inneren Kern stoßen wir, wenn wir alle Hülsen und Schalen hinweggenommen haben? Ist es ein schlechter Kern? Man darf diese Frage zu verneinen wagen: Menschen mit einem ganz schlechten Wesenskern sind sehr seltene Menschen. Sie sind; ohne Zweifel sind sie auf dieser und in den Nachtregionen der anderen Welt; aber sie sind nicht häufig. Ganz in der Tiefe liegt doch, bei manchem freilich verschüttet und überschlammt, ein guter Kern und ein schlummernder Keim zu einem idealen Ich. Es kann ein sehr armseliger Kern und ein kaum noch lebensfähiger Keim sein. Aber er ist vorhanden, so wahr die Gottebenbildlichkeit ursprünglich in jeder Menschenseele liegt und nie restlos zerstört werden kann. Man könnte auch so sagen: in die Wesensstruktur eines jeden Menschen, wie immer sie auch geartet sein mag, sind Gänge von Edelerz, Diamantlager eingebettet. Die gilt es zu heben und aus ihrem Gold oder Silber oder Erz oder Ganz- oder Halbedelgestein das Ebenbild Gottes seinem Urbilde in möglichster Schönheit und Vollkommenheit nachzuformen. Verzweifle keiner an sich — irgendwelchen Grad von Edelgehalt hat jeder in sich! Ohne Tiefenbohrung und ohne Hammerschlag läßt dieser Edelgehalt sich freilich nicht gewinnen und gestalten. Dabei hat diese seelische Tiefenbohrung ihre Gefahren, und es ist gut, wenn ein ernster und weiser Führer sie leitet (wie das in der Beichtpraxis der katholischen Kirche der Fall ist). Den Hammerschlag gegen die Schichten und Gesteinsgänge im eigenen Inneren führen ist eine herzlich schwere Sache; denn wer in der Welt tut sich, wenn es notwendig ist, so weh, daß es ihm wirklich weh tut? Der Marmor stöhnt nicht auf, wenn die Hand des Künstlers an dem edlen Gestein meißelt. Sicherlich würde er aufstöhnen vor Qual seines Werde-Leidens, wenn er stöhnen könnte. Der erzhaltige Gesteinsgang ächzt nicht unter dem Hammerschlag, der ihn anbricht und aufbricht, damit er seinen Edelgehalt hergebe. Sicherlich würde er ächzen und wimmern, wenn er Gefühl und Stimme hätte. Wer seinen tiefsten Edelgehalt finden will, der braucht dazu jene bitterlich schmerzende Kraft der Intuition, die einzig und allein aus Reueleid, Sühneleid, stahlhartem Genugtuungs- und Besserungswillen kommt (wie die Bußpraxis der katholischen Kirche solches fordert).

c) Es gibt einen dritten Weg zur Erkenntnis des idealen Ich. Man findet ihn, wenn man sich allen Ernstes die Frage vorlegt: Was müßte ich hingeben, opfern, wovon müßte ich mich äußerlich und innerlich frei, völlig frei machen, um wirklich ein freier Mensch

zu sein, d. h. ein Mensch, der nichts, gar nichts Trennendes mehr stehen sieht zwischen sich und seiner Wesens- und Lebensaufgabe, zwischen sich und seinem Gott? Denn sind wir nicht alle so verflochten in Beziehungen zu Menschen und Dingen, daß wir leicht oder schwer verknechtet und versklavt sind? Ist es nicht so, daß wir von Gott sehr vieles zu reden und zu denken wissen, aber daß doch zwischen ihm und uns eine vielleicht ganz dünne gläserne Wand, eine ganz dünne gläserne Scheibe sich befindet, die uns immer und immer wieder hindert, in unmittelbare Berührung mit ihm zu kommen? Wir sehen ihn immer nur so, wie man ein schönes Bild durch das verbergende Glas hindurch sieht, mag es noch so feines Kristallglas sein. Auch das feinste und scheinbar lichtdurchlässigste verbirgt uns etwas von der vollen Farbenglut des Bildes. Es liegen Reflexe auf der Scheibe... und dabei ist nicht einmal das Medium der Geschöpfe, durch das wir Gott sehen, einer feingeschliffenen, fehlerlosen Kristallscheibe, einer wasserklaren optischen Linse vergleichbar. Wenn wir uns doch entschließen wollten, alles zu entfernen, was als gläserne Wand zwischen Gott und uns steht! Wenn wir doch einmal alles weglegen, beiseiteschieben, wegräumen, wegschleudern, hinwegreißen wollten, was unser Ich, unser tiefstes Ich dem ewigen Gott, dem absoluten Wertträger gegenüber, gleichsam unter Glas legt; was uns den ewigen Gott hinter die gläserne Mauer der Dinge, hinter eine Linse stellt, die sein Bild nicht genau und klar wiedergibt! Wenn wir doch einmal ganz frei werden wollten von allem, was gewissermaßen Ich-verglasend, das Ich emaillierend wirkt! Wir würden dann eines der machtvollsten Erlebnisse haben, das einer Menschenseele begegnen kann: die durch nichts mehr gehinderte Einwirkung Gottes auf unser Ich. Und diese Einwirkung würde so sicher eine Aufhellung der verborgensten Wesens- und Strukturgründe der Seele mit sich bringen, als es eine Aufhellung aller Täler und Schluchten und Klüfte und Abgründe in der Natur bedeutet, wenn die Nebelmeere zwischen Sonne und Erde zerreißen. Man kann das hier Gesagte wohl kaum verstehen, wenn man es nicht praktisch geübt hat. Es sei an einem Lebensbeispiel erklärt: Ein vom Schicksal schwer Heimgesuchter sagte mir, er habe sich in der tiefsten Not seiner Seele nicht anders zu helfen gewußt, als daß er sich frei machte von allem, woran er nur hing. Ich muß zum Verständnis der Sachlage bemerken, daß der Mann in seinem unverschuldeten Unglück von seiner Frau und von allen ehemaligen Freunden verlassen worden war. Er hatte manchen Fehler, er trug unausgeglichene Strukturschichten an sich — aber er war ein Mensch

mit einem edlen Wesenskern in der innersten Struktur. Ich weiß, daß der um seine innere Freiheit Ringende Gegenstände, an denen sein Herz hing, in fließendes Stromwasser warf — psychologisch eine Handlungsweise, die genug zu denken gibt. Es war, als ob dieser einsam gewordene Mensch seine innere und äußere Vereinsamung nur zu ertragen vermöchte, indem er die kleinen Seile zerschnitt, die sein Ich noch am Vergänglichen festhielten, nachdem die eigentlichen Ankertaue schon gelöst waren. Nur von einem Gegenstande konnte er sich nicht trennen: von seiner Geige, die er mit einer gewissen Kunst zu spielen wußte. Vielleicht hörte der tief Leidende mehr aus den Tönen dieser Geige heraus, als sie irgendeinem Zuhörer seines Spieles gesagt hätten. Sei dem wie immer, die Geige ward dem Manne geradezu zu einem Symbol von vielen unausgesprochenen Bewußtseinsinhalten, die er mittels dieses Instrumentes auszusprechen versuchte vor sich selber. „Wenn ich mich von dieser Geige noch trennen, wenn ich die auch noch ins Wasser werfen könnte," sagte er einmal zu mir, „dann werde ich ein ganz, ganz freier Mensch; aber ich bringe es nicht fertig, ich kann sie nicht auch noch hergeben." Sicher konnte er das nicht . . . aber nicht um der Geige willen, sondern um der Bewußtseinsinhalte willen, denen sie die weinende und schluchzende und klagend sich ausströmende Stimme gab. Es wäre vielleicht auch sinnlos und seelisch gefährlich gewesen, die Geige ins Wasser zu werfen. Denn wer kann sagen, ob der schwer an seinem Leben leidende Mensch dann nicht in stummer Qual und an seinem unausgesprochenem Schmerz gebrochen wäre? Er warf also seine Geige nicht in das Wasser, wie er es mit anderen ihm sehr lieb gewordenen Dingen getan hatte, und es war gut so. Aber nun eine Frage: Hat nicht mancher Mensch etwas Ähnliches wie diese Geige? Etwas Ähnliches, nur mit dem Unterschiede, daß es, sei es nun ein Ding oder ein Mensch, etwas für seine Seele Gefährliches ist? Daß es ihm wie mit süßen, weichen, schmeichelnden, samtenen Tönen den Schlummer in die Seele singt, in dem die Werte nur noch Träume zuerst, dann versunkene Träume, dann von wilden Phantasien übergellte Träume und zuletzt Versunkenes und Ertrunkenes sind . . . ganz Vergessenes, das nur in kurzen Augenblicken des jähen Erwachens noch durch das schlafumfangene Bewußtsein des Betäubten flattert, der sich auf die andere Seite wälzt und weiterdämmert, ein leises Murmeln von „Morgen" auf den Lippen, das aber niemals kommt, weil es ein immer und immer wieder verschobenes „Morgen, morgen, nur nicht jetzt!" ist — —? Hat nicht mancher solch eine dämonische Zauber-

geige? Und wenn er sie blutenden Herzens in tausend Trümmer schlüge oder in einen Lethestrom versenkte, wäre dann nicht sein tiefstes und reinstes Ich frei, ganz frei? Wäre solches Freigewordensein nicht den schwersten Preis wert? Denn was nützte es dem Menschen, wenn er eine ganze Welt besäße oder gewänne, an seiner Seele aber Schaden litte?

43. — Wir sprachen von dem, was wir sind und was wir sein könnten, weil wir in tiefster Seele erkennen, daß wir es sein sollten. Aber gibt es denn für den Menschen, der nun doch einmal eine ganz bestimmte Wesensstruktur, ein ganz bestimmtes Temperament, eine ganz bestimmte Dominante besitzt, gibt es für den noch eine wahre Strukturveränderung namentlich nach der guten Seite hin? Ganz nüchtern gesprochen: Ist ein Mensch noch wesentlich, wesenhaft zu modeln, umzuformen oder ist er es nicht? Ganz praktisch gesprochen: Hat Arbeit an der Seele, hat Seelsorge einen Sinn oder nicht? Ganz banal gesprochen: Fällt die Katze, die verborgene Pantherkatze im Menschen immer wieder auf die alten Füße oder — — doch brechen wir lieber das an sich nicht unbrauchbare Bild von der Katze ab und setzen wir an seine Stelle ein anderes: Läßt sich das heimliche Panthertier im Menschen umbilden zur heraldischen Figur, die nur mehr figurale, ornamentale Bedeutung hat und nur mehr eine leis andeutende Warnung ist, die da sagt: „Sieh dich vor, Mensch! Die gleichen Kräfte deines Inneren, die den blanken Silberschild deines Wesens halten, die können ihn auch mit wuchtigem und bestienhaft plötzlichem Prankenschlag wieder zerschmettern, sobald du diesen gebändigten Kräften erlaubst, aus ihrer heraldischen Haltung herauszutreten und in ihre animale Natur zurückzuspringen!"?

Die traurig und weise zugleich machende Erfahrung zeigt, daß es unsagbar schwer ist, einen gegebenen Typus wirklich zu deklinieren oder gar umzubilden. Diese traurig stimmende Erfahrung muß den Seelsorger, den Erzieher, den Arzt, den Moralpsychologen überhaupt keineswegs trostlos stimmen. Auch wenn man nach den Enttäuschungen eines gewissen, meistens jugendlichen Idealismus erkannt hat, daß ein Mensch sehr, sehr selten und nur mit einem Hochmaß von Güte und Geduld und unermüdlicher, heiliger, besonnener Seelenliebe und nie ohne tiefe Seelenkenntnis sich innerlich umbilden läßt . . . auch wenn man sich ganz klar darüber geworden ist, daß kein Seelsorger mehr sein kann als ein Wegweiser und daß keiner von uns geweihten oder berufenen Menschen Weg ist, daß nur Einer „der Weg" ist . . . auch wenn man über die Tatsache klar geworden ist, daß

es zwar keine Prädestination einer Menschenseele zum Böseseinmüssen und zur Verdammnis, wohl aber „tremenda mysteria", furchterregende Geheimnisse von Gnade und Freiheit gibt . . . auch wenn man die dunkelsten Wege kennen gelernt hat, die so mancher arme Mensch gehen „muß" („muß" in Anführungszeichen) als zu keinem unheilvollen Lebenskreis Gezwungener und doch in einen verhängnisvollen Lebenskreis und seine Gefahren Gebannter . . . ich sage, auch wenn man das alles und noch einiges, wie z. B. das Vererbungsproblem, hinzu bedenkt, auch dann noch kann man einem Menschen unschätzbare Dienste leisten, selbst wo man die Frage, ob ein gegebener Strukturtypus sich wesentlich ändern läßt, im allgemeinen verneint. Man kann den Menschen auf das Verhängnisvolle seiner nun einmal gegebenen Struktur aufmerksam machen; und es ist wahrlich nicht wenig erreicht, wenn einer nicht als Traumwandler mit schlaftrunkener Seele, sondern als klar und hellsichtig Gewordener, als einer, der sich bis auf den Grund oder Schlamm seiner Seele zu durchforschen und zu durchschauen bemüht, durch seine Lebenskreise schreitet. Man kann einen Menschen mit der oder jener Bruchstelle im Wesen warnen, daß er auf der Hut sei und die Bruchstelle keiner gewagten Belastungsprobe aussetze. Man kann einem bestimmten Typus Mensch die Gefahrdiagnose und die Prognose stellen, wenn er so oder so sich Menschen und Dingen gegenüber verhält. Man kann einem bestimmten Typus Mensch klar machen, daß es Wesensgesetze der inneren Entwicklung gibt, die eben typisch sind; daß aber die innere Entwicklung eines Menschen, wenngleich typisch, so doch nicht mechanisch, sondern vielmehr willensbestimmt, zum mindesten willensmitbestimmt verläuft; daß also alles darauf ankommt, daß einer möglichst frei werde von der und der Gebundenheit und der und der Ungebundenheit seines Wesens, um möglichst frei zu werden für die sittliche Aufgabe, die von jedem fordert: Werde, wachse, ringe, reife, kämpfe, siege! Man kann endlich auch die unselig veranlagte Menschennatur so fest an das harte Kreuzholz der Übernatur nageln, daß dem ärmsten Sünder und dem schuldlos ein Sünder-Erbe-Tragenden der erlösende Tiefensinn des Wortes „o felix culpa" aufleuchtet wie ein mildes Lächeln des unendlich barmherzigen Gottes, der keinen aufrichtig Suchenden und keinen ehrlich Ringenden verstößt. Sehr vieles also kann man einem Menschen tun, auch wenn man an die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit einer einmal gegebenen Strukturveränderung nicht glaubt. Seelsorge hat sehr wohl ihren Sinn. Die Sorge für die eigene oder für fremde Seelen ist sogar der tiefste Sinn des

Lebens überhaupt. Seelsorge ist Sorge um die ewigen, heiligen Werte, die in Seelen, in unsterblichen Seelen der Verwirklichung und nach ihrer Verwirklichung der ewigen Dauer vor dem lebendigen Gott harren.

Doch — es gibt Fälle, in denen eine Wesensstruktur von Grund aus umgeschichtet, eine Dominante durch eine total andersartige abgelöst wird. Es gibt in der Tat solche Fälle.

a) Ein Mensch kann in furchtbare und allerschwerste Schuld fallen, und zwar durch seine gegebene Struktur und seinen eigenen Willen, der das Schlechte, Brüchige, Verdorbene dieser Struktur nicht verneinte, sondern bejahte; durch einen Willen, der sich nicht gegen die inneren Strukturgefahren stemmte, obwohl er von besserer Einsicht über diese Gefahren belehrt war. Wenn nun (es ist freilich ein seltenes „Wenn“), wenn ein „schwerer Sünder“, ein tief Gesunkener zu einer Reue und Sühne gelangt, die ihn bis auf den Grund der Seele erschüttert, dann ist eine förmliche Umschichtung seiner Wesensstruktur, eine Ablösung der bisherigen Dominante durch eine völlig neue denkbar. Die „große Sünderin“ des Evangeliums, der viel verziehen wurde, weil sie viel geliebt hatte, hat eine solche Wesensänderung an sich erfahren. Man wird einwenden, diese verlorene Tochter Gottes sei eben von der Gnade Gottes berührt worden. Ohne Zweifel — aber, um das sofort zu sagen, ohne Gnade wird keiner umgewandelt. Der Mensch kann seinem Gott nur die blutende, die vielleicht schon eiternde Seele entgegenhalten und um Heilung flehen . . . alles, was darüber hinausliegt, ist Gnade. Wer eine Geschichte der wirklichen „Bekehrungen“, d. h. der seelischen Strukturwandlungen von *Paulus* und *Augustinus* an bis zu den eklatanten Fällen der neueren Bekehrungen schreiben wollte, meinetwegen die Heilsarmee-Fälle und Ähnliches eingeschlossen, der würde ohne dieses übernatürliche Moment der Gnade nicht auskommen. Gewiß: die Gnade setzt immer die natürlichen Kräfte der Seele voraus, und sie knüpft oft an den natürlichen Verlauf der Ereignisse eines Menschenlebens an, aber ohne Gnade hat sich noch kein Mensch wahrhaft bekehrt im Sinne einer Umschichtung seiner Struktur. Was *Ignatius* im Schlosse zu Loyola dachte und sann, war nach seiner Verwundung zu Pamplona anfangs noch ein sehr irdisch scheinendes Fadengewebe romantischer und schier phantastischer Gedanken — bis die Gnade ihren schimmernden Einschlag hinein verwob. Karl Joris *Huysmans* war Zolaschüler der bis zum Satanismus hinunterstieg, so daß Barbey d'Aurévilly schreiben konnte, Huysmans, dem Verfasser eines bekannten Dekadenzromans („A rebours“), bleibe

nur die Pistole oder das Niedersinken vor dem Kreuze übrig. Warum griff Huysmans, dieser ehemalige Ahasver der Sinnenlust, nicht zur Pistole, sondern zum Kruzifix? Hören wir seine eigene Antwort: „Wenn ich allein in den Kirchen weilte," sagt er in seinem Roman „En route", „habe ich oft unerwartete Ratschläge, stumme Befehle vernommen, und ich gestehe: es ist wahrhaft niederschmetternd, dieses Eindringen eines unsichtbaren Wesens in sich zu verspüren und zu wissen, daß es einen aus der Domäne seiner eignen Persönlichkeit zu vertreiben vermag. Aber nein, das ist es nicht! Der eigene Wille wird nicht durch einen von außen herkommenden ersetzt, denn die freie Entscheidung bleibt völlig unversehrt. Es liegt auch keiner jener unwiderstehlichen Antriebe vor, wie sie manche Kranke verspüren — denn nichts ist leichter, als Widerstand zu leisten. Noch viel weniger ist es eine Suggestion . . . nein, es ist das unaufhaltsame Eindringen einer fremden Willensmacht, das plötzliche Einsickern eines klaren und unaufdringlich feinen Wunsches, ein fester und doch zugleich sanfter Antrieb der Seele. Man hätte das Verlangen, dieses Phänomen möchte sich wiederholen — da ist es schon zu Ende. Man bleibt sich selbst überlassen; man hat die Freiheit, nicht zu gehorchen. Der Wille ist unversehrt, man weiß das. Aber man weiß auch, daß man ohne Zweifel eine Verantwortung für die Zukunft auf sich lädt, wenn man diese Einladungen zurückweist. Kurz gesagt: hier liegt göttliche Einwirkung vor . . . etwas Ähnliches, wie die so bekannten inneren Stimmen der Mystiker, doch weniger vollständig, weniger bestimmt, aber genau so gewiß." Die Religionspsychologie erhebt gerne den Einwand, es handle sich hier eigentlich nicht um eine Bekehrung, sondern um langsam vor sich gehende Prozesse im Unterbewußtsein. Das menschliche Unterbewußtsein muß nun, wie jeder Psychologe weiß, zur Erklärung aller möglichen und unmöglichen Dinge herhalten, wobei es selbst, das Unterbewußtsein nämlich, eine Welt von Rätseln bietet. Allein lassen wir die Behauptung der Religionspsychologie einmal gelten: das ist ja eben die große Frage, warum auf einmal unterbewußte Strukturschichten zu oberbewußten und wachbewußten werden; warum die bisherige Lebensdominante verklingt und eine neue zuerst schmerzlich, leidvoll suchend aufstöhnt, um zuletzt in Erlösungsjubel auszubrechen. Daß Sentiment zu Ressentiment werden kann, ist eine rein natürliche Tatsache. Aber warum Sentiment zu einem guten Ressentiment wird, warum eine ihrer Lustbeute müde gewordene Hand sich nach dem rettenden Kruzifix und nicht nach der zerschmetternden Pistolenkugel

tastet, das ist Gnadenfrage. Der Mensch kann und muß sich disponieren für das geheimnisvolle Wirken der Gnade, und alle und jegliche Seelsorgerarbeit ist nur Dispositionsarbeit für Gottes Gnadenwirken. Die Moralpsychologie kann hier große Vorarbeit leisten, jedoch eben nur Vorarbeit. Immerhin: es gelingt ihr in manchen Fällen, diese unsagbar lohnende, weil von Gott selbst belohnte Vorarbeit zu tun. Es gibt Fälle, in denen aus Schweinehirten heimgekehrte Söhne des himmlischen Vaters werden und — was noch seltener ist — es bleiben.

b) Nicht bloß Schuld und Sühne können strukturverändernd einwirken auf den Menschen. Etwas anderes noch vermag die tiefsten Schichten einer Seele gleichsam feuerflüssig zu machen und in einer Art von Eruption in das Wachbewußtsein emporzutreiben, nämlich ein ganz tiefes, ganz schweres Leid. Das kann ein unverschuldetes, d. h. ein Schicksalsleid, und kann ein verschuldetes, d. h. ein Strafleid sein. Ganz schweres Leid bricht in beiden Fällen alle bloßen Oberflächenschichten der Seele ein, und ganz tiefes Leid bricht in beiden Fällen alle Tiefenschichten der Seele auf. An diesem Einbruch, den ein wie vom Blitz Getroffener erlebt, kann er zerbrechen — aber an diesem Aufgebrochenwerden seines Innersten kann er zur Erkenntnis seiner eigentlichen reinen Wesensart gebracht werden. Und wenn einer, den ein solcher Blitz vom Himmel, sei es nach warnendem Donnerrollen, sei es aus lachender Bläue niederschmetterte, wenn so einer dann sein Leid, also sein Schicksal oder seine Strafe, umzuwandeln vermag in eine heroisch zu lösende Aufgabe oder in eine heroisch zu leistende Sühne, dann kann wirklich ein „anderer Mensch" aus ihm werden. Aber er muß entweder ungeheure sittliche Reserven oder aber einen guten Helfer zur Verfügung haben — sonst wird er zum Ressentimentmenschen, der nicht nach oben steigt, sondern nach unten, ins Leere, in die Verbitterung, Verhärtung, Versteinerung, in den moralischen Nihilismus gleitet. Ob einer trägt, was er nun einmal zu tragen hat, wie eine Krone oder wie ein Joch — davon hängt alles ab. Den ersten adelt sein Leid, den zweiten macht es tierisch dumpf und stumpf. Wer unter seinem Joche geht, der „stiert", wie eben ein Stier unter dem Joch mit blödem oder blutunterlaufenem Augenpaar vor sich hinstiert und auf den nächsten Peitschenhieb wartet. Wer unter einer Krone geht, der ist doch ein König, mag es auch eine Dornenkrone sein, die ihm Schläfen und Gehirn und Seele zermartert. Die vom Leide schwer und furchtbar Getroffenen stehen jedesmal vor einer Strukturwende. Sie werden angerufen und beim echten, ganz echten Namen genannt von

einer ewigen, persönlichen Macht, die nur darauf wartet, ob dem Anruf in der Seele des Angerufenen ein Echo folgt oder nicht. Dieses Echo ist Gebet — oder es ist Blasphemie; also lehrt es die Erfahrung. Den Beter wandelt ein ewig getreuer Gott rasch oder langsam um in einen Ringer um ein besseres Ich, das jedem erreichbar ist — den Lästerer läßt der ewig gerechte Gott bis zur Verstocktheit im schlechten Ich, das in jedem steckt, sich zu Tode lästern. Was dieses „zu Tode" bedeutet im sittlichen und metaphysischen Sinne, das bedarf keiner weiteren Erörterung. Leid kann wandeln, zum Guten wie zum Bösen. Es kann so gründlich wandeln, daß seine bitteren Fluten zum Taufwasser für einen „neuen Menschen" werden können. Aber es wandelt nur, wenn es das Echte und Wertvolle in der Wesensstruktur eines Menschen aus all seinem Schutt und Geröll herausholt . . . nur dann wandelt es zum Besseren, das hier der Anfang zum sittlich Guten ist. Man kann also einem Leidgetroffenen und Leidgezeichneten nichts Segenvolleres sagen als dies: „Gott sucht jetzt dein tiefstes und wahres Ich; du aber küsse die Hand, die dich geschlagen hat, und hüte dich, deine Hand als geballte Faust gegen den großen Unsichtbaren zu erheben. Du empfindest ihn als Schlagenden . . aber in Wirklichkeit ist er ein Meister ohnegleichen, der dich zu seinem Ebenbilde formen möchte, das du noch nicht bist, oder von dem du bisher nur eine Karikatur warst!" Ich weiß nicht, was man einem Menschen Besseres sagen könnte, den Gott im Schmelztiegel Leid von seinen Schlacken befreien oder im Feuerofen Weh gänzlich umgießen will. Wie sagte *Oskar Wilde*? „Das Leiden und alle Lehren, die wir ihm danken, das ist meine neue Welt." Der Dichter der „Zuchthausballade von Reading" hat manchen unberühmten und namenlos gebliebenen Schicksalsgenossen in der Welt, den ein furchtbares Leid zerbrach, aber nur um ihn umzugestalten. Und die „Katharsis", die innere Läuterung als Frucht einer Tragödie, wird unvergleichlich tiefer von dem tragisch dichtenden Leben als von den Tragödiendichtern des Leides bewirkt.

c) Es gibt noch eine dritte Möglichkeit, durch die eines Menschen innerste Wesensstruktur umgeschichtet werden kann: neben der ganz großen Schuld und Sühne und dem ganz großen Leid steht die ganz große Liebe und wandelt manche Menschenseele geradezu um. Es ist nicht die glückstrunkene, die süßberauschte und hold berauschende Liebe, die solch umformende Macht besitzt. Nein — diese Liebe hat nicht genug von jener apollinischen Klarheit, um mehr als eine Scheinwandlung, mehr als eine vorübergehende Verklärung des Menschen zu bewirken.

Brautliebe, Eheliebe, Berufsliebe, die noch so begeisterte Hingabe an eine Idee und ein Ideal haben erst von dem Augenblicke an umgestaltende Kraft, wo sie zur Opferliebe für den Geliebten, die Geliebte, das Geliebte geworden sind. Nicht der holde Wahn, nein: die lichtklare Einsicht, daß die ganz große Liebe Opfer um Opfer fordert, vermag das Tiefste aus der Seele des Liebenden emporzuholen ans Licht des sittlichen Gestaltungs- oder Umgestaltungswillens. Aber vielleicht besagt das Wort „Wille“ schon etwas Allzubewußtes. Der wahrhaft, groß und mit heiliger Ehrfurcht Liebende will nicht werden, sondern er wird einfach; das von ihm Geliebte gestaltet ihn von innen heraus um. Denn Liebe sucht Angleichung, sucht Verschmelzung mit dem Geliebten; und in diesem Sinne wirkt sie ähnlich wie das Leid, wie denn auch Liebe und Leid gewöhnlich beisammen sind im Leben. Wer liebt, muß leiden, bis er das Geliebte so tief erlitten hat, daß das Einswerden mit dem Geliebten innerlich, seelisch, allumfassend möglich ist. Und dieses Er-leiden (ein psychologischer, aber ungleich tieferer Parallelvorgang zum Erringen) macht die tiefsten, die verborgensten Strukturschichten der Seele sozusagen glutflüssig, macht sie fähig, in neue Formen umgegossen zu werden. Die große Liebe sucht nicht und begehrt nicht, sondern will geben, spenden, verschwenden. Ihr Losungswort, das zugleich ihr Erlösungswort ist, heißt nicht „ich“, sondern heißt „du“. Aber weil nun doch das „Ich“ und das „Du“ nebeneinander bestehen bleiben müssen und nie ineinander sein können, strebt die große Liebe immer zum Überindividuellen hin . . . und darin liegt ihre umwandelnde Kraft — eine Kraft, die am gewaltigsten tätig ist in der größten Liebe, in der zum absoluten Wertträger Gott. Wer ihn liebt, der weiß das; der ahnt es nicht mehr bloß, wie die Liebe es bloß ahnt, deren Sehnsucht das Relative, das Geschöpf ist.

4. — Nun wäre, gerade im Anschluß an die soeben geschilderten Fälle, in denen ein Dominanzwechsel möglich erscheint, eine Fundamentalfrage der Moralpsychologie zu behandeln. Sie lautet: Kann der Mensch überhaupt jemals das werden, was er, ideal gedacht, sein sollte? Kann er aus seiner konkret beschränkten Moralität zu einer wenigstens annähernd absoluten Moralität gelangen? Ist er nicht in seiner Wesensstruktur von vornherein schon derart festgelegt, daß er über seine gegebene Individualität auch moralisch doch nie völlig hinauskommt?

Wir wollen uns die Beantwortung dieser Frage nicht dadurch erleichtern, daß wir vom freien Willen reden, der im Einzelfalle der sittlichen Entscheidung seiner selbst sicherlich

mächtig ist. Das ist ja ohne Zweifel wahr: im Einzelfalle kann ein jeder handeln oder nicht handeln, so oder anders handeln. Aber wenn es sich um die Gesamtreihe der Handlungen, um die Kette der Handlungen dreht, wie steht es dann? Beweist nicht die Erfahrung, daß unser Gesamthandeln letzterdings aus unveränderlichen Wesenstiefen hervorquillt. Daß einer eine Tat unterläßt oder eine Tat bereut (meinetwegen auch zehn oder hundert), das vermag noch nicht die Erfahrungstatsache umzustoßen, daß er schließlich doch immer wieder inneren Strukturgesetzen folgt; daß er immer wieder zu dem zurückkehrt, was seiner innersten Wesensartung entspricht; daß er immer wieder den Reizen, die seine Wesensbruchstellen am meisten bedrohen, erliegt? Im großen ganzen scheint es sich doch zu bestätigen: es wird keiner eigentlich anders in seinem Leben, als er seinen innersten Anlagen, seiner Struktur nach ist. Es gibt Ausnahmen. Aber einmal ist es fraglich, ob die Umwandlung nicht schon in der Wesensstruktur des „Bekehrten" grundgelegt war, und dann: Ausnahmen bestätigen auch hier nur die Regel. Was ein Kind mit auf die Welt bringt an Keimen des Guten wie des Bösen, das entfaltet sich einfach und trägt Edelfrüchte oder Giftblüten.

Ist es so? — Nein; nur dem oberflächlichen Beurteiler mag es so erscheinen. Die Wesensstruktur eines Menschen entfaltet sich eben nicht nach biologischen, sondern nach psychologischen Gesetzen. Genauer gesprochen: die psychologische Kausalität ist eine total andere als die biologische. In der biologischen Werdegeschichte eines Wesens gibt es kein „Ich will' oder „Ich will nicht"; wohl aber in der psychologischen. Und die Leugner und Bekämpfer der Willensfreiheit mögen so viele Beweisgründe zusammentragen, als sie nur wollen: eine absolut sichere Erfahrungstatsache, die jeder einzelne macht, vermögen sie nicht zu widerlegen: die Tatsache nämlich, daß der Mensch in Augenblicken ganz wichtiger Entscheidungen das bestimmte, sichere und klare Bewußtsein hat, er könne „nach oben" oder „nach unten", vor Gott oder „vor die Hunde" gehen, wie ein bekannter Ausdruck lautet. Wer sich auf Herz und Nieren erforscht und von völliger Unbestechlichkeit ist, der weiß so klar und genau, wie er seinen Namen weiß, daß er in den wichtigen und großen Entscheidungsmomenten seines Lebens frei war und nach rechts oder links, nach oben oder unten gehen konnte und daß er verantwortlich war für den Weg, den er einschlug. Es hat noch kein Leugner der Willensfreiheit den durchschlagenden Beweis erbracht, es sei anders.

Aber in einem haben die Bekämpfer der Lehre vom freien

Willen recht: die Menschen sind in den meisten Augenblicken ihres Lebens nicht oder nicht ganz frei — aber nicht, weil sie nicht frei sein *könnten*, sondern weil sie nicht frei sein *wollen*. Wir leben so oft unterbewußt, statt wachbewußt zu leben. Wir handeln tatsächlich leider so häufig nach den rein biologischen Gesetzen unseres Trieblebens statt nach den psychologischen und pneumatologischen unseres gottähnlichen Geistes. Wir leben in Halbdämmerungen dahin, in denen die Sonne der Bewußtheit nur fahl durch die Dünste der Leidenschaften scheint. Das Ergebnis sind jene komplizierten Handlungen, in denen, so einfach sie auch scheinen mögen, neben dem Quantum Freiheit und Verantwortlichkeit doch auch ein Quantum Bewußtseinstrübung und Willenslähmung steckt. *Wie* groß jedes der beiden Quanten ist, das ist unsäglich schwer zu beantworten.

Man kann daher einem Menschen, der sich sehnt, zu werden, was er sein sollte, keinen größeren Dienst erweisen, als daß man ihn zu möglichst hellem Wachbewußtseinsleben erzieht. Je höher einer über dem Reich der Bewußtseinsdämmerungen, der Selbsttäuschungen, der leise und langsam gefälschten Gewissensinhalte steht, um so besser für ihn. „Nur der verdient sich Freiheit und das Leben, der täglich sie aufs neue sich erobern muß.“ Der Bewußtseinsklare, der Gewissensklare wird immer und unter allen Umständen auch der seines Willens leichter Mächtige sein.

So wagen wir denn für die Moralpsychologie den wichtigen Satz: Nicht dem Willen kommt der Primat zu im Leben des Menschen, sondern der Erkenntnis, der Bewußtheit, dem *Gewissen*. Wir unterschätzen dabei den Willen keineswegs. Im Gegenteil: die meisten Menschen dürften ihn besser und energischer betätigen, als sie es gemeiniglich tun. Aber *daß* sie ihn so mangelhaft, so verkehrt betätigen, das hat seinen letzten Grund darin, daß sie nicht bewußt, nicht gewissenhaft genug leben. Gewissenhaftigkeit ist Eingestelltsein auf die ewigen Normen im Gegensatz zum Eingefleischtsein in die Triebe, wie immer sie heißen mögen. Wer in der Klarheit und Unbestechlichkeit seines Gewissens geht und handelt, der *wird*, was er werden *soll*. Er wird es gewiß nicht ohne den energisch eingesetzten Willen. Aber er unterscheidet sich grundsätzlich von dem Dämmerungsmenschen, der über Wollungen und Wallungen nie zu Willensakten hinauskommt, weil dieser Mensch eigentlich von seiner Wesensstruktur aus mehr gelebt *wird*, als daß er sich und sein Leben *erlebt*.

Und wer sich einmal *erlebt* hat, erkannt hat, der und nur der wird zu leben und zu werden wissen.

Dunkle Mächte

I. Die erbliche Belastung

„Ob wir schön oder häßlich sind, unsere Kopfhaare lange besitzen oder schon früh eine Glatze bekommen, ob wir lang- oder kurzlebig sind, als Optimisten die Welt stets von der sonnigen Seite betrachten oder als Pessimisten zu trüben Auffassungen neigen, ob wir große geistige Eigenschaften besitzen oder die Talente immer nur bei anderen bewundern, das alles hängt nicht von unserem guten Willen ab, sondern von der Konstitution jener winzig kleinen Erbmassen, die im Kern der Ei- und Samenzelle verborgen waren, und durch deren Vereinigung wir entstanden sind" (Plate). Wenn dieser Satz richtig ist, dann stellt er der Moralpsychologie eine sehr ernste Aufgabe. Ist er richtig? Carl *Rath* hat den Nachweis erbracht, daß von den 32 männlichen Nachkommen aus reinrassigen Verbrecherfamilien 28 zu Verbrechern wurden, daß von den 4 übrigbleibenden 2 früh verstorben sind, daß der dritte ein Arbeitsscheuer und der vierte ein Trinker war. Das ist eine Tatsache, um die nun einmal nicht herumzukommen ist. Und wenn es möglich wäre, für jeden Menschen ganz exakte Familien- und Ahnenforschungen vorzunehmen, dann würde sich wohl eine Unzahl ähnlicher Tatsachen ergeben, die alle den Satz bekräftigen, daß jeder ohne Ausnahme mit einer mehr oder minder starken erblichen Belastung ins Dasein tritt; daß es in der Tat primär nicht von unserem eigenen Willen abhängt, „ob wir große geistige Eigenschaften besitzen oder die Talente immer nur bei anderen bewundern, ob wir die Welt stets von der sonnigen Seite betrachten oder zu trüben Auffassungen neigen". Eine genau durchgeführte Familienforschung würde ergeben, daß manches Rätselhafte im Charakter, in der Wesensstruktur eines Menschen auf die Fracht zurückzuführen ist, die dem Blute, das in seinen Adern rollt, mitgegeben wurde durch die Sünden der Ahnen bis in Gott weiß welches Glied hinauf. Ohne Frage: mancher wurde durch fremde, durch Ahnenschuld, wie er geartet wurde. Und man

muß sich nur die (vielleicht, wie wir sehen werden, sehr müßige) Frage vorlegen, was man selber geworden, wie man selber geartet wäre, hätte man einen anderen Vater oder eine andere Mutter, hätte man nicht gerade diesen Großvater oder diese Großmutter aufzuweisen. Nehmen wir z. B. Goethe! Wäre er geworden, wie er geartet war, wenn er nicht den Kaiserlichen Rat Johann Caspar Goethe als Vater und die bekannte „Frau Aja", Katharina Elisabeth Textor, als Mutter besessen hätte? Goethes Vater war ein vielseitig interessierter Mann, hatte zeitlebens den Zug nach dem Süden und doch die eigenartige Gesetzhaftigkeit, Geradlinigkeit, beinahe schnurgerade Ordnungsgemäßheit sowie eine gewisse Schwerblütigkeit des nordischen Menschen. Goethes Mutter dagegen war eine Frau von köstlich heiterem Wesenskern, voll Lebensfreude und unerschöpflicher Fabulierlust, mit Güte und Sicherheit auch vor hochbegabten oder hochstehenden Menschen fein und stark zugleich ihren Platz im Dasein behauptend. Und der geniale Sohn? Freilich weder sein Genius noch das irrational Dämonische seiner Natur läßt sich restlos aus Erbanlagen ableiten; es gehörte eben doch mehr als dieses Elternpaar dazu, um den Genius Goethe zu erzeugen. Es gehörte Straßburg und Wetzlar und Weimar, Sesenheim, Frankfurt, Italien, es gehörte, um nur zwei große Namen zu nennen, die Freundschaft mit Schiller und Herder hinzu, und, um die Hauptsache nicht zu vergessen: es gehörte dazu der rastlose Selbstforschungs- und Wesensgestaltungswille Goethes, der gerade im Kampf zwischen Genius und Dämon strebend sich bemühte — und insofern mag es wohl eine müßige Frage genannt werden, wenn man das Problem aufwirft, welche Artung Goethe empfangen hätte, wenn sein Vater etwa ein Alkoholiker oder ein Morphinist gewesen wäre. Mit einem Worte: die Erbanlagen, soviel sie auch bedeuten mögen, bilden den Menschen nicht allein. Das gilt von den guten wie von den pathologischen Erbanlagen. Weil die pathologischen sich in verhängnisvoller Weise auswirken können, soll aber von diesen ganz besonders gesagt sein: Erbanlagen sind geheime und sehr geheimnisvolle Triebfedern in der inneren Struktur des Menschen; aber damit sie unglückselige Stunden in einem Menschenleben schlagen lassen können, gehören regelmäßig auslösende Momente hinzu, nämlich die Erziehung und die Umgebung, beide im weitesten Umfange dieser Begriffe genommen.

Immerhin: wo keine fatale Triebfeder ist, da wird auch keine fatale Auslösung möglich sein. Und wo eine vorhanden ist, da bedarf es nur des Anstoßes, und die dunkle Stunde kann schlagen.

Es gibt nun tatsächlich von der Erbanlage her harmonische und disharmonische, hochwertige, durchschnittswertige und unterwertige, normale und pathologische Typen oder Konstitutionen. Wir berühren ein Problem, dessen Oberfläche, geschweige denn dessen Tiefen noch gar nicht erforscht und aus leicht begreiflichen Gründen wohl überhaupt nie erforschbar sind, wenn wir sagen: Wer die physische und sittliche Verfassung zweier Menschen in der Stunde genau kännte, in der sie erzeugend einem Kinde das Leben des Leibes schenken, der vermöchte diesem Menschenkinde ein ziemlich gutes Horoskop zu stellen. Gewiß keines, das sich auf eine mathematische oder besser gesagt biologische Formel bringen ließe, so daß man nur eine Art von Biologarithmentafeln in der Tasche herumtragen müßte, um den Menschen, deren Stammformeln in diesen Tafeln aufgezeichnet wären, in jedem Augenblicke berechnen zu können, wie sich ihr Schicksal gestalten werde. Der Mensch ist eben mehr als eine mechanische oder biologische Auswirkung der Embryonalzelle, aus der er sich bildete und in der die Erbanlagen seiner Ahnenreihe enthalten waren. Das Leben eines Menschen ist unendlich viel mehr als ein biologischer Wucherungsprozeß, in dem die moralischen „Krebsschäden" seiner Erbanlagen genau so gesetzmäßig auftreten müßten, wie die etwa vorhandenen Embryonalanlagen zu bösartigen Geschwülsten. Was Vater und Mutter einem Kinde nicht geben können, das ist die Seele, die rein und hell wie ein Tautropfen aus der Hand ihres Schöpfers kommt. Aber (welch wichtiges „aber"!) dieser reine, frische Tautropfen wird in den physiologischen Organismus des werdenden Menschen eingesenkt, und diesen Organismus bestimmt das Erbplasma wesentlich mit. Ein Tautropfen, der in einen feinen Lilienkelch sich senkt, wird anders leuchten, als ein anderer, der genau so klar vom Himmel kam, aber im Schlamm und Morast oder im unfruchtbaren Geröll eines verhängnisvoll belasteten Organismus versickerte. Auch der letztere kann sich gleichsam durchfiltrieren, und mag es ihm noch so schwer gemacht sein; der erstere dagegen hat es von Anfang an leichter, zu leuchten und zu schimmern. Das Kind eines sauertöpfischen Vaters und einer sonnigen Mutter wird leicht zum Menschen der ewig wechselnden Dissonanzen. Das Kind eines ruhigen Vaters und einer seelisch gesunden Mutter wird nicht schwer den Weg zur inneren Harmonie finden. Das Kind zweier geistig hochstehenden Menschen wird eher ein hochbegabter Mensch werden als das Kind eines Dummkopfs und einer Modepuppe von Frau. Das Kind zweier Durchschnittsmenschen wird weder intellektuell noch

ethisch über den Durchschnitt mutmaßlich hinausragen. Zeigt nicht die tatsächliche Erfahrung, daß diese Beispiele richtig sind? Jeder Lebenskundige wird sagen: — —?

„Nein," wird er sagen. „Diese hier aufgestellte Erbregel findet man so oft im Leben durchbrochen, daß sie eben keine Regel mehr genannt werden kann." In der Tat: die Söhne der Besten sind nicht immer gute Menschen geworden; und in manchem Kloster der Welt lebt eine heiligmäßige Ordensfrau, die vor der eigenen anererbten Gefahr geflohen und durch die Flucht und den unablässigen Kampf gegen die Gefahr im eigenen Innern, die keine Flucht ganz bannen kann, zum Siege über sich gekommen ist, zum hellen Aufleuchten des himmlischen Tautropfens Seele in einem vielleicht mannigfach belasteten Körper, den sie ihren Eltern und weiterhin ihrer Ahnenreihe „verdankt". Es gibt manchen hochbegabten Menschen, der sehr einfache „Durchschnittsmenschen" als Eltern hatte und dennoch weit über deren intellektuelles und moralisches Niveau emporstieg. Die einzige Demokratie der Welt, die dem Tüchtigen und Talentvollen wirklich freien Aufstieg möglich macht, die katholische Kirche nämlich, kann in den Persönlichkeiten ihrer Päpste und hohen Würdenträger, die auch aus den einfachsten Verhältnissen emporgestiegen sind, genugsam mit Beweisen dienen für die Behauptung, daß der Mensch mehr, sehr, sehr viel mehr ist als das bloße Produkt seiner Erbanlagen. Das muß hier ausdrücklich gesagt sein, damit niemand, von einseitig biologischen Theorien und einer rein mechanistischen Lebensauffassung beeinflußt, sich ausreden kann: „Ich bin nun einmal so von Geburt und Erbanlage her, wie ich bin . . . was kann ich dafür?" Sicher: keiner kann dafür, daß er physiologisch und damit teilweise auch geistig ist, wie er wurde. Daß aber einer blieb, wie er wurde, das hat er zu verantworten . . . in den meisten Fällen ganz allein zu verantworten, in den wenigsten Fällen bloß mitzuverantworten. —

Eine Ausnahme von diesem Satz machen nur die wirklich pathologisch Belasteten. Wer ist als pathologisch belastet anzusehen? Das ist eine schwer zu beantwortende Frage; denn es ist eine herzlich schwere Aufgabe, jenen Normaltypus genau zu umschreiben, dessen Varianten ins Wertnegative als Anomalien (für leichtere) und als Pathologien (für schwerere Fälle) zu betrachten wären. Im allgemeinen wird man folgende Behauptungen wagen dürfen:

Anormal, wenn auch noch nicht ausgesprochen pathologisch, ist schon der Mensch mit stärkeren Hemmungs- oder Hemmungs-

5*

losigkeitserscheinungen. Mit stärkeren, d. h. mehr als den gewöhnlichen und alltäglichen, mit denen jeder fertig werden muß und ohne ein besonderes Kraftaufgebot auch fertig werden kann. Der Hemmungsmensch bzw. der Hemmungslose wird aber insofern mit seiner Anomalie nicht fertig oder nicht ganz fertig, als ihn seine Hemmung quält bzw. seine Hemmungslosigkeit immer wieder in Gletscherspalten seiner Wesensstruktur blicken läßt, in denen seelische Gefahr tückisch lauert. Diese Hemmungsmenschen wie die Hemmungslosen (soweit sie sich überhaupt noch in der Faust haben) machen immer einen „unfertigen" Eindruck. Sie kommen nie ganz über ihre Hemmungen bzw. über die Gefahr einer Hemmungslosigkeit, der man nur die Zügel schießen zu lassen brauchte, hinweg. Die einen sehen immer ihren eigenen Ich-Schatten, der ihnen den Weg verdunkelt, und suchen diesem Schatten unablässig und unablässig vergebens auf den Kopf zu treten. Die anderen hinwiederum müssen sozusagen vor ihrer eigenen Staubwolke herlaufen, um nicht an ihrem eigenen Staub geblendet zu werden oder zu ersticken. Beide haben ein nicht leichtes Los — wie man es ihnen erleichtern könnte, davon ist gleich nachher die Rede.

Es gibt aber neben diesen verhältnismäßig erträglichen, wenn auch als lästig empfundenen Anomalien andere und schwerere. Wir reden dabei immer noch von den erblich Belasteten. Unter ihnen sind Menschen, die in ihren dunklen Stunden der Hemmungslosigkeit einfach erliegen, obwohl sie (soweit ein Außenstehender, ein von außen in fremdes Ich Sehender das beurteilen kann) alle momentan verfügbare Kraft aufgeboten zu haben scheinen. Unter den erblich Belasteten sind ferner Menschen, die in Dämmerzuständen der Seele so stark unter Hemmungen stehen, daß kein Gegengewicht die Schwerkraft ihrer Seele aufheben zu können scheint, ihrer am Boden dahinkriechenden, mühsam dahinschleichenden, unstet dahinflatternden Seele. Es sind Menschen mit einer gewissen Klarheit der Einsicht und mit einem ehrlich und aufrichtig guten Willen; denn sie sagen nie jenes faule Entschuldigungswort vor einer Tat: „Ich kann nicht anders!" Aber sie kommen nach mancher hemmungslos begangenen Tat, nach manchem Fall in Sünde und Schuld und klagen: „Ich konnte nicht anders!" Und man hat nach einer angestrengten Prüfung der Sachlage den Eindruck: der reuige, jammernde Mensch da lügt nicht und will nichts beschuldigen und beschönigen; er gehört auch nicht in ein Irrenhaus oder in eine Besserungsanstalt, weil er dazu nicht anormal genug ist als Gesamtpersönlichkeit; aber ihn nur moral-

theologisch allein beurteilen wollen ohne jede Moralpsychologie, das wäre nicht der rechte Weg zur Hilfe. Denn die Moraltheologie fragt zuerst und hat zunächst bedinglich zu fragen: Was ist da geschehen? Die Moralpsychologie dagegen fragt: Wie kam das alles und wie konnte das nur so kommen? Und bei dieser moralpsychologischen Frage lautet die Antwort in manchen Fällen erblicher Belastung, nämlich in den Fällen einer teilweise pathologischen, erbbedingten Wesensstruktur also: Die siegende, lockende, brausende Stimme des Blutes ist in dem Menschen hier in einer dunklen Stunde Herr geworden über die verklingende, ertrinkende, kaum mehr vor lauter Brausen des Blutes und seiner Erbfracht zu erlauschende Stimme des Gewissens; der physiologische Imperativ hat den kategorischen Imperativ überwunden. Die Moralpsychologie löst den Begriff Sünde nicht auf. Sie wäre eine gottlose Wissenschaft und eine menschenfeindliche zugleich, wollte sie das auch nur ganz von ferne wagen. Sünde ist Sünde, und wer einem Menschen, der objektiv und material eine Sünde begangen hat, helfen will, der soll die Sünde immer beim rechten und wahren Namen nennen. „Die Wahrheit wird euch frei machen," hat Christus gesagt, und er hat nichts von Beschönigung und Bemäntelung gesprochen. Nur die Erkenntnis seiner wahren Wesensstruktur und aller dunklen Fluten, die aus ihr hervorbrechen können, der schlagenden Wetter, die in ihr schlafen können, nur sie kann dem mit irgendeiner Last Beladenen helfen. Aber, so paradox das auch klingen mag: Der Täter ist immer mehr als seine Tat, der Sünder mehr als seine Sünde. Der Täter kann größer und kleiner sein als seine Tat, der Sünder noch schlechter, aber auch viel besser als seine Sünde. Und wenn eine Sünde und Schuld aus Erbbelastung stammt, die springflutartig die Deiche und Dämme des Ich überflutete, die schlagwetterartig über einen Menschen hereinbrach, dann muß ihm anders geholfen werden als dem Menschen, der bewußt und freiwillig gleichsam zu seiner Sünde hingeht, als stiege er in ein schmeichelndes, warmes Bad, auch wenn er weiß, er wird in dieser lauwarmen Schwüle untergehen oder mit Wahrscheinlichkeit betäubt werden.

Aber wie ist nun den Hemmungsmenschen und den Hemmungslosen zu helfen?

In den leichteren Fällen von Hemmungen durch eine rechtzeitig einsetzende Erziehung des Kindes bzw. durch Anleitung des Erwachsenen zur Selbsterziehung. Wo eine Hemmung ist, da muß eine Bahnung geschaffen werden. Pathologische Eltern sind leider dazu nicht befähigt. Die Schule kann auf die Ano-

malien für gewöhnlich nicht die notwendige Rücksicht im notwendigen Ausmaße nehmen, obwohl sie dem mit Hemmungen belasteten Kinde nach bester Möglichkeit Rechnung tragen muß. Dagegen kann die Hilfsschule in Verbindung mit einer gut geleiteten Erziehungsanstalt in vielen Fällen Hemmungen durch Bahnungen beseitigen. Wo die Hilfsschule und die Erziehungsanstalt nicht gegeben sind, da muß das hemmungsbelastete Kind seinen psychopathischen oder sonstwie pathologischen Eltern sobald als möglich genommen werden, damit in besserer Umgebung der Belastung entgegengewirkt werde. Wo aber der verhängnisvolle Einfluß des Elternhauses nicht aufgehoben werden kann, da werden vor allem der Lehrer, der Priester und Seelsorger alles aufbieten müssen, was nur in ihrer Macht steht, um die jugendliche Seele, die wie ein scheues Vögelein zaghaft flattert, so zu beschwingen, daß ihr der ruhige und sichere Flug und Aufstieg gelinge. Dazu aber gehört vor allem viel Güte und viel Geduld. Sicherlich läßt sich eine ererbte Hemmung nicht mit Rauheit und Härte und am allerwenigsten mit jener vielleicht gut gemeinten Härte wegkommandieren, die nur noch einen verhängnisvollen Schritt weitergehen muß, um zur Roheit zu werden. Aber ein ruhiger, freundlicher Appell an den guten Willen, verbunden mit langsam gesteigerten Willensübungen, welche die Freude am Gelingen wecken, wird ein Mittel zur Bahnung bleiben, auf das auch die abwartende Güte und Geduld nicht verzichten darf. —

Was die Kindesseele anbelangt, die relativ leichtere Erscheinungen von Hemmungslosigkeit aufweist, so wird es notwendig sein, der brüchigen Strukturschicht forschend nachzugehen, aus der diese Hemmungslosigkeiten stammen. Sexuelle Hemmungslosigkeiten verraten die abnorm erotische Anlage, die pseudologia phantastica (die pathologische Aufschneiderei und Fabuliersucht ohne Rücksicht auf Wahr und Unwahr) läßt auf sehr verhängnisvolle Entwicklungs- und Entartungsmöglichkeiten (dementia praecox, Jugendirresein) schließen, ebenso wie bei abnormen Grausamkeits- oder Roheitshandlungen des hemmungslosen Kindes der Schluß auf eine etwaige spätere Kriminalität berechtigt ist. Beim hemmungslosen Kinde spielt das Pubertätsalter mit seinem bekannten Dominanzdurchbruch eine für das ganze Leben ausschlaggebende Rolle. Hier muß die normale oder die Hilfs- und Besserungserziehung alle guten Gegenkräfte in dem erbbelasteten Knaben oder Mädchen aufrufen, damit die Hemmungslosigkeit verriegelt oder abgekapselt werde. Hier ist der prävalierende Typus genau festzustellen,

und seine Bruchstellen müssen durch die mit ruhiger Erzieherhand geführten Hammerschläge einer systematischen Willens- und Gemütserziehung überhärtet werden. Der junge Mensch muß sich selber klar durchschauen lernen, damit er die inneren Strukturtrübungen erkennt. Seine Seele zeigt, im Gleichnis gesprochen, ähnliche dunkle Streifen wie das Röntgenbild einer kranken Lunge sie aufweist. Diese dunklen Streifen müssen dem Jüngling, dem jungen Mädchen in ihrer ganzen Gefährlichkeit gezeigt worden sein, wenn sie die beste Mahnung, das schönste Lebensmotto verstehen sollen, das man ihnen sagen oder schreiben kann: „Sei auf der Hut — am meisten vor dir selbst!" Ein Motto, das vieler Illustrationen fähig ist, wenn man dem Jugendlichen gütig, aber klar und an konkreten Lebensbeispielen zeigt, welche auslösenden Momente seine verhängnisvolle Strukturschicht zum Brechen, zur Explosion, zur Primitivreaktion, zur sogen. Kurzschlußhandlung, zum Rausche und zum Taumel bringen können, und womit er diesen auslösenden Momenten zu begegnen oder wie er ihnen aus dem Wege zu gehen hat. „Was dir nicht angehört, das mußt du meiden; was dir das Innerste zerstört, darfst du nicht leiden" — in wieviel lebensfarbigen und lebensfarbensatten Bildern läßt sich dieses Thema vor jugendlichen Hemmungslosigkeitstypen behandeln. Die Moralpredigt hilft hier nicht viel, die „Moralpauke" erfahrungsgemäß gar nichts. Aber eine Art „Röntgenbild" der Seele (in Belehrung, Aussprache, Gewissenserforschung und Beichte gewonnen) zusammen mit den auf Grund der dunklen Streifen und Schichten dieses Bildes sich ergebenden Gefahrprognosen und den seelischen wie religiösen Hilfsmitteln, die man dem Jugendlichen zeigte, kann manches drohende Unheil noch rechtzeitig bannen. Allerdings: weiter als zu einer Verkapselung der verhängnisvollen Strukturschicht gegenüber den gesunden Schichten wird man kaum oder nur selten kommen. Und wer mit Erbbelasteten zu tun hat, mag sich auf alles gefaßt machen, wenn er nicht den Genius über den Dämon, den Schutzengel über den Teufel im Menschen als ehernen Wächter zu stellen vermochte. —

Beim erwachsenen Menschen sind leichtere Fälle von ererbter Hemmung oder Hemmungslosigkeit vielleicht noch am ehesten zu bekämpfen, indem man dem irgendwie Gehemmten jene Art der Selbstbehandlung empfiehlt und zeigt, die man etwa einem Pferd als Behandlung angedeihen läßt, das vor jedem wirklichen oder vermeintlichen Hindernis scheut und mit nervösem Zittern stille steht und um keinen Preis mehr weitergehen will. Ein edles Tier mit Peitsche oder Sporen vorwärts-

bringen, würde vielleicht eine Roßkur bedeuten, aber den Fehler für die Zukunft nur verschlimmern. Roßkuren gelingen bei feinnervigen Tieren in solchen Scheu- und Hemmungsfällen nicht. Das Pferd an dem angsterregenden Objekt ruhig und wiederholt und mit gütigem Zureden vorbeiführen, das ist viel besser. Auch das Anlegen von Scheuklappen ist keine Hilfe. Und genau so muß man dem hemmungsbelasteten Menschen die Scheuklappen (beileibe nicht das heilige Gefühl der Ehrfurcht oder der keuschen Scham und edlen Scheu) hinwegnehmen und ihm die Harmlosigkeit, Bagatellenhaftigkeit, Komik des Objektes zeigen, vor dem er immer und immer wieder „scheut", vor dem sich sein Seelenleben immer und immer wieder staut und in oftmals ganz seltsame und bizarre Konträrvorstellungen, in bisweilen groteske Konträrhandlungen zurückschlägt. Er muß einmal, zweimal, zehnmal, hundertmal an seinem Hemmungsobjekt vorbeigeführt werden; und ist er Hemmungsobjekt und Hemmungssubjekt zugleich, dann muß er eben an sich selber vorüberkommen lernen, an seinem eigenen Schatten, an seinem eigenen Negativbild. Dieses Negativbild ist voller Schatten, das Positivbild dagegen ist voll von Licht, und die Schatten dienen nur dem Lichtbild. *Hebbel* berichtet in seinen Kindheitserinnerungen: „Schon in der frühesten Zeit war die Phantasie außerordentlich stark in mir. Wenn ich des Abends zu Bett gebracht wurde, so fingen die Balken über mir zu kriechen an, aus allen Ecken und Winkeln des Zimmers glotzten Fratzengesichter hervor, und das Vertrauteste, ein Stock, auf dem ich selbst zu reiten pflegte, der Tischfuß, ja die eigene Bettdecke mit ihren Blumen und Figuren wurden mir fremd und jagten mir Schrecken ein. Aber auch am Tage war die Phantasie ungewöhnlich und vielleicht krankhaft rege in mir; häßliche Menschen z. B., über die mein Bruder lachte und die er nachäffte, erfüllten mich mit Grauen. Ich konnte keinen Knochen sehen und begrub auch den kleinsten, der sich in unserem Gärtchen entdecken ließ, ja ich merzte später in Susannes Schule das Wort Rippe mit den Nägeln aus meinem Katechismus aus, weil es mir den echten Gegenstand, den es bezeichnete, immer so lebhaft vergegenwärtigte, als ob er selber in widerwärtiger Modergestalt vor mir läge. Dagegen war mir aber auch ein Rosenblatt, das der Wind mir über den Zaun zuwehte, so viel und mehr, wie anderen die Rose selbst, und Wörter wie Tulpe und Lilie, wie Kirsche und Aprikose, wie Apfel und Birne versetzten mich unmittelbar in Frühling, Sommer und Herbst hinein, so daß ich die Fibelstücke, in denen sie vorkamen, vor allem gern laut buchstabierte und mich jedesmal

ärgerte, wenn die Reihe mich nicht traf.“ So schreibt der gleiche Dichter Hebbel, dem später das ergreifende Wort aus der Feder floß: „O es ist eine solche Verwirrung in meiner Natur, daß mein besseres Ich ängstlich und schüchtern zwischen diesen chaotischen Strömen von Blut und Leidenschaft, die durcheinanderstürzen, umherirrt. Der Mund ist dann im Solde der dämonischen Gewalten, die sich zum Herrn über mich gemacht haben. Und ganz bis ins Innerste zurückgedrängt sitzt meine Seele wie ein Kind, das vor Tränen und Schauder nichts zu reden vermag und nur stumm die Hände faltet und erst, wenn der Sturm sich gelegt hat, wieder zum Vorschein kommt. Das kommt von der Erinnerung an frühere Jahre, die ich noch nicht ganz los bin, von dem Druck der Gegenwart, von der Furcht vor der Zukunft; auch wohl, weil der Geist oft, wie Jakob, mit Gott ringen muß und dabei in eine Untiefe hineingerät.“ Ein Hemmungsmensch mit angeborener Belastung. Ein Mensch, der nie ganz mit sich selber fertig wurde und dem in einem seiner tiefgehendsten Gedichte das Wort aus der Seele brach als einer von den „seelischen Blutstürzen“ seines Innern, wie Hebbel sich selbst ausdrückt: „Der ich bin grüßt trauernd den, der ich könnte sein.“

Nun ist nicht jeder eine Hebbelnatur. Aber ihm ähnlich sind viele Hemmungsnaturen. Und man kann natürlicherweise ihrer Seele nur zu größerer Befreitheit und Beschwingtheit helfen durch Ermutigung und immer neue Ermutigung — übernatürlicherweise kaum anders, als daß man sie ringen lehrt nicht mit dem dunklen belasteten Ich, sondern mit Gott, mit dem Jakob rang und zu dem Jakob flehte: „Ich lasse dich nicht, bis du mich gesegnet hast!“ —

Der Typus Hemmungsmensch, dem Hebbel angehörte, ist bereits ein Übergang zu jenen schwereren und schwersten Fällen von Hemmungen, in denen der Ringende trotz all seines inneren Sichaufbäumens nicht über sich und die Wucht seiner Belastung hinauskommt. Das oft todmüde, verzweifelte „Ich kann nicht“ solcher Hemmungsmenschen ist ein traurig Lied. Sie könnten — aber sie glauben nicht zu können. Der normale Ablauf ihrer Vorstellungen ist infolge ihrer unglückseligen Erbbelastung gehemmt. *Lord Byron* schreibt in einem Briefe an Murray vom Jahre 1821: „Ich leide an einer erblichen Schwermut, die ich natürlich in Gesellschaft unterdrücke, die aber wider meinen Willen in meinen Schriften, und wenn ich allein bin, zum Ausdruck kommt. Ich sage ‚erblich‘, weil ich allen Grund habe, dies anzunehmen. Sie werden wissen oder vielleicht noch nicht

wissen, daß mein Großvater mütterlicherseits (ein sehr gescheiter und liebenswürdiger Mann, wie man mir schilderte) sich das Leben genommen haben soll, man fand ihn bei Bath im Avon ertrunken. Ein anderer sehr naher Verwandter von mir, auch mütterlicherseits, nahm Gift und wurde nur mit Not gerettet. Ich kann also wohl annehmen, daß meine Schwermut auf Erblichkeit beruht. Auch hat man mir stets gesagt, ich sähe keinem ähnlicher als meinem Großvater mütterlicherseits, ähnlicher als irgendwem aus meines Vaters Familie, namentlich bezüglich der melancholischen Stimmung, die ihm eigen war." Wer den genialen Dichter des „Manfred", des „Kain" und „Don Juan" kennt, der kann ihn unmöglich einreihen unter die ausgesprochen pathologischen Konstitutionen. Aber ein Hemmungsmensch war Lord Byron sein Leben lang bei all seinen nicht minder bekannten — Hemmungslosigkeiten. Und gerade diese Verbindung von Hemmung und Hemmungslosigkeit verleiht seinem Wesen etwas Sphinxartiges. — Die Mutter des Dichters *Lenau* überraschte ihren leichtsinnigen Gatten, als sie den Knaben noch ungeboren unter dem Herzen trug, über einer ehelichen Untreue. Das führte zu einer heftigen Szene zwischen den beiden und schwerster Aufregung der betrogenen Frau. Wieviel trübes Erbe hat Lenau von jener Stunde und den darauffolgenden Monaten her ins Leben mitbekommen? Lenau, der in einem Briefe (an Emilie Reinbeck) vom Jahre 1843 schreibt: „Ich habe neulich ein Wort im Homer gelesen, das meinen Seelenzustand treffend bezeichnet: ἀμφιμελας, das heißt ‚ringsum schwarz'. Ja, liebe Emilie, um und um schwarz ist meine Seele, wenn mich der Hypochonder packt, und der packt mich diesen Winter öfter und fester als je." Aus einem seiner Lieder („Herbstentschluß") mögen ein paar typische Strophen hier stehen:

„Herz, du hast dir selber oft
Wehgetan und hast es andern,
Weil du hast geliebt, gehofft —
Nun ist's aus, wir müssen wandern!

Auf die Reise will ich fest
Ein dich schließen und verwahren,
Draußen mag ein linder West
Oder Sturm vorüberfahren;

Daß wir unsern letzten Gang
Schweigsam wandeln und alleine,
Daß auf unserm Grabeshang
Niemand als der Regen weine."

„Herz, du hast dir selber oft weh getan und hast es andern." Ja, so ist dieser Typus von Menschen: tut sich selber unablässig weh und quält andere mit, ohne es zu wollen, und oft sind das gerade die nächsten und liebsten Menschen. Dem schwerbelasteten Hemmungstypus ist nun leider nur sehr schwer oder fast nicht zu helfen; vorgeburtliche Schädigungen lassen sich nicht wieder gutmachen, und bei ganz tiefwurzelnden Hemmungserscheinungen liegt Blei in der Seele . . . legt sich Blei auf die Gedanken, auf das Wollen, das Tun und macht alles unsagbar mühevoll und schwer, auch wo man noch nicht von ausgesprochener Psychopathie reden kann. Die Seele des erblich mit Hemmungen Belasteten leidet tief und bitter unter ihrem monomanen „Ich kann nicht". Es ist vor allem notwendig, daß man den Schwerbelasteten vor zwei Dingen bewahre: einmal vor dem Versinken in einen trostlosen Fatalismus, der ein böses Ende nehmen kann — und dann vor der Gefahr, daß der Hemmungsmensch sich Bahnungen zu verschaffen sucht mit den bekannten Hemmungsbrechern Alkohol, Morphium, Kokain und dergleichen. Es muß kein Erbbelasteter in Fatalismus untergehen. Es muß keiner in fruchtlose und wertlose Anklagen ausbrechen gegen die, denen er die bleierne Fracht seines Blutes verdankt. Aber — abgesehen von allen rein medizinischen Hilfen und aller bloß natürlichen Diätetik der Seele — den Hemmungsmenschen, der sich immer als einen Unterwertigen fühlt, rettet schließlich nur die Hinwendung zur ethisch-religiösen Wertwelt vor dem Versinken in den Fatalismus. Das mögen moderne Religionspsychologen noch so oft als die berühmte „Flucht des Unterwertigen in die Religion" bezeichnen — wir haben gar keinen Grund, diese Flucht zu leugnen. Aber wir haben auch gar keinen Grund, sie als etwas selbst Unterwertiges hinzustellen oder hinstellen zu lassen. „Kommet alle zu mir, die ihr müselig und beladen seid, und ich will euch erquicken und ihr werdet Ruhe für eure Seelen finden." So hat einer gesprochen, der vor nichts floh, sondern in einer einzigartigen Majestät und Größe alles bis zu seinem furchtbaren Tode am Kreuze bejahte. Er hat auch denen, die zu ihm „fliehen", nicht gesagt, daß er ihnen ihre Hemmungen und Belastungen wegnehmen werde. Im Gegenteil, er sprach das gütig-harte Wort: „Wer mein Jünger sein will, der nehme sein Kreuz auf sich, verleugne sich selbst und folge mir nach!" Das Kreuz des Hemmungsmenschen ist schwer und nur mit rücksichtsloser Selbstverleugnung läßt es sich tragen und schließlich — stirbt der Mensch an seinem Kreuz. Aber das ist eine Überwindung des Fatalismus, der eine so nahe-

liegende und lockende Gefahr gerade für den Hemmungsmenschen ist, eine Überwindung durch jenen Heroismus, der in der Bejahung seines Schicksals als einer Schickung von dem dumpf Schicksalhaften und damit von dem geheimsten Gift seiner Hemmung frei wird. Jm übrigen: von etwas weg und zu etwas hinfliehen und flüchten wir alle. Die das leugnen, sind Menschen, denen weder die Tiefen der ethisch-religiösen Wertwelt noch die Tiefen der Seele wahrhaft erschlossen sind. Geht doch der eine nur sich selber und seinen Hemmungen möglichst aus dem Weg — was auch eine Flucht ist, nur eine Flucht, die in Ahasver-Wanderungen sich vollzieht. Und der andere flüchtet mit all seinen Hemmungen sich hin zu dem Gott, der ihn nun einmal so und nicht anders geartet ins Leben treten ließ, und hält sich an das inhaltstiefe Wort: „In eurer Geduld werdet ihr eure Seelen besitzen." Die Geduld (nicht eine träge Zufriedenheit) mit sich selbst und dem eigenen guten Willen und Streben ist dem Hemmungsmenschen so notwendig wie ihm die Geduld aller, die um ihn sein oder mit ihm zusammenleben müssen, not und unendlich wohl tut. — Die „Flucht ins Religiöse", die, um es noch einmal zu sagen, ein Heroismus und kein Akt der Minderwertigkeit ist, hat ferner noch den großen Vorteil, daß sie den Hemmungsmenschen vor der Flucht in Narkotika und Opiate bewahrt, die lösend, befreiend wirken sollen und doch nur einen langsamen physiologischen Auflösungsprozeß, aber keinen seelischen Befreiungsprozeß hervorrufen. Die Heimat der „Unterwertigen" ist entweder die Bohême-Kneipe oder — die Kirche. Wo es einem seiner tiefsten Menschenwürde und seiner wertvollsten Strukturschichten sich Bewußten wohler sein kann, darüber muß man wohl nicht lange diskutieren.

Von der soeben genannten Art, sich seelischer Hemmungen durch scheinbar lösende und befreiende Mittel zu entledigen bis zum Umschlag der Hemmung selbst in vollendete Hemmungslosigkeit ist nur ein Schritt. So können wir denn die nicht erlösten, sondern nur gelösten Hemmungsmenschen zusammen mit den Typen von angeborener Hemmungslosigkeit behandeln.

Trinkerkinder sind oft hemmungslose Menschen. Alkoholismus als solcher wird nicht vererbt. Aber der akute wie der chronische Alkoholismus der Eltern bewirkt eine Schädigung des Keimplasmas, weil er im Organismus der Eltern Veränderungen und Zustände hervorruft, die auf das Kind als vererbte Disposition übergehen. Als Disposition wozu? Diese Frage findet ihre beste Antwort, wenn man sagt: Das Trinkerkind zeigt auf

die Länge einer Lebensdauer gleichsam auseinandergezogen alle jene Zustände, die sich bei seinem angeheiterten Vater bzw. seinem direkt betrunkenen Vater oder seiner vom Alkoholgift benebelten bzw. berauschten Mutter für die Dauer eines Dämmer- oder Rauschzustandes zusammengedrängt finden. Die Momentbilder eines Berauschtseins aber sind: die flott leichtsinnige Stimmung, das mangelnde Verantwortlichkeitsgefühl, der jähe Stimmungswechsel, die Rührseligkeit, der ein wildes Aufbrausen und Aufschäumen folgen kann, die Lust sich dem nächsten Besten an den Hals zu werfen und dergleichen mehr. *Bezzola* hat bei 9000 Idioten der Schweiz den Zeugungstag berechnet und dabei zwei Maxima festgestellt: Fastnacht und Weinlese. Die Statistik anderer Länder beweist das gleiche. Nun wundere sich noch jemand, warum so viele Narren oder leichtsinnige Zugvögel auf der Welt herumlaufen! Und wenn sich mancher Vater fragen würde, ob sein „unberechenbarer" Sohn, sein Sohn „Tunichtgut", seine Tochter „Nehmtmichdoch" seinem ernsten und heiligen Willen zum Kinde oder einer Flasche Wein ihr Dasein zuzuschreiben haben; dann würde ihm wohl manche Unberechenbarkeit des Kindes klar. Hier helfen nur zwei Maßnahmen: eine gründliche Belehrung der heranwachsenden Generation, besonders aber aller Brautleute, aller Väter und Mütter über die Schädigung des Keimplasmas durch den Alkoholismus — und eine gründliche Einsicht des ohne seine Schuld leider nun einmal Geschädigten, d. h. zu Hemmungslosigkeiten aller Art Neigenden, welches sein ganz spezifischer Dämon ist. Der Dämon muß nicht Alkohol heißen. Wo immer ein Erbbelasteter zur Halt- und Hemmungslosigkeit neigt, da ist sein Dämon. Und jeder Hemmungslose möge sich gesagt sein lassen: wer mit Gott ringt, der wird irgendwann einmal gesegnet; aber wer sich vermißt, mit seinem Dämon zu ringen, der wird sehr bald diesem Dämon unterliegen. Nein, der erbbelastet Haltlose muß immer seinem spezifischen Dämon aus dem Wege gehen. Wer sich in seine Versuchung begibt, der kommt darin um.

Seine spezifische Versuchung ist für manchen jenes Stück des anererbten und nur auf Lebenslänge auseinandergezogenen elterlichen Berauschtseins, jenes fatale Stück, das gesteigerte Sexualität heißt. Ob sie in normalen oder (was immerhin eine Möglichkeit wäre für den schon mit einer „falschen Drüsenformel" ins Dasein Getretenen) ob sie sich in pervers verlaufenden Bahnen bewegt, die Hauptsache ist, daß der Belastete sich nicht fortreißen läßt in einer dunklen Stunde. Niemand hat so sehr die Pflicht, wach, nein überwach und sich selbst immer

wachen Auges überwachend zu leben, wie der Hemmungslose mit einer Erbbelastung, die immer lauern und in einer dunklen Stunde aufstöhnen wird wie ein hungriges Tier. Wessen Geist nicht wacher ist als der nur scheinbar schlummernde und doch jederzeit zum Sprung bereite Triebmensch im Menschen, der wird rettungslos verloren sein, wenn er in Versuchung geführt wird oder selber in seine Versuchung geht. — Diese spezifische Versuchung heißt für einen anderen: Unfähigkeit mit den nun einmal gegebenen Realitäten seines Lebens fertig zu werden. Die Söhne von Eltern, die immer zu hoch hinaus wollten und doch nicht zur ewig erträumten Höhe kamen, werden erfahrungsgemäß häufig Männer, die dem Genie in einem Punkte sehr ähneln, nämlich in den hohen Lebensaspirationen. Aber in allen anderen Punkten sind sie nur Karikaturen des Genies. Denn ihnen fehlt, was dem Genie ureigen ist: die Inspiration für all das, was es zur Erfüllung seiner Lebensaspirationen braucht; ihnen fehlt vor allem jener beinahe somnambul zielsichere und treffsichere Wille, der die blitzartig in den genialen Geist fallende Inspiration verwirklicht. Deswegen endet der dem Genie nur ähnelnde Mensch regelmäßig mit einem moralischen Bankrott. Dieser kann einen finanziellen Bankrott zur Grundlage haben; denn die spezifische Versuchung derer, die ihre eigene Leiter noch übersteigen wollen, heißt sehr oft Geld . . . Geld als der geheimnisvolle Schlüssel zu den Gütern, die einem Menschenleben Schimmer und Glanz zu geben vermögen. Mancher zerschellte an seinen Spekulationen — ein Erbbelasteter, der seiner Begrenztheit, um nicht zu sagen seiner Beschränktheit, nie recht bewußt ward und nach Dingen griff, die ihn faszinierten, oder mit Summen rechnete, die zu vielstellig für seine Lebenshaltung und Lebenshöhe waren. Aber es muß nicht Geld sein, das dem zu hoch hinausstrebenden zum Unheil wird. Es gibt auch Kränze, die leicht erringbar zu sein scheinen und doch nur um Stirnen gelegt werden, hinter denen mehr wohnt als der kleine Ehrgeiz, dieser Vetter des Geizes, der die gemeineren Naturen anspornt, in die Verhängnisse ihrer leicht größenwahnartigen Erbbelastung blind zu rennen.

Es hat jeder Erbbelastete seine spezifische Versuchung zur Hemmungslosigkeit. „Er ist jähzornig und blindwütend wie sein Vater . . . sie ist genau so leicht, wie ihre Mutter mit zwanzig Jahren moralisch leicht gewogen wurde . . . er hat den sonnigen Humor, aber leider auch die Sauf- und Rauflust seines Großvaters . . . sie ist eine feine Frau, aber sie wird mit ihrer Überzartheit und ihrem Schönheitsüberdrang genau so am Leben

zerbrechen, wie ihre tote Mutter . . . er schlägt ganz in die dunkle trübe Art und die reaktionären Zügellosigkeiten seines Oheims . . . sie tanzt wie eine Mänade, und das hat sie noch von ihrer Ahnfrau, die jeden Kavalier ihrer Zeit in eine Liebesraserei oder einen Duellhandel hineintanzte . . ." — — es ist nicht nötig, solche Urteile um eine Anzahl ähnlicher zu erweitern. Sie fortzuführen ist nicht mehr Aufgabe dieses Werkes, sondern sei der Forschung des einzelnen nach seiner Erbbelastung anheimgestellt. Prüfe jeder, seine ererbten Hemmungen und Hemmungslosigkeiten scharf durchdenkend, die Reihe seiner Ahnen und Ahnengeschwister, soweit er diese Reihe nach aufwärts nur verfolgen kann! Die Pfarrbücher, die Geschichte der Erbfehler in den einzelnen Familien, die aufspürbaren und nachprüfbaren Fälle von Entgleisungen in der Vorfahrenreihe, die an das Krankhafte hinstreifenden Fälle von moralischer Verirrung geben vielleicht manch traurigen, jedenfalls aber stets einen lehrreichen Aufschluß über die Frage: Was kann aus mir, dem Abkömmling des merkwürdigen und wunderlichen, des an ein trauriges Ende gelangten Mannes, was kann aus mir, dem Abkömmling der unglückseligen, von Trauerlegenden umwobenen Frau werden, wenn ich nicht die Herrschaft gewinne über meine Hemmung, über meine Hemmungslosigkeit? Werde ich nicht genau so gleiten und gleiten? Wird mich nicht der gleiche Abgrund verschlingen? Was muß ich tun, um diesem Schicksal, das meine Ahnen, meine Ahnfrau ins moralische Elend riß, zu entgehen?

Das eine muß ein jeder sicher tun: nicht klagen und nicht anklagen. Klage und Anklage ändern nichts. An sich arbeiten und nicht verzweifeln, das tut not.

Durch fremde Schuld wurden wir nur, was wir als Erbbelastete sind. Wenn wir das bleiben, dann ist die Schuld unsere eigene . . . wenigstens wenn wir es so ganz ungewandelt bleiben.

II. Erworbene Hemmungen.

Im frühesten Alter eines Kindes können Eindrücke irgendwelcher Art in dessen Seele mit einer solchen Nachhaltigkeit sich einprägen, daß sie für einen großen Teil des Lebens, wenn nicht für die gesamte Lebensdauer nachwirken. Und was vom frühesten Kindesalter gilt, das gilt zum mindesten ebensosehr von der Pubertätszeit. Jene tiefeinschneidenden Eindrücke werden wie mit unsichtbaren Nägeln in der jugendlichen Seele festgeheftet — es entstehen die sogenannten „infantilen Fixierungen". Diese

können Dispositionen, Zuneigungen und Abneigungen schaffen, die für den Moralpsychologen von großer Bedeutung sind.

Es gibt einen „psychosexuellen Infantilismus". Er besteht, wie *Kretschmer* sagt, „in einer Hemmungsmißbildung, die den Sexualtrieb teilweise auf der kindlichen Entwicklungsstufe verharren läßt. Auf kindlicher Entwicklungsstufe finden wir ja vielfach noch keinen eigentlichen Sexualtrieb, sondern eine Art unspezifischer Triebmatrix, gewisse angedeutete, wandelbare, polymorphe Gefühlsrichtungen. Erst in der Pubertätszeit entsteht beim normalen Menschen aus dieser unspezifischen präsexuellen Triebmatrix der spezifisch heterosexuelle Trieb, in dem die spielerisch verzettelten Partialantriebe sich nun straff in einer klaren Richtung zusammenfassen, die auf das andere Geschlecht gerichtet ist." Diese straffe Zusammenfassung kann aber aus irgendeinem Grunde ausbleiben, vor allem infolge von inneren Entwicklungsstörungen. Wenn dieselben aber nicht schon ausgesprochen krankhaft sind, dann werden sie kaum eine perverse Triebfestlegung nach sich ziehen, sondern die infantilen Hemmungen werden in einer Art von Spätreife oder Nachreife überwunden — vielfach in der Ehe, wenn auch oft nach anfänglichen Eheschwierigkeiten. Es gibt hier zwei Typen von Hemmungsmenschen: beim einen Typ ist das psychische Liebesbedürfnis normal, aber die körperliche Entwicklung wenigstens eine Zeitlang infantil; beim andern Typ ist die körperliche Entwicklung normal, aber das psychische Liebesbedürfnis ist auf einer infantilen Stufe stehen geblieben. Beide Typen weisen eigenartige Hemmungserscheinungen auf, die der Moralpsychologe für gewisse bei jungen Eheleuten auftauchende Schwierigkeiten kennen muß. Der erste Typus hat eine tiefe und echte Liebesfähigkeit, aber eine ausgesprochene Scheu vor der körperlichen Hingabe; der zweite Typus fühlt das körperliche Triebleben, aber er lebt in einer eigentümlichen Selbstabsperrung von sexuellen Erkenntnissen dahin, ergeht sich in kindlich anmutenden Träumereien und in platonischen Ideen und kann bis zum Ekel vor dem eigenen und vor dem Körper des ihm Angetrauten kommen. Es gibt noch eine dritte Möglichkeit: die der schroff wechselnden Einstellung, wobei der eine Teil im andern heute den Engel und morgen den Teufel oder die Teufelin zu sehen imstande ist, also ein förmliches Alternieren zwischen Hingabe und Haß oder wenigstens haßähnlichen Gefühlen. — Vornehmer Adel, ruhige Güte eines Mannes, unter Umständen ärztliche Beratung der Frau (denn sie stellt zumeist den hier geschilderten ersten oder zweiten Typus dar) kann da manches Übel verhüten. Und der

Seelsorger möge im Brautexamen nicht unterlassen, in feiner, aber auch bestimmter Form darauf hinzuweisen, daß auch in der Ehe eine Frau nicht vergewaltigt werden darf, sondern umworben werden will . . . daß auch das keuscheste und reinste Mädchen die durch die sakramentale Ehe geheiligte Mutterschaft als eine Teilnahme am Schöpferwillen Gottes betrachten darf und daß die Mutterwürde die Hingabe der Jungfrauenwürde um der heiligen Zwecke der Ehe willen sehr wohl wert ist.

Jedoch auch direkt krankhafte Entwicklungsstörungen bedürfen regelmäßig noch eines hinzutretenden seelischen oder äußeren Anstoßes, der den noch polymorphen oder infantilen Sexualtrieb in unselige Bahnen leiten kann. Also wird die Behütung des Kindes vor allen sexuellen Selbstbespiegelungen, vor der leider so häufigen Art der ersten Aufklärung nicht durch einen verständigen Vater bzw. eine gute Mutter oder auch durch den gereiften älteren Bruder, die feinfühlige ältere Schwester, sondern durch die Gasse, den Schmutzfinken von Kameraden, die halb wissend und halb tuschelnde Freundin, das Konversationslexikon im Bücherschrank des Vaters, das hausärztliche Buch der Mutter, ich sage die Behütung des Kindes vor allen Aufklärungsfaktoren, die nicht rein und sauber sind, wird von eminenter Bedeutung sein. Ob das Kind normal entwickelt oder entwicklungsgehemmt ist, das ist dabei einerlei: die Behütung vor der sexuellen Frühbelehrung durch Unberufene, die so oft eine Frühverführung wird, die Behütung vor einer sexuellen Frühreife ist in allen Fällen das Richtige. Denn spielerische Beobachtungen und Handlungen des Kindes am eigenen Körper können zur Selbstbefriedigung führen; Beobachtungen des tierischen Sexuallebens, sexuelle Verfehlungen mit kindlichen oder jugendlichen Kameraden oder sogenannten Freunden können, sofern eine infantil gebliebene und unausgereifte Sexualanlage über das beendete Pubertätsalter hinausgreift, in der Tat eine anormale oder perverse Triebrichtung festlegen. Für alle Fälle sollte ein Kind so zum unbedingten Vertrauen zu Vater und Mutter erzogen werden, daß es die allerersten sexuellen Fragen unverzüglich den Eltern vorlegt; daß es die ersten ihm etwa gegen seinen Willen aufgedrängten Belehrungsversuche oder auch Verführungsversuche von Kameraden oder Gespielen her sofort den Eltern sagt. Einem Kinde, es sei biologisch ganz normal oder sexuell zurückgeblieben, sollte alles an Wort und Bild, Speise und Trank, Kleidung und verweichlichendem Luxus, an erregenden Momenten ferne gehalten werden, was eine verfrühte Weckung, eine perverse Triebfestlegung der Sexualität

bedeuten könnte. Es sei nicht ungesagt, daß bei manchen abnorm reizbaren Knaben die Züchtigung auf das Gesäß und bei manchen abnorm reizbaren und reizhungrigen Mädchen törichte Liebkosungen, daß bei allen Kindern das Schlafen im elterlichen Schlafzimmer schwere Zukunftsgefahren bewirken kann. In den meisten Fällen werden allerdings frühsexuelle Erlebnisspuren durch eine gesunde Pubertätsentwicklung überdeckt — allein die traurige Erfahrung beweist, daß auch infolge infantiler Fixierungen von verfrühter oder perverser Sexualität Hemmungstypen entstehen können. Deren nähere Beschreibung gehört nicht mehr in dieses Kapitel, sondern in eine Psychopathia sexualis, die allerdings nicht einseitig vom medizinischen, sondern auch vom moraltheologischen und moralpsychologischen Standpunkte aus geschrieben werden müßte.

Der Sexualtrieb ist übrigens ein so kompliziertes Phänomen des leiblich-seelischen Lebens im Menschen, daß man in die tiefsten Strukturschichten der Seele hinunterschürfen müßte, um alle seine Komponenten und Nebenkomponenten zu verstehen. Diesem Trieb ist insbesondere eine starke „Ambivalenz", eine Zwiewertigkeit eigen. Er lockt den Menschen und macht ihn, namentlich bei einer unnatürlichen Befriedigung, eigenartig traurig. Daran knüpfen sich wiederum infantile und juvenile Fixierungen an, wenn man bedenkt, wie viele jugendliche Masturbanten im Leben nie oder nur schwer über ihre Selbstvorwürfe und Selbstanklagen hinwegkommen; wie sie zwischen der physiologischen Gewöhnung an ihre autistische Triebbefriedigung und zwischen ihrer Reue über die immer wieder begangene Tat hin und her geworfen werden; wie sich das alles in neurotischen Symptomen und Hemmungen festlegt — bis entweder der normale Sexualverkehr in einer reinen und gehüteten Ehe oder ein jäher Ruck, ein eisernes Sichhochreißen, oder aber (was das Gewöhnliche ist) ein langsames Sichentwöhnen von der autistischen Befriedigung diesem Flut- und Ebbezustand der Seele ein Ende machen. Der eiserne Ruck nach oben, dem eine Dauerhaltung folgt in Form einer Dauerheilung, ist eine seltene, ich möchte beinahe sagen: eine besondere Gnadensache. Aber wer einem Ringenden in diesem Punkte helfen, wer ihn von seiner Fessel wie von seinen seelischen Hemmungen befreien will, der muß Geduld mit ihm haben . . . heilige, nicht träge und nachgiebige Geduld, aber immerhin Geduld, die weiß, daß man bei infantilen Fixierungen schon über jedes gelungene Schrittchen nach aufwärts sich freuen muß. Infantil heißt kindlich. Und Kinder müssen Schritt um Schritt das Gehen lernen.

Damit jedoch kein Mißverständnis entstehe, sei sofort gesagt: Es gibt auch eine Selbstbefriedigung, die eine Fremdbefriedigung, den normalen heterosexuellen Verkehr, der momentan nicht möglich ist, ersetzen soll. Wenn je ein Mediziner diese (gewöhnlich bordellhafte und auf Verführung einer Verführbaren hinzielende) heterosexuelle Befriedigung anraten sollte, um Spannungen und Hemmungen zu beseitigen, dann dürfte man diesem „Arzt" eigentlich die Narrenkappe aufsetzen. Nein — dem Triebbelasteten hilft die gesunde Natur in der normalen Pollution, die ihn von Spannung und Hemmung befreit. Und wo sie das nicht tut, da soll der Arzt helfend eingreifen — aber mit seiner Kunst und nicht mit den Künsten der Kirke, die die Menschen in Schweine verwandelte und heute noch ihre Gärten hat. Es ist somit unnötig, von einer „Not-Onanie" zu reden. Wie denn überhaupt die „sexuelle Not" vieler Menschen weniger eine Not ist, als vielmehr ihren Ursprung darin hat, daß es ihnen zu gut geht, daß sie sich's zu wohl sein lassen und daß sie keine Zucht im Leibe und nur deswegen ihre sogenannten Hemmungen in der Seele haben.

Die Medizin beschäftigt sich mit dem Sexualtrieb sehr eingehend, und das ist ihr Recht und ihre Pflicht. Wir verdanken der ernsten Medizinischen Psychologie auch vieles, was die Erkenntnis der Komponenten und Nebenkomponenten des Sexualtriebes anbelangt; z. B. daß zu den Komponenten des sexuellen Strukturaufbaues viele Dinge gehören: Keimdrüsen, Gehirn, Nervenapparat, innere Sekretion, psychische Faktoren . . . ferner daß es Nebenkomponenten des Sexualtriebes gibt, die dem Menschen oft gar nicht zum klaren Bewußtsein kommen und dennoch eine dunkle Quelle von Dissonanzen, Hemmungen, Affektverwirklichungen für ihn werden können . . . endlich daß Bindungen, Verdrängungen, Kraftumwandlungen des Sexualtriebs eine große Bedeutung für die innere Struktur und für den Dominanzdurchbruch und Dominanzwechsel des Menschen haben.

Was die innere Sekretion angeht, so wissen wir, daß die verschiedenen Körperdrüsen, unter ihnen auch die Keimdrüse, biochemische Reizstoffe in das Blut absondern: die sogenannten Hormone. Die Hormone der Schilddrüse sind uns bekannt, die der Bauchspeicheldrüse ebenfalls, aber von den Hormonen der Keimdrüse wissen wir vorläufig soviel wie nichts. Daß sie sind, ist sicher; was sie sind, das sucht die biochemische und medizinische Forschung in heißem Bemühen zu ergründen. Jedenfalls aber können wir eine Behauptung heute schon wagen: es gibt

Störungen in der Hormonensekretion der Keimdrüse, also es gibt eine „Dishormonie". Und es ist kein geistreichelndes Wortspiel, sondern eine tiefe und an Leid- und Schicksalsinhalten reiche Wahrheit, daß manche Disharmonie, manche Hemmung, Sperrung und Verriegelung im Wesen eines Menschen sich als Dishormonie entpuppt. Von diesem Satze aus fällt wohl ein neues Licht auf die disharmonischen Erscheinungen der Pubertätsjahre, des Klimakteriums, des Seniums, der Menstruationsstörungen und dergleichen, von dem schwierigen und eigens zu besprechenden Kapitel der Hysterie gar nicht zu reden. Von diesem Satze aus fällt wohl auch ein besonderes Licht auf die Homosexualität. „Viele angeboren Homosexuelle," sagt *Kretschmer*, „sind sicher in ihrer Drüsenformel nicht normal angelegt. Eine zwittrige, nicht rein männliche und nicht rein weibliche Drüsenanlage könnte auf dem Wege endokriner Hormonwirkung am leichtesten die Tatsache erklären, daß solche Individuen gleichzeitig in ihrer Psyche eine falsche Sexualeinstellung und in ihrem Körperbau konträrsexuelle Einschläge, Feminismen, Maskulinismen oder Eunuchoidismen aufweisen." So spricht der Mediziner; und der Moralpsychologe kann die Hypothese ruhig annehmen. Aus ihrer Annahme folgt nämlich in gar keiner Weise, daß der Homosexuelle, der zunächst eine höchst unglückselige Sexualstruktur besitzt, ein Recht darauf hätte, dem gesunden, normalen, gleichsam rechtwinklig gebauten Menschen in seinen Ansichten und Forderungen gleichgesetzt zu werden. Man stellt den Anormalen oder Kranken nirgends in der Welt auf eine Stufe mit dem Normalen und Gesunden. Übrigens ist eine wirklich pathologische Hormonwirkung als einzige und ausschließliche Ursache von moralischen Fehlhandlungen eine wahrscheinlich höchst seltene Sache. Zugegeben, daß ein Mensch in einem Hormonenrauschzustand wie in einem Dämmerzustand und Umnebeltsein des sonst wachen Bewußtseins zu handeln, unbegreiflich falsch und schlecht zu handeln vermag — dann muß er sich eben zehnmal stärker, hundertmal stärker vor der nächsten und sogar vor der entfernteren Gelegenheit zu einem solchen Hormonenrausch hüten. Oder die mit ihm zu tun haben, müssen ihm die Augen öffnen und klar heraussagen, daß seine Freiheit von einem gewissen Augenblicke an zu einem Gebundensein an die von seiner Dishormonie falsch gestellten Weichen seiner Willensgeleise werden kann. Mancher, der sich verfehlt hat, sagt, wenn er zur Ernüchterung aus seinem Taumel gekommen ist: „Ich wußte nicht mehr, was ich tat." Oder: „Ich handelte wie ein Halbbetrunkener." Oder: „Ich glitt nur so in die lockende Tiefe." Oder: „Ich verstehe mich heute selbst

nicht mehr.“ Das ist alles wahr. Es sind physiologische, innersekretorische Vorgänge gewesen, die ihn in seinem klaren Vernunftgebrauch und in seiner freien Entscheidung hemmten. Aber es waren nicht physiologische Vorgänge, nicht die Hormone seines tosenden Blutes allein, die ihm zum Verhängnis wurden. Es kommen immer, wo es sich nicht um ganz ausgesprochene Psychopathen handelt, noch psychogene Entscheidungsfaktoren hinzu. Die physiologischen Vorgänge können sogar durch die psychogenen Faktoren außerordentlich stark beeinflußt werden. Eine rollende Lawine freilich hält kein Wunsch und kein Gebet mehr auf. Allein es hängt oft an einem einzigen Steinchen des Anstoßes, an einem einzigen unvorsichtigen Schritt, ob eine Lawine ins Rollen kommt und den Unseligen, der sie auslöste, mitreißt und unter ihrer Wucht begräbt. Dieses einzige kleine Steinchen des Anstoßes also, diesen einzigen unvorsichtigen Schritt gilt es zu vermeiden. Ob der Rausch, der das Wachbewußtsein umnebelt und den freien Willen hemmt, dabei von Alkohol oder von Sexualhormonen stammt, das ist gleich: jeder Rausch kann in die Tiefe reißen; und jeder Rausch kann ein Sklavenbedürfnis werden, nach dem der allzeit hungrige Trieb in dem gewohnheitsmäßigen Triebbefriediger winselt, bis das elende Bedürfnis wieder gestillt ist. —

Bei der großen Rolle, die der Sexualtrieb im sittlichen Leben und Streben des Menschen spielt, kann es und wird es häufig vorkommen, daß der als unerlaubt oder auch nur als widerwärtig empfundene Trieb durch eine Verdrängung einfach beiseite geschoben wird. Besser gesagt: daß man versucht, den Trieb kurzerhand beiseite zu schieben. Ganz gesunden, klar und ruhig denkenden, willensstarken Menschen gelingt das ohne weiteres, namentlich wenn der Mensch, um den es sich im Einzelfalle handelt, mit irgendeiner Aufgabe soviel zu tun hat, daß er nicht Zeit und Muße besitzt, sich allzuviel mit sich selbst zu beschäftigen. Wenn Müßiggang aller Laster Anfang ist, dann gilt dieses geflügelte Wort besonders von den sexuellen Verirrungen. Aber es gibt Menschen, denen die Verdrängung nicht gelingt. Eine starke Triebtendenz in Verbindung mit einer Anlage zur Neurose bedingt dann eine ganz eigenartige und an lästigen Hemmungen überreiche Umwandlung des (nur scheinbar) verdrängten Sexualtriebes in Angsterscheinungen. Diese Angsterscheinungen, sagen wir Angstneurosen, können alle möglichen Formen annehmen und alle möglichen Typen von Angsthemmungsmenschen schaffen. Da ist ein Typus, der immer, namentlich vor religiösen Hand-

lungen wie z. B. Sakramentenempfang, an der Angst leidet: „Ich bin nicht rein. Ich bin nicht würdig. Ich bin überhaupt nichts wert. Ich werde verdammt." Jeder Seelsorger kennt Tempo und Dynamik, mit denen diese klagende Mollskala von manchen Menschen auf und nieder gespielt wird. Da ist ein anderer Typus, der immer wieder an der Angst leidet, durch irgend etwas „verunreinigt" zu werden, und zwar nicht bloß physisch, sondern, wie unterbewußte Angst es andeutet, auch moralisch, durch eine Türklinke, durch Geld, durch alles Mögliche (mit oft ziemlich durchsichtigem Symbolcharakter). Das ist der Typus, der scheut sich in einem Bett zu schlafen, und zwar aus einer unbestimmten und nicht näher definierbaren Angst. Wohlgemerkt: nicht aus vernünftiger Erwägung, die eine gewisse Vorsicht bei der Benutzung von Hotelbetten in einer Zeit der weitesten Verbreitung venerischer Krankheiten angeraten sein läßt. Nein, es ist nur eine „so unsagbare Angst, die man nicht aussprechen kann". Da ist ein dritter Typus; der hat in dem Augenblicke, wo ihm, dem Mann, eine Frau die Hand gibt, oder wo ihr, der Frau, dem Mädchen, ein männliches Wesen die Hand reicht, Angst. Wovor? Das weiß er nicht; er hat nur einfach Angst. Er hat schon Angst, wenn ihn nur ein Wesen des anderen Geschlechtes ansieht. Da ist ein vierter Angsttypus; der sieht, obwohl er faktisch moralisch ganz rein und keusch ist, in allen Dingen die unsaubersten Gestalten oder er fühlt sich von allen Dingen zu den unsaubersten Vorstellungen angeregt. Da ist ein fünfter Typus; der hat in Augenblicken religiöser Hochspannung die unsaubersten Konträrvorstellungen, die geradezu sexuelle Erregungen auszulösen vermögen, auf Grund deren dann eine neue Steigerung des Angstgefühles erfolgt. Dieser Typus leistet sich oft Erstaunliches an ungewollten „Koprophantasien", an Schmutzvorstellungen, die sich mit einer Macht aufdrängen können, daß mitunter ein Besessenheitswahn sich daraus entwickelt. Man könnte noch viele Angsttypen von Hemmungsmenschen aufzählen — aber fragen wir uns lieber, wie ihnen zu helfen ist.

Zuerst dadurch, daß sie zu einem ruhigen Denken über sexuelle Dinge und Vorgänge geführt werden, das nicht von der Furcht, sondern von der heiligen Ehrfurcht getragen ist. Suchen wir doch den Furcht- und Angsttypus in einen Ehrfurchtstypus umzuwandeln! „Dem Reinen ist alles rein," sagt man. Das ist nicht ganz richtig. Gerade dem Reinen ist vieles widerlich, was man gerne mit dem Parfum der modernen Welt rein waschen möchte. Aber der Reine kann mit seiner ruhigen, ehrfurchtsvollen Gesinnung alles adeln, was Gott, der ein heiliger

Gott ist, nun einmal so und nicht anders gewollt hat. Es geht leider von vielen in der Welt der Duft verfaulender Lilien aus, und den kann und wird jeder sittlich Feinfühlige als höchst ekelhaft empfinden. Aber eine Mädchenseele, die der weißen Rose oder der edlen Lilie gleicht, muß zu der vernünftigen Einsicht gebracht werden, daß sie kein reiner Geist, sondern an einen gottgeschaffenen Leib gebunden ist, den kein physiologischer Vorgang, kein unfreiwilliger Gedanke, sondern nur das lüsterne Auge, die freche Hand, der lüstern umschmeichelnde Arm entweihen kann, von dem stolz- und würdelosen Sichhingeben und Sichanbieten gar nicht zu reden. Ein richtiger Junge muß zu jenem Adel der Gesinnung und der Gesittung erzogen werden, die jedes Mädchen und jede Frau, namentlich die „gesegnete Frau", so behandelt in Gedanken, Worten, Benehmen, wie man die eigene Schwester, die eigene Mutter von jedem anderen behandelt und angesehen wissen möchte. Ein Angstmensch mit Hemmungserscheinungen muß dazu gebracht werden, sich über seine Hemmungen einfach hinwegzusetzen, und seien diese Hemmungen noch so schwer. Kann er sie nicht auf Grund eignen klaren Urteils überwinden, dann möge er sich dem Urteil seines Seelsorgers in Demut fügen oder handeln, wie ein vernünftiger, sittlich ernster Mensch in gleicher Lage handeln würde. Gerade Skrupulanten können andern oft guten Rat erteilen und nur sich selber nicht helfen. Also handle der Skrupulant, wie er einem andern zu handeln raten würde. Man dient Gott nicht mit neurotischen Angstgefühlen, sondern mit heiter-tätigem, gutem Willen und in jener Ehrfurcht, die nur da, aber auch wirklich nur da zur Furcht werden darf, wo man sich sagen muß: „Mensch, jetzt greifst du nicht mehr nach dem, was du begehren und nehmen darfst, sondern jetzt vergreifst du dich an dem, was dir nicht angehört und was du nicht mißbrauchen darfst."

Den Angstgehemmten kann man ferner in vielen Fällen von seinen Hemmungen befreien durch eine Sublimierung seines Sexualtriebs, der nicht innerlich überwunden, sondern nur in die Tiefen des Unterbewußtseins hinabgedrängt ist. Diese Sublimierung darf unter keinen Umständen in Form einer religiösen Ersatzbildung geschehen — so oft das auch bedauerlicherweise vorkommen mag. Denn es ist nicht zu leugnen, daß es eine religiöse Erotik unter scheinbar sublimierten Formen gibt. Haben nicht die Propheten Israels einen heldenmütigen Kampf gekämpft gegen die bis zum Orgiasmus gehende Erotik des Baal- und Astartekultes? Sie sind eingetreten mit Manneskraft für die Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit und

sind darin Vorläufer Christi gewesen, der sowenig ein einziges Wort religiöser Sentimentalität gesprochen hat wie Israels große Propheten, sondern die Anbetung Gottes, der Geist ist, auf die reinsten und klarsten Höhen von Geist und Wahrheit führte. Dem Hemmungs- und Angstmenschen hilft kein Schwärmen und Schwelgen in Minnegefühlen und Pseudomystik, kein Phantasieren und Jubilieren. Aber ihm hilft die gesunde Askese, das ruhige Beten, das maßvolle Fasten, das Almosengeben für Leib und Seele des Mitmenschen, das Atmen in der keuschen Schönheit der liturgischen Gebete, das Vertrauen auf den Gott, der als Heiliger Geist „süßer Seelengast" genannt wird und nicht als unruhig-zuckendes und flackerndes Flämmchen, sondern als klare, reine, das ganze Vorstellungs- und Phantasie-, Willens- und Gemütsleben läuternde Flamme in den Seelen wohnt. —

Eine Hemmungserscheinung ganz eigener Art, die mancher Mensch das halbe, wenn nicht das ganze Leben mit sich herumschleppt, sind infantile Fixierungen auf religiösem Gebiet. Wo die Gottesvorstellung des Kindes, des Knaben, des Jünglings der Pubertätszeit eine angstbelastete, eine angsterfüllte ist, da kommt es leicht zu einer infantilen oder juvenilen Fixierung des religiösen Angstinhaltes der Seele. Sie ist im späteren Leben oft nur schwer und selten ganz zu korrigieren. Der kindliche Donnergott tritt bei jedem Blitz und Donnerschlag vor den erwachsenen Menschen, der in seinen übrigen Bewußtseinsschichten längst gereift und nur in der religiösen Schicht infantil geblieben ist. Aber, was schlimmer ist, nicht bei Blitz und Donner im physikalischen Sinn wacht die infantile Gottesvorstellung immer und immer wieder auf. Viel stärker tritt sie noch auf, wenn, bildhaft gesprochen, Gewitterwolken den Lebenshimmel und seine Horizonte verdüstern, wenn das Schuldbewußtsein wie die bleigraue Himmelskuppel vor einem Gewitter über der Seele lastet und die Seele in ihrem Schuldgefühl jeden Augenblick den niederzuckenden rächenden Blitzstrahl aus Gottes Hand erwartet. Trifft dann wirklich ein Schlag den Bangenden, entlädt sich wirklich ein Gewitter über dem vielleicht schuldlos Heimgesuchten, dann steht mit einem Male wieder der Donnergott seiner Kindheit vor ihm. Diesen Gott aber hat er schon als Kind gefürchtet, vor ihm suchte er zu entfliehen, wenn erzieherischer Unverstand ihm damit bange machen wollte; wie vermöchte nun der vom Schicksalsblitz Getroffene, von der brausenden Flut einer schweren Heimsuchung Umrauschte zu seinem Gott, zu dieser Art von Gottheit kindlich, ergeben, vertrauensvoll zu beten?" Ich will

das Gesagte durch eine Erzählung von *Bernhard Shaw* erläutern. Er berichtet (Almanach 1925, Verlag S. Fischer, Berlin) unter dem Titel „Die Herausforderung des Blitzes: ein vereiteltes Experiment" folgende Tatsache: „Eines Abends im Jahre 1878 befand ich mich, damals Anfang der Zwanziger, in einer Gesellschaft von berufstätigen Junggesellen im Hause eines Arztes im Kensingtonviertel von London. Das Gespräch kam auf Wiederbelebung der Religion, und es wurde eine Anekdote von einem Mann erzählt, der, nachdem er unvorsichtigerweise die Mission der Herrn Moody und Sankey, einer damals berühmten Firma amerikanischer Evangelisten verhöhnt hatte, später auf einem Fensterladen nach Hause getragen wurde, als Gotteslästerer von der göttlichen Rache getroffen. Eine schüchterne Minderheit zeigte, ohne den Mut zu haben, die Wahrheit des Ereignisses völlig in Zweifel zu ziehen — denn sie wollten natürlich nicht Gefahr laufen, selber auf Fensterläden nach Hause getragen zu werden —, dennoch einen leisen Hang, alle diejenigen zu bekritteln, die über dieses Ereignis frohlockten. Und etwas wie ein Streit nahm seinen Anfang. Schließlich wurde von dem gläubigsten der Streiter behauptet, daß Charles Bradlaugh, der berühmteste Atheist der Säkularisten, öffentlich seine Taschenuhr herausgezogen und den Allmächtigen herausgefordert habe, ihn innerhalb fünf Minuten tot zu Boden zu strecken, wenn Gott wirklich existiere und den Atheismus mißbillige. Der Führer der Zweifler stellte diese Behauptung als eine große Verleumdung in Abrede, erklärte, daß Bradlaugh wiederholt und voll Empörung dieser Erzählung widersprochen habe und behauptete, daß der Atheistenkämpe ein viel zu frommer Mann sei, um solch eine Gotteslästerung zu begehen. Diese wunderliche Verwirrung der Ideen weckte meinen Sinn für das Komische. Ich sagte, wenn Herr Bradlaugh dieses Experiment nicht gemacht hat, so hätte er es doch machen sollen. Diese Unterlassung, fügte ich hinzu, könne aber leicht auf der Stelle wiedergutgemacht werden, da ich — ebenso wie Bradlaugh — es für lächerlich hielte, an diese heftige Einmischung in den regelmäßigen Lauf der Natur seitens einer reizbaren und empfindlichen übernatürlichen Gottheit zu glauben. Deshalb also; und in diesem Augenblick zog ich meine Taschenuhr heraus. Die Wirkung war elektrisierend. Weder Zweifler noch Gläubige mochten den Ausgang des Experimentes abwarten. Vergeblich beschwor ich die Frommen, auf die Treffsicherheit ihrer Gottheit bei der Verwendung des Blitzstrahls und auf deren unfehlbare gerechte Unterscheidung zwischen dem Unschuldigen und dem Schuldigen zu bauen. Vergeblich bat ich

die Skeptiker, das logische Ergebnis ihres Skeptizismus hinzunehmen. Es zeigte sich bald, daß es keine Zweifler mehr gäbe, wo es sich um Blitzstrahlen handle. Und da unser Gastgeber sah, daß, wenn ich diese unheilige Herausforderung ausspräche, seine Gäste Hals über Kopf die Flucht ergreifen und ihn mit einem vereinsamten Ungläubigen allein lassen würden, der verurteilt war, in fünf Minuten vernichtet zu werden, verhinderte und verbot er das Experiment und riet zugleich, das Gesprächsthema zu wechseln. Ich fügte mich natürlich, konnte mich aber der Bemerkung nicht enthalten, daß, obwohl die furchtbaren Worte nicht ausgesprochen seien, es doch, da der Gedanke sich in meinem Gehirn gebildet hat, sehr zweifelhaft erscheine, ob die Folgen dadurch abwendbar seien, daß ich jetzt meine Lippen versiegelte. Aber die übrigen schienen der Meinung zu sein, daß das Spiel nur nach bestimmten Regeln gespielt werden könne und daß es wenig ausmache, was ich dächte, solange ich nichts sagte. Nur der Führer der evangelischen Partei war, so schien es mir, ein wenig zerstreut, bis die fünf Minuten um waren, ohne daß der Himmel sich getrübt hatte."

Ist das nicht ein ausgezeichnetes Beispiel für infantile Fixierungen auf religiösem Gebiet? Wie viele von den Gläubigen und den Skeptikern, die bei diesem allerdings gotteslästerlich leichtfertigen Experiment geprüft werden sollten, haben Gott eigentlich doch nur als einen Donnergott gekannt und geglaubt, er erweise jedem seiner „Provokateure" auch gleich die Ehre, eine Forderung anzunehmen! Und ähnlich kennt mancher nur einen höchst anthropomorph gedachten und vorgestellten Gott auf Grund sehr naiver infantiler Fixierungen . . . sieht seinen Gott nur durch das trübe Medium juveniler Erinnerungen . . . verquickt Religion und Religionsunterricht, namentlich wenn der letztere sachlich oder personal unzulänglich war . . . wirft Kindervorstellungen von Gott und Teufel, Kinderanschauungen von Himmel, Hölle und Fegfeuer mit Thesen und Hypothesen seiner akademischen Jahre zusammen und — nimmt sich nie die ernste Mühe, von seinen Infantilismen religiöser Art frei zu werden. Die religiöse Belehrung hat ein reiches Aufgabenfeld auf diesem psychologisch sehr interessanten Gebiet, wenn es gilt, den „zweiten" Religionsunterricht zu erteilen, den an die Erwachsenen und geistig mündig Gewordenen nämlich, der auf einer wesentlich höheren Ebene liegen muß, als der „erste", d. h. der Religionsunterricht für Kinder. Auf einer wesentlich höheren Ebene — denn kein Mensch bleibt ewig in seinen Kinderschuhen stecken und in Kindervorstellungen befangen, ausgenommen die Men-

schen mit infantilen Fixierungen, die immerfort wie in Kinderschuhen um zwei große Lebensprobleme herumtrippeln, anstatt sie ernsthaft, mit mündig gewordenem Geiste anzufassen. Das eine Problem knüpft sich an die Frage: „Woher?" und umfaßt den ganzen Komplex von Sexualvorstellungen, Verdrängungen, ratlosem Tasten und Suchen, vielfältigem Irren und infantiler Fixierung. Das andere Problem knüpft sich an die Frage: „Wohin?" und umfaßt den gesamten Komplex der religiösen Vorstellungen, Zweifel, Hilflosigkeiten, Entgleisungen aus den Bahnen der bisherigen Tradition des Denkens und Handelns und der religiösen Infantilismen. Wer die letzteren löst, der weist manchem den Heimkehrweg zu dem verlorenen Vater im Himmel, den der irrende Sohn sich noch so naiv und infantil oder juvenil vorstellt, daß er keinen rechten Glaubensakt mehr zustande bringt. Ganz besonders notwendig aber sind solche Bahnungen allen Skeptikertypen, denen ihr Infantilismus die Wege zu Gott sozusagen verschneit und vereist hat.

Wir haben nun von einer anderen Art von Bindung, von infantiler Fixierung, zu reden, aus der sich ebenfalls schwere Hemmungserscheinungen entwickeln können. Mancher Mensch bleibt unverhältnismäßig, unnormal lange an seine Eltern bzw. an den Vater oder die Mutter gebunden. In dieser Gefühlseinstellung eine unbewußte Sexualität erblicken zu wollen, weil der Knabe häufig mehr an der Mutter, das Mädchen mehr am Vater hängt, das wäre doch (von abnormen Fällen jugendlicher Frühsexualität abgesehen) eine zu weitgehende Behauptung. Eher dürfte man von einem Doppeltypus der kindlichen Bindung reden, der sich aus zwei Affekten entwickeln kann: aus einer überinnigen Liebe und aus einer allzu schwachen Selbstbehauptung des Kindes gegenüber den Eltern. Die überinnige Liebe kommt namentlich in jenen unglücklichen oder irgendwie getrübten Ehen vor, in denen das Kind den einen Elternteil schwer leiden sieht. Da ist es dann möglich, daß der Knabe sich so fest an die gequälte Mutter, das Mädchen sich so innig an den gedrückten Vater hängt, daß das Mutter- bzw. Vaterideal auf lange Zeit hinaus das spätere Leben des also gebundenen Kindes bestimmt. Ja bis in die Brautwahl oder das eigene Eheleben des schon erwachsenen Kindes kann diese Bindung an das Vater- oder Mutterideal, an die zumeist idealisierte „Imago" (= Persönlichkeitsbild) des vergötterten Vaters, der schier angebeteten Mutter in Form von Affekthemmungen und Affektsperrungen nachwirken. Manche Frau sucht in ihrem Gatten immer und immer-

fort die Züge der väterlichen, mancher Mann sucht in seiner Frau unablässig die Züge der mütterlichen „Imago", und dieses unselige Suchen legt ihnen förmlich eine Binde vor die Augen, so daß sie die charakteristischen und wertvollen Züge im Bilde des anderen, zu dem sie nun einmal in der Ehe gehören, nicht zu erkennen vermögen. „Ich heirate einmal meine Mutter," sagt mancher kleine Junge . . . „ich einmal meinen Vater," sagt manches kleine Mädchen. Das kann sehr harmlos sein und sich später im vernünftigen Wunsche nach dem Besitze der geliebten Braut, die der Mutter (also ihrer Schwiegermutter) ganz unähnlich ist, bzw. im vernünftigen Wunsche nach dem Besitze des geliebten Bräutigams, der gar keine Ähnlichkeit mit dem Vater (also seinem Schwiegervater) aufweist, völlig verlieren. Aber solche Kinderwünsche können auch infantile Bindungen andeuten und sich zu Hemmungen entwickeln. Da heißt es dann später in der Ehe des Hemmungsmenschen: „Ach, bei meiner Mutter war das alles viel schöner!" bzw. „Ach, mein Vater war so ganz anders!" Und wer das hier nur zu erwähnende Schwiegermutter- und Stiefmutterproblem hinzunimmt, der wird einsehen, wie verhängnisvoll die genannten Bindungen und Hemmungen des ersten Typus, der mit überinniger und ausschließlicher Liebe sich an einen Elternteil kettet, werden können.

Der zweite Typus ist ein Renitenztypus, ein Oppositionstypus. Er entwickelt sich dort, wo ein Kind unter übergroßer Strenge, unter einem förmlichen Bann des elterlichen Willens bzw. des einen Elternteils in seiner eigenen Selbstbehauptung verkümmert und erst spät, d. h., an der Norm gemessen, zu spät zur Selbstbehauptung kommt. Hier schlägt die fast wie ein Gebanntsein anmutende Bindung des Kindes in eine oft sehr reaktionäre Loslösung vom Elternwillen um. Robuste Naturen leiden darunter nicht allzu schwer, ja manchmal sogar allzuwenig; sie tun einfach das Gegenteil von dem, was Vater oder Mutter in ihrem tyrannisierenden Willen wollten, und ahnen nicht, daß sie dennoch oder vielmehr gerade um dieser gegenteiligen Einstellung willen unter schwerer Hemmung handeln, oft genug unheilvoll handeln. Feiner geartete Naturen jedoch leiden unter diesem Sichlösenmüssen, das ihnen der eigene Selbstbehauptungstrieb gebietet, schwer und tief. Heimlich, ganz im Stillen lieben sie den harten Vater, die unbeugsame Mutter, von denen sie doch ahnen oder wissen, daß sie bei aller Verkehrtheit der Zielsetzung es gut meinen. Aber — und hierin liegt die eigenartige Hemmung — das Kind, auch das erwachsene

Kind bringt es um keinen Preis fertig, dem Elternteil oder den Eltern, von denen es tyrannisiert wurde, ein gutes, liebes Wort zu sagen, das den Bann, den alle Beteiligten fühlen, lösen könnte. Oft löst der Tod erst diesen Bann — in heißen und bitteren Tränen.

Schwieriger noch ist die Sachlage, wenn das Kind um des einen Elternteiles willen zum Bindungstypus, um des anderen Teiles willen zum Renitenz- oder Oppositionstypus wird. Die Zwiespältigkeit, ja innere Zerrissenheit, die dann in die Wesensstruktur eines Kindes getragen wird, läßt sich unschwer ahnen.

Am allerschwierigsten aber liegt die Sache dort, wo unter dem Tyrannenwillen des Vaters, seltener der Mutter, der Nacken des Kindes sich beugte und das Joch einer falschen, d. h. von einem Fremdwillen aufgedrängten Berufs- oder Ehegattenwahl auf sich nahm. Nicht jeder hat die moralische Kraft, das Wort zu erfüllen: „Wenn du nicht berufen bist, dann mach dich berufen!" Nicht jede von elterlichen Ratschlüssen bestimmte Vernunftehe wird nachträglich zu einer glücklichen Ehe. Und wer sich in den Ursachen beruflicher oder ehelicher Entgleisungen und Zusammenbrüche auskennt, der weiß, was diese verhängnisvollste aller erzieherisch bedingten Hemmungen bedeuten kann. —

Die Medizinische Psychologie spricht in Anbetracht der abnormen Bindung manches Kindes an seinen Vater bzw. an seine Mutter von einem „Ödipuskomplex". Ödipus, der Sohn des Thebanerkönigs Laios und der Jokaste wurde nach der griechischen Sage auf Grund eines Orakelspruches ausgesetzt, aber gerettet und von Polybos, König von Korinth, aufgezogen. Auf der Suche nach seinen ihm unbekannten wahren Eltern erschlug er unwissentlich seinen Vater Laios, heiratete wiederum unwissentlich seine Mutter Jokaste und erzeugte in ungeahnter Blutschande mit ihr zwei Töchter, Antigone und Ismene. Aus der Ödipussage entnimmt nun die Medizinische Psychologie die Bezeichnung „Ödipuskomplex" für jene Fälle, in denen ein Kind aus Liebe zu einem Elternteil gegen den anderen Elternteil einen förmlichen Haß entwickelt, der sich bis zu Todeswünschen gegen den verhaßten Teil verdichten kann. Die Medizinische Psychologie, insbesondere die Psychoanalyse behauptet, daß der Kindesliebe in starkem Grade etwas beigemischt sei, was man zwar nicht ausgesprochen als Sexualität bezeichnen könne, was sich aber von sexueller Einstellung auch nicht scharf unterscheiden lasse. Was ist dazu zu sagen? Sicher ist, daß es einen Kindeshaß gegen den Vater um der Mutter willen, gegen

die Mutter um des Vaters willen gibt. Sicher ist auch, daß dieser Haß sich mitunter zu schärfster Abneigung gegen den gehaßten Teil, zu Fluch- und Todeswünschen verdichtet. „Ich habe meinem Vater, ich habe meiner Mutter den Tod gewünscht," ist eine nicht ganz seltene Kinderanklage in der Beichte. In der Tat: es gibt unglückliche Kinder unglücklicher Ehen, die den brutalen Vater, die ewig zänkische Mutter, die hysterische Mutter lieber tot als noch länger in dem Elternhause sähen, dem jede Sonne fehlt oder in dem seltene Sonnentage mit fast unaufhörlichen Tränenregenzeiten und heftigsten Gewitterepochen wechseln. Aber Sexualität wird da nur bei abnormen Kindern eine wenn auch noch so unterbewußt ablaufende Rolle spielen. Dagegen ist für die übergroße Mehrzahl solcher an einseitiger Liebe und einseitigem Haß leidender Kinder eine schwere Gefahr gegeben, wenn unvorsichtige, ungeübte und am „Pansexualismus" orientierte Psychoanalytiker oder Ärzte sie aufmerksam machen, in ihren Liebes- und Haßaffekten liege ein Ödipuskomplex vor. Was der griechische Mythos in grandioser und völkerpsychologisch noch zu erforschender Brutalität berichtet, was Sophokles in furchtbarer Wucht eines unverschuldeten Leides dramatisiert hat, das gilt nicht von der Seele eines jeden Kindes, das an gebundener und gehemmter Liebes- und Hassesglut leidet. Es gilt von den meisten Kindern überhaupt nicht. Und es ist nicht zu verantworten, wenn man einen Hemmungsmenschen, der ohnehin schon schwer genug an seinem Schicksal trägt, auch noch mit dem Gedanken belastet, den er vorher auch nicht im Traume hatte: Deine Liebe zur Mutter, zum Vater und dein aus Liebe geborener Haß ist nichts anderes als versteckte Sexualität. Ich glaube nicht, daß man so einen Gehemmten wirklich befreien kann.

Seine Befreiung muß auf besserem Wege gesucht werden. Sie ist vor allem durch die Eltern selbst zu bewirken. Eltern müssen sich hüten, ein Kind mit jener überzärtlichen Liebe an das Vater- oder Mutterherz zu ketten, die eine fatale Bindung mit allen aus dieser Bindung folgenden Hemmungserscheinungen im Kinde wachrufen kann. Und wo diese Bindung in einem überweich gearteten Kinde entstehen will, da soll eine vom Sohne vergötterte Mutter sich hüten, in der Liebe und dem Mitleiden des Sohnes ein Surrogat zu erblicken für das, was sie etwa an ihrem Gatten entbehren oder durch ihn leiden muß. Das gleiche gilt natürlich vom Vater bezüglich seines Verhältnisses zur Tochter, die ihm an seelischen Werten zu ersetzen scheint, was ihre Mutter aus irgendwelchen Gründen dem Gatten

nicht geben kann oder nicht geben will. In Wahrheit wird ja doch keinem der beiden Elternteile durch ein unvernünftig verinnigtes (das ist etwas total anderes als das vernünftig innige) Sichanlehnen an ein Kind geholfen. Ein Kind kann immer nur eine schöne Hoffnung, ein stiller Trost, aber es kann als Kind nie eine Klagemauer sein, an die sich eine halbgebrochene Vater- oder Mutterseele wirklich anlehnen könnte und dürfte. An ein Kind kann man sich nie anlehnen. Man kann wähnen, das zu tun — in Wirklichkeit sind es nur infantile Hemmungen, die man dabei in dem Kinde schafft. Den tragischen Leidenskreis zwischen Mann und Frau, was deren Eheverhältnisse angeht, überschreitet ein Kind nur um den schweren Preis des Gebanntwerdens an eine blutende Seele, sei es nun die von Vater oder Mutter. Aus dem Gebanntsein aber geht bloß Unheil für die Zukunft hervor, vor allem das Unheil der Abneigung, ja des Hasses gegen den anderen Elternteil. Etwas davon ganz Verschiedenes ist natürlich die Anteilnahme der Kinder an Leid und Freud der Familie. Aber diese Anteilnahme hat mit dem sogenannten Odipuskomplex ganz gewiß nichts zu tun. Denn diese Anteilnahme setzt die Harmonie aller Familienmitglieder, also das genaue Gegenteil von jenen dunklen, disharmonischen Lagerungen und Schichtungen in den Seelen des Vaters, der Mutter, der Brüder und Schwestern voraus, die den Ödipuskomplex erzeugen können. — Mit der Verhütung von Bindungen ist aber die Elternaufgabe dem Kinde gegenüber, soweit Hemmungsmöglichkeiten in Frage kommen, noch nicht gelöst. Eltern müssen sorgsam darauf achten, daß die normale Loslösung des Kindes vom Vater- und Mutterideal sich auch wirklich in normaler Art vollziehe. Heimweh des Kindes nach Vater und Mutter ist natürlich, aber man darf es nie zu einem kranken Heimweh, zu einem faszinierten Sichsehnen nach dem Elternhaus werden lassen. „Daheim war's doch am schönsten!" — das ist ein schönes und sehr natürliches Wort, in dem unsere ganze Sehnsucht nach dem seligen Kinderland, diesem Märchen- und Traumland voll realster Erlebnisse, sich ausspricht. Aber wir sind nicht ewig Kinder, und nur der Infantile will ewig ein Kind und daheim bei Vater und Mutter sein. „Es war am schönsten daheim," so sagt der seelisch Gesunde; aber er fügt sofort hinzu: „ Es ist am schönsten dort, wo jetzt neue und nicht minder edle Bande mich an andere Menschen fesseln, an Weib und Kind vor allem." Deswegen kann jeder Mann gerne, o wie gerne, immer wieder heimkehren zu Vater und Mutter, und jede Frau gerne, sehr gerne, bei Mutter und Vater sich

wieder einmal aussprechen und ausruhen. Die törichte Rolle, die der Schwiegermutter in Witz und Satire so häufig zugewiesen wird, ist nur ein unerfreulicher Beweis dafür, wie selten komplexfreie Menschen sind. Es muß nicht ein Ödipuskomplex, es kann auch ein banaler Eifersuchtskomplex sein, der einen (nicht liebenden), sondern verliebten Schwiegersohn bzw. eine analog fühlende Schwiegertochter in Querstellung zu dem Hause bringt, aus dem doch ein gutes Stück ihres Herzensglückes stammt. Schwiegersöhne und -Töchter sollten sich am Tage ihrer Verlobung oder Vermählung versprechen, den Schwiegereltern gegenüber und allen, die zu deren Kreis gehören, sich unverbrüchlich an das Wort zu halten, das alle „Ödipuskomplexe" zum Zerfall zu bringen vermöchte: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da." Es ist keine geringe, sondern eine sehr schmerzvolle Aufgabe, ein Kind, das man mit soviel Mühen und Opfern erzogen hat, an jene eigene Lebensbestimmung hinzugeben, die das Eintreten des Kindes in ganz neue Lebenskreise erheischt. Diese Lebenskreise decken sich nicht mehr mit dem der bisherigen Familie. Aber die Verselbständigung des Kindes muß ja nun einmal vollzogen werden, so gewiß eine reife Frucht sich löst von dem Baum, der sie trug, um wieder Ausgangspunkt neuer Lebensentwicklung zu werden. So mögen denn Eltern dafür sorgen, daß die naturgegebene Loslösung eines Kindes nicht zur Bildung eines Protesttypus im Kinde führe. Diese Bildung ist mit Sicherheit da zu erwarten, wo der langsam sich entwickelnde Selbstständigkeitswille des Sohnes oder der Tochter andauernd tyrannisiert wird. Erziehen heißt: manches beugen in einem Kinde, bis es sich auf die richtige Seite dauernd neigt. Erziehen heißt aber nie: brutalisieren oder zerbrechen. Erziehen heißt: beraten bei Berufs- und Gattenwahl, aber nicht zwingen. Der oder die Gezwungene könnten sonst Handlungen begehen, die nur zur einen Hälfte auf Kosten des Renitenten oder Entgleisten oder Rebellen, zur anderen Hälfte aber auf Konto seiner unvernünftigen Eltern zu setzen wären.

In ihrem Roman „Gösta Berling" hat *Selma Lagerlöf* eine ergreifende Illustration zu diesen Sätzen geschaffen in der „Majorin von Ekeby". Sie war einmal die schöne Margarete Celsing, „schlank und fein und sittsam und unschuldig. Sie gehörte zu denen, auf deren Grabe die Engel weinen würden. Sie kannte nichts Böses, niemand hatte ihr Kummer gemacht, sie war gut gegen alle." Da nötigte der harte Wille der Mutter dieses Mädchen zur Ehe mit einem ungeliebten Manne. Margarete Celsing wurde „durch Reden und Versprechungen, durch Schläge und böse Worte"

gezwungen, den häßlichen Major Samzelius, den man für reich hielt, zum Manne zu nehmen. „Und an jenem Tage starb Margarete Cesing.“ Sie starb den seelischen Tod in der Stunde, da sie Margarete Samzelius wurde. „Seit jener Zeit hat es keine Margarete Celsing mehr gegeben, sondern nur eine Majorin Samzelius. Und die war nicht gut, nicht sittsam; sie glaubte an viel Böses und gab nicht acht auf das Gute.“ Der Major war nicht reich, wie man geglaubt hatte, sondern arm. Es war ein freudloses und dürftiges Leben, das die beiden miteinander führen mußten. In der Seele der Majorin aber stand ein anderer. Altringer hieß er; er war schön, er war ein Mann, aber er war arm. Als Margarete Celsing, die sich jenem heimlich längst verlobt hatte, Majorin Samzelius geworden war, ging Altringer fort. Als reicher Mann kehrte er heim, ward Besitzer von Ekeby und kaufte noch sechs andere Güter am Löfsee hinzu. Mit seinem Reichtum, seinem Lachen, seiner Freude, seinen Festen brachte er Glanz in das armselige Leben des armen Majors Samzelius und seiner Frau. Er war ein herrlicher Mann in den trunkenen und verweinten Augen der ehemaligen Margarete Celsing, die als seine Nachbarin zu Sjö am Löfsee wohnte. Krieg brach aus. Der Major Samzelius reiste fort, und nun ging ein Freudenreigen zwischen Sjö und Ekeby hin und her, ging an den Ufern des Löfsees entlang . . . und mitten in diesem Freudenreigen taumelten der Besitzer von Ekeby und die Majorin Samzelius. Und bald standen sie, die einander nicht angehören durften, mitten im Gerede aller Leute in ganz Wermland. Da machte sich eines Tages die Mutter der Majorin Samzelius auf, um nach ihrer Tochter zu sehen, die von allen Zungen durch den Staub geschleift wurde. Siebzig Jahre war sie alt und saß nun mit ihren grauen Haaren vor der Tochter, die die Mutter höhnte und wie eine Fremde behandelte. Die Alte blieb einen Tag und eine Nacht, um sich auszuruhen; denn dreißig Meilen war sie gefahren in drei Tagen, und Rede wie Gegenrede zwischen Mutter und Tochter waren wie Essig und Salz in blutenden Wunden. Als sie ging, da sagte die alte Frau zu ihrer Tochter Margarete Samzelius: „Aus Scham über dich zittert mein alter Körper, als sei er mit Ruten gepeitscht. Möchtest du verleugnet werden, wie ich von dir verleugnet worden bin! Möchtest du verstoßen werden, wie ich verstoßen bin! Möge die Landstraße dein Heim, der Graben dein Bett, der Kohlenmeiler deine Feuerstätte werden! Schande und Verschmähung sei dein Lohn! Mögen andere dich schlagen, so wie ich dich jetzt schlage!“ Und sie versetzte ihrer Tochter einen harten Schlag auf die Wange. Da hob Margarete

Samzelius die alte Frau, die sie nicht mehr als ihre Mutter betrachten wollte, auf, trug sie die Treppe hinab und setzte sie in ihren Wagen. Und dann sprach sie: „Wer bist du, daß du mich schlägst? Das leide ich von niemand." Und Margarete Samzelius gab ihrer Mutter die Ohrfeige zurück. — Sie ward dann Majorin von Ekeby, ward schlecht, wurde im Munde und in den Augen der Leute zur Hexe und Teufelin. Aber es war ihr einerlei. „Ich wußte," so erzählte sie dem unglücklichen, abgesetzten Pfarrer Gösta Berling, „ich wußte, daß Margarete Celsing tot war. Sie war gut und unschuldig. Sie kannte nichts Böses. Die Engel würden auf ihrem Grabe geweint haben. Hätte sie noch gelebt, niemals würde sie ihre Mutter geschlagen haben."

Das ist eine künstlerisch vollendete Schilderung des Renitenztypus. Und vielleicht liegt in der Warnung, die diese Schilderung enthält, auch die einzige Art der Hilfe, nämlich die, daß der Renitenztypus überhaupt nicht geschaffen werde; daß weder eine unglückliche Frau noch ein unglücklicher Pfarrer noch irgend etwas anderes aus einem Menschen erzwungen werde, damit nicht dessen vergewaltigter Wille sich dann wie ein wildes Pferd gegen seinen Bezwinger schäumend aufbäumt. Selbstverständlich ist es weder berechtigt noch sittlich, wenn ein in seinem Willen vergewaltigter Mensch ähnlich handeln wollte, wie die Majorin von Ekeby. —

Eine ganz andere Art von seelischen Hemmungen bildet sich oftmals auf der Basis von körperlichen oder seelischen „Traumen", d. h. Verletzungen, Verwundungen. Wir werden hier lediglich die seelischen Traumen behandeln in ihrer moralpsychologischen Auswirkung, und auch bei diesen noch die anderswo zu besprechenden Fälle von ausgesprochen psychopathischem oder ganz pathologischem Charakter ausschließen.

Es gibt Menschen, die einmal schwer verwundet wurden und nun immer am blutenden Herzen leiden. Gleich unfähig zur Überwindung des Traumas in verzeihender Liebe wie in energischer Abwehr des verwundenden Faktors, sei das Mensch oder Schicksal, leben sie in steter Hemmung dahin. Es sind keine Ressentimentmenschen, deren gekränkte oder enttäuschte Liebe in Haß umschlüge; nein, dazu war weder ihre Verwundung noch ist ihr Affektleben stark genug. Sie werden nur zu Hemmungsmenschen, die mit einer mehr oder minder großen Scheu und Ängstlichkeit den hemmenden Einflüssen auszuweichen versuchen und sich dabei oft recht seltsam affektlahm gebaren. Mit einem Gruß, einem guten Wort, einem Händedruck, einem

Brief wäre ihnen geholfen; allein niemand gibt ihnen diese Hilfen, sei es, daß man ihr Trauma nicht einmal ahnt, weil sie's tief in sich verschlossen tragen, sei es, daß ihre merkwürdige Scheu ihnen die Umwelt langsam entfremdet und so ihr Trauma immer offen hält, ohne daß sie es wissen und wollen. Man tut daher immer gut, einen scheu, schüchtern, verängstigt und gehemmt sich benehmenden Menschen mit feinster, gütevollster Vorsicht auf ein etwa vorhandenes seelisches Trauma hin zu beobachten, um ihm mit ruhigem, vornehmem und vertrauenerweckendem Entgegenkommen helfen zu können. Insbesondere Menschen mit geringer Einfühligkeit in andere, aber starker Feinfühligkeit für ihr eigenes Ich, sodann Menschen mit körperlichen Gebrechen leiden oft an solchen Traumen, und wer mit ihnen in Berührung kommt, sollte immer an diese Möglichkeiten denken.

Ganz eigenartig wirkt sich das Trauma aus, wenn es einem Menschen zugefügt wurde von einem, den er doch lieben muß und liebt und mit dem er immer oder viel zusammenleben muß. Die Liebe verhindert hier das Entstehen eines Ressentiments; aber die gleiche Liebe leidet doch am Trauma, das sie durch den Ehegatten, den Freund, den Verlobten, die Braut, den wohlwollenden Vorgesetzten usw. empfing. Diese Art von traumatischen Menschen zeigt dann ein noch merkwürdigeres Verhalten, als jene Traumatiker, die sich gegen ihre Umgebung abschließen können. Sie sind gut und möchten immer gütig sein, allein dieses „immer" gelingt einfach nicht. Sie tragen eine partielle Trübung in ihrer Seele. Schweigen und Zeit gewinnen lassen zum langsamen Vergessen, das hilft in manchen Fällen, beileibe nicht in allen. Oft ist eine ruhige, besonnene, den Traumatischen vielleicht noch über Gebühr schonende Aussprache besser geeignet zur Lösung des traumatischen Konflikts.

Es gibt endlich Menschen, die ein Trauma erlitten haben und, im Gegensatz zu den bisher besprochenen Typen, von ihrem Trauma gar nicht mehr loskommen wollen. Sie hüten ihr Trauma beinahe sorgsam und halten die Herzenswunde bewußt oder unbewußt offen, nur um eine vom Leben und ihrer spezifischen Lebenslage geforderte Normalleistung umgehen zu können. Sie wollen einfach die rechte Einstellung zu Menschen und Pflichten nicht mehr gewinnen. Sie halten gleichsam das verwundete Herz (oft ist es wirklich ein recht kleines Herzchen ohne Weite und ohne Heroismus) mit beiden Händen, nur um sagen zu können: „Seht doch, wie ich leide! Wie ich gerade genug zu tun habe mit meinem Leiden! Wie könnt ihr denn noch Handeln von mir fordern!" Läßt man solche Menschen

weiter gewähren, so werden sie zu Minderwertigen und kommen von einer Fehlleistung zur anderen. Man muß ruhig, aber mit Bestimmtheit an ihren Mut, ihren guten Willen, ihr Pflicht- und Verantwortungsgefühl appellieren. Man muß ihnen die Aufgaben stellen und die Lösung dieser Aufgaben erbitten, eventuell mit sanftem Nachdruck fordern, zu denen ihre physische und moralische Kraft hinreicht, auch wenn sie behaupten, der gestellten Forderung nur mit „blutendem Herzen" nachkommen zu können.

Manches Trauma, um auch diese Möglichkeit noch zu erwähnen, geht zurück auf eigene Schuld oder mindestens Unbesonnenheit des Verwundeten. Wohlan — dann trage er seine Wunde und mache aus seinem Herzen einen Opferkelch mit Sühneblut. Das ist besser, als sich nach innen zu verbluten oder ein Menschenscheuer oder gar ein Ressentimenttypus zu werden. Ist die Sühne größer als die Schuld, dann wird alles, was der Traumatische über seine Schuld hinaus leistet, ihm nur zum Heile sein, besonders wenn er sein Leiden religiös adelt und weiht, wenn er den Opferkelch seines Herzens gleichsam konsekriert. „Ich will den Kelch des Heiles ergreifen und den Namen des Herrn anrufen, und ich werde vor meinen Feinden sicher sein." So betet die Kirche in der Meßliturgie während der Kommunion. Wer sein Trauma vor den Opferaltar trägt, sei er Priester oder Laie, sei es ein verschuldetes oder unverschuldetes Trauma, der wird Segen davon haben, daß er sich nicht in sich hinein, sondern in seinen Gott hinein verblutet, zu dem er beten mag: „In deine Wunden verberge mich!" Die Wunden Christi an seinem Leib und seiner Seele waren ja unvergleichlich schwerere Wunden, als jedes Trauma, an dem ein Mensch je litt oder leiden kann und wird. Wie viele Menschen habe ich an diesem kleinen Gebetchen: „In deine Wunden verberge mich!", wenn sie die ganze Tiefe dieser Bitte durchdachten, sich seelisch wieder aufrichten sehen!

III. Die Gesamtkonstitution und ihre Bedeutung

Nachdem wir die angeborenen und erworbenen Hemmungen und Hemmungslosigkeiten mehr in ihrer Einzelart und Isoliertheit betrachtet haben, dürfte es an der Zeit sein, die Gesamtkonstitution des Menschen zu besprechen. Denn schließlich liegen in diese Gesamtkonstitution alle Hemmungen und Hemmungslosigkeiten eingebettet und sind im konkreten Falle eben nicht isoliert, sondern nur im Zusammenhang mit der Ge-

samtkonstitution ganz verständlich. Dabei ist Gesamtkonstitution sowohl im leiblichen (somatischen) als im seelischen (psychischen) Sinne zu nehmen. Leib und Seele des Menschen hängen nun so enge zusammen, sind so innig miteinander verbunden, stehen in einer so ununterbrochenen Wechselwirkung, daß man mit einer gewissen Sicherheit vom sinnlich wahrnehmbaren, nämlich vom körperlichen Teil einer individuellen Konstitution, auf den geistig-seelischen Teil dieser Konstitution, nämlich auf das Temperament des betreffenden Menschen schließen kann. Und da das Temperament von weittragendster Bedeutung ist für die Hemmungen, wie namentlich für die Hemmungslosigkeiten eines Menschen, können wir an einer Besprechung der Temperamente nicht vorübergehen. Welche Rolle spielt im Leben des Menschen doch der Satz: „Er ließ sich von seinem Temperament hinreißen"! Wie viele Schwierigkeiten und Hemmungen bedeutet hinwiederum das „schwerblütige" Temperament eines anderen gegenüber dem „heißblütigen" eines leicht Hinreißbaren! Aber ob schwerblütig oder heißblütig — in jedem Falle hat das Wort „-blütig", d. h. blutgeartet, eine eigene Melodie. Blut ist in der Tat „ein ganz besond'rer Saft"; wir werden gleich nachher sehen inwiefern. Aber zunächst wollen wir uns noch einmal an das Verhältnis von Wesensstruktur und Temperament erinnern. Das Temperament ist die Art und Weise, wie die leibliche und seelische, also die Gesamtstruktur eines Menschen sich kundgibt, namentlich wenn es sich um die Reaktion auf irgendwelche Reize handelt; es ist die ganz individuelle Art, wie ein Mensch reagiert, fühlt und handelt. Charakter (im guten Sinn) wäre dann das in sittliche Zucht genommene, geläuterte, durchgebildete, zur werthaltigen Reaktion und Tat dauernd geneigte Temperament.

Warum nun ist Blut „ein ganz besond'rer Saft"? Weil die das Blut mit Hormonen aller Art befrachtenden inneren Körperdrüsen den roten Saft, der durch unsere Adern rollt, tatsächlich zu etwas ganz Besonderem machen. Das Blut hilft den Körper aufbauen. Und wenn man nun beispielsweise bedenkt, daß jugendlicher Schilddrüsenmangel ein Zurückbleiben des Körperwachstums und geistige Verstumpfung, daß die Entfernung der Keimdrüse (z. B. beim Tier) ein ausgesprochenes Temperamentphlegma zur Folge hat (wie das etwa ganz scharf der Unterschied zwischen dem heißblütigen andalusischen Kampfstier und dem frühkastrierten und deshalb phlegmatischen Zugochsen beleuchten mag), wenn man also die Biochemie des Blutes bedenkt, in dem die Hormone eine so große Rolle spielen,

dann wird man nicht verkennen, daß in der Temperament-Eigenart eines Menschen leibliche und seelische Faktoren unablässig ineinanderspielen. Es braucht aber nicht noch einmal bewiesen zu werden, daß die unleugbare Abhängigkeit der Seele von dem Leibe, den sie bewohnt, nicht eine Identität von Seele und Leib und nicht ein Verursachtwerden des Seelischen durch den Leib bedeutet.

Wir haben schon früher von zwei großen Temperamentgruppen gesprochen, von den zyklothymen und den schizothymen Temperamenten. Hier müssen wir eingehender darüber reden. Die medizinische Frage, wieviel blutchemische (sog. humorale) und Gehirn- sog. zerebrale) Einflüsse die Temperamentgruppen mitbedingen, ist zu problemreich, als daß wir sie aufrollen könnten; wir werden uns an die Ergebnisse der medizinischen bzw. psychiatrischen Forschung halten und die für die Moralpsychologie bedeutsamen Schlußfolgerungen daraus ziehen. Es ist jedenfalls interessant zu erfahren, wieweit medizinische Erkenntnisse einen Schlüssel zur Wesensstruktur eines Menschen geben können.

Unter den Zyklothymikern ist eine bestimmte Körperbauform häufiger zu beobachten als andere Formen, nämlich der „pyknische (= gedrungene) Habitus". *Kretschmer*, den wir in den nachstehenden Ausführungen oft zu Worte kommen lassen, sagt vom Pykniker: „Das grobe Eindrucksbild ist bei ausgeprägten Fällen sehr bezeichnend: mittelgroße, gedrungene Figur, ein weiches, breites Gesicht auf kurzem, massivem Hals zwischen den Schultern sitzend; ein stattlicher Fettbauch wächst aus dem unten sich verbreiternden, tiefen, gewölbten Brustkorb heraus. Die Durchschnittsgröße ist eine mittlere. Das Profil ist weich und schwach gebogen mit fleischiger Nase. Der Frontalumriß des Gesichtes hat, etwas schematisiert, eine flache Fünfeckform oder breite Schildform. Die Hände sind kurz, breit und weich, aber zierlich gebaut. Pykniker haben durchschnittlich mehr weiches, dünnes, zurückweichendes Haupthaar und neigen zu frühzeitigen starken, wie poliert und billardkugelartig aussehenden Glatzen. Die Gesichtsfarbe ist vorwiegend gerötet." Die psychischen Hauptmerkmale, die dem pyknischen Körperbau des gesunden Menschen entsprechen, sind folgende: „Die Gemütslage der (pyknischen) Zyklothymiker bewegt sich vorwiegend zwischen den beiden Polen: heiter und traurig. Das seelische Tempo der Zyklothymiker zeigt ein mehr gleichmäßiges Fließen ohne rhythmische Besonderheiten, ein weiches, unmittelbar natürliches Ansprechen auf Freude und Leid, dagegen sehr ausgeprägte

Unterschiede im allgemeinen Tempo vom ausgesprochen schnellen bis zum ausgesprochen langsamen Verlauf. Das psychische Tempo der Zyklothymiker liegt also zwischen den Polen: behäbig und beweglich. Die Temperamentskurve ist mehr schwingend als jäh springend." Auf dem einen Flügel der Zyklothymiker stehen die „hypomanischen Naturen mit ihrer heiteren Lebhaftigkeit", auf dem anderen Flügel stehen „die (viel selteneren) schwerblütigen Temperamente mit ihrer gehemmten schwerfälligen Weichheit". In der Mitte befinden sich die (wie *Bleuler* sie nennt) „syntonen" Temperamente: die geschwätzig Heiteren, die ruhigen Humoristen, die stillen Gemütsmenschen, die bequemen Genießer, die tatkräftigen Praktiker. Dieser (letztgenannte) Typus geht nach der hypomanischen Seite hin fließend in das Quecksilbertemperament des beständig dilettierenden Polypragmatikers (d. h. des Vielgeschäftigen, des „Geschaftlhubers") über. Hier schließt sich auch das an, was man im gemeinen Sprachgebrauch einen „Pascha" nennt: Leute, die mit einer gewissen naiven Großartigkeit ihre Umgebung dirigieren und praktisch ausnützen.

Der Schizothymiker verrät sich schon äußerlich durch die ganz anders als beim pyknischen Zyklothymiker geartete Körperbauform. Da gibt es einen Typus: in der Kinderzeit schwächlich und zart, in der Pubertätszeit rasch und schmal, schlank, sehnig aufschießend, hager, bei Frauen zierlich, schmächtig, kleinwüchsig, oft bei beiden Geschlechtern frühzeitig alternd (der „leptosome" oder schmalwüchsige Typus). Da gibt es einen „athletischen", also hoch- und starkwüchsigen Typus, der sich in seinen männlichen Vertretern oft dem künstlerischen Schönheitsideal annähert, in seinen weiblichen Vertreterinnen dagegen den Eindruck des abnorm Gesteigerten, etwas Derben und Massiven macht. Da gibt es ferner die sogenannten „dysplastischen" Typen, die durch ihre ausgesprochenen Abweichungen von den pyknischen wie von den leptosomen und athletischen auffallen: männliche Gestalten mit einem Zug in frauenhafte Körperbildung und weibliche mit einer ans Männliche anklingenden Formung („eunuchoide" Typen mit maskulinem bzw. femininem Einschlag), ferner „infantile", d. h. puppen- und zwerghaft geartete Gestalten, sodann „Mißwüchsige" mit verschobenen und verschrobenen Körperproportionen („Dysplastiker" und „Hypoplastiker"), die namentlich durch ungenügende oder auffallende Modellierung von Schädel, Nase, Lippen, Kinn, durch das Karikaturenhafte ihrer Gesamterscheinung merkwürdig erscheinen. Diesen von den pyknischen, d. h. zyklothymen Typen auch noch

durch die meist blasse Hautfarbe leicht unterscheidbaren Köperbautypen entsprechen ganz besondere seelische Merkmale: Man muß bei ihnen genau unterscheiden zwischen Oberfläche und Tiefe des Seelenlebens. Den Zyklothymiker kann man im allgemeinen durchschauen wie einen ruhig und klar dahinströmenden Bach. Der Bach kann gelegentlich anschwellen und überschäumen (beim hypomanischen Temperament), er kann sich verdunkeln, wenn kein heiterer Himmel über ihm lacht (beim depressiven Temperament); aber es bleibt doch im Grunde genommen das nämliche Dahinströmen von Welle und Welle des Seelenlebens. Der Schizothymiker dagegen ist wie einer jener Bergseen, die heiter strahlen, funkeln, irisieren, aber auch in unberechenbaren, jähen und wilden Stürmen aufbrausen und wüten können. Dann rast der See und will sein Opfer haben. Der Schizothymiker hat etwas Rätselhaftes, Sphinxartiges an sich. Er ist, seelisch gesprochen, vulkanischer Boden, der lange Zeit ruhig daliegen, dann in leisen Stößen erzittern, dann wieder fest und hart sein kann, um ganz unerwartet und unvermutet aufzubrechen und glühende Tiefeninhalte auszuschleudern, Tiefeninhalte von Enthusiasmus und Gemeinheit, von lodernder Liebe und verzehrendem Haß. Der Zyklothymiker lebt sein Inneres gerne aus, legt es ganz von selber in herzlicher Natürlichkeit offen und bloß, hat seine helle Freude an der Außenwelt und an der menschlichen Umwelt. Der Schizothymiker dagegen lebt in sich hinein, lauscht in sich hinein, grübelt in sich hinein, hat seine eigene verschlossene und verriegelte und versiegelte Innenwelt. Er ist oft ein „Autist", d. h. ein Mensch, der für sich und sonst für niemand und nichts lebt. Wo er nicht ganz autistisch lebt, da ist er zum mindesten sehr wählerisch, ist scheu, „affektlahm" (d. h. ein Mensch mit verhaltenem, bewußt gedämpftem, oft gesperrtem, steif-schüchternem Affektleben). Besonders auffällig ist die Überempfindlichkeit, Übererregbarkeit, die latente und in unberechenbaren Perioden ausbrechende Überreiztheit des Schizothymikers, seine überfeinerte Seelenstruktur. Aber dieser „Hyperästhesie" steht zur Seite eine starke „Anästhesie", eine gewisse Stumpfheit, Interesseneinengung, Kühle, die bis zur eisigen Kälte und zum Gefrorensein der Seele gehen kann. Unter den Schizothymikern finden sich viele Einzelausprägungen der hier geschilderten Strukturqualitäten: „Defekttypen", wie z. B. der kaltblütige und raffinierte Egoist, überhaupt der Mensch, der immer um die eigene Seelenachse sich dreht und um den sich alles drehen soll, ferner der Sonderling, der unbeugsame Attackenreiter einer unbrauchbaren Idee, der haltlose „wurstige"

Bummler, der Verbrecher (oft mit einem trauernden Genius neben dem Dämon in seiner Brust). Aber unter den Schizothymikern sind auch werthaltige und hochwertige Strukturtypen zu finden: der Form-Aristokrat, der (freilich oft weltfremde) Idealist und Ideologe, der reine und starre Theoretiker, der Führer und Herrenmensch (im guten Sinne des Wortes, der noch nicht an das verstiegene Übermenschentum grenzt), der (zumeist geniale) Dichter und Künstler, der mit sich und seinem Stoffe ringt, der Romantiker, der sich in die Welt des holden Scheines oder der Bewegung nach ungenannten und nur geahnten Zielen hin flüchtet, um in seiner Hyperästhesie sich nicht an der splittrigen und dornigen Wirklichkeit wundzureiben, der Pathetiker, der Heroische und, neben ihm stehend, der geistreiche Aphorist und Ironiker, der mitunter zum Sarkastiker wird.

Nun muß aber sofort hinzugefügt werden, daß reine, ganz reine Typen von Zyklothymikern und Schizothymikern überaus selten sind. In das Problem der Konstitution spielt nämlich ein anderes Problem herein: das der Vererbung. Es kann jemand beispielsweise einen schizothymen Vater und eine pyknische, also zyklothyme Mutter haben. Sind die Erbanlagen seiner Eltern (wir können natürlich auch sagen: seiner Ahnen) gleichmäßig oder annähernd gleichmäßig in diesem Jemand verteilt, dann wird sein Körperbild wie sein Seelenbild einen Mischtypus darstellen. In diesem Falle spricht man dann von einer „Legierung".

Aber es kann, wo verschiedene Erbanlagen gegeben sind, auch vorkommen, daß die Erbanlagen des einen Elternteils sich mehr leiblich, die des andern Elternteils mehr seelisch ausprägen und durchsetzen. Dann spricht man von einer „Überkreuzung". Die genaue Beobachtung solcher Überkreuzungstypen zeigt, daß deren Vertreter häufig mit sich selber gleichsam „über Kreuz und über Quer" leben und selbstverständlich auch mit ihrer Umwelt und weiteren Mitwelt. Das große Heer der Räsonierer, Weltschmerzler, Weltverbesserer, der Nörgler, Verneiner, Querulanten wäre hier einzureihen. Allein mit diesen Letztgenannten streiften wir schon an ein neues Typengebiet, an das der Pathologischen, das eine gesonderte Besprechung erheischt.

Eine wichtige Frage ist jedoch sogleich aufzuwerfen: Was wird aus dem Zyklothymiker und dem Schizothymiker, die beide in den vorstehenden Ausführungen noch als völlig gesunde Menschen mit höchstens ganz leichten Anomalien betrachtet wurden, was wird aus jedem dieser beiden Haupttypen, wenn er ins Pathologische hinübergleitet? Die Antwort lautet: Aus der

Zyklothymie entwickelt sich das „zirkuläre Irresein", aus der Schizothymie entsteht die „Schizophrenie". Das Charakteristikum des zirkulären Irreseins ist der anfallsweise, mit lichten Bewußtseinsmomenten verbundene Irrsinn (z. B. Tobsucht mit ruhigeren Zwischenpausen, schwerste Melancholie mit seelischen Aufhellungsperioden). Das Kennzeichen der Schizophrenie dagegen ist die Wahnidee, die Bewußtseinsspaltung, bei der die „abgespaltete" Wahnvorstellung die Dauerherrschaft über die Gesamtpersönlichkeit für immer oder bis zur etwa erfolgenden Ganz- oder Teilheilung erlangt. Beim Geheilten bleibt jedoch immerhin eine gesteigerte seelische Verwundbarkeit („Vulnerabilität") zurück... und oft ist die sogenannte „postpsychotische Persönlichkeit", also der Mensch nach einer überstandenen Geisteskrankheit („Psychose") nur mehr eine Ruine. Oder anders gesprochen: seine Seele lebt wie ein scheues Nachtvögelchen nur mehr im Dämmerlicht eines ruinierten oder halb ruinierten Körpers weiter. Da die ausgesprochenen Geisteskranken und die postpsychotischen Trümmerseelen moralisch nicht mehr oder wenigstens nicht mehr ganz verantwortlich sind für ihr Denken, Begehren, Wollen, Tun und Lassen, gehört ihre Schilderung nicht in dieses Kapitel einer Moralpsychologie, das zunächst von den Gesunden und Verantwortlichen handelt.

Zunächst von den Gesunden handelt! Aber zwischen den gesunden Zyklothymikern und Schizothymikern und zwischen den geisteskranken „Zirkulären" und „Schizophrenen" leben viele, sehr viele Menschen, die nicht als absolut gesund, aber auch nicht als geisteskrank anzusehen sind: nämlich jene leisen, oft ganz leisen Abwandlungen der beiden gesunden und normalen Haupttypen, die man in der Medizinischen Psychologie und Psychiatrie als die „Zykloiden" und die „Schizoiden" bezeichnet. Wie notwendig es ist, daß der Moraltheologe sich mit ihnen als Moralpsychologe beschäftige, das wird hoffentlich das Folgende zur Genüge beweisen.

Die Grenze, wo die Norm des Gesunden aufhört und die ersten kaum merklichen pathologischen Anfänge einsetzen, ist schwer zu ziehen. Mancher Verneiner, Weltschmerzler, Querulant steht schon jenseits der Normallinie. Sicher aber sind leicht pathologisch, wenn auch noch in weitgehendstem Maße zurechnungsfähig und verantwortlich folgende Vertreter der Zykloiden: die Menschen mit periodisch (= zyklisch) wechselnden Stimmungen von Gehoben- und Getragensein einerseits und von Verstimmtsein, Gedrücktsein, Traurigsein anderseits, also die

Pendelmenschen der „manisch-depressiven" Stimmungen. Von ihnen gilt ganz besonders Lenaus Wort: „Herz, du hast dir selber oft weh getan und hast es andern." Ihnen gesellen sich bei jene Menschen mit „Insuffizienz"- (d. h. Unzulänglichkeits- und Minderwertigkeitsgefühlen), die als sogenannte Defensivnaturen immer in Verteidigungsstellung und mit ängstlichem Streben nach Rückendeckung durch ihr Leben gehen. Dann gehören hierher die Pessimisten, also Menschen mit einer grundsätzlich negativen Blickeinstellung für Leben, Menschen, Dinge, Aufgaben, die geradezu lähmend wirken können, wie sie selber eigentlich Halbgelähmte sind. Aber die Pessimisten sind schon ein Übergang nach der schizoiden Seite, namentlich der „Affektlahmheit" zu.

Weit reicher als die zykloiden Abweichungen vom zyklothymen Normaltypus sind die schizoiden Abweichungen vom schizothymen Normaltypus in der Menschheit vertreten. Das liegt in der ganzen Konstitution der beiden Haupttypen begründet. Der Zyklothymiker hat einen ruhigeren Pendelschlag und einen gleichmäßigeren Wellengang seines Seelenlebens aufzuweisen, während der Schizothymiker sich in einer schroff „alternierenden", d. h. in Gegensätzen sich bewegenden Stellungnahme befindet zu allem, was ihn äußerlich und innerlich berührt. Zwei Seelen schlummern stets in seiner Brust und oft genug sogar Genius und Dämon nebeneinander. Sein Seelenleben verläuft in inneren „Schüben", wie wenn es ein Erdbeben mit aufeinanderfolgenden Stößen, sagen wir also ein stoßweises, ruckweises Seelen-Beben wäre. Der „Autist" kann zum Eigenbrödler und Einzelgänger, der Idealist zum fanatischen Ideologen, der Feinfühlige zum ewig Verwundbaren und Verwundeten, die Feinfühlige zur Mimosennatur werden, wenigstens für bestimmte Seelenbeben-Zeiten. Der „Affektlahme" kann zum eisigen Schweiger, der Kühle zur eiskalten Despotennatur werden, bis der Bann gebrochen, bis der Despotismus ausgetobt ist. Der Systematiker reitet ein System, der Theoretiker eine Theorie zu Tode. Der schizoide Erotiker — man denke nur an Strindberg — betet die nämliche Frau morgen wieder als Heilige an, die er gestern als Hexe und Teufelin verflucht hat. Der schizoide Alkoholiker oder Spieler wird zum Totalabstinenten, um übermorgen mit einem Rausch bzw. mit einer unerträglichen Spielschuld heimzukommen. Der schizoide Aristokrat wird zum stelzbeinigen, gespreizten „Abseitsmenschen", der die „Masse" haßt und nur sich, seiner oft spleenartigen Sammler- oder Liebhaberbeschäftigung, seinen sehr, sehr ausgewählten Freundes- und

„Freundinnen"zirkeln lebt, die er alle in einem Monat „schneidet", weil er plötzlich die Fühlung mit „dem Volke" sucht. Dem Schizoiden gehen immer neue Welten auf, aber auch immer alte Welten unter. Er ist der Zickzackmensch, der keine gerade Lebenslinie, keine sanft schwingende Lebenskurve kennt. Auch auf dem religiösen Gebiete nicht. „Alles oder nichts," das ist hier seine Devise. Und da er zu schwach ist, um alles zu werden oder zu sein, ist er eben zumeist nichts oder nicht viel. Entzückt von jedem Neuen — und von jedem Neuen immer wieder enttäuscht sein, das ist das Schicksal des Schizoiden. Hin und her geschleudert werden zwischen seinen Himmeln und seinen Höllen, seinen Aufbauarbeiten und Zusammenbrüchen, seinem Ja und Nein, seinen Adorationen und Blasphemien, seinen Idealismen und Zynismen, das stigmatisiert den Schizoiden.

Diese Beschreibung der großen Hauptgruppen von Temperamenten und ihrer leisen oder stärkeren Abwandlungen ins Pathologische hinüber war notwendig, wenn die Sätze richtig verstanden werden sollten, die nunmehr zu formulieren sind. Sie lauten:

Erster Satz: Jede leichte und schwere Psychose (Geisteserkrankung) ist eine Karikatur eines an sich normalen zyklothymen oder schizothymen Temperamentes. Das Hinübergleiten eines Geistes in die pathologische Verfassung des „zirkulären Irreseins" oder der „Schizophrenie" kann auf dem unendlich stufenreichen Treppenabstieg der zykloiden bzw. schizoiden Erscheinungen und Temperamentsäußerungen erfolgen. Auf der obersten Stufe der Treppe steht der Mensch noch als freier Herr und Gebieter seiner selbst — auf der untersten Stufe sitzt er als zirkulär erkrankter oder schizophrener Narr. Selbstverständlich: der Abstieg ist nicht immer ein verschuldeter. Er kann auch Folge einer Gehirnerkrankung, einer innersekretorischen Störung, einer Selbstvergiftung des Organismus durch „endokrine Faktoren" sein. Er kann das sein. Gewiß! Aber der verhängnisvolle Abstieg kann auch die Folge der traurigen Tatsache sein, daß ein Mensch sein angeborenes oder erworbenes Temperament nicht zügelte. Dann hat die Moralpsychologie das Wort. Und sie hat zu sagen, daß die ersten Schritte auf der Treppe, die in die Keller und Grüfte der Erkrankung und Unzurechnungsfähigkeit führen, oft ganz unmerkliche Schritte sind . . . daß man sie selber kaum beobachtet und daß die Außenwelt sie kaum erspäht, daß vielleicht nur die nächsten Angehörigen unter den periodischen „Launen" des Zykloiden oder den „Sonderbarkeiten" und „Unverständlichkeiten" des Schizoiden leiden . . .

aber in der Mitte der Treppe steht schon der Halbnarr . . . und je weiter nach abwärts er steigt oder man ihn steigen läßt, um so mehr wird das traurige Ende ein Stolpern, Stürzen, ein unaufhaltsames Niederbrechen, das viele andere und vieles andere mit in die bitteren Tiefen reißt. — Daraus ergibt sich denn für die Moralpsychologie ein

Zweiter Satz, der also lautet: Die psychotische (geistig erkrankte (Persönlichkeit mit all ihren schweren Hemmungen und oft furchtbaren Hemmungslosigkeiten ist freilich nicht mehr oder nur in äußerst beschränktem Maße zurechnungsfähig. Aber es gibt eine „praepsychotische" Persönlichkeit; der ist noch zu helfen . . . zu helfen durch unbarmherzige Selbsterkenntnis und eiserne Selbstzucht, durch die freundliche, gütige, aber bestimmte Art, mit der alle zum Zureden, Mahnen, Warnen, zum Eingreifen Berufenen den Zykloiden vor dem zirkulären Irrsinn, den Schizoiden vor dem schizophrenen Wahnsinn retten können, soweit dieser Irrsinn und Wahnsinn eben durch ein seelisches Irregehen, das so oft Hand in Hand mit dem moralischen Irregehen abwärts gleitet, bedingt ist.

Diese zwei Sätze sind von so fundamentaler Wichtigkeit, daß sie gar nicht ernst genug beachtet werden können. Sie sollen im nachstehenden durch lebendige Beispiele erläutert sein.

Wir kennen alle den liebenswürdigen Humoristen *Fritz Reuter*, den Menschen voll des sonnigsten, befreiendsten Humors, der, von herzlicher Menschenliebe durchleuchtet, dem Leben, auch da, wo es wolkenverhangen ist, immer eine Lichtseite abzugewinnen sucht; der ungezählten Lesern seiner Werke Erhebung und Befreiung gespendet hat. Fritz Reuter war, was nicht alle wissen, die von ihm Sonnenschein empfangen haben, in seinem Leben schweren Depressionszuständen unterworfen. In einem Briefe aus seiner landwirtschaftlichen Lehrzeit von Weihnachten 1845 schreibt er an seinen Lehrherrn: „Körperlich unwohl, geistig krank, von Reue zerrissen, von einem Plan zu meinem Glück auf den andern übergehend und dann alle als unausführbar von mir stoßend, bin ich ein Spielball der schrecklichsten Gedanken und Befürchtungen. In einem solchen Gemütszustande kann ich Ihnen nichts nützen, ich kann Ihnen nicht einmal erträglich sein . . . ich kann daher nicht anders, ich muß fort von Ihnen, muß noch heute fort, um durch meine trübe Stimmung den Kleinen ihr Fest nicht zu stören." Und die Hilfe, die Reuter suchte? Leider griff er, wie das Depressivmenschen so gerne tun, zum Alkohol. Reuters Vater kannte seinen Sohn Fritz sehr wohl und ließ sich schon während dessen

Studentenzeit brieflich immer über Fritz unterrichten. So schrieb ihm einmal Professor von Schröter aus Jena, daß Reuter das ganze Jenenser Studienjahr verbummelt habe, daß er die Zeit mit „Studententreibereien, Besuch von Wirtshäusern, Herumlaufen usw. totgeschlagen habe". Das war schon 1833. Bekanntlich wurde Reuter dann als Teilnehmer an der als revolutionär angesehenen Burschenschaftsbewegung zu sieben Jahren Gefängnis verurteilt. Das bedeutete keine gute Lebenswendung für einen so unselig veranlagten Depressivmenschen. Im Jahre 1840 mußte er denn dem Vater wieder bekennen: „Du erhältst hier einen traurigen Brief . . . Ich habe wiederum zuviel Wein getrunken und bin krank gewesen. Es gehen Tage, Wochen, Monate hin, wo ich an keine Getränke denke, wo nie die Lust dazu erwacht, und dann mit einem Male verfalle ich auf die unseligsten Dinge. Wie ich diesmal dazu gekommen bin, kann ich dir nicht sagen. Ich weiß es selbst nicht, mein Inneres ist in zu großer Verwirrung, als daß ich mir über einzelne Dinge Rechenschaft abgeben könnte, und daß ich dies tun muß, ist höchst nötig, wenn ich überhaupt noch Hoffnung auf ein Dasein haben will." Nun lese man noch die von Reuter selbst für sich und seine Gattin Luise verfaßte Grabschrift:

„Der Anfang, das Ende, o Herr, sie sind dein,
Die Spanne dazwischen, das Leben war mein,
Und irrt' ich im Dunkeln und fand mich nicht aus,
Bei dir, o Herr, ist Klarheit, und Licht ist dein Haus."

War der Mann, der dies und die „Stromtid" und „Festungstid" und die „Läuschen und Rimels" und die „Hanne Nüte" und „Dörchläuchting" schrieb, der soviel litt und soviel fehlte, ein schlechter Mensch? Das objektive Urteil wird lauten: es waren verhängnisvolle Strukturschichten in ihm, und sie hätten nicht durchbrechen müssen. „Bei dir, o Herr, ist Klarheit" . . . dieses schöne Wort, zur rechten Zeit und noch vor der dunklen Stunde überdacht, hätte Fritz Reuter manchesmal, wenn nicht immer vor dem Abgrund zurückreißen können.

Stellen wir Fritz Reuter ein Gegenbeispiel gegenüber, um den Beweis zu erbringen, daß dem Zykloiden die beste, nein die einzig rettende Verankerung durch ethisch-religiöse Hilfen zuteil wird. Es ist *Alban Stolz*, diese zykloide Menschen- und Priesternatur voll feinster Stimmungen und „Witterungen der Seele", die uns Wege der Hilfe zeigen kann, weil sie Wege zykloider Seelennot gegangen ist, vielleicht auch schizoider Seelennot; denn es ist schwer, seine „Aprilseele", wie er sie selber nennt,

dem einen oder andern Typus zuzurechnen. Vielleicht war Alban Stolz als Genius zu umfassend, um einseitig zykloid oder schizoid genannt zu werden. Einerlei, wenn er nur Wege der Hilfe zeigen kann — und das kann ein Typus, wie Alban Stolz es war.

In den „Witterungen der Seele" schreibt er

(Am 4. Februar 1842:) „Wie öde ist es geworden in mir, und wie ein trüber Wintertag — grau und leer sitzt die Seele in der Brust, gleichsam brach und halbschlummernd. Und doch ahnet mir, wie große Schätze von Andacht, Liebe und herrlichen Regungen in mir vergraben liegen — nicht tief — und wüßte ich und sänge den rechten Zaubergesang, sie würden sich heben. O, ich fühle es, und es dämmert durch die graue, nebelhafte Stimmung wie Morgenrot; noch gehört meine Seele mein, noch darf ich herrschen über die Fülle meiner Kräfte. — Aber sie zu ordnen und alle mannhaft zu meistern und zu einem Ziel zu leiten, das kostet schwere Anstrengung. Sie sind ein Königreich, von Gott mir geschenkt, das ich aber dennoch mit Tapferkeit erst erobern muß."

(Am 20. März:) „Hörst du es tönen durch den blauen Frühlingsmorgen? O Schmerz, o Wogen der Seele, was soll es werden? Eines ragt in diesem Gewühl der Empfindungen, in diesem Kampf von Lust und Schwermut, wie ein Felsen, fest und starr empor, das Gefühl und die Aufforderung, ich müsse meine Zeit viel besser zusammenhalten und benutzen zu Gebet und Arbeit."

(Am 24. März:) „Was soll ich tun mit dieser Lust und Freud' in meiner Brust, die wonniglich sie durchwallet wie Frühlingsluft und Gesangestöne? Sie kommt aus Gott und ist für Gott . . . o du unaussprechliche Quelle der Seligkeit, du hast mir heute gestattet, in der heiligen Messe an deine Brust zu sinken, du hast mich umarmt und an dein Gottesherz gedrückt in Liebe und Verzeihung. Mein Herr, was soll ich sagen, als mein Herz und meine Seele forttönen lassen wie eine Glocke in diesem Wort und dem süßen Geisteshauch, der darin webt! Und ein warmer, drängender Wunsch hebt sein Haupt sehnsüchtig aus den Wellen der Gefühle auf — Treue —, treu zu sein meinem Herrn, treu zu sein in Sinn und Wandel, immer näher, immer enger sein zu werden. Die Lerche hat es dir gezeigt, sie muß viel und anhaltend die Flügel schwingen, um in hoher Luft sich zu halten und ihren Psalm zu singen — so schwebe auf, schwebe auf, hoch über die Erde zum Himmel empor!"

(Am 5. Juni:) „Irdische Liebe im guten Sinn, ein gutes Herz wohnt mir nicht inne — in starrer Kälte lebe ich ein selbstsüchtig'

Leben von jeher. Um so herrlicher wäre es, wenn die göttliche Liebe sich in mir entzündete, ihr Feuer flammte dann ungemischt dir (mein Gott) entgegen. Ja, es ist mir jetzt hehr in der Seele, als wäre ich selbst ein hoher Tempel mit weiten, stillen Hallen — und die Seele ginge langsam und einsam in hoher, heiliger Ruhe, alles getaucht in den Äther des Traumes."

(Am 31. August:) „Jetzt schwebe ich zwischen Himmel und Erde, gehöre keinem an — und weiß nicht einmal, was werden —, so daß ich fast bat, in Ahnung, als müsse Gott selbst Ekel an mir bekommen, an meinem vagen Leben unter den Menschen ohne Kraft und Bedeutung: Herr, laß mich sterben!"

(Am 15. September:) „Wenn der böse Geist euch unmittelbar versuchen kann, so mag seine Versuchung insbesondere darin bestehen, daß er mich zur fortwährenden Unbeständigkeit reizt. Sobald ich zu einem Entschluß mühsam nach Abwägung aller Gründe gekommen bin, so stellen sich mir plötzlich die entgegengesetzten Gründe mit aller Überredung entgegen und wollen mich zu sich hinüberziehen, was ihnen nicht selten auch gelingt, so daß es manchmal selbst anderen auffallend ist, wie schwankend und unentschlossen ich bin."

(Am 18. September:)„Ich ging diesen Morgen auf die Hügel. Es war ein sonniger Herbsttag . . . ein ganz eigentümliches Gefühl lag über mir — so still, so dämmerig, so erdhaft versenkt und so himmelssehnsüchtig."

(Am 16. Dezember:) „Wie das Menschenleben ein Wogen in's Wachen und Schlafen ist, wo bald das Seelische, bald das Leibliche herrschend wird, so scheint mir immer deutlicher das Seelenleben an und für sich genaturt. Ich habe Zeiten, wo die Seele sich stark gehoben fühlt und aufwärts gezogen zu Gott, so daß es ihr ein leichtes, ja etwas Angenehmes ist, zu beten und gute Entschließungen zu machen, mich zu verleugnen. Sie darf kaum nachhelfen, wie wenn man im Strom dem Meere zufährt. Dann nach einigen Tagen schon kommen dunkle, trübe Stimmungen, wo ich nicht nur mich gar nicht gehoben fühle und mir der Blick nach oben grau verhängt ist, sondern die Seele scheint in eine Strömung der Hölle gefallen, indem die niedrigsten feindseligen Anwandlungen sie bestürmen und meistens auch fortreißen. Nach acht oder vierzehn Tagen geht dann das Wetter wieder auf: Wehmut, Sehnsucht, Drang nach oben kehren wieder ein. Was ist nun zu tun? Offenbar muß ich mich für die finsteren, kalten Zeiten vorsehen in guten Tagen; die angebotene Gnade kräftiger ergreifen, durch längeres, dringenderes Gebet befestigen und für die Zeit, wo die unteren Gewalten mich

anziehen wollen, durch geregeltes Gebet und bestimmt geordnete Vorsätze mich schützen, namentlich mich auch vor allem hüten, was entschiedene Sünde ist, um der Wiederkehr der Gnade den Eingang nicht zu erschweren."

Das sind typische Aufzeichnungen eines zykloiden (vielleicht schizoiden) Menschen aus dem ersten Jahre seiner Tagebücher „Witterungen der Seele". Es lohnt sich, dieses Buch zu lesen und immer wieder zu lesen, denn es ist lehrreich wie wenige. Fügen wir noch einige Aufzeichnungen an:

Am 8. Januar 1848 schreibt Stolz: „An dem lieben heiligen Dreikönigstag wollte das Wetter aufgehen; es schneite und regnete ein wenig. Das ist mir die glückseligste Witterung im Winter, wenn Regen und Sturm aus Südwest kommen: es gärt da so wohlig und warm in der Seele, wie ein warmer Frühlingstag über der Erde. Und wie denn da, wie allemal bei Südwest von jüngster Jugend her, die Phantasie in die süßesten Augenblicke der Vergangenheit und zu den liebsten Menschen meiner Bekanntschaft flog, so stellte sich mir im holdesten Sinnen das Anerbieten entgegen: ‚Willst du nicht dem allem den Heiland vorziehen?' Und jedesmal, so oft in lieblichen Gedanken der Gekreuzigte zur Wahl sich darstellte, so hatte ich die Gnade, ihn vorzuziehen und ihm meine Gedanken zuzuwenden. Es kostete eine kleine Selbstverleugnung, aber ich ward derselben jedesmal sehr froh. — Und zuletzt kam mich der selige Gedanke an: Könnte es nicht sein, daß, wie ich jetzt Christus allem vorziehe in dem stillen, heimlichen Gedankenspiel, später das innere Seelenleben Fleisch wird und in die Welt heraustritt, so daß in meinem ganzen Tun und Lassen zuletzt Christus die Oberhand hat und mein Tun und Lassen ihn allem vorsetzt und zum Ziel macht? Auf diese Art wäre dann das gottselige Leben im Dunkel und in der Tiefe der Seele still und ungesehen und ärmlich wie das Kind zu Nazareth geboren, später wüchse es und träte in die Welt und lebe und wirke und leide als starker Mann! Du, mein Herr, der du dem Schächer das Paradies versprochen und gegeben hast, gib für dieses Leben, was nicht weniger wert ist und dich nicht mehr kostet, einem anderen Sünder ein reines Herz und einen festen Geist in dir."

Ein Temperament ist etwas Naturgegebenes. Es läßt sich vielleicht gar nicht oder nur in ganz seltenen Fällen, von denen wir früher sprachen, ändern. Aber es läßt sich deklinieren, beugen, schmieden, härten, wo es zu weich, schmelzen und läutern, wo es zu hart ist. Alban Stolz hat sein Temperament, ein Melancholikertemperament, in das Feuer der konsequenten Selbstzucht gelegt

und alles, was gefahrvoll in ihm war, herausgeschmolzen. Nun sei hier ein kleines Gedicht wiedergegeben:

„Schlaflose Nacht. Der Regen rauscht,
Sehr wach ist mir das Herz und lauscht
Zurück bald, nach vergangnen Zeiten,
Bald horcht es, wie die künft'gen schreiten.

O Herz, dein Lauschen ist nicht gut.
Sei ewig, Herz, und wohlgemut!
Da hinten ruft so manche Klage,
Und vorwärts zittert manche Frage.

Wohlan! was sterblich war, sei tot!
Naht Sturm? Wohlan — wie einst das Boot
Mit Christus Stürme nicht zerschellten,
So ruht in dir der Herr der Welten!"

Dieses Gedicht könnte von Alban Stolz sein! Aber es ist von einem andern, wenn auch ähnlich Struktuierten, gedichtet, von *Lenau*. Und Lenau, der hochbegabte, unglückliche Dichter und Mensch, soll den Satz illustrieren: Der schizoide Typus kann, wenn er sein Temperament nicht meistert, der Schizophrenie verfallen. Seine letzte Lebensstation heißt dann: er wird zu den geistig Toten gelegt, aus deren Anstaltsgräbern und Matratzengrüften nicht jeder wieder aufersteht. Aber von der ersten Station bis zur letzten ist ein oft langer und weiter Weg für solche Menschen. An der ersten Station ist der Schizoide noch nicht zum geistigen Tode verurteilt. Wer das Kreuz seines schizoiden Temperamentes auf die Schultern nimmt, sich selbst verleugnet und dem größten aller Kreuzträger nachfolgt, der mit göttlicher Geistesklarheit und absoluter Willensfreiheit die Sünden aller Temperamente auf sich nahm, der wird wohl manchmal straucheln und fallen unter der Kreuzeslast seines Temperamentes, aber er wird nicht zugrunde gehen. Sage niemand, die Geisteskranken hätten nichts mehr mit der Moral, oder die Moral habe nichts mehr mit den Geisteskranken zu tun, denn wir reden hier nicht von den Geisteskranken, sondern von den Zwischenstufen zwischen Gesundheit und Krankheit; auf diesen Zwischenstufen aber liegen überaus viele Wertnegationen, vor allem die Auflösung der Persönlichkeit selbst. Und mit diesen wertnegativen Handlungen hat sich die Moralpsychologie sehr eingehend zu beschäftigen. Kommt es ihr doch darauf an, dem Menschen das höchste Gut zu erhalten, das er besitzt und

das ihm die Verwirklichung von sittlichen Werten überhaupt möglich macht: die Geistesklarheit und die Willensfreiheit. Es gibt keine Moralität ohne diese beiden Voraussetzungen aller Moralität. Wenn wir aber hier Lenaus Schicksalsweg schildern, so geschieht das aus zwei Gründen: einmal, um zu zeigen, wie weitgehend die Haftung und Verantwortlichkeit auch des schizoiden Menschen für sein sogenanntes Schicksal ist . . . und dann, weil es so viele Lenau-ähnliche Typen gibt, Menschen, die sich ihrem zur Melancholie neigenden Temperament überlassen und wie Treibholz einem vollen oder einem teilweisen Verhängnis entgegentreiben. Das Verhängnis muß nicht Wahnsinn heißen. Nur verhältnismäßig selten kommt es so weit. Das Verhängnis kann auch eine völlige Unfähigkeit, mit dem Leben fertig zu werden, sein, ein ewiges Suchen und Tasten nach dem rechten Beruf, nach der rechten Frau, nach dem rechten Ziel, nach der inneren Ruhe, wobei der bloße Temperamentsmensch, der nicht (wie Fritz Reuter in seinen späteren Jahren und Alban Stolz schon in seinen früheren) rechtzeitig zum Charakter, d. h. zum geadelten, geklärten, gebändigten Temperament wird, immer und immer wieder fehlgreift und fehlgeht. Lenau ist hier lehrreich, wie nicht leicht ein zweiter.

Der Dichter Nikolaus Franz Nimbsch, Edler von Strehlenau, bekannt unter dem Namen Nikolaus Lenau, war der Sohn eines leichtlebigen Dragoneroffiziers und einer kleinen, feurigen Frau, die ihren Gatten als Leichtfuß kannte, und während sie den später so berühmt gewordenen Knaben unter dem Herzen trug, den Mann, der ihren Trauring und Treuring trug, als Ehebrecher ertappte. Wie stark ihr Leid auf das noch ungeborene Kind einwirkte, das läßt sich aus dessen späterem Leben mehr erahnen als beweisen. Am 13. August 1802 erblickte dieses Kind zu Cstatad (Tschatad) in Ungarn, in der Nähe von Temeswar, das Licht der Welt. Sein Vater lebte als halber Freibeuter in Wien, nachdem er durch Ausschweifungen zerrüttet, den Dienst hatte aufgeben müssen, und als er zu seiner in Ofen weilenden Familie zurückkehrte, bedeutete das nur Qual für seine Frau und Kinder. Im Jahre 1807 starb er. Lenaus einzige Erinnerung an den Vater waren die Tränen der Mutter und eine schallende Ohrfeige, die der reizbare Mann dem munter im Zimmer umhertollenden Jungen einmal gegeben hatte. Und die Mutter? Sie vergötterte ihren Liebling Niki, ließ den neunjährigen Knaben Violine lernen oder vielmehr nicht lernen, als ihm die Sache nicht behagte. Ihm war Guitarrespiel, der Vogelfang, der Lippenpfiff, den er bis zur Virtuosität beherrschte, lieber. Der Knabe war fromm, betete

jeden Morgen und Abend seine Kindergebete und hatte eine besondere Freude, einen Stuhl zum Altar herzurichten und darauf nach Knabenart „Messe zu lesen". Eine sehr weise, sehr tief blickende Mutter hätte, hier anknüpfend, wohl Gutes grundlegen können. Aber das feurige Auge der Ungarin sah nicht tief genug. Es ahnte nicht, was die Frau eines so unseligen Mannes, wie Nikis Vater es war, hätte ahnen sollen: die ersten schizoiden Züge im Temperament des Knaben. In seinem „Faust" hat er später sich selbst geschildert:

„Als ich ein frischer Knabe war
Und einst dem Priester am Altar
Die Mess' bedient als Ministrant,
In seine Formeln stimmend ein
Mit unverstandenem Latein,
Das von den Lippen mir gerannt,
Wie's Bächlein über'n Kiesel geht,
Der vom Gemurmel nichts versteht,
Als ich das Glöcklein schellt' und lustig schwenkte
Das rauchende Thuribulum:
Da schien dem Knaben plötzlich alles krumm.
Mein Herz ein stolzer Ärger kränkte,
Daß ich dem Gottesbild zu Füßen
Hab knien und opferrauchen müssen.
Mir schien's an meinem Werte Spott:
Daß ich nicht lieber selbst ein Gott."

Das war ein nicht unwichtiger Vorgang in der jungen Seele. Er ist zu einer „infantilen Fixierung" auf religiösem Gebiete geworden für den Mann und Dichter Lenau; denn im „Faust" heißt es weiter:

„Was noch als Irrlicht, flüchtig, leicht,
Dem Knaben durch die Seele streicht,
Kehrt in die Brust des Manns einmal
Plötzlich zurück als Wetterstrahl.
O welche Qual in dem Gedanken:
Daß die Geschaffnen, Schlingepflanzen,
Den Urstamm ihres Gotts umtanzen,
Von ihm getragen aufwärts ranken!
Betracht' ich's scharfen Angesichts,
Ist solch ein Los im Grunde nichts.
Das Schlinggewächs ist Gaukelschein,
Bestand und Kraft der Stamm allein.
Woher ist mir der Stolz gekommen?
Geschöpfen kann nur Demut frommen."

Was erwartet man nun weiter nach diesem Satz: „Geschöpfen kann nur Demut frommen“? Ein demütig-gläubiges Gottesbekenntnis? Nein . . . der Dichter fährt fort:

„Mir ist der Stolz ins Mark gefressen.
Abhängigkeit, den Sklavenring,
Der diesseits ehern mich umfing,
Soll ich ihn jenseits nicht vergessen?
Mit ihm all die Entwicklungstreppen
Der Ewigkeit hinan mich schleppen?
Ha! Lieber soll mein stolzer Geist
Der Gott zu sein mich wünschen heißt,
Mit meinem Leib zugleich versiegen
Und sich als Grabgewürm verkriechen,
Und, dringt er je aus meiner Gruft
Als fauler Dunst verfahren in die Luft!“ —

Was Lenaus Faust dann, um sich selber zu widerlegen, weiter spricht, ist nicht klarer, lichter Gottesglaube, stählend wie reine Bergluft, sondern unklare Schwärmerei, und Mephistopheles behält am Ende doch sein Recht auf Faust und ruft ihm zu:

„Du, töricht Kind, das sich gerettet glaubt,
Weil's nun mit einmal sein geängstigt Haupt
Dem Alten meint zu stecken in den Schoß . . .
Du warst von der Versöhnung nie so weit,
Als da du wolltest mit der fieberheißen
Verzweiflungsglut vertilgen allen Streit,
Dich, Welt und Gott in eins zusammenschweißen.
Da bist du in die Arme mir gesprungen,
Nun hab' ich dich und halte dich umschlungen!“

Doch wir müssen zurück von dem Manne zu dem Knaben Lenau. Er ward ein kleiner Schauspieler (ähnlich wie der jugendliche Goethe), las alle möglichen Räuber-, Ritter-, Mord- und Gespenstergeschichten, besuchte von 1812—15 das Gymnasium der Schulbrüder in Pest und kam dann, nach der Wiederverheiratung seiner Mutter mit dem tüchtigen, aber gegen seine Stiefkinder sehr nachgiebigen Arzt Vogel, nach Tokay. Ein Gymnasialjahr ging dem Jungen dabei verloren; aber bei seiner hohen Begabung bestand er gleichwohl im Jahre 1817 glänzend die öffentlichen Prüfungen der ersten Humanitätsklasse zu Uyhely. Die Freundschaft mit dem einige Jahre älteren Joseph von Kövesdy hatte ihn dabei sehr gefördert. Doch Kövesdy mußte

sich zur Fortsetzung seiner Studien nach Pest begeben, und Lenaus Mutter siedelte, ihrem Niki zuliebe, dorthin über. Der Vater blieb in Tokay, die sämtlichen fünf Kinder wanderten mit der Mutter. Es war ein schwerer Abschied von Tokay für den jungen Lenau, ein Abschied von der melancholischen Schönheit der Theiß-Steppen, den Zigeunergeigen, den wilden Reitern auf schäumenden Rossen, den feurigen Tänzen in den Heideschenken, wo der glühende Wein leicht entflammten Menschen Feuer in die Adern goß. Das Leben in Pest, wo die Mutter der Billigkeit halber eine Baracke auf dem ehemaligen Soldatenfriedhof mietete, war ein kümmerliches, und der Hunger ging oft mit den Kindern zu Bett. Der Vater verdiente als Arzt in Tokay nicht genug, als Strickerin mußte seine Frau die Kinder und sich durchbringen. Die Melancholie, die in der Seele des werdenden Jünglings Lenau wohnte, fand reichlich Nahrung, zumal das Heimweh nach der Pußta an ihm, dem einsamen Träumer, nagte. Dennoch, er bestand auch die Prüfungen in der zweiten Humanitätsklasse glänzend — es war Ernst genug in seiner immerhin schon bedenklich belasteten und nach einer dunklen Seite hin sich neigenden Seele, noch Ernst genug, um ihn noch zu formen in der Zeit, wo in einem jugendlichen Menschen die Dominante zum Durchbruch kommen will.

Aber da wohnte in der Stadt ein Onkel Nikis, ein Halbbruder seiner Mutter, der Husar Mihitsch. Der Mann war Atheist. Niki besuchte ihn mitunter, übernachtete auch wohl in seinem Hause und mußte es dann erleben, daß er mitten in der Nacht von diesem sonderbaren Erzieher geweckt wurde, der dem Jüngling atheistische Reden hielt, die sich in dessen Seele einfraßen und den Zweifel weckten. Der Zweifel wäre wohl auch ohne diesen Wecker gekommen; aber so kam er verfrüht, mit suggestiver Gewalt und ohne Gegengewicht.

Im Jahre 1819 kam der Sechzehnjährige nach Wien, um dort Philosophie zu studieren. Er ging gleich an die höchsten Probleme heran — aber er fand in keiner Philosophie die Antwort auf die Fragen, die er stellte. Der Rest war Resignation. Zwei Jahre später wandte er sich dem Studium des Ungarischen Rechts zu, um nach Jahresfrist schon das neue Fach wieder beiseite zu werfen. Seine Seele war voll schwermütiger Musik, voll drängender, Ausdruck suchender Lyrik, voll Heimweh nach der Freiheit der Pußta. Hier setzt die erste Wendung zum Verhängnis ein. Der Jüngling hätte eine sichere, feste Führung nötiger gehabt als das tägliche Brot; statt deren ließ er seinem Temperament die Zügel schießen wie einem wilden Pußtapferd . . .

und dahin ging's über Stock und Stein. In Wien hatten sich seine hochadligen Großeltern seiner angenommen. Aber der steifleinene Respekt, den vor allem die aristokratische Großmutter von ihm verlangte, ließ ihn zum richtigen Renitenztypus sich entwickeln. Als sie ihn in dem Alter, da der Jüngling einen mehr als feinhäutigen Ehrbegriff hat, einen „richtigen Bauern" nannte, lief er schnurstracks mit dem Wort: „Lieber verhungern als ein ewiger Sklave in Ketten sein" davon — heim zur Mutter, die in Preßburg weilte. Überselig nahmen die Mutterarme ihn auf. Die bürgerliche Frau stand ohnehin in einem steten Gegensatz zur hochadligen Dame, und vielleicht waren in diesen beiden Frauenseelen auch noch zwei wesensverschiedene Temperamente sich ewig fremd — die gleichen Temperamentsgegensätze wohl, die Lenaus eigenes Wesen zerklüfteten. Denn er war immer wie Feuerfunkenregen, der ununterbrochen auf Eis fiel . . . und Feuer und Eis lagen in ihm selber bei diesem tragischen Schauspiel von Gegensätzen.

Im Jahre 1823 hielt Lenau sich wieder in Wien auf, um Jus und Philosophie von neuem zu beginnen. Aber er hing beides rasch wieder an den Nagel und wollte auf der Ackerbauschule in Ungarisch-Altenburg Landwirtschaft studieren. Jedoch anstatt sich um sein Fach zu kümmern, ritt er wie ein echter ungarischer Husar, fing Liebeleien an, dichtete seine Heidebilder . . . versuchte es noch einmal mit dem Deutschen Recht, um dann zum medizinischen Studium umzusatteln. Aber das Neunersche Kaffeehaus — das „silberne" genannt, weil nicht bloß alle Kaffeegeschirre, sondern sogar die Kleiderhaken des Hauses von purem Silber waren — und der Kreis von Dichtern und Billardspielern, der dort verkehrte, waren dem jungen Mediziner wichtiger als die medizinische Weisheit. Dennoch trieb ihn immer ein unstillbarer Drang, „dem Weltgeheimnis in den Schlund zu schauen", ein faustischer Drang, der in vielen seiner Gedichte seinen Ausdruck fand. Lenaus Faustdichtung gibt ein getreues Spiegelbild der inneren Unrast, die den Jüngling damals quälte und die leider zu keiner Lösung im positiven Sinn führte. Im „Waldgespräch" dieser Dichtung findet sich die bezeichnende Zwiesprache zwischen Faust und Mephistopheles:

Faust:

„Das leuchtet ein: es gilt, daß ich die Seele
Aus Christus und Natur heraus mir schäle.
Ob ich mit ihm, mit ihr zusammenhange,
Umkreist mich unentrinnbar eine Schlange.

Ist Christus Gott, und folg' ich seinem Schritt,
So bin ich, sei es auch auf Himmelspfaden,
Der Schuh nur, den sein Fuß erfüllt und tritt,
Ein niederes Gefäß nur seiner Gnaden.
Ist's die Natur — bin ich ein Durchgang nur,
Den sie genommen fürs Gesamtgeschlecht,
Bin ohne Eigenzweck, Bestand und Recht,
Und bald bin ich verschwunden ohne Spur."

Mephistopheles:

„In beiden Fällen ist dein Los fatal:
Du magst von ihm, von ihr behandelt sein,
Ob en canaille oder en canal;
Drum schließe trotzend in dich selbst dich ein!"

Faust:

„Behaupten will ich fest mein starres Ich,
Mir selbst genug und unerschütterlich,
Niemanden hörig mehr und untertan,
Verfolg' ich in mich einwärts meine Bahn."

Mephistopheles:

„Ich aber diene dir als Grubenlicht."

Faust:

„Bin ich unsterblich oder bin ich's nicht?
Bin ich's, so will ich einst aus meinem Ring
Erobernd in die Welt die Arme breiten
Und für mein Reich mit allen Mächten streiten,
Bis ich die Götterkron' aufs Haupt mir schwinge!
Und sterb' ich ganz — wohlan, so will ich's fassen
Nicht so, als hätte mich die Kraft verlassen,
Nein: selbst verzehr' ich mich in meinem Strahl,
Verbrenne selbst mich, wie Sardanapal,
Samt meiner Seele unermess'nen Schätzen,
Mich freuend, daß sie nimmer zu ersetzen."

Der typische schizoide Autist: „Niemanden hörig mehr und untertan, verfolg' ich in mich einwärts meine Bahn." Das Wort ist bezeichnend genau wie das andere vom „Grubenlicht". Lenau bedurfte nur eines verhängnisvollen Anstoßes, der die in ihm schlummernden unseligen Anlagen weckte. Der erste Anstoß kam in Form eines erotischen Erlebnisses mit einer bitteren Folge

und noch bittereren Enttäuschungen. Acht Jahre litt Lenau an den Beziehungen zu einem jungen Mädchen, das in keiner Weise seiner Liebe wert war und Mutter eines Kindes wurde, von dem Lenau nicht einmal mit Sicherheit wußte, ob es wirklich sein eigenes Kind oder das eines „Herrn Unbekannt" sei. Die Herzenswunde, die er sich damals geholt, schloß sich ihm nie wieder im Leben. Eine zweite Wunde kam hinzu: der Tod seiner heißgeliebten Mutter im Jahre 1829. „Diese Erinnerung ist mir am tiefsten in mein Herz geschnitten", schreibt Lenau an seinen Schwager Schurz; „als ich das Lager mit der Leiche darauf verlassen hatte, mußte ich mühsam die Trümmer meiner Religion zusammenraffen." Und in seinem Gedicht „Der Seelenkranke" ruft er der Toten nach:

„O Mutter, komm, laß dich mein Flehn bewegen!
Wenn deine Liebe noch im Tode wacht,
Und wenn du darfst, wie einst, dein Kind noch pflegen,
So laß mich bald aus diesem Leben scheiden,
Ich sehne mich nach einer stillen Nacht,
O hilf dem Schmerz dein müdes Kind entkleiden!"

Ein Jahr später (1830) erregte der Polenaufstand die ganze gebildete Welt, und Lenau hätte nicht das Temperament haben müssen, das er besaß, hätte er nicht mit ganzer Seele sich den Polen zuwenden wollen, zumal ihn sein Freund, der Dichter Boloz von Antoniewicz, für seine Landsleute begeisterte. Sein Dichterherz sprach und blutete sich in den „Polenliedern" aus, während er sich zugleich auf die medizinischen Examina vorbereitete. Sie kosteten ihn die letzte Willenskraft — dann warf der unstete Mensch ein für allemal alles Studium beiseite. Neue Pläne tauchten in ihm auf, darunter der phantastische einer Reise nach — Amerika. „Den Niagara will ich rauschen hören und Niagaralieder singen, das gehört zu meiner Ausbildung", schreibt er in einem Briefe vom Jahre 1832. Man mag sich fragen, ob dieses herrisch-phantastische: „Das gehört zu meiner Ausbildung" nicht schon den Menschen charakterisiert, der auf der Treppe nach unten bereits in halber Höhe stand, von dem „Grubenlicht" geführt, das er in seinem „Faust" als Mephistopheles bezeichnete. Es ist auch bedeutsam, daß er damals schon Wahnsinnsszenen zu spielen verstand mit einer Fähigkeit der Einfühlung in das Schizophrene, die Teilnehmer solcher Szenen zum Erschaudern brachte. Unbequeme Gäste in einem Eisenbahnwagen pflegte er auf solche Weise wegzuscheuchen. Ein gefährlich Spiel mit einem unheimlichen Feuer im eigenen Innern!

Und das Traurige ist: Lenau wußte, wie gefährlich dies Spiel war. Einem Freunde sagte er: „Du kennst die Geschichte von Phaëton und den durchgehenden Sonnenrossen: wir Dichter sind alle solch phantastische Wagenlenker, die sehr leicht einmal von ihren eigenen Gedanken geschleift werden können."

Es gab Stunden der Mahnung. Auf einer Reise nach Karlsruhe hörte er Beethovens Musik und schrieb: „Wenn ich an solche Genüsse denke, so vergeht mir der Mut, mit dem Schicksal zu rechten." Aber eine neue Liebe stürzte ihn in neue Qual, und zwar wiederum seines unseligen und nie gezügelten Temperamentes wegen: er lernt Charlotte Gmelin kennen und fürchtet sich gleich wieder (in schizoider Angst), sie als Frau heimzuführen. Es fehlt ihm jeder Glaube an sich und an sein Lebensglück. Woher sollte er auch diesen Glauben, der letzterdings doch nur im Gottes- und Vorsehungsglauben gegründet sein kann, haben? Er weint um die Geliebte, aber er wirbt nicht um sie. „Ich möchte mir fast einen nahen Tod prophezeien," schreibt er; „das waren vielleicht die Ferialtage des Abschieds und mir vom Schicksal gegeben, daß ich mit einem besseren Begriff von seiner Gastfreundschaft von dannen gehe."

Jedoch — Lenau ging nicht von dannen, sondern nach Amerika, nachdem er zuvor die vielgerühmten und von melancholischen Naturen vielgeliebten „Schilflieder" gedichtet hatte. Er wollte nicht mehr das Schilfrohr schwermütig flüstern, sondern die Donner des Niagara rollen hören. Vom Urwald versprach er sich Hilfe und Heilung. Aber der Urwald Amerikas brachte ihm nicht Hilfe und Heilung, sondern schwere rheumatische Schmerzen, die er sich auf einsamen Ritten durch die Dickichte holte. Die „vereinten Staaten" nennt er „verschweinte Staaten" und verlangt nur eines — heim, wieder heim.

Und er kehrt heim. Im Jahre 1833 ist er wieder in Wien. Manch literarische Ausbeute hat er mitgebracht, aber keinen Lebensgewinn. Er sitzt in Wien, meist im Kaffeehaus wie ehedem, trinkt eine Tasse starken Mokka nach der andern, raucht eine Pfeife nach der andern und wäre ein echter Philister und Lebensbummler, wenn er nur nicht — Lenau wäre. Dieser Lenau aber ist erlebnishungrig und reizhungrig und verbittert sich dennoch jede Lebensfreude durch seinen ungezügelten Hang zur Melancholie. Schon vor seiner Amerikareise hatte er geschrieben: „Ich trage ein ganzes Nest voll junger Gespenster in mir herum; wenn das Nest einmal ausfliegt und um mich herumschwärmt wie im Frühling die erwachten Fledermäuse um den hohlen Eichbaum, worin sie den Winter über gesteckt, ja ja . . ." Dieses

Gespensternest in Lenaus Seele war immer noch da, und er tat nichts, um seine Gefahren zu bannen. Im Gegenteil: ihm machte es Spaß, seine Umgebung durch Grimassenschneiden so zu entsetzen, daß man ihn mitunter für verrückt hielt. Ihm war es ein Vergnügen, wie ein halber Zigeuner zu leben. Donaufahrten im Mondschein, Gemsjagd, Reisen dahin und dorthin, dann wieder dumpfes Hinbrüten wechselten in seinem Dasein ab. Da trat von neuem eine Frau in sein Leben: Sophie Löwenthal. Aber sie war vermählt, und an der Hoffnungslosigkeit seiner Liebesträume wuchs nun Lenaus Melancholie zum verzehrenden Feuer empor. Die zwei Menschen litten schwer aneinander, und wenn man die Gedichte aus jener süß-bitteren Zeit liest, sieht man klar, daß Lenau sich des Abgrundes, vor dem er stand, bewußt war.

Es ist ergreifend, wie er, die einzig mögliche Hilfe ahnend, sich noch einmal zum Glauben seiner Kindheit zurückzutasten versuchte. Den Anstoß gab das Straußsche „Leben Jesu"; aber merkwürdig: das gefährliche Buch nahm ihm nicht, was er an schimmernden Mosaiksteinchen von Glaubensvorstellungen noch besaß; es regte ihn an, die Steinchen noch einmal zu einem leuchtenden Gottesbilde zusammenzufügen. In einem Brief vom 23. Januar 1837 schreibt er an Kerner, den bekannten Geisterseher: „Den alten Dämon, das pantheistische . . . habe ich dahin geschickt, von wannen er gekommen, d. h. zum Teufel. Ich habe in meinem Herzen scharfe Musterung gehalten und viel Gesindel daraus fortgejagt und dieses Herz zur Herberge umgeschaffen für gute, freundliche Gäste, die, wenn sie mich nicht wieder verlassen, mir wohl hinüberhelfen werden über die abendliche Strecke meines Lebensganges." Seine Dichtungen „Faust", „Ahasver", „Savonarola" sind große Monologe Lenaus mit sich selbst. Aber er fand nicht das ersehnte Licht, es war nur ein Wetterleuchten, was seinen Geist durchzuckte. In den „Albigensern" sinkt er wieder in melancholische Skepsis zurück. Lenau wohnte damals in Wien im sogenannten Schwarzspanierhaus, das vor ihm einen nicht minder großen Ringer mit Gott und seinem Schicksal, nämlich Beethoven, beherbergt hatte. Dieses Haus verließ er, um in die Nähe des „Silbernen Kaffeehauses" zu ziehen, wo er die Nachmittage verbrachte, um dann bis tief in die Nacht schlaflos in seinem stets hellerleuchteten Zimmer zu weilen.

Noch einmal glühte ein jähes Feuer durch das Dunkel dieser schizoiden Seele, als Lenau die Sängerin Karoline Unger kennen lernte. Es ist ganz charakteristisch für die völlige Zügellosigkeit seines Temperamentes, wenn er im Jahre 1839 schreibt: „Nur am Sarg meiner Mutter hab' ich so geschluchzt wie jenen Abend,

als ich die herrliche Frau im ‚Belisario' gehört hatte." Aber dem ersten Herzenssturm folgte eine um so tiefere Enttäuschung, als sich die Angehimmelte sehr erdenhaft und berechnend erwies, als eine triviale Komödiantenseele, die Lenau gründlich auf die Nerven ging. Es ist wiederum echt schizoid, wenn dieses Intermezzo damit endete, daß der gleiche Mann, der so erschüttert war, als er die Unger zum erstenmal hörte, in seinem Zimmer auf und ab lief, nachdem er seine Liebesbriefe von ihr wieder zurückerhalten hatte, und, die Hand vor die Stirne schlagend, immerfort ausrief: „O du Esel, du!" In den Briefen, die er verbrannte, hatte Lenau übrigens das Schönste niedergeschrieben, was ihm je aus dem Herzen strömte, wie er später einem Freund erzählte. Die folgenden Jahre waren ausgefüllt von schwerster Hypochondrie, quälender Schlaflosigkeit, einer leidenschaftlichen Liebe zu seiner Geige, die der Dichter hinreißend spielte, und poetischen Plänen. Es war eine Zeit, in der Lenau das Wort „ἀμφιμελας" („ringsum dunkel") als Kolorit seiner Tage und Nächte prägte. Ein anderes Wort jener Jahre aus seinem Munde lautete: „Das Licht geht aus." Auch die Fackel des Eros, die sich dem langsam in die Tiefe Gleitenden noch einmal entzündete, war kein Ersatz für das Licht, das da ausgehen wollte. Maria Behrend, die er damals kennen lernte, machte er zu seiner Braut, aber nicht zu seiner Frau. Von einem „Nervenschlag" getroffen, hatte er nicht mehr den Mut zu einer Ehe. Die Dichtung „Don Juan" beschäftigte ihn noch, aber er besaß den Schwung der Seele nicht mehr, sie kraftvoll genug zu gestalten. Dabei hatte Lenau klare Einblicke in sein Inneres: „Mir graut vor mir selbst und meiner Heftigkeit", schreibt er am 12. Oktober 1844. „Ich trage zwei Todfeinde in mir selber herum, wie Stein und Stahl, um den Blitz herauszuschlagen, der mich vielleicht einmal töten wird. Diese Todfeinde sind mein heftiges Gemüt und meine reizbaren Nerven." Seinen Nerven war vielleicht nicht mehr zu helfen, aber für sein Gemüt hätte es wohl noch Ruhe geben können. Er verlangte selber danach: „O Ruhe, wie sehne ich mich nach dir! Matt bin ich, wie ich's noch nie gewesen, müde bin ich, als brauchte ich Jahrhunderte, um mich auszuschlafen." Allein — es war zu spät.

In der Nacht vom 12. auf den 13. Oktober 1844, von abends 9½ Uhr bis 3 Uhr morgens kämpfte das erlöschende Geisteslicht des unglücklichen Lenau den ersten Kampf gegen den zu vollem Ausbruch gelangenden Wahnsinn. „In dieser Nacht hab' ich in einer schauerlichen Beleuchtung des Schicksals bis auf den Grund meines Herzens gesehen", schrieb er am Tage darauf. Diese

Worte tragischer Erkenntnis gehören zu den letzten Äußerungen seiner Vernunft.

Der Rest seines Lebens waren sechs Jahre geistiger Umnachtung. Und das Fazit? Er zog es, schon halb umdüstert, selbst: „Mein Leben ist ein Unsinn. Was hab' ich getan? Nur ein paar schöne Gedichte gemacht." Wir aber, ohne einen armen Menschen zu richten, dürfen fragen: Mußte das alles so kommen? Hätte es nicht anders sein können? — Gewiß, Lenau war ein starkbelasteter Mann. Aber es gab eine Zeit, in der er eine „präpsychotische Persönlichkeit" war. Und damals hätte es noch Hilfe für den Menschen gegeben, der sich in seinem Faust unüberbietbar treffend in eine Wesensformel gefaßt hat:

„Ich bin ein Traum mit Lust und Schuld und Schmerz
Und träume mir das Messer in das Herz."

Lenautypen, also Menschen mit einer ausgesprochenen Neigung zu schizoider Melancholie (es kann auch das manisch-depressive Auf- und Niederschwanken der Zykloiden hier mitgenannt werden), solche Typen gibt es übergenug auf der Welt. Sie haben vorwiegend ihre weiblichen, aber auch ihre männlichen Vertreter. Mag den meisten auch Lenaus Begabung fehlen, mag ihnen auch, Gott sei Dank, sein tragisches Ende nicht beschieden sein: vorhanden sind sie doch, und in irgendwelchen Schattierungen leben sie ein Lenau-Leben. Jeder von ihnen hat seine Erbbelastung, seine Neigung zur Zügellosigkeit des bald hypomanischen, bald depressiven Temperamentes, seine Schwermut . . . mancher hat seine „Zaubergeige" . . . seine Pußta (sie muß nicht in Ungarn, sondern kann sehr wohl in Phantasie-Ebenen liegen) . . . mancher hat seine Schenke . . . sein Kaffeehaus . . . seine Herzensneigungen, in denen er Zuflucht sucht, leider ohne sie zu finden. Diese Typen zeigen sich, mannigfach abgewandelt, in allen Bildungs- und Berufsschichten als jene Menschen, die sich immer nach dem sehnen, was sie nie besitzen können, und die das Beste, was Leben und Schicksal ihnen bietet, übersehen, vergeuden, wegwerfen . . . Menschen des Heimwehs ohne Heimat, der Anlehnungsbedürftigkeit ohne Halt, der schwermütigen Mollskala des Gemütslebens, der jäh und abgerissen einander überstürzenden Stimmungsdissonanzen. Noch einmal wollen wir *Alban Stolz* zum Wort kommen lassen, der sich gerettet hat aus den seelischen Gefahren, die diesen Typus bedrohen und die, wie Lenaus Beispiel zeigt, zu schweren ethischen Gefahren werden können:

„Es gibt Menschen, deren ganzes Wesen nichts ist als eine

offene Wunde — alles tut ihnen weh, entzündet sie neu und reizt zu Eiter; fast nichts tut ihnen wohl" (Witterungen der Seele: 8. Dezember 1846).

„Ach, meine Seele mag ein dunkler Wald sein, in welchem noch manches wilde Tier verborgen haust, das zu seiner Zeit noch hervorspringt und seinen Grimm ausläßt" (31. Mai 1843).

„Wenn es gewiß ist, daß der Leib von der Seele nicht bloß die vorübergehenden Affekte, sondern auch ihren ständigen Zustand in sich aufnimmt und im Gesicht gewissermaßen nachäfft oder kopiert: so muß auch umgekehrt die Seele, wenn sie sich nicht ernstlich dagegen wehrt, die Physiognomie des Leibes annehmen. Das heißt, sie muß sowohl durch vorübergehende Stimmungen der Nerven in ähnliche Stimmungen gebracht werden als auch die regelmäßige Stimmung des Leibes in der Weise in sich aufnehmen, daß es Charakter wird. Das zeigt sich schon in den Temperamenten — aber greller noch in Krankheiten" (5. September 1846). Welch tiefe Erkenntnis, die sich so nahe mit ganz modernen Forschungen über Konstitution und Temperament berührt! Aber der Mensch Alban Stolz, der wahrhaftig allen Witterungen der Seele ausgesetzt war, findet auch das befreiende und erlösende Wort:

„Auf was warte ich denn? Ich fühle so bestimmt und drückend, so dürfte es nicht bleiben, und fühle das schon jahrelang. Manchmal droht es beängstigend: ‚Raff dich auf!' Ach, ich bin schon müde auf die Welt gekommen, ein geknicktes Rohr und ein glimmender Docht nur. Und in dieses weiche Phantasieren und Gefühlsspiel fährt nordisch kalt der schneidende Vorwurf des Verstandes: ‚Was soll dieses weichliche Klagen? Noch einmal: auf was wartest du? Steh auf, jag dich selbst in die Höhe, sei das Wild und der Jäger zugleich! Gott entgegen — jetzt ist es noch Tag — Gott könnte bald auch Ekel an deinem mollusken Wesen übernehmen und dich ausspeien. Mein Herr, noch hast du mir nicht aufgekündet, ich will kommen!"

IV. Genius und Dämon

Es liegt ein gutes Stück Wahrheit in dem Satze, das richtige Bewußtsein sei das Bewußtwerden unseres Unterbewußtseins. In unserem Unterbewußtsein fluten ja zahllose Strömungen, die ihre besonderen Gefahren haben für alles, was aus dem Wachbewußtsein in sie hinuntersinkt. Das treibt in ihnen weiter, bildet nach einiger Zeit seelische Sedimente, und die Summe dieser Sedimente gestaltet unsere Wesenskultur mit. Wüßten wir immer klar, hell

und geisteswach, was in unseren Seelentiefen ruht, wir wüßten beinahe unendlich vieles und würden oft ganz anders handeln, als wir tatsächlich handeln. Wir wüßten z. B., daß in jedem Menschen ein guter Genius liegt und ein dunkler Dämon. In jedem Menschen, nicht nur in dem genial Begabten. Das Wort „Genius" hat nämlich im Zusammenhange des hier Gesagten an sich nichts zu tun mit „genial", und andrerseits bedeutet das Wort „Dämon" an sich noch nicht soviel als „teuflisch". Nein, wir verstehen hier unter Genius alles, was den Menschen nach oben drängt, was ihn über sich hinaushebt und trägt, was ihn zu dem macht, das er sollte sein. Und wir verstehen unter „Dämon" hier alles, was ihn niederzieht, oft in schier unbegreiflich tiefe, platte, banale Regionen niederzieht; was irrational in ihm liegt, das heißt, was sich nicht auf seine sonstige Wesensformel reimen läßt, was ihn zum Rebellen macht gegen sein besseres Ich, ohne daß er sich wachbewußt dieser Rebellion klar wäre; was ihn dann wiederum in Reue niederknien läßt vor den Trümmern und Scherben zerschlagener Heiligtümer, wenn er seine Rebellion erkannt hat. Genius und genial sind also in sich so wenig identisch, wie Dämon und teuflisch. Allerdings, an keinem Menschen ist das Doppelwesen Genius und Dämon, das in jeder Menschenbrust liegt, so durchsichtig hell zu erkennen als gerade am genialen Menschen. In ihm ist das Doppelwesen ganz besonders stark entwickelt, das in schwächeren Entwicklungsstufen jeder von uns Sterblichen in sich trägt, jeder. Der Geniale besitzt es nur in ganz stark ausgeprägtem Maße und es macht seine, des Genialen, moralpsychologische Beurteilung so überaus schwierig. Der geniale Mensch hat wirklich ein Doppelgesicht: er sieht, moralisch bewertet, Luzifer, dem leuchtenden Engel Gottes, so ähnlich wie Luzifer, dem Gestürzten. Man könnte meinen, der Geniale habe geradezu eine Doppelmoral: er handle anders als er denkt und spricht, er denke und spreche anders, als er handelt. Nun gibt es eine Doppelmoral für den Genialen genau so wenig, wie für den einfachsten und schlichtesten Durchschnittsmenschen. Es gibt nur eine einzige Moral für das innere Sein und den äußeren Schein, für das, was einer denkt, und das, was einer tut. Aber nur der oberflächliche Beobachter des genialen Menschen kann glauben, der wahrhaft Geniale leider nicht an seiner Doppelstruktur. Nein, in seinen besten Stunden leidet gerade der Geniale schwer und tief und stöhnt; „Der ich bin grüßt trauernd den, der ich könnte sein!" In seinen „dämonischen Stunden", ach, da vergißt er sich wieder; und sich vergessen heißt für den Genialen immer: das bessere Ich vergessen haben.

Damit ist nun keineswegs gesagt, daß der geniale Mensch nicht verantwortlich und haftbar gemacht werden könne für seine tollen Streiche, seine Fehlgriffe und Fehltritte, für den Zwiespalt zwischen seinem edlen hochklingenden Wort und seiner trivialen, vielleicht ganz trivialen gemeinen, sündhaften Tat. Aber für die Moralpsychologie handelt es sich zunächst um die Frage: Wie kommt der Genius zu seiner eigenartigen Dämonie? Wie kommt es, daß er oft wie ein Bruder Luzifers aussieht; daß von seinen Lippen Lobgesänge Gottes strömen und Blasphemien träufeln können, wie ätzendes Gift; daß seine Hände Segen über Segen spenden können und Fluch über Fluch; daß vor seinem Schritt ein Leuchten herfliegt über alle seine Wege und auf alle, die ihm auf seinem Wegen begegnen, und doch nach seiner Ferse die alte Schlange sticht, bis er lahmt und strauchelt und fällt und andere, die ihn als Führer wählten, mit sich in den Staub reißt, in dem er selbst sich ächzend windet? Wie kommt das?

Wir wollen die nicht leichte Antwort zu geben versuchen. Sie mag in folgender Erwägung liegen: Dem Genius ist eine gewisse Hemmungslosigkeit Wesensbedürfnis. Um sein zu können, was er aus innerer Notwendigkeit heraus sein muß, sehnt er sich, verlangt er nach Fessellosigkeit. Wie sollte auch ein gefesselter Genius noch beschwingt und aufflugfähig sein? Der Genius ist ein Aar, und der Aar braucht Freiheit, will er der Sonne entgegen. Aber — wiederum eines jener „Aber", die in der Moralpsychologie eine so verhängnisvolle und doch eine so unendlich wichtige Rolle zu spielen haben: kein Sterblicher erträgt die absolute Fessellosigkeit, nein, kein einziger erträgt sie. „Denn mit den Göttern soll sich nicht messen irgendein Mensch. Hebt er sich aufwärts und berührt mit dem Scheitel die Sterne, nirgends haften dann die unsicheren Sohlen und mit ihm spielen Wolken und Winde." So sagt Goethe — und der wußte, was Genius und Dämon in eines Menschen Brust bedeuten. Man braucht das Goethe-Wort nur leise umzudichten: „Denn mit der Gottheit soll sich nicht messen irgendein Mensch." In Gott allein ist reinste Klarheit ohne einen Hauch und Schatten von Dämonie. Gott kann nie abfallen von sich selbst, denn der wesenhaft Gute kann nicht abfallen von der Güte, eben weil die Güte sein Wesen ist. Aber ist der Mensch gut? Gut von Geburt aus? Gut ohne jegliche Dämonie? Nein: er, das Geschöpf, ist nur eine Möglichkeit zum Guten, während sein Schöpfer die ewige Wirklichkeit des Guten ist. Gott ist gut und ohne Wesensdämonie, weil er alle Güte, alle Gutheit in sich verwirklicht; täte er's nicht (unsinniger Gedanke!), er wäre

nicht Gott, er wäre nicht einmal. Der Mensch aber ist gut, wenn er das Gute in sich verwirklicht; tut er's nicht (trauriger, aber erfahrungsgemäß so naheliegender Gedanke!), so verfällt er dem Gegensatz des Guten, dem Dämonischen, um so mehr und in um so stärkerem Grade, je genialer seine Kräfte zur Verwirklichung des Guten, der Werte sind; und der wertunhaltige Mensch wird zum Dämon, diesem dunklen Schatten, den der Genius wirft. Dämon — das ist der Abfall des Menschen von seinem eingeborenen Genius, d. h. von dem idealen Schöpfungsgedanken, den Gott durch den freiwollenden Menschen verwirklicht sehen will. Dämon — das ist der Genius, der sich gegen das ewige Licht stellt, „das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt". Was er umarmt, ist nur mehr farbiger, aber wesenloser Schatten, und wenn es ihn noch so sehr mit dem Scheine der Wesenhaftigkeit und Werthaltigkeit, der Greifbarkeit und Festhaltbarkeit trügt und äfft.

Und jeder hat die traurige Möglichkeit, seinem Dämon, der Negation seines Genius zu verfallen. Faust und Mephisto, das ist Genius und Dämon. Sie wohnen beide in der gleichen Brust, und nur der Dichter muß das, was eins ist, spalten, um es sichtbar projizieren zu können. Nichts kann lehrreicher sein, als den Kampf zwischen Genius und Dämon, Hochgesetzlichkeit und Tiefgesetzlichkeit, Gottgesetzlichkeit und Eigengesetzlichkeit, Geistadelgesetzlichkeit und Triebhungergesetzlichkeit in seinen Phasen und mit seinen erschütternden Folgen an einem Menschen von Fleisch und Blut zu studieren. Kaum einer eignet sich so gut zu solchem Studium, als *Friedrich Hebbel*, in dem Genius und Dämon so furchtbar miteinander rangen.

Wer wollte den „Genius Hebbel" leugnen? Und wer wollte bestreiten, daß dieser Genius mit seinem Dämon zu ringen hatte?

Schon Hebbels äußerer Lebensgang läßt die unheimliche Dämonie ahnen, mit der er, der Proletariersohn und nachmalige große Dichter zu kämpfen gezwungen war. Im Jahre 1813 kam Friedrich Hebbel als blauäugiges, blondes Dithmarschenkind zur Welt. Sein Vater war Maurer, ein strenger, harter Mann. „Die Armut hatte die Stelle seiner Seele eingenommen," schreibt Hebbel in seinen Tagebüchern von ihm als Rechtfertigung seiner verdüsterten, freudlosen Gemütsart. So sah der Knabe in seiner Kindheit viel Not und kaum eine Freude. Mit zwölf Jahren wurde der hochbegabte Junge zum Maurerhandwerk bestimmt. Nach des Vaters frühem Tod jedoch kam er zum Kirchspielvogt Mohr von Wesselburen als Schreiber und Botengänger. Wiederum war er in ein hartes und karges Dasein gebannt. Nur die Bücher,

die er in der Nacht in dem Verschlage las, in dem er neben dem Kutscher Christoph Sievens schlief, waren sein geheimer Trost. Entdeckt wurde sein Genie von der Herausgeberin einer — Modezeitung, Frau Amalie Schoppe in Hamburg. Sie sorgte dafür, daß Hebbel mit 22 Jahren nach Hamburg kam. Die Näherin Elise Lensing wurde seine Geliebte und unterhielt ihn mit ihrer Hände Arbeit und einer übergroßen Güte, damit Hebbel an seiner literarischen Ausbildung arbeiten könne. Sein Genius entzündete sich an ihrer Liebe — aber auch sein Dämon: zwei Kinder gebar ihm Elise, die nie seine rechtmäßige Frau wurde. Sie konnte es wohl auch nie in glücklicher Ehe werden, denn seine Sturmseele und ihre schlichte, hingebende Frauenseele, die einem Kleineren als Hebbel vielleicht der wahrhaft gute Geist, die umschirmende Hüterin hätte sein können, diese zwei Seelen paßten nicht zusammen. Aber es ist und bleibt Dämonie, wenn zwei Menschen sich in leiblicher Hingabe verschenken, ohne daß die Seele ein dauerndes und geheiligtes „Es geschehe!" sprechen kann. Elise Lensing rang um den genialen Mann, der ihrer Kinder Vater war; der aber fühlte, daß das Weib in ihr um den Mann in ihm rang und daß sein Genius unvergleichlich höher flog als die armen Flügelchen dieser Frauenseele ihm folgen oder gar ihn tragen konnten. So rang er um sich, um die Freiheit seines Genius . . . und doch zwang ihn sein Dämon immer wieder in die Tiefe. Ihm, dem die allernotwendigsten Geldmittel fehlten, der in seiner Münchener Studienzeit zweieinhalb Jahre, einen Sommer ausgenommen, nichts Warmes zu essen hatte, der sich von so vielen höheren Genüssen durch seine Mittellosigkeit schroff abgeschieden sah, ihm nahte der Dämon seines Ich und ließ ihn in andere Frauen außer Elise Lensing immer wieder etwas hineinsehen, was schließlich doch nicht in diesen lag. Ein Münchener Mädchen, Josepha Schwarz, seine „Beppi", gehörte zu ihnen; dann die Hamburger Patriziertochter Emma Schröder; später eine andere Hamburgerin, deren Namen er nicht nennt. Was sie an seelischen Werten in sich bargen, das war nicht viel mehr, vielleicht sehr viel weniger, als was andere Frauen hätten bieten können. Aber wenn man Hebbels Dramen „Maria Magdalene", „Judith", „Genoveva" liest, dann hört man an mancher Stelle das Herzblut dieses Genius rauschen und fühlt ganz bestimmt: Hebbel gehört nicht in die Typenklasse „Eros und Sexus", sondern „Genius und Dämon". Man könnte beinahe sagen, was der Genius in seinem Lichte schaute, das verdüsterte ihm der Dämon — und was sein Dämon in den Staub zog, in die Tiefen des Allzumenschlichen, des Unter- und Unsittlichen, das hob sein

Genius wieder ins Licht und ließ dabei seine, des Dichters, und — wir können wohl nicht anders sagen — seiner Opfer blutende Herzenswunden leuchten, als seien sie verklärt. Dennoch, der Genius kann nicht heilig sprechen, was der Dämon entweihte. Und das ist die unendliche Tragik im Leben dieser Menschen, die in die Typengruppe „Genius und Dämon" gehören.

Ein Stipendium des Dänenkönigs Christian VIII. machte Hebbel den Aufenthalt in Kopenhagen, Frankreich und Italien möglich. Die Welt erschloß ihm ihre bisher nur erträumte Herrlichkeit, aber überall, namentlich in Paris, stand der Dämon neben seinem Genius und gab ihn nie ganz frei. Um so mehr litt er unter dem menschlich begreiflichen und berechtigten Drängen seiner Elise Lensing, er möge sie doch zu seiner Frau machen. Hebbel wollte, wie er ihr schrieb, „lieber den Tod als ein so enges Dasein, wo man von Tag zu Tag wie die Raupe von Blatt zu Blatt hinkriecht". Ach, sein Genius wollte fliegen, steigen, siegen — und doch ward er den Dämon nicht los, der die Tiefengesetzlichkeit will statt der an das reine Ideal gebundenen Höhengesetzlichkeit. Aus Italien kehrte Hebbel heim nach Deutschland, den Weg über Wien nehmend. Dort lernte er die Schauspielerin Christine Enghaus kennen. Sie, die glänzende Darstellerin seiner Dramenrollen, ward seine Frau — Elise Lensing versank für ihn. Aber Christine Enghaus hatte vor ihrer Ehe mit Hebbel Ähnliches erlitten wie Elise, und sie wurde nun für beide der gute Genius. Elise kam nach Wien in Hebbels Haus auf Christinens dringende Fürbitte hin . . . sie schied in Frieden von dem genial-dämonischen Mann, der sie einmal leidenschaftlich geliebt, und von der Frau, die jetzt diesen Mann besaß und doch ihre „einzige und beste Freundin" geworden war. Die Dramen „Agnes Bernauer" und „Gyges und sein Ring" beschäftigten den Dichter. Wer sie liest, der sieht, wie sein Genius sich hier offenkundig mit dem Problem der ewigen sittlichen Normen auseinandersetzt. Langsam wurde der Dämon zur Ruhe gezwungen. Die „Nibelungen"-Probleme, die Gestalten von Brunhild und Krimhild mit ihrer heimlichen Größe und Dämonie lassen noch einmal tiefe Blicke in Hebbels Innerstes tun, ebenso wie seine oft wundervolle, von Genius durchschimmerte und von Dämonie durchglühte Lyrik. Auf der Höhe seines äußerlich immer bescheidenen, innerlich aber hohen und tiefen Glückes kam der, der Genius und Dämon zur Ruhe bettet: der Tod. Am 13. Dezember 1863 erlöste er den Fünfzigjährigen von allem Ringen. Wir besitzen Hebbels Totenmaske: auf ihr liegt viel von Schmerz und Leid und viel von Frieden. Wenn auch dem, der viel ge-

9*

rungen hat, viel verziehen wird, dann wird der Gott, den er in den Stunden des Genius anrief und in den Stunden der Dämonie vergaß und lästerte — — jedoch, hier hat unser Urteil zu schweigen . . .!

Lassen wir Hebbel selber reden! Lassen wir ihn aus den mannigfaltigen Situationen von Genius und Dämon heraus sprechen!

Eines Tags in Hamburg weilte Hebbel bei Elise Lensing. Sie saßen beisammen auf dem Sopha im Gespräch. Hebbel teilte Elise alle Anschuldigungen mit, die gegen das Mädchen und dessen sittliche Qualität erhoben wurden. An ihrem Gesichte wollte er die Wirkung seiner Worte auf dieses Mädchengemüt ablesen. Und siehe, er las nur Reinheit aus ihren Zügen, die mühsam den Schmerz verbargen, unter dem die Beschuldigte litt. Er sah ihre Seele sich widerspiegeln in einer Erhabenheit des Ausdrucks, so daß es ihn vor ihr auf die Knie zwang, als sei sie eine Heilige, und er ausrief: „Bitte für mich!“ Aber im nächsten Augenblick hielten sich der Mann und das Weib in hell auflodernder Leidenschaft umschlungen, und Hebbel muß selber gestehen: „Das Feuer, welches die himmlische Venus entzündet hatte, ward von der irdischen benützt.“ — Genius und Dämon!

Weiter! Am 3. September 1840 schreibt er in den „Tagebüchern“: „Ach, wenn ich sie (Elise) so oft quälte, sie satanisch im Tiefsten verletzte — immer sprangen nur schönere Funken aus ihrer Seele hervor, daß ich mitten im leidenschaftlichen Frevel vor ihrem Lächeln, ihren Tränen oft plötzlich erstarrte, als ob ich einen Engel gegeißelt hätte, der sich nur dadurch zu retten vermag, daß er seine herrliche Natur zeigt!“ — Wiederum: Genius und Dämon!

Dabei rang dieser Mensch mit dem Dämon in seiner Brust: „Schwer, unendlich schwer ist es, das Leben zum Kunstwerk zu adeln, wenn man so heißes Blut hat wie ich.“ Und der Anklage: „Du bist ein Sünder!“ setzt er die viel schärfere entgegen: „Nein, ich bin eine Sünde!“

Hebbel war Protestant. Er war in mancher Stunde mehr als ein Skeptiker. Dennoch fand er, um Elise über den Tod seines und ihres Kindes zu trösten, Worte, wie diese: „Dein Kind lebt und ist mehr, als es war; du wirst es nicht um den Weihnachtsbaum tanzen sehen, aber dafür tanzt es vielleicht um einen Baum, auf dem jedes Licht ein Stern ist, um den Baum der Welt, und nichts fehlt, als daß du seine Freude nicht siehst. Es wird in Ewigkeit sein, und du wirst es wiederfinden, denn das Ver-

wandte sucht sich. Das ist kein Dogma einer positiven Religion, das man glauben soll, es ist ein Weltgesetz, das man wissen kann." Und wie wundervoll ist der Weihnachtsbrief, den er an Elise schreibt, die den Tod des Kindes nicht vergessen kann: „Er (der tote Knabe) selbst feiert das Weihnachtsfest nicht; denn er lebt jetzt ein Leben, das keiner Steigerung bedarf, das Ebbe und Flut nicht mehr kennt, weil Ebbe und Flut eben völlig eins sind. Aber er möchte gern, daß du es feierst wie sonst . . . er verlangt von dir ein helles Auge, ein heiteres Gesicht, und er meint, es müsse dir nicht schwer werden, seinen Wunsch zu erfüllen." — Ein Genius, der Mensch, der so reden kann!

Und der gleiche Mensch hat sich um sein Kind nicht gekümmert, solange es lebte. Am 5. November 1840 wurde der Knabe geboren, am 24. Oktober 1843 schreibt Hebbel, kurz nach Empfang der Nachricht vom Tode seines Kindes, zu Paris in seine Tagebücher: „Mein Max, mein holdes, lächelndes Engelkind mit seinen tiefen, blauen Augen, seinen süßen, blonden Locken ist tot. Da liegt seine kleine Locke vor mir, die ich schon nach Kopenhagen mitnahm und die ich seither — es stehe hier! — noch nie betrachtete; sie ist das einzige, was mir von ihm übrigblieb. O, wenn ich mir das denke, daß dieses Kind, das keiner — mich selbst, den Vater, den großen Dichter ausgenommen, es stehe auch hier! — ohne Freude und Entzücken betrachten konnte, so schön, so anmutig war es, daß dieses Kind nun verwesen und sich von Würmern fressen lassen muß, so möcht' ich selbst ein Wurm werden, um mitzuessen, um als scheusäliges Tier meinen Anteil dahinzunehmen, den ich als Mensch, als Vater verschmähte. Ich könnte diese Locke hinunterschlingen, ich könnte noch Ärgeres tun, ich könnte sie verbrennen, weil ich sie nicht verdiene! O Gott, o Gott! Du stelltest den Engel vor meine Tür, und er lächelte mich an und sagte: willst du mich? Aber ich hatte selten einen anderen Gedanken als den: wie soll ich ihn ernähren, und in meiner unmännlichen Verzagtheit war ich stumpf und dumpf gegen das Glück, das sich um mich herum bewegte, das ich nur in die Arme zu schließen brauchte, um einen Schatz für alle Zeiten zu haben. Ich hätte den Entschluß fassen sollen, das Kind mit Betteln durchzubringen und ihm den Bettelstab als Erbteil zu hinterlassen. Dann hätte ich meine Pflicht getan, dann braucht' ich mich nicht vor jedem Arbeitsmann, der mir im Schweiße seines Angesichts begegnet, zu schämen, dann könnt' ich jetzt ruhig sein und sprechen: Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen, der Name des Herrn sei gepriesen! Und wie oft war ich hart, grausam

gegen das Kind, wenn es mir in meinen finsteren Stimmungen in seiner rührenden, unschuldigen Lebenslust entgegentrat! O daß ich nie geboren wäre!" — Welch eine Dämonie des Schmerzes, der in diesen Worten liegt!

Es sind die Worte eines Menschen, der sich selber eingestehen mußte: „Wäre ich Gott und jeder Menschenpflicht so treu, wie ich der Kunst bin, dann könnt' ich jedem Richter stehen!" — Hebbel kannte seinen Genius.

Auch die Lostrennung von Elise Lensing fiel ihm schwer. Er kämpfte den harten Kampf zwischen Genius und Dämon in allen Phasen durch. Elise Lensing finden, das war leicht gewesen . . . sich an sie binden, das war dämonische Tragik . . . sich von ihr, die doch nie und nimmer die adäquate Fassung seines Drängens und Strebens werden konnte, weil sie nun einmal die Artung und Größe dazu nicht besaß, trennen, das war ein langes, wechselreiches Kämpfen. In der „Genoveva" steht eine vielsagende Stelle, die einen Blick tun läßt in die Seele des Dichters. Da erzählt Golo seiner Amme erschüttert einen Traum, der sich auf die mißhandelte Pfalzgräfin bezieht:

„O welch ein Traum! Mir war, als säh' ich sie
Mit aufgeschnittnen Adern vor mir stehn,
Bleich, totenbleich; ich hatt' ihr das getan,
Dieweil sie schlief, sie aber wußt' es nicht;
Aus allen Adern blutete ich selbst,
Denn mir, wie ihr, riß ich sie auf; sie sah
Nur meine Wunden, ihre nur sah ich,
Mitleidig trat sie auf mich zu und schloß
Die Ader, die am stärksten sprudelte,
Nur mit der Hand; ich drückte meinen Mund
Auf ihren aufgeschlitzten Puls, den Strom
Des Lebens rückwärts drängend in sein Bett.
Doch für uns beide war's zu spät. Sie sank,
Ich sank mit ihr und sah ihr ins Gesicht
Und sparte meinen letzten Atemzug,
Bis sie den letzten Atemzug getan."

Wer spricht hier eigentlich? Der Genius oder der Dämon? Ach, der Genius versucht, dichterisch sich loszusprechen und sich Absolution zu erteilen von dem, was der Dämon verursacht hat. Goethe hat Ähnliches erlebt, hat Ähnliches versucht. Orest, Tasso, der Harfner sind geniushafte Gestalten, die doch alle den Dämon unüberwunden in der Brust tragen. Nein, der Genius ist von seinem Dämon nur zu befreien durch die Bindung an

das Wertgesetz und durch nichts anderes. Gerade Goethe hat das klassisch formuliert:

„Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet."

In der „Geheimen Offenbarung" des Johannes steht ein Wort, das unvergleichlich klarer all denen helfen könnte, die Menschen mit Genius und Dämon im gleichen Innern sind. Das lautet (3, 17 f.): „Du sagst: Ich bin reich, habe Überfluß und brauche nichts, und du weißt nicht, daß du elend, erbärmlich, arm, blind und bloß bist. Ich rate dir, Gold von mir zu kaufen, das im Feuer geläutert ist, damit du reich werdest; ferner weiße Kleider zum Anziehen, damit deine schändliche Blöße nicht sichtbar werde; endlich Salbe, um deine Augen zu salben, damit du sehend werdest." Ein tiefes Gotteswort! Denn der Dämon macht das sinnenhafte Geniusauge schönheitstrunken, bis es in selbstherrlicher, eigengesetzlicher, gottvergessener Art nach Lust verlangt und giert und sich an dem vergreift, was unberührbar bleiben muß, da es nicht Frucht ist, die jeder pflücken darf, bloß weil sie ihm gefällt.

Hebbel hatte von Jugend an dieses trunkene Auge, das zuerst wie voll Wein ist und am Ende doch voll Tränen wird und noch überdies andere von Tränen überströmend macht. Man braucht nur folgendes Gedicht zu lesen, das sich auf eine junge Kommunikantin bezieht:

„Zum ersten Male ist sie heut' gegangen
als junge Christin zum Altar des Herrn.
Die dunklen Worte, die vorher erklangen,
sie hielten ihr die ganze Erde fern;
ein Todesschauer bleichte ihre Wangen,
und fast verglimmte ihres Auges Stern,
Denn, wer nicht würdig ißt und trinkt, so spricht
Gott selbst, der ißt und trinkt sich das Gericht.

Und dennoch hat sie heut' sich mir ergeben,
wo jegliche Empfindung ihr's verbot;
sie wagte einmal ihren Blick zu heben,
da sah sie mich und wurde wieder rot;
nun nahte sie sich dem Altar mit Beben
und nahm nur noch mit Angst das heil'ge Brot,
und als sie auch verschüttete den Wein,
da jauchzte ich: sie ist auf ewig mein!"

Dämonie, die den Genius berauscht, liegt in diesen Zeilen versteckt . . . Dämonie, die den eigenen und den fremden Genius

aus seiner gottgewollten Sternenbahn reißen kann; und wehe dem Genius, der sich seine eigene Planetenbahn auszuzirkeln wagt: er wird nicht die ewige Welt der Werte stürzen in ihrem unstürzbaren Eigenbestand . . . aber er wird in Gefahr kommen, zu zerschellen, zu verlodern an seinen eigenen inneren Bränden von Dämonie. Er reißt alles an sich und reißt — nieder, nicht empor!

Es ist der Mühe wert, dem obenstehenden Gedicht Hebbels ein anderes an die Seite zu stellen. „Auf ein errötendes junges Mädchen, das ich im Louvre sah", so schreibt er am 30. Jan. 1844:

„Ich ließ mein Auge auf dem deinen ruhn,
da ward zur Purpurflamme dein Gesicht;
du warst ein Kind, ein Mädchen bist du nun,
so weigre auch die Mädchenfrucht mir nicht!

Dein Mund ist reif jetzt für den ersten Kuß,
er gleicht der Herzenskirsche, die zersprang
vor aller Feuersäfte letztem Schuß
und nun verspritzt, was sie so heiß durchdrang.

Ich hab ein Recht auf ihn. Ich hab in dir
die Glut, die ihn gezeitigt hat, geweckt,
drum raub ich ihn mit kecker Lippe mir
wie Vögel Beeren, die kein Laub mehr deckt.

Vielleicht vollendet dieser Kuß mein Glück,
du wirst durch ihn dir deiner ganz bewußt,
und wie du Mädchen wardst vor meinem Blick,
so wirst du auch noch Weib an meiner Brust!"

„Ich hab ein Recht auf ihn (den Kuß). Ich hab in dir die Glut, die ihn gezeitigt hat, geweckt." Das ist der Dämon, der so spricht; der glauben kann, was noch jeder vom Dämon trunken gewordene Genius glaubte: er habe ein Recht, die Welt als seinen Garten anzusehen und jede lockende Frucht darin zu pflücken. Der gleiche Dämon spricht aus einer Tagebuchstelle vom 21. Februar 1845, wenn Hebbel schreibt: „Schüttle alles ab, was dich in deiner Entwicklung hemmt, und wenn's auch ein Mensch wäre, der dich liebt, denn was dich vernichtet, kann keinen andern fördern." Zwar hat der Dämon in gewissem Sinne recht mit seiner Begründung; in der Tat: was einen Menschen vernichtet, was die Axt an die guten Grundwurzeln seines Wesens legt, das kann wirklich keinen andern fördern. Jedoch, darin liegt eben das Tragische solcher Naturen, daß sie immer

oder wenigstens so oft, so unverzeihlich oft das erste Wort nicht dem hellen, lichten Genius ihres Wesens lassen, sondern seinem Widerspiel, dem dunklen, verdunkelnden Dämon; und wo der Dämon das erste Wort hat, da wird er auch das letzte behalten, sei's auch nur zur ohnmächtigen Rechtfertigung einer Tat, die nie wieder gutzumachen ist, zur Beseitigung eines Schrittes, der nur durch einen zermalmenden Tritt in seiner fatalen Auswirkung wieder aufzuheben, und zwar regelmäßig nur einseitig aufzuheben ist.

Aber wir wollen das Bild von Hebbels Wesensstruktur nicht nach seiner dämonischen Seite hin verzeichnen. Sein Genius ließ ihn das ergreifend tiefe Gedicht mit der Überschrift „Höchstes Gebot" formen:

„Hab' Achtung vor dem Menschenbild
Und denke, daß, wie auch verborgen,
Darin für irgendeinen Morgen
Der Keim zu allem Höchsten schwillt!

Hab' Achtung vor dem Menschenbild
Und denke, daß, wie tief er stecke,
Ein Hauch des Lebens, der ihn wecke,
Vielleicht aus deiner Seele quillt!

Hab' Achtung vor dem Menschenbild!
Die Ewigkeit hat eine Stunde,
Wo jegliches dir eine Wunde
Und, wenn nicht die, ein Sehnen stillt!"

Wenn doch der Genius in dem Menschen, der diese zwölf Zeilen dichten konnte, wenn er doch immer das erste Wort gehabt hätte! Eines der reifsten Worte Hebbels lautet: „Ich kam nur durch Resignation zum Frieden, ich lernte meinen Sarg nach und nach als mein Bett betrachten." Wäre das doch eine Früherkenntnis, eine Frühlingsblüte seines Genius gewesen, statt einer Späterkenntnis und goldenen Herbstfrucht! „Ich bin immer so, wie die meisten Menschen im Fieber sind," sagt er ein andermal. Welch klare Selbstzeichnung, die die ganze Typengruppe „Genius und Dämon" scharf mitporträtiert! Der Genius im Menschen hungert und dürstet immer und wird nie satt — unselig der, dem der Dämon Früchte und Tränke anbietet, daß er seine Fieberglut damit lösche.

Man darf, um das noch einmal zu erwähnen, Genius nicht a priori gleichsetzen mit Genialität und Dämon oder Dämonie

nicht mit Teufelei, wenn man die Typengruppe „Genius und Dämon" beurteilt. Im Gegenteil: die Genies sind nicht eben zahlreich in der Welt vertreten, und wirklich „verteufelte" Menschen, deren Herz gar keiner guten Regung und Richtung mehr fähig wäre, sind nicht alltägliche Erscheinungen. Aber auch der Nichtgeniale, der Durchschnittsmensch lebt oft in der Polarität von Genius und Dämon, in jenem dämmernden Zwielicht der Seele, in dem es nie ganz Nacht, aber auch nie recht Tag werden will . . . in jener lauwarmen Temperatur, in der oft nur ein Anstoß (eine „occasio proxima" der Moral) genügt, um alle vorhandenen Splitter und Splitterchen des Bösen, des Wertnegativen zu einem dämonisch funkelnden Kristall seines Wesens zusammenschießen zu lassen — und in der es ebenso oft nur eines warmen Hauches von Menschengüte oder Gottesgnade bedarf, um den dämonischen Wesenskristall zum Schmelzen zu bringen, so daß er nachher aussieht wie ein schwerer Tropfen Herzblut oder eine große, salzige, bittere Träne. Ganz konkret gesprochen: manchem wird sein Talent zum Genius und zum Dämon, je nachdem er es wendet und anwendet; mancher erlebt an der ihm angetrauten Frau und den Kindern, die sie ihm gebar, den guten Genius seines Ich und (wie oft geschieht es doch leider im Leben!) fühlt sich in einer dunklen Stunde von den dämonischen, irrationalen, unberechenbar losbrechenden Gewalten seines Ich an die Wand der Verzweiflung geschleudert, weil er, ihrer lockenden Außenseite vertrauend, seine Leidenschaft für das Tor zum Paradiese eines fremden Frauenherzens, einer sündigen Frauenliebe hielt. Hat Hebbel nicht viele Doppelgänger auf dieser Welt der Kämpfe zwischen Genius und Dämon, hat Elise Lensing nicht Doppelgängerinnen unter jenen Mädchen- und Frauenseelen, die im Manne einen Genius zu sehen wähnen und am Ende doch vom Dämon dieses Genius betrogen werden? Wie viele Kinder — unglückliche Kinder! — sind die Frucht von Genius und Dämon und tragen deren Erbe ihr Leben lang in ihren eigenen Hemmungslosigkeiten weiter? Es gibt nur eine Hilfe für die Menschen, die halb Genius und halb Dämon oder bald Genius und bald Dämon sind: die strenge sittliche Bindung, die den Dämon fesselt, um den Genius frei zu machen.

V. Eros und Sexus

Die Urbegabung des Genius ist keineswegs die erotische und noch weniger die sexuelle Kraft. Lenau und Hebbel kamen mit der Erotik oft genug in innigste Berührung, aber der eine

läßt sich so wenig in den erotischen Rahmen einspannen wie der andere. Wer einen von ihnen, um deutlich genug zu reden, nur mit der Länge eines Bettes messen wollte, das zum Liebeslager ward, der hätte ihn wirklich auf ein Prokrustesbett gespannt, nur daß hier das Bett entgegen dem der Prokrustessage zu kurz anstatt zu lang wäre. Die Hemmungslosigkeit des Temperamentes voll Melancholie, die Ungebundenheit des genialen Geistes voll Dämonie und nicht die Erotik waren die Probleme, für die Lenau und Hebbel uns als typische Beispiele dienten. An ihrer tiefsten Wesensstruktur gemessen, war die Erotik weder in Lenaus noch in Hebbels Leben das formelhaft Erklärende. Die Wesensformel Lenaus heißt melancholische, die Wesensformel Hebbels heißt dämonische Hemmungslosigkeit. Sie rang in Hebbel mit dem Genius oder vielmehr sein Genius rang mit ihr, während Lenau, zu solch titanischem Ringen zu ohnmächtig (zu schizoid) im Irrsinn versank.

Aber wir reden nicht von Literatur und literarischen Größen, sondern von den Tiefen der Seele und von moralpsychologischen Forschungen und Führungen. Die „Literaten" sind uns für unsere Zwecke so viel wert, als sie Menschen waren oder sind. Allerdings nur die Größten, am tiefsten Erforschten sind hier gut genug zu Beispiel, Belehrung und Warnung. Man kann an ihnen, deren Wesensstruktur durch sie selbst, durch ihre von Herzblut durchtränkten Werke bloßgelegt ist, am besten beobachten, wie die „kleineren" Vertreter der verschiedenen Typengruppen beschaffen und wie sie zu behandeln sind.

Unter den kleineren Vertretern der Gruppe „Hemmungsmenschen" gibt es nun solche, deren (ziemlich abgeschwächte) Dämonie sich in Erotik und Sexualität, deren (ziemlich flügelschwacher) Genius sich in der Sehnsucht nach dem Ideal reinen, sich in heiliger Liebe hingebenden Frauentums auswirkt. Bevor wir uns über sie näher aussprechen, bedürfen jedoch die Begriffe „Eros" und „Sexus" einer Erklärung.

„Eros", sagt *Martin Rockenbach* in einem seiner Orplidhefte, „Eros ist göttlicher Drang zur schöpferischen Vereinigung. Im Ich wird ein wertvolles Du erkannt, das Ich drängt zum Du, um sich mit ihm zu vereinigen." Vielleicht könnte man schlechthin und ohne das Beiwort „göttlich" sagen: Eros ist Drang zur schöpferischen Vereinigung von Ich und Du. An sich muß dieser Drang noch gar nicht mit Sexualität, also mit geschlechtlicher Liebe und geschlechtlichem Verlangen, verknüpft sein. Überall, wo an einem als wertvoll erkannten Du ein Ich entflammt wird und wo am entflammten Ich auch das angestrahlte Du sich ent-

zündet zu reiner Glut, überall, wo dann Flamme in Flamme hinüberschlagen möchte zu einem einzigen erhellenden, erwärmenden, lebenzeugenden Sonnenfeuer zweier Seelen, da ist Eros tätig. Und Eros kann etwas Heiliges, der Gottesliebe, die immer schöpferisch wirkt, Verwandtes sein. Eros soll etwas Heiliges, Gottverwandtes sein. Aber dann muß er aus dem Reiche der rein natürlichen, wenn auch noch so edel gefaßten Kräfte in das Reich der Übernatur emporsteigen und ehrfurchtsvolle Liebe eines werthaltigen Menschen zum wertvollen oder wenigstens wertverlangenden Mitmenschen werden . . . ehrfurchtsvolle Liebe, die geistig zeugend, Leben wecken will. Der Meister und der Jünger, der Lehrer und der Schüler, der Freund und der Freund, der Seelsorger und sein Schützling diene dieser heiligen, ehrfurchtsvollen Liebe. Die Urchristenheit hat das Wort „Eros" nicht gebraucht. Sie besaß das Wort charitas, Agape. Es bezeichnet die heilige Glut, die von der Seele zu Gott, von der Seele zur Seele des Mitmenschen, des „Bruders", der „Schwester" hinüberbrannte — eine Glut, die jedes Mitschwingen von Sinnlichkeit rundweg ausschloß.

Denn das ist das Verhängnisvolle am bloß natürlichen Eros, daß er sich so leicht und zuerst an der sinnenfälligen Schönheit entzündet. Dann wird über der Sinnenschönheit der Seelenadel des Geliebten oder der Geliebten vergessen, wenn nicht ganz starke Wächter vor Leib und Seele stehen. Dann wird Eros heidnisch, gottvergessen, eigengesetzlich und entartet zur rein vitalen Liebe, die ein Verrat an der personalen Liebe ist. Die personale Liebe umfaßt die Totalität von Leib und Seele, die bloß vitale Liebe dagegen sucht den Leib allein und was er an Erregungen und Reizen und Empfindungen zu bieten vermag, die das physiologische Lebensgefühl steigern oder ihm eine solche Steigerung für Zeitspannen vortäuschen. Eros ist deswegen, weil er Leib und Seele umfaßt, noch nicht legitime und noch weniger heilige Liebe zu nennen; aber er kann beides werden, wenn er sich zeugend innerhalb der gottgewollten, d. h. die Hierarchie der Werte bejahenden Gesetzlichkeit hält. Sexus dagegen bleibt immer profan, weihelos, würdelos und sucht die Pyramide der Werte umzukehren, indem er die Lust der Güter höchstes nennt. Sexus ist bloßer Trieb und tierischer Drang . . . Eros ist Sehnsucht und schöpferischer Drang . . . charitas, Agape ist gottgeordnete, gottgeweihte Erfüllung. So gibt es denn eigentlich innerhalb des hier berührten Problemkomplexes drei Typen: Sexualmenschen, Erotiker und heilig Liebende. Und da der Mensch, wenn er einmal nach abwärts steigt, tierischer als jedes Tier

zu sein vermag, kämen zu diesen drei Typen als vierter noch hinzu die Perversen. Im Zusammenhang dieses Kapitels, das von den Hemmungsmenschen und den Hemmungslosen handelt und die pathologischen Perversitäten absichtlich nur streifen wird, haben wir die Typengruppe „Eros und Sexus" zunächst zu besprechen.

Das Eigentümliche an deren Vertretern ist, daß sie fast durchwegs schizothyme Menschen sind — Menschen, deren Herz zwischen „himmlischer" und „irdischer", genauer gesagt zwischen reiner und erdenhafter, sehr erdenhafter Liebe hin und her gerissen wird in wilden Stürmen. Sie suchen immer nach dem reinen Mädchen bzw. der reinen Frau und landen immer wieder in den Armen derer, die das Gegenteil davon ist. Wohlverstanden, wir reden von dem Typus „Eros und Sexus", und dabei ist das „und" stark zu betonen. Der Eros, so sagten wir schon einmal, muß nicht notwendigerweise in Sexus umschlagen; erfahrungsgemäß schlägt er freilich allzu oft dahin um. Wie oft? Die Antwort auf diese Frage kann man am treffendsten mit dem Motto geben, das *Coloma* seinem Roman „Boy" vorangesetzt hat und das lautet: „Im Leben des Mannes haben nur rechtmäßig zwei Frauen Raum: seine Mutter und die Mutter seiner Kinder. Was über diese doppelte, reine und heilige Liebe hinausgeht, ist gefährliche Abschweifung oder schuldbare Verirrung." Daß es zwischen Männern und Frauen in der Geschichte, vor allem in der Geschichte edler, gereifter, geläuterter und heiliger Menschen reine und untadelige Beziehungen gegeben hat, das ist eine erweisbare Tatsache. Wir sind weit davon entfernt, dem Pansexualismus das Wort zu reden, der daran nicht glauben will. Aber ein Erotiker, der nur Erotiker ist, der nur „Entflammter" ist, kommt dem Weibe gegenüber doch allzu leicht in die Gefahr, zum Sexualisten zu werden. Und Coloma hat tatsächlich recht, wenn er von „gefährlicher Abschweifung" redet. Aus der anfänglich „idealen" Beziehung, der „freundschaftlichen" oder „kameradschaftlichen Verbindung" wird so leicht das „Verhältnis". So leicht . . . wenn nicht die heilige Bindung eines Mannes an die eine Frau seiner Liebe, wie sie rechtmäßig nur in der monogamen Dauerehe gegeben ist, die Gefahren bannt, die das Problem „Eros und Sexus" im Schoße birgt.

Es gibt nicht leicht ein Menschenleben, das deutlichere Illustrationen zu diesem Thema zu geben vermag, als das des Dichters *Clemens Brentano*. Denn im Leben dieses Mannes haben die verschiedensten Frauen eine Rolle gespielt. Maximiliane Brentano, seine Mutter, eine geborene La Roche, der Goethe

sehr nahe stand . . . seine ebenfalls durch Goethe berühmt gewordene Schwester Bettina und seine andere Schwester Sophie . . . dann eine geschiedene Frau, Sophie Mereau, die seine eigene Frau wurde . . . dann eine Entführte, von ihm selbst Entführte, nämlich Auguste Bußmann, die er nach dem Tode jener Sophie Mereau heiratete . . . sodann eine edle, vornehme Frauenseele, Luise Hensel, die Dichterin des Abendgebetes „Müde bin ich, geh zur Ruh" . . . endlich eine Heilige, die bekannte Katharina Emmerich . . . und, als Gegenspiel zu diesen Frauenseelen, die verhängnisvoll oder segensvoll in Brentanos Leben eingegriffen, der ganze Reigen, sagen wir von „Blumenmädchen", die ihn, den so zwiespältig Gearteten, bis zu seiner reiferen Lebenszeit immer wieder in die Tiefe des Eros zogen; denn sie waren zum guten Teil alles andere eher als Rosenknospen oder Lilienblüten. Man könnte geradezu einen Roman voll tiefer Moralpsychologie schreiben, etwa mit dem Titel „Clemens Brentano und die Frauen". Es wäre ein sehr lehrreicher Roman. Aber in diesem Buch ist kein Raum für rein romanhafte Partien. Dafür sollen aus dem Leben und Gefühlsleben Brentanos einige bedeutsame Dokumente hier angeführt sein, die das Thema „Eros und Sexus", oder auch „reinheitsuchende und lusthungrige Liebe" besser als viele Worte erläutern werden.

Der Knabe Clemens Brentano hatte die Mutter sehr lieb — so sehr, daß man beinahe von einem Bindungstypus sprechen kann; denn das Bild der Mutter suchte er später in jeder der („besseren") Frauen, die sein Leben kreuzten, ohne es ganz verwirklicht zu finden. In einem Rückblick auf seine Jugend hat er die Mutter geschildert, wie sie (bezeichnenderweise zwischen Wachen und Traum, wo alles leicht ins Visionäre übergeht!) vor ihm stand:

„In unsre Kammer leise kam's gegangen,
Von Bette schlich's zu Bette, gab uns Küsse
Und segnet' uns auf Stirne und auf Wangen.
Ich war der letzte. Heiße Tränengüsse
Fühlt' ich aus Mutteraugen auf mich fließen.
Ich wußte nicht, warum sie weinen müsse,
Ich traute nicht, den Arm um sie zu schließen.
Und als sie aus der Kammer war geschieden,
Da mußten meine Augen Tränen gießen,
Da fühlte ich zuerst den Schmerz hienieden!
Ich betete: ‚Maria, sei gegrüßet,
So viele Tränen sie geweint!' und schlief in Frieden."

Es ließe sich aus dem Gefühlsleben des Knaben ein gutes Stück seines späteren Liebeslebens vorahnen. Ein gutes Stück —

nicht das Ganze. Denn der Jüngling und junge Mann ist gründlich von seinem Mutterideal abgewichen. Ihm kamen wirklich zu viele Frauen in den Weg und nicht immer die besten, oft nicht einmal gute. „Wenn ich mein Leben prüfe," so sagt er selbst, „finde ich, wo nicht den Keim, doch das An- und Ausbrüten aller bösen Leidenschaft in der langen, weichlichen Wartung von Frauenhänden." Das ist wohl nicht ganz richtig, denn Brentano war, als Temperament betrachtet, ein Feuerbrand. Aber er ließ diesen Feuerbrand nur allzu gerne von Frauenhänden mit Öl begießen. Und er war ein hemmungsloser Mensch, der in seinem Jugendwerk, dem Roman „Godwi", sich und seine Freunde als Menschen schilderte voll trunkener Erotik mit dem Willen, „sich nicht vergewaltigen zu lassen von Moral, Religion und Gesetz, sondern sich auszuleben und auszukosten in allen Beziehungen und Situationen!" Wenn ein Erotiker oder Sexualist so spricht, dann kann man mit Sicherheit auf kommendes Unheil schließen.

Es kam denn auch. In Jena lernte der von allen angeschwärmte, zuchtlose Feuerkopf, der schon manche Liebelei und Schlimmeres als Liebeleien hinter sich hatte, kaum 21 Jahre alt, die Frau des Professors Mereau kennen, und 1803 führte er Sophie Mereau, die von ihrem Gatten Geschiedene, als seine eigene Frau heim. Sie war geistig gewiß nicht unbedeutend, aber ohne Frage zugleich auch hysterisch. Brentano sah mehr in sie hinein, als in ihr lag und erfüllte seine eigenen Worte: „Ich bin von Jugend auf und immer zu stürmisch in allem. Jedes Glas Wasser, welches ich einschenke, mache ich zu voll, daß es überläuft." Zuerst freilich schien der Becher seines Liebesglückes überzuschäumen von Wonne. Im Sommer 1803 schreibt Brentano: „Ihre (Sophiens) Liebreize, ihr Lebensmut, ihre Herzensgüte sind so unzählig, daß sie ewig abblühen wird, nie abgeblüht sein. So werde ich denn alle natürlichen Dinge bald haben, die auch Goethe begehrt hat; und wie will ich dichten!" Schon im Herbst des nämlichen Jahres aber heißt es in einem Briefe an seinen Freund Achim von Arnim: „Du mußt nicht glauben, lieber Achim, als sei ich unglücklich oder verändert durch meine Verbindung mit Sophien, nein, ich fühle mein Dasein durch sie verschönt, aber beflügelt sehe ich es nicht." Man sieht, der Wonnebecher strömt schon nicht mehr über von Wein, sondern von Wasser. Und ein Jahr später klagt Brentano: „Ein Jahr ist es nun, lieber Arnim, daß ich keine Zeile gedichtet, ohne Umgang, ohne Liebe. In stillen häuslichen Leiden fühle ich meine Kraft erlahmen, und nun das mir, mir, der alles so zerreißend empfindet!" Und wie ein aus Wahn und

Traum Erwachter stöhnt er auf: „Glaubst du wohl, Arnim, daß es schmerzt, mit einem kalten Wesen täglich zusammen zu sein, das die Häuslichkeit verachtet, ohne zu einem andern Dasein Talent zu haben? Man kann nur mit zweierlei Weibern leben, entweder mit der frommen, häuslichen, begrenzten Frau, oder mit der beflügelten, gedankenerweckenden, phantastischen, und beide müssen unergründlich sein." Das ist wieder ein echtes Brentano-Wort: „Fromm, häuslich begrenzt" auf der einen Seite der von ihm gewünschten Fraueneigenschaften, „beflügelt, gedankenerweckend, phantastisch (!)" auf der anderen Seite. Auf beiden Seiten aber —: „Unergründlichkeit!" Nein, die goldene Mitte, in der holdes Bescheiden liegt, die kannte Clemens Brentano nicht. Wie sollte auch der Mann sie gekannt haben, der die eheliche Lebensgemeinschaft nicht als das ansah, was sie allen Vernünftigen a priori ist oder a posteriori wird: als eine Schule, in der zwei Menschen sich zu sittlicher Reife erziehen müssen, um den Eros in die Agape, die ideale Leibes-, Güter- und Seelengemeinschaft zu erheben! Lebensschule? Nein, das gab es für den Brentano jener Lebensepoche nicht. Seine Ehe war mehr ein Theater, nicht grotesk wie die berühmten Strindberg-Ehen, aber tragisch und tragikomisch genug. „Stirb, stirb in mir, so rief ich ihr im Anfang zu," sagt er von seiner Frau und fährt fort: „aber die Götter verwandelten sie in eine kalte, nordische Insel, ein traurig Feld, um das mein begehrend Herz sich bewegte. Alles wendete ich auf, rastlos hoffend, alle meine wunderbaren südlichen Feenschlösser riß ich ein und spülte die glänzenden Kristalltrümmer hin auf den Sand; ich warf die reichbeladenen Schiffe auf die Bank hin, und was mein Schoß verbarg, alles, alles gab ich hin. Arnim, öde ist das Feld, mutlos, trüb und liebt mich nicht. Sie fühlt das, so wie ich; wir haben ruhig darüber gesprochen, alles weiß sie, meine Erfindung an ihr ist nicht erschöpft, aber so nutzlos, daß sie sich dieselbe selbst verbittet. Wir hassen uns nicht, aber wir töten uns durch unsere fruchtlose Bemühung, Mann und Weib zu sein. Sie haßt den Ehestand, ich liebe keinen solchen Haß. Wir haben viel zusammen gelitten, ich kann von allem Rechenschaft ablegen vor Gott. Scheiden wollen wir uns nicht; aber trennen wollen wir uns, um uns zu nützen. Alles kann ich hier nicht aussprechen, aber du wirst es verstehen."

Jawohl — alles kann man hier nicht aussprechen, um das Problem „Eros und Sexus" zu erschöpfen. Es braucht auch gar nicht erschöpft zu werden. Es läßt sich in ein anderes Problem wandeln: in das des hemmungslosen Menschen, der glaubt, Eros

stille seinen Durst. Nein, Eros stillt nicht! Eros macht immer durstiger! Charitas, Agape stillen . . . und auch sie stillen nur, wo ein liebender Mensch den heilig und ehrfurchtsvoll, keusch und ohne Phantastik geliebten Menschen liebt in Gott und in Gottgebundenheit seiner Liebe, die allein die wahre innere Freiheit von dem bloß Erotischen und Sexuellen gewährleistet.

Eros stillt nicht den Durst des Dürstenden. Das hat Brentano selber bewiesen, als Sophie Mereau 1806 starb. Man sollte glauben, er habe genug gelernt in dieser Ehe. Aber Eros hat eine unsichtbare Peitsche, mit der er seine Opfer von Hunger zu Hunger und von Durst zu Durst jagt. Zunächst verklärte der Dichter das Bild seiner toten Frau. Er sah sie im Traum „schier alle zwei oder drei Nächte sehr liebevoll und schön und heilig, ach so wie in der ersten Liebe". Und — im Jahre 1807 vermählte er sich trotz all dieser Visionen mit Auguste Bußmann, einer Nichte des Frankfurter Bankiers Bethmann, einer Verwandten von Frau Cosima Wagner. Es ist eine beinahe komische Szene, wie dieses exzentrische Geschöpf fast unter den Augen des anwesenden Napoleon Bonaparte als Siebzehnjährige den vergötterten Brentano einzufangen weiß, bis er sie (scheinbar) entführt (denn eigentlich hat sie ihn an das Erosseil genommen) und heiratet. Ganz tragikomisch wirkt es, wenn Brentano in dieser zweiten Unglücksehe an Arnim schreibt: „Nun bin ich verheurathet; die ganze Familie Bethmann dringt in mich, einen Stand zu ergreifen; sie will mich recommandieren; aber ich kann nicht, und ich will nicht. Das wäre noch die letzte Höhe! So halte ich es doch in meiner Bibliothek aus und denke an Sophie (!) und dich und weine (!), liebe (!) und lese. Auguste hat mich mit ihrem Wesen mehrmals zur Verzweiflung gebracht. Zweimal hat sie mich geschlagen und mich endlich dahin gebracht, daß ich sie auch einmal gewalkt. Das wirkte auf einige Tage wunderbar; sie ward wie ein Engel, dann hat sie mir den Trauring liebreich abgeschwätzt und dann zum Fenster hinausgeschmissen." Welch eine Komödie! Nach einjähriger Ehe machte ihr Brentano ein Ende, indem er buchstäblich davonlief. Die Ehe wurde geschieden. Auguste Bußmann verheiratete sich zum zweitenmal — im Jahre 1832 hat sie sich im Main ertränkt. Brentano aber litt schwer unter diesem tragischen Ende, und zwar sein ganzes Leben lang.

Ende des Jahres 1809 zog Brentano nach Berlin, und die nächsten sieben Jahre waren seinen dichterischen Arbeiten, namentlich den „Romanzen vom Rosenkranz" und den Märchen gewidmet. Er nennt sich einen „vagabundierenden Teufels-

komödianten", und in der Tat, er war wirklich ein Mensch voll innerer Unrast. Und doch trug er neben der halb dämonischen auch eine wahre Kinderseele in der Brust. Das ist ja das oft so furchtbar entstellende Stigma der Schizoiden (und die Menschen, die zwischen reiner und dunkler Liebe umhergeschleudert werden, gehören zu ihnen), daß ihre Kinderseele so tief verborgen schlummert. In der Geschichte „Vom braven Kasperl und dem schönen Annerl" steht das lichte, feine Lied:

„Die Gnade sprach von Liebe,
Die Ehre aber wacht
Und wünscht voll Lieb' der Gnade
In Ehren gute Nacht.

Die Gnade nimmt den Schleier,
Wenn Liebe Rosen gibt,
Die Ehre grüßt den Freier,
Weil sie die Gnade liebt."

Das konnte doch wahrhaftig nur ein Mensch dichten, in dem mehr, sehr viel mehr als Erotik war. Und doch ist dieser gleiche Mensch auch von Dirnenliebe berührt worden, vom Sexus der niedrigsten Art. In seinem Roman „Godwi" schreibt Brentano einmal: „Ich ärgerte mich darüber, daß Jenny eine so liebenswürdige Dirne war, weil ich glaubte, das Laster müsse häßlich sein; ich gab mir alle Mühe, sie häßlich zu machen, aber das Mädchen ward, der Tugend zum Trotz, immer artiger. Ich glaubte nun, wenn sie tugendhaft würde, würde sie ein Engel sein, weil ihre Schönheit größer sei als ihr Laster: das Mädchen bot mir Hände und Füße zur Tugend, und ich bekehrte sie so gründlich, daß sie sich Haare und Schleppen abschnitt, damit ihre Tugend wachsen solle; aber sie ward bald so langweilig und häßlich, daß ich ihr riet, die Bußtränen in Reuetränen über die verlorene Sünde zu verwandeln, und ich brachte sie mit Mühe so weit, daß ihre Haare wieder wuchsen und ihre Röcke wieder schleppten." So war Brentano: Eros und Sexus brachten seine leidenschaftliche Feuerseele zu Fall, und sobald diese Seele im Staube lag, da begann der Kinderseelenanteil in ihr zu weinen und sich nach dem Reinheitsideal zu sehnen. In dem Gedicht „Rückblick in die Jahre der Kindheit", das er im Jahre 1810 dichtete, heißt es:

„Ruft man mich Clemens, sprech' ich still: ‚O pia!
In meiner letzten Stund' dich mein erbarme!
O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria,
Empfange meine Seel' in deine Arme!" —

Im Jahre 1816 lernte der Dichter im Stägemannschen Hause zu Berlin die junge Luise Hensel kennen, die damals noch Protestantin war und später zur katholischen Kirche heimkehrte. Sie wurde seine letzte irdische Liebe, freilich ohne ihm Gegenliebe zu gewähren. Die Achtzehnjährige hat die Werbung des Vierzigjährigen um ihre Hand zurückgewiesen. Die Gründe, die sie bewogen, sind nicht genug aufgeklärt. Aber das eine ist sicher: diese reine Mädchenseele hat den Eros in der Seele Brentanos zum erstenmal läutern helfen zu einer heiligen, verklärten und schließlich entsagenden Liebe. Ihr schenkte er sein Gedicht: „Ich bin durch die Wüste gegangen", in dem die Bekenntnis- und Hoffnungsworte stehen:

„Die Wüste, das waren die Wehen,
In denen mein Leben gekreist.
All, was ich verloren, begraben,
All, was ich, allein um zu haben,
In der heißen Wüste gesucht,
Das soll mich im Geiste nun laben
In unverbotener Frucht."

„In unverbotener Frucht" — in diesen drei Worten läge die Lösung, die einzig mögliche Lösung des ganzen Problemkomplexes „Eros und Sexus". Denn es ist nun einmal so und die bittere Erfahrung derer, die „erfahren" sind auf diesem Gebiete, beweist es: die verbotenen Früchte locken mit unheimlicher Süßigkeit, und doch liegt immer Gift in ihnen verborgen — oft genug das Gift der Venus, in buchstäblichstem Sinne des Wortes Gift. Wie sagt *Strindberg* in seinem Drama „Damaskus": „Ich suchte in der Frau den Engel, der mir seine Flügel leihen sollte, und ich fiel in die Arme eines Erdgeistes, der mich unter den Betten, die er mit den Federn der Flügel gestopft hatte, erstickte." So spricht allerdings ein Strindberg, dieser halb geniale, halb schizophrene Mensch. Aber — es muß das einmal ganz offen und frei ausgesprochen werden — wer unter Betten erstickt, der ist selber schuld daran, denn er trägt nur das Ehebettideal und nicht ein maßvoll, besonnen, vernünftig erdachtes und mit heiliger, sakramental heiliger Liebe geliebtes Ideal in der Seele: das Ideal der Ehe, die ein Gottesgarten ist, in dem Mann und Frau sich zueinander neigen, sich ineinander verzweigen, um der Ehe edle Frucht, das Kind, nein: die Kinder zu erzeugen. Noch einmal wollen wir auf Brentano hindeuten und seiner Weisheit letzten Schluß:

„Nur ein Schild blieb unbewußt
Mir noch aus der Unschuld Tagen:
Heil'ge Kunst, auf Stirn und Brust
Ein katholisch Kreuz zu schlagen."

Wie wäre wohl alles gekommen und geworden, hätte dieses „katholische Kreuz" am Anfang und nicht am Ende seines Liebeslebens gestanden? Denn Clemens Brentano war auch einer großen und heiligen Liebe fähig, wie das schöne Wort beweist, das er an Apollonia Diepenbrock schrieb: „Wir sollen nicht allein selig werden wollen; um selig werden zu können, müssen wir so lieben, daß wir mit unserem Tode selbst alle zur Seligkeit reißen möchten, welche wir mit Gedanken nur erreichen können. Wenn unser jetziges irdisches Leben gleich ein gefallenes ist, so ist in ihm doch noch ein Bild und Leitfaden von jenem verlorenen, vollkommenen Zustand, den wir wieder erringen sollen."

Das Problem „Eros und Sexus" löst sich in der ehelichen Bindung eines einzigen Mannes an eine einzige Frau nicht immer ohne Hemmungen — aber es muß auf alle Fälle gelöst werden ohne Hemmungslosigkeiten und Zügellosigkeiten, wenn es überhaupt gelöst werden soll. Jede Zügellosigkeit eines Temperamentes wird sich irgendwann einmal rächen, am Geiste oder am Fleische, und dabei sind die schizothymen und schizoiden Temperamente eher der Gefahr solcher Zügellosigkeit mit all ihrer bitteren Folgen ausgesetzt als die zyklothymen und zykloiden. Die Bitterkeit der Folgen braucht hier nicht mehr geschildert zu werden. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß der schizoide Mann in seiner Braut oder jungen Frau heute noch ein Ideal und nach Monaten oder Jahren ein Idol, das er am liebsten zerschmettern möchte, zu sehen vermag . . . und mutatis mutandis gilt das gleiche auch von der schizoiden Frau. Er sucht dann eine andere, und sie sucht einen andern, wenn nicht starke Bindungen, der unerschütterliche Wille zur Treue dieses stürmische Spiel, dieses traurige und tragische Spiel von Ebbe und Flut in dem an Klippen und Untiefen überreichen Gebiet von Eros und Sexus unmöglich machen. Es mag sein, daß in nicht wenigen Ehen ein gewisser Heroismus zum Ertragen des schwer Erträglichen notwendig ist — aber wer kann denn überhaupt ohne ein gutes Maß von Heroismus Herr werden über Erotik und Sexualität? Wäre Hebbels Genius zerbrochen an einer Ehe mit der ihm sicher nicht kongenialen Elise Lensing? Vermutlich so wenig als der Genius Goethe zugrunde ging an der Ehe mit der ihm nicht kongenialen Christiane Vulpius. Wäre Clemens

Brentano weniger Dichter gewesen und weniger Mensch, wenn er mehr Zucht besessen hätte? Man wird ohne viel Besinnen sagen dürfen, daß er mehr geleistet hätte und nicht weniger. Aber hier wird der (sogenannte) moderne Mensch sagen: „Man muß sich unter allen Umständen treu sein und lieber einem andern die Treue brechen, als sich nicht selber treu bleiben." Ein schöner Spruch, aber nicht mehr als ein Spruch! Seinem besseren Ich treu sein — ja, das muß man. Aber wer einen Verrat begeht an einem Menschen, dem er einmal durch Wort oder Tat Treue versprach, der begeht immer einen Verrat an seinem besseren Ich. Wem ein Mädchen gut genug ist als Trägerin seiner Liebe und als Mutter seiner Kinder oder seines Kindes, der muß sich, bevor er sie in die Arme schließt, überlegen, ob sie ihm auch gut genug ist als Gefährtin eines ganzen Lebens. Und wenn er dies letztere nicht sagen kann, dann muß er sich an das große Goethe-Wort halten: „Was euch nicht angehört, das müßt ihr meiden; was euch das Innerste zerstört, dürft ihr nicht leiden!" Aber die Hemmungslosen sind sonderbare Menschen: sie setzen gleichsam immer erst die Folgen und hören mit dem autistisch eingestellten Nachdenken und Grübeln über die Ursache der Folgen auf. Sie finden dann regelmäßig, daß die Folgen für sie unerträglich sind und meinen die Ursache vernichten zu können, indem sie ein Opfer dieser Ursache vernichten und selber — hemmungslos bleiben, bis ihr eigener Autismus sich selbst zerstört hat und die große Herbsteinsicht des Lebens kommt, die Hebbel so klassisch formuliert hat: „Ich kam nur durch Resignation zum Frieden."

Außerhalb der Ehe werden Eros und Sexus sehr leicht zu einer Art von Raserei, sei sie gelinde oder sei sie toll. Damit streifen wir schon das Gebiet der pathologischen (aber, wohlverstanden! immer noch ganz oder wenigstens in weitgehendem Maße zurechenbaren) Hemmungslosigkeiten. Es sind drei Dinge, von denen wir zu reden haben: Satyriasis, Nymphomanie und Erotomanie. Ihnen entsprechen die Typen des weibertollen Satyrs, der männertollen Nymphe und Mänade und des von heimlicher, aber heißer und gefährlicher Erotik durchglühten Erotomanen, dieses Phantasie-Erotikers, dessen Gier nur die reale Wunscherfüllung versagt bleibt. Leider, leider ist die schwüle Luft unserer Tanzsäle und Ball-Lokale, Theater, Kinos und Varietés gefüllt mit dem Dunst von Satyriasis und Nymphomanie; und in dieser Luft wird unser Volk und seine Jugend immer dekadenter. Aber schließlich ist der Satyr seine Nymphe

und Mänade und die Nymphe und Mänade ihren Satyr wert; und die sich einander erotisch toll in die Arme warfen, haben jedenfalls außer ihrer hemmungslosen Triebhaftigkeit einander nichts vorzuwerfen, wenn sie entzaubert, entschminkt, ernüchtert Abrechnung miteinander halten.

Der Erotomane ist der typische „Innenerotiker". Er lebt in einer erotisch-sexuellen Traumwelt, weil irgendeine „Impotentia" ihn der Realwelt von Eros und Sexus fernhält. Aber es bleibt nur in den seltensten Fällen bei dieser „Innenerotik". Es kommt meistens zu einem Entweder — Oder. Entweder sucht die Gewitterschwüle dieser Phantasie-Erotik ihre Entladung, eine oft abwegige, perverse oder auch über den ohnmächtigen Versuch hinaus nie zur sexuellen Norm gelangende Entladung . . . und dann entstehen die perversen, perversoiden, sowie die autistischen („onanistischen") Typen der Selbstbefriedigung — — oder aus der „Innenerotik" wird eine „Binnenerotik". Dieser Begriff bedarf der Erklärung. Jedermann weiß, was etwa ein „Innenmeer" ist: ein von Randländern umschlossenes Meer, das nur wenige enge Ausgänge zum eigentlichen Ozean und seinen „Gezeiten" hat. Das Mittelmeer mit der Straße von Gibraltar und dem Kanal von Suez ist ein solches Innenmeer. Das „Binnenmeer" dagegen hat keinen Ausgang und keinen Abfluß. Seine Wasser versinken ins Unterirdische oder steigen als Dunst auf. So kann „Innenerotik" einen Ausweg suchen und finden und teilnehmen an den „Gezeiten" normaler Sexualität; sie kann sich auch einen Ausweg brechen und überschäumen ohne Regel und Norm. Aber der „Binnenerotik" steht kein Ausweg, weder ein natürlicher noch ein unnatürlicher und widernatürlicher, offen. Sie brütet in sich hinein. Ihre dunklen Fluten sickern durch den Schlammgrund der tiefsten Bewußtseinsschichten ins Unterbewußtsein hinab oder erfüllen als erotisch-sexueller Dunst die Phantasie, das Gemütsleben, das Seelenleben überhaupt. Als Dunst und Nebel, bildlich gesprochen; denn das Bildwort Duft wäre zu fein für diese erotisch-sexuelle Atmosphäre der Binnenerotik, in der es nur wetterleuchtet und siedet und gärt und kocht. Was in einem von Binnenerotik gespeisten Unterbewußtsein, von Binnenerotik umnebelten und umdüsterten Wachbewußtsein vor sich geht, darüber hat die Literatur, auch die medizinische, nur wenige Dokumente. Darüber wüßten Priester und Ärzte zu reden — aber beide müssen aus guten Gründen schweigen. Das eine aber kann und darf hier gesagt werden: Wenn zur Binnenerotik noch Hysterie, Pubertätspsychosen oder überhaupt psychopathische Zustände, ferner die Folgen des

Dominanzwechsels in Klimakterium und Senium hinzutreten, wenn endlich schizoide Menschen der Binnenerotik verfallen, dann können sich Dinge ereignen, die auch den erfahrenen Moralpsychologen in hellstes Erstaunen versetzen, von dem unerfahrenen gar nicht zu reden. Die binnenerotischen Typen suchen sich ihre Opfer — jedoch nicht, wie man erwarten sollte, um diese Opfer ihrem stummen, wortlosen, höchstens anonym oder pseudonym oder maskiert geäußerten Liebesdrang zu opfern, sondern um einen förmlichen Phantasiekult mit ihnen zu treiben. Wenn dann der Binnenerotiker, namentlich der weibliche, seinen Herzensgötzen stürzt, so pflegt er das hemmungslos zu tun und zu verbrennen, was er einmal angebetet, oder wenigstens anzuklagen, was er einmal angeschwärmt hat. Vielleicht liegt in der Binnenerotik eine der allergrößten Gefahren, und zwar nicht allein für den, der ihr Subjekt ist, sondern mehr noch für den oder die, die ihr Objekt sind. Erzieher, Lehrer, Seelsorger, aber auch Untersuchungsrichter sollten dessen immer eingedenk sein. Wie Binnenerotik, diese Mischung von Schnee und Feuer, aussieht, das möge folgende Strophe aus einem Gedicht von *Baudelaire* zeigen:

„Laß deine Flammen nicht fehlen!
Kühl ist mein Busen wie Schnee.
Wollust, Folter der Seelen,
Diva, exaudi me!“

Das wird genügen, um vielleicht manchem die Augen hell und wachsam zu machen, der hinter der feinen Marmorblässe und scheinbaren Marmorkälte eines sogenannten Engelsangesichtes oder unter der scheinbar frommen Glut warmer, verehrungsvoller Worte eines Briefes die binnenerotische Tiefe der verhaltenen Leidenschaft nicht einmal ahnte. Wie dem Innenerotiker und Binnenerotiker selbst zu helfen ist, davon werden wir noch reden.

Vorher jedoch ist eine andere Form von Erotik zu besprechen, die in der modernen Welt von sich reden macht: die „sensuell-erotische Einstellung“ eines Menschen zum andern. Es heißt sensuell-erotisch, nicht sexuell-erotisch. Man will damit sagen, daß nicht die geschlechtsbedingten Reize, sondern die sinnenfällige Schönheit „des andern“ als anziehend und anregend betrachtet werden sollen. Es scheint sich also um eine sehr verfeinerte, um eine „sublimierte“ Erotik zu handeln. Nun sei noch einmal klar betont, daß Eros an und für sich keineswegs eine

sexuelle Einstellung bedingen müßte. Aber was sensuelle Einstellung bedeuten soll, das bedarf wahrhaftig einer Erläuterung. Von sensueller Einstellung kann, aufrichtig gesprochen, eigentlich doch nur im Verhältnis der zwei Geschlechter zueinander die Rede sein, das heißt: es kann der Jüngling und der Mann seine Freude haben an dem Liebreiz der Jungfrau, an der holden Anmut der Frau, und es kann das Mädchen und die Frau ihre Freude haben an dem Frischen, Blühenden, Reifenden oder auch schon Starken, das im Wesen des Jünglings und des Mannes liegt. Nehmen wir an, es sei wirklich und in strenger Selbstzucht jede sexuelle Einstellung des einen Geschlechtes zum andern dabei ausgeschlossen, es handle sich tatsächlich um eine rein sensuelle, also auf der sinnfälligen Schönheit und Eigenart der beiden Geschlechter beruhende Beziehung von Jungmädchen und Jüngling, von Mann und Frau. Was das Verhältnis von Mann und Frau anbelangt, so ist der oder die durch die Ehe Gebundene zu einer sensuellen Erotik nicht mehr berechtigt. Und wenn es sich um die Beziehung zwischen Jüngling und Jungfrau handelt, dann werden sich beide früher oder später vor einen Scheideweg gestellt sehen: es wird bei der sensuellen Einstellung nicht bleiben, sondern es wird Agape oder Sexus das Endergebnis sein. Denn, täusche sich niemand darüber, Liebreiz und holdselige Anmut des weiblichen Geschlechts, die blühende Kraft und imponierende Stärke des männlichen sind schließlich doch in den sexuellen Sekundärmerkmalen begründet, und es besteht eine unleugbare Gefahr, daß die Freude an den Sekundärmerkmalen in die natürliche Triebrichtung der Freude an den primären Sexualeigenschaften gedrängt wird. Dann hat die sensuell-erotische Einstellung ein Ende und an ihre Stelle tritt die sexuell-erotische. Jugendlichen Menschen fehlt für gewöhnlich jene innere Reife und unbarmherzige Selbstzucht, welche den Eros in Agape umwandelt. Den Verheirateten aber wird Eros außerhalb der Ehe, auch wenn er noch so sehr sensuell „sublimiert" ist, verborgene Schlingen legen. Alles in allem genommen: die sensuell-erotische Einstellung des einen Geschlechtes zum andern ist eine Gefahr, und zwar eine größere, als mancher Naive und Unbefangene glaubt. Sensus und Sexus reichen sich allzu leicht die Hände — und es gibt nur eine einzige Möglichkeit, daß sie sich auf die Dauer reine und unbefleckte Hände reichen können, nämlich die sakramentale Weihe, die in der Ehe die Beziehung der Geschlechter hebt, adelt und heiligt. Die sensuell-erotische Einstellung des Mädchens zum Mädchen, des Knaben zum Jüngling und Mann oder des Mannes zum

Knaben und Jüngling aber dürfte in manchen Fällen an perversoide Beziehungen grenzen, wenn der sensuelle Eros nicht durch eine unbefangene, reine und ehrfurchtsvolle Liebe überwunden wird. — Es ist also besser, daß der Jüngling ohne irgendwelche sensuelle Anlehnung an das Mädchen zu starker, selbstsicherer, geraffter Mannhaftigkeit komme . . . und es ist besser, daß das Mädchen ohne die Anlehnung, wenigstens ohne die verfrühte Beziehung zum Jüngling und jungen Manne, ganz gewiß aber ohne die erotische Berührung mit dem werdenden Mann zur Jungfrau und zur Frauenhaftigkeit heranreife.

Der Eros der bräutlichen Liebe zwischen zwei Menschen, die sich kennen lernen und prüfen wollen, ob sie in der Ehe zum unauflöslichen Lebensbunde sich die Hände reichen dürfen, hat seine Berechtigung — aber auch seine Gefahr. Jedenfalls muß die leibliche Integrität von Bräutigam und Braut gewahrt bleiben, und es gilt hier der Satz, daß die gute Sitte eine mächtige Hüterin der Sittlichkeit ist. Die Künstlerin *Paula Becker* hat in einem Briefe an Otto Modersohn, mit dem sie im Jahre 1900 sich verlobt hatte, die mahnenden Worte geschrieben: „Ich habe über uns beide nachgedacht und habe es beschlafen, und nun kommt mir Klarheit. Wir sind nicht auf dem rechten Wege, Lieber. Sieh, wir müssen erst ganz tief gegenseitig in uns hineinschauen, ehe wir uns die letzten Dinge geben sollen oder das Verlangen nach ihnen erwecken. Es ist nicht gut, Lieber. Wir müssen uns erst die tausend andern Blumen unseres Lebensgartens pflücken, ehe wir uns in einer schönen Stunde die wunderbare tiefrote Rose pflücken. Um das zu tun, müssen wir beide uns noch tiefer ineinander versenken. Laß das Bilderstürmerblut der Ahnfrau ein wenig noch schweigen und laß mich eine kurze Zeit noch Dein Madönnlein sein.“ Das Wort von „der schönen Stunde“ wäre noch viel besser, wenn die Braut dem Geliebten gesagt hätte: „in der erlaubten und geheiligten Stunde“, denn auch die reichste und tiefste Schönheit des Erlebens kann den Liebenden nie erlauben, was nur den Vermählten erlaubt ist.

Wir haben in kurzer Zusammenfassung die Erotikertypen zu schildern:

a) Man kann von einem Typus der Primitivreaktionen auf erotisch-sexuellem Gebiet sprechen. Es handelt sich um Menschen, die auf einen Reiz, eine Versuchung von einer entsprechenden Motivstärke einfach mit einer Reizbefriedigung antworten. Es ist nicht viel Kompliziertes und Differenziertes in diesen Triebmenschen. Der erotische Struktureinschlag in ihrem Wesen ist zu stark, ihr Wille zu schwach, und so wird der mächtige

Trieb Herr über Vernunft und Gewissen, und es ergeben sich jene zahllosen Sünden, die ein eigenartiges Gemisch von Schwäche und Leidenschaft, aber auch von halb oder ganz bewußtem Unrechttun, oft auch von unwürdiger und entwürdigender Schlechtigkeit darstellen. Jedes Lehrbuch der Moraltheologie und jeder Beichtspiegel enthält den Katalog der Unzuchtsünden. Man kann ihnen keinen treffenderen Namen geben als den der Un-Zucht, der mangelnden Selbstzucht, der Zuchtlosigkeit. Ob eine autistische, ob eine Fremdbefriedigung, ob eine gegenseitige Triebbefriedigung erfolgt, die Quelle, aus der die trüben Fluten der Sünde und des Lasters hervorbrechen, ist immer die gleiche: Zuchtlosigkeit, die den Trieb mächtiger werden läßt als die Vernunft, das lustheischende Gesetz der Leibesglieder mächtiger als das Wertverwirklichung erfordernde Gesetz des Geistes.

b) Neben den Primitivtypen von Erotik und Sexualität stehen die Differenzierteren. Bei den Primitiven und innerlich chaotisch-Zuchtlosen geht Eros regelmäßig und rasch und ohne Widerstandsschaltung über in Sexus. Eros kann immer noch Hintergründe und Untergründe geistiger Art besitzen, Sexus aber hat keine mehr. Die differenzierteren Typen gehen nun nicht auf in blanker und nackter und schamlos-unverhüllter Sexualität. Sie behalten die Hintergründe und Untergründe des Eros bei; aber man möchte sagen: Eros ist in diesen Menschen kein reines Licht, sondern nur das Phosphoreszieren des faulenden Fleisches, symbolisch gesprochen, und Eros erhellt nicht, sondern verdüstert, überstrahlt nicht, sondern vergiftet ihnen die Beziehungen von Mensch und Mensch, näherhin von Mann und Weib.

Da ist der Typus des „Don Juan". Sein innerstes Wesen, wenn man dieses bis auf seine letzten Unterbewußtseinstiefen erforscht, ist nicht die Lust an niedriger Sexualität, so oft er auch faktisch niedriger und niedrigster Sexualität verfallen mag. Don Juan sucht eigentlich nicht, wie etwa der Nur-Sexuelle und der gewöhnliche oder raffinierte Verführer die Weiber; er sucht vielmehr das Weib, das ihm (neben seinen körperlichen Reizen) auch an geistigen Werten geben könnte, was er innerlich am Weib ersehnt und sucht. Er ist der sinnliche Bruder des „Faust", wobei wir Faust als den rastlosen Sucher nach rein geistigen Inhalten betrachten. Faust wird zuletzt vom Ewig-Weiblichen hinangezogen — Don Juan dagegen zieht das Irdisch-Weibliche immer wieder hinab. Seine letzte Liebe erlöst ihn so wenig von seiner mit Erdenschwere belasteten Erotik wie seine erste. Don Juan lebt nicht nur in den sog. besseren Gesellschaftsschichten, in denen die Primitivreaktionen durch differenziertere und kom-

pliziertere abgelöst zu werden pflegen. So gut Gottfried Keller seine Novelle „Romeo und Julia auf dem Dorfe" schreiben konnte, so gut könnte man auch von „Don Juan auf dem Dorfe" reden.

Don Juan als Typus ist auch etwas anderes als der sog. „Schürzenjäger". Dem ist es nämlich um den Genuß seiner Verführermacht zu tun und um die Reihe der Opfer, die ihm hörig geworden sind. Er ist entweder ein bodenlos leichtsinniger oder ein bodenlos gemeiner Mensch. Don Juan leidet an verborgener Sehnsucht, und gäbe es für ihn zur rechten Stunde eine Solveig, wie sie für Peer Gynt in Ibsens Drama da ist und wartet, dann wäre ihm geholfen. Der Schürzenjäger dagegen leidet nur an seiner Gier. Vom Primitiv-Erotiker unterscheidet er sich dadurch, daß seine Gier schon überreizt und übersättigt ist und gerade deswegen nach immer neuen und anderen Reizen verlangt. Was aus seinen Opfern wird, das ist ihm gleichgiltig. Er ist zu leichtsinnig-liederlich oder auch zu verkommen, um sich lange den Kopf darüber zu zerbrechen.

Wo aber die Überreiztheit allzu stark, die Zuchtlosigkeit allzu groß geworden ist, da kann es leicht zu den bereits krankhaften Typen der Nymphomanie und Satyriasis kommen. Und wo Don Juan als Typus ins rein Weibliche übersetzt ist, da sind Innenerotik bzw. Binnenerotik seine Triebäußerungen.

c) Eine eigenartig differenzierte Form von weiblicher Erotik ist gegeben im Typus der Koketten. Die Kokette ist das Weib, das mit Eros spielt und, bewußt oder unbewußt, in seinem Gegenspieler nicht nur Eros, sondern auch Sexus erregt — häufiger wohl bewußt als unbewußt. *Simmel* unterscheidet drei Abarten der Kokette: die schmeichelnde, die intrigante, und die ihre Gegenspieler zugleich aufreizende und verachtende. Die schmeichelnde gibt zu verstehen: du könntest mich gewinnen, aber ich lasse mich nicht einfangen. Die aufreizende und doch gleichzeitig verachtende gibt zu verstehen: ich möchte mich gewinnen lassen, aber du bringst es nicht fertig, du bist der „ganze Kerl" dazu nicht. Die intrigante spielt alle ihre Partner gegeneinander aus in dem heimlich wollüstigen Gefühl, vielleicht besser gesagt in dem Vorwollustgefühl: ich will sehen, wer von euch mich gewinnen kann, ich will's euch jedenfalls nicht leicht werden lassen. Die Bezeichnung „Jungfrau" und „Frau" verdient keine Kokette, mag sie das eine bzw. das andere auch im physiologischen Sinne sein. Die Kokette ist, ehrlich gesprochen, immer in Gefahr, eine Gedankendirne zu werden.

d) In gewissen Gesellschaftsschichten wird der sog. „Flirt" gepflegt, jenes ganz feine, aber immerhin nicht harmlose, sondern

erotisch ziemlich durchsichtige Spiel der Geschlechter mit Worten und Gesten, die doppeldeutig genug sind, um verstanden zu werden, aber auch doppeldeutig genug, um jeden Augenblick einer sog. „korrekten" Deutung unterstellt und zu unverbindlichen Dingen gemacht zu werden. Flirt ist Spiel mit dem Feuer. Das edle Weib hütet das Feuer der Liebe in reinem Herzen. Die damit spielt, mag zehnmal eine „Dame von Welt" genannt werden, es ist trotzdem nur „Halbweltluft", in der sie sich bewegt. Und wer als Mann den schlummernden Funken in einer Mädchen- und Frauenseele weckt, wer Wünsche und Hoffnungen wachruft, die er weder erfüllen darf noch erfüllen will, der mag zehnmal ein Ehrenmann heißen, das feine Aroma einer ganz untadeligen Mannesehre fehlt dem schäumenden Champagner seines Wesens doch, mit dem er berückt und berauscht. Dieses feine Aroma besitzt nur der, dessen Seele wie ein Becher klaren, edlen Weines ist, aus dem man nicht jede nippen, sondern nur die eine trinken läßt, mit der man in legitimer Verbindung Haus und Tisch und Teller und Brot und Lager und Glück und Leid zu teilen beschloß.

e) Neben den normalen, wenn auch wahnerfüllten und gefahrvollen Typen der Erotik, die wir bisher nannten, stehen die physiologisch, psychologisch oder soziologisch anormalen.

Physiologisch anormal ist jede gleichgeschlechtlich (homosexuell) geartete Erotik. Sie hat nichts gemein mit der heiligen Liebe, der Agape zwischen Freund und Freund, Lehrer und Schüler, Meister und Jünger, eben weil die Agape gleichseelisch, die homosexuelle Erotik aber gleichgeschlechtlich gerichtet ist. Agape überwindet das Sexuelle, oder sie flieht, wo sich pathologische Sexualität nun einmal nicht überwinden läßt. Agape, die heilige und geweihte Liebe, sucht die Seele, nie den Leib. Den betrachtet sie als heiliges und unverletzliches Gefäß der Seele, der allein die heilige Liebe dient.

Psychologisch anormal ist jede mit aktiver (Sadismus) oder passiver (Masochismus) Grausamkeitswollust verknüpfte Erotik. Wer als Stimulans die Peitsche oder einen Peitschenersatz braucht, der ist kein normaler Mensch. Er kann aber deswegen sehr wohl ein für seine erworbenen und angezüchteten Anomalien haftbar zu machender Mensch sein. Andere perverse Formen, die in das Gebiet der Sexualpathologie gehören, sollen in diesem Werke keine Erwähnung finden.

Soziologisch anormal ist jede Verbindung von Mann und Weib, die nicht den Charakter der Ehe trägt. Denn die

monogame, auf Lebensdauer geschlossene Ehe allein verbürgt die Würde des Weibes, die Zucht des Mannes, das Wohl des Kindes. Wer an der monogamen Dauerehe rüttelt, der macht das Weib würdelos, denn er würdigt die Frau herab zu einem Genußobjekt des Mannes, das ausgesogen wird wie eine süße Frucht, um dann weggeworfen zu werden oder wie eine, wenn auch noch so köstliche, Tauschware von Hand zu Hand zu gleiten; der macht den Mann zuchtlos, denn der Mann ist, rein naturhaft betrachtet, polygam veranlagt, und er verwildert, wo ihn nicht die Schule einer monogamen Dauerehe aus dem bloßen Mann-sein zur Männlichkeit emporzüchtet; der macht endlich das Kind schutzlos, rechtlos und gewissermaßen zu einem anonymen Naturwesen, wo es doch einen Rechtsanspruch darauf hat, synonym, gleichnamig mit dem zu sein, der es erzeugte und es nicht zusammen mit einer von Natur aus schutzlosen und hilflosen Mutter einem ungewissen Schicksal überlassen darf.

f) Aber die Ehe als soziologische wie als sakrale Institution ist an sich auch noch keine Bürgschaft dafür, daß Eros und Sexus als natürliche Strebungen eine ideale Erfüllung finden.

Denn es gibt auch in der Ehe Erotikertypen von Mann und Weib, die unwertige, widerwertige und (es soll kein Wortspiel sein!) widerwärtige Typen darstellen.

Es gibt nämlich bloße Lust-Ehen, die in gewollt unfruchtbarer Sexualität sich „ausleben". Mann und Weib sind hier nicht Gatte und Gattin, sondern Männchen und Weibchen, um es schlechtweg herauszusagen. Das Kind wird grundsätzlich ausgeschlossen oder die Kinderzahl sehr stark eingeschränkt. Das Ende ist, abgesehen von den genugsam bekannten Schädigungen physiologischer Art, denen der männliche und vielleicht mehr noch der weibliche Körper durch den coitus interruptus oder den Prohibitivverkehr ausgesetzt sind, der moralische und physische Ekel des einen Eheteils vor dem andern. Sie laufen nebeneinander her, durch einen Abgrund innerlich getrennt, den nur gelegentlich die pervers aufgestachelte Sexuallust fruchtlos zu überbrücken versucht . . . mitunter läuft auch eines dem andern oder beide einander davon, und auf neuen Abwegen wird Befriedigung eines Triebes gesucht, dem jede geheiligte und geadelte Erfüllung fehlt. So entstehen jene Ehetragödien, an denen unsere Zeit so reich ist wie nur irgendeine Dekadenzzeit der Geschichte: die Tragödien der unbefriedigten Frau, des ehebrecherischen Don Juan, des ehebrecherischen Schürzenjägers, nur daß diese Erotikertypen infolge ihres Wort- und Treuebruches noch eine besondere Note von Wertwidrigkeit und Widerwärtigkeit erhalten.

Es gibt jedoch auch einen eigenartigen Typus von „Sexualnot" innerhalb der Ehe, der nicht aus bloßem Lustwillen, sondern aus anderen Ursachen stammt. Zwei Menschen haben sich die Hand fürs Leben gereicht, aber sie finden, daß sie physiologisch oder psychologisch nicht so eins zu werden vermögen, wie sie's im süßen Wahn ihres Brautglücks erträumten. Sie suchen sich und können sich nie finden. Sie sind wie Saiten, die entweder nicht zum Schwingen gebracht werden können oder nur in Dissonanzen schwingen. Ein Ersatzglück zu erstehlen, wo sie ein wirkliches nicht erlangen, dazu sind diese Typen zu vornehm und zu feinfühlig. Ihre Tragödien sind, im Gegensatze zu denen der Ehebrecher und Ehebrecherinnen, keine Skandal-, sondern wirkliche Herzenstragödien, von denen oft — vom Priester oder Arzt abgesehen — kein dritter auch nur eine Ahnung hat. Es sind die Tragödien der unverschuldeten Hypersexualität des Mannes, der sich an eine mulier frigida gebunden sieht . . . die Tragödien der unfruchtbar bleibenden Frauen, denen nie ein Kindlein zulächelt . . . die Tragödien der organisch oder funktionell Erkrankten und infolgedessen „Versagenden" . . . ganz besonders aber die Tragödien der Sexualskrupulantinnen, die an der körperlichen Seite des Ehelebens oft Entsetzliches erleiden müssen.

Endlich ist zu nennen der so überaus häufige Typus der feinen, vornehmen, reinen Frau, die sich an den vir onanisticus oder den vir ebrius gefesselt weiß und dessen erotisch-sexuelle Gefährdung nur allzu gut kennt für jeden Fall, in dem sie sich ihm verweigern würde: sie weiß, er würde eine andere und mehr als eine andere finden, die ihm zu Willen wäre. Gleichwertig an Leiderfülltsein steht diesem Typus zur Seite die Unglückliche, der ein gewissenloser Gatte (nur in sehr seltenen Fällen ein ahnungsloser) den Körper vergiftete und damit Mutterglück und Lebensglück nahm.

Wer das Leben kennt, der weiß: Eros hat seine furchtbare Tragik — auch innerhalb der Ehe.

g) Die bitterste aber schafft Eros dort, wo er Menschen zur käuflichen Ware erniedrigt: in der Prostitution. Es genügt, den Typus der Kokotten nur zu nennen; das Prostitutionsproblem selbst läßt sich im Rahmen dieses Buches nicht mehr erörtern. Nur auf das eine muß noch hingewiesen werden: die Kokotte, die sich gegen Bargeld an jeden verkauft, hat eine nicht minder bemitleidenswerte Schwester: die Maitresse, die sich nur an einen oder wenigstens nur auf eine Zeitlang an einen verkauft, nicht gegen Bargeld, aber immerhin gegen Entgelt irgendwelcher Art. Sie unterscheidet sich in ihrer Immoralität von der Liebenden,

die sich in illegitimem „Verhältnis" hingibt und wenigstens Liebe, wenn auch unheilige, sündhafte Liebe für ihre Liebeshingabe empfängt. Man sagt, Liebe mache blind. Vielleicht kann man noch einen Schritt weitergehen und die Behauptung wagen, die leidenschaftliche liebende Frauenseele werde leicht amoralisch. Das ist etwas anderes als immoralisch. Immoralität ist sich ihrer Wertwidrigkeit bewußt — Amoralität legt überhaupt keine Wertmaßstäbe mehr an. Es mag eigenartig lauten, aber es entspricht der Erfahrung: das leidenschaftliche liebende Weib, sei es Mädchen oder Frau, spricht alles heilig, was sie selig trunken macht, weil es ihr Rauschglück bedeutet. Freilich, das Erwachen hat dann nicht selten einen so gründlichen Umschlag der Liebe in das Gegenteil zur Folge, daß die ehemals Liebende in ihrem Haß ebenso amoralisch wird und wie geblendeten Auges alles verdammt, was doch schließlich nicht ohne ihre Mitschuld oder Mitwirkung ehedem geschehen konnte. —

h) Wer als Helfer und Führer einem Erotiker einen Rat zu erteilen hat, der möge immer und immer wieder das eine Wort „Zucht" betonen. Wer nicht Zucht, Selbstzucht unermüdlich übt, der wird bei der Stärke, mit der sich der Sexualtrieb nun einmal geltend macht, der Un-Zucht verfallen. Jedes Mittel, das leibliche und seelische Zucht bedeutet, ist dabei willkommen. Und so wären den Erotikertypen die Typen des zuchtvollen Jünglings und Mannes bzw. der „züchtigen" Jungfrau und Frau gegenüberzustellen. Man muß lernen, um das eigene Ich und seine bisweilen maximal gehäufte Triebhaftigkeit, seine in manchen Fällen monomane Triebhaftigkeit sozusagen die eigene Faust mit eisernem Griff zu spannen.

Auch eine Ehe kann leicht zerbrechen, wo nicht Zucht und gegenseitige Achtung geübt wird. Die Lust-Ehe führt, wie wir schon sagten, zum Ehe-Ekel. Nur die schöpferische Ehe, die zwei Menschen in der Liebe zueinander sowie im Willen und in der Liebe zum Kind verbindet, gewährt ein Eheglück, in dem Sexus und Eros ihre Verklärung finden in der Agape, der heiligen Liebe. In der Kraft dieser Liebe trägt eines des anderen Last, sucht eines das andere zu verstehen und gelten zu lassen, wird eines des anderen bester Freund und Lebenskamerad und sieht eines des anderen mannigfach gespiegeltes Bild in der Kinderschar, die einer gesunden Ehe erblüht. In jenen vorbildlichen Ehen, die man in positiv religiösen Kreisen am häufigsten findet, wird Sexus und Eros heilig erfüllt und sublimiert in ein Höheres, nämlich in jenen letzten Sinn, der dem Eros eignet und der nicht vitale, sondern ideale Lebenswerte und Lebenssteigerung

will. Mit einem Worte: Eros ist nur eine Seite der menschlichen Gesamtpersönlichkeit, aber nicht der adäquate Wesensausdruck des Menschen. Er ist das bei aller naturgemäßen Stärke des Triebs so wenig, daß gerade die Triebverleugnung, die Triebbeherrschung, die Triebsublimierung, die Erfüllung des Eros mit Logos (d. h. des Triebes mit dem eigentlichen Triebsinn und -zweck) als charakteristisches Kennzeichen dafür gelten mag, wieweit ein Mensch nicht bloß im biologischen, sondern im ethischen Sinne den Namen Mann bzw. Frau verdient.

Heutzutage ist die Ansicht überaus verbreitet, daß Sexualtrieb und Fortpflanzungswille verschiedene Dinge seien; Sexualtrieb sei Wille zur Lust, Fortpflanzungstrieb dagegen Wille zum Kind, und es liege in der Macht des Menschen, zwischen beiden Willensäußerungen eine Grenze zu ziehen, d. h. sie voneinander zu trennen. Leider ist das nur zu wahr im Sinne der Tatsachen, aber nicht wahr im Sinne einer Berechtigung der Tatsachen. Der Mensch, insbesondere der Mensch dekadenter Kulturzeiten, denkt an seine Lust und meidet die Last, die mit den Folgen der Lustbefriedigung verbunden ist. Er nennt das „Rationalisierung der Fortpflanzung, Eugenik, Rassenhygiene usw.“. Wenn man dagegen die Natur befragt, dann lautet deren Antwort ganz anders. Der Naturwille, d. h. der Schöpferwille, der in einer naturgemäßen Triebbefriedigung sich äußert, trennt Sexualtrieb und Fortpflanzungstrieb nicht. Der schlagendste Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung liegt darin, daß der Mensch den natürlichen Generationsakt gewaltsam oder künstlich unterbrechen muß, um dessen natürliche Folgen zu verhindern.

Man kann mitunter die Behauptung lesen oder hören, auch die religiöse Liebe sei nichts anderes als eine Sublimierung des Sexualtriebes. Das ist nicht richtig. Die religiöse Liebe kann allerdings von einem „Wonneerlebnis“ begleitet sein, das ekstatischer Natur ist; aber diese Ekstase mit der Wollust-„Ekstase“ gleichzusetzen, ist eine höchst unberechtigte und unbegründete Sache. Daß man in der Religionspsychologie auf einen solchen Einfall kam, das läßt sich nur folgendermaßen erklären: die Ekstase, ganz allgemein gesprochen, bedeutet ein Emporgehobenwerden, ein Emporgerissenwerden des Ich über sich selbst hinaus, ein Entrücktwerden, ein Verzücktsein. Wer nun die echte Mystik mit ihren ekstatischen Wonneerlebnissen nur einigermaßen kennt, der wird Belege genug dafür erbringen können, daß die Sexualität in einem religiösen Liebesakt, in welchem Gott „im Geiste und in der Wahrheit“ gesucht wird,

keineswegs eine ursächliche Rolle spielt. Der *hl. Bernhard*, der doch sicherlich wußte, was echte Mystik sei, verlegt den Sitz der religiösen Ekstase in das „Mark des Herzens" (In cant. Sermo 31, c. 3), und die große *hl. Theresia* ist genau der gleichen Ansicht. Der *hl. Johannes vom Kreuz* erblickt erst im nachträglichen Überströmen dieser Herzenswonne auf den Leib eine Beimischung von „Schwäche und eine gewisse Verderbtheit der Sinnlichkeit". Ein Mitschwingen des Gesamtorganismus und seiner Nervenpartien ist also den großen Mystikern wohl bekannt, und sie warnen vor den Gefahren der Sinnlichkeit. Aber die Ursachen der mystischen Ekstase liegen nicht in organischen und noch weniger in sexuell-erotischen Vorgängen. *Mattiesen* („Der jenseitige Mensch") führt zwei höchst lehrreiche Beispiele an. Er sagt: „In einem Falle eigener Beobachtung hatte eine empfindsame, überschwengliche, unbefriedigte und vielfach leidende Frau von ausgesprochener Religiosität (verheiratet und Mutter) gelegentlich einer Trauerfeier eine Vision Jesu und gleichzeitig die ihr bis dahin fremde und später nie wiederholte Erfahrung eines stärksten Wonneempfindens, ‚eine überströmende Seligkeit', wie sie schreibt, ‚das tatsächliche Gefühl einer himmlischen Wonne und Freude, eine in der Tat überirdische Empfindung, ein realer Vorgeschmack des Paradieses'. Nachdem ich das Vertrauen der Schreiberin gewonnen, erhielt ich auf klare, eingehende und dringende Fragen die offene und bestimmte Antwort: daß sie im ehelichen Umgang Wollust ‚völlig und intensiv' kennengelernt habe; daß sie von dem vollsten Liebesglück der Vereinigung als etwas ‚Realem' einen zureichenden Begriff habe; daß dies alles aber ein ‚fahler Schatten blieb gegenüber einer Seligkeit, wie sie mir in jenem Augenblick geoffenbart wurde, kaum noch in Betracht kommend'. Daß diese Seligkeit zudem von der ehelichen Wollust ‚qualitativ gänzlich verschieden und keineswegs überhaupt vergleichbar' gewesen sei; eine ‚absolut verschiedene Empfindung, nicht der leiseste Zusammenhang, herausgehoben hoch über alles, was irdisch heißt, nie, niemals in meinem Leben etwas auch nur annähernd Ähnliches'." Diesem einen Beispiel sei ein zweites (gleichfalls bei Mattiesen a. a. O. zitiertes) beigefügt: *Abenerabi* beschreibt die genußreiche Halbekstase des typischen Mystikers — die Mattigkeit und süße Müdigkeit des Genusses —, wie er sie selber stunden- und tagelang erfahren. „Die Süßigkeit," sagt er, die vom Hirn in das Geschmacksorgan herabsteigt, dann aber augenscheinlich auch den Körper ergreift, „kann mit keinem der Sinnesgenüsse verglichen werden, weil sie etwas ganz Besonderes, Ideales, ohne

materielles und sinnfälliges Objekt ist. Deswegen vergleicht sie sich weder der Süßigkeit des Honigs, noch dem Genuß der geschlechtlichen Vereinigung, noch einem anderen Vergnügen der Sinne . . . Sie ist etwas Erhabeneres als all diese . . . und unvergleichlich viel heftiger."

Also, weder in der christlichen noch in der außerchristlichen reinen Gottesliebe kann von einer Sublimierung der Sexualität die Rede sein — wohl aber von einem derartig lustvoll-heftigen Ergriffensein des Gesamtorganismus durch die seelische (also absolut nicht sexualähnliche) Ekstase, daß höchstens an eine Analogie, aber auch nicht mehr als Analogie zu irgendwelchen organischen Wonneempfindungen gedacht werden darf. Mit einem Worte: der religiös Liebende und der Mystiker sind Typen eigener Art, nur sind sie keine sublimierten Erotiker zu nennen. Dabei haben wir mit Absicht in den oben angeführten Beispielen noch nicht einmal Blüteerscheinungen reiner und idealer Mystik erwähnt.

Dennoch gibt es eine Art von religiöser, genauer gesagt von scheinreligiöser Erotik, und sie zeitigt ihre eigenen pseudomystischen Typen. Mit Mystik von echter Art haben diese nichts gemein, und auch ihre Religiosität ist nicht lauter und klar genug, oft sogar fraglich. Es sind mehr oder minder schwärmerische und überschwengliche, wohl auch sentimentale Naturen mit einer lebhaften Vorstellungskraft . . . zumeist junge Mädchen im Reifealter, in der „Vor-Brautzeit", also in den Altersperioden, in denen das Gefühlsleben nach einem Objekt „sucht", dem es seine Liebe zuwenden kann. Das junge Herz hat noch Reinheit, Idealismus und Kindlichkeit genug, um „etwas Hohes, Heiliges, ganz Hehres" zu lieben, und so wird die Heilandsgestalt, der Schutzengel, ein Lieblingsheiliger möglichst bildhaft vorgestellt und mit einer oft glühenden Frömmigkeit verehrt. Auch bei Ordensfrauen, bei ehelos gebliebenen und schon älteren Mädchen kann man diese Typen finden. Es ist eine eigentümliche und bittere Erfahrung, die mancher Religionslehrer macht, daß seine „frömmsten Schülerinnen" im späteren Leben manchmal ins genaue Gegenteil dessen umschlagen, was sie während ihrer Schulzeit oder Pensionszeit waren. Bezeichnend hängt dieser (nur scheinbare) Dominanzwechsel regelmäßig mit der Erotik (man nehme das Wort im guten Sinne!) des jungen Mädchens zusammen; d. h. in der Zeit, wo der irdische Bräutigam ins Blickfeld der Seele oder ins Strahlungsfeld des Herzens tritt, wird der „himmlische Bräutigam", dem zuliebe man einst alles tun und alles verlassen wollte, bis zum Erblassen seines Bildes vergessen.

Warum? Weil man eben am Bilde, am phantasievoll ausgeschmückten Bilde, an pseudomystischen und in Wirklichkeit doch unbewußt prä-erotischen Liebesszenen hing, so rein und „himmlisch" diese auch ausgemalt waren. Junge Mädchen — bei Knaben findet sich diese scheinreligiöse Erotik seltener — können gar nicht ernst genug zur Anbetung Gottes „im Geiste und in der Wahrheit" erzogen werden. Und Seelenleiter von Ordensfrauen und weiblichen Personen überhaupt können nicht leicht zu stark abmahnen von einer bloßen Phantasie- und Gefühlsfrömmigkeit. Es gibt ganz ohne Zweifel eine echte und wahre „Jesuskind"- und „Heilandsmystik", und man soll Gott lieben aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele, aus ganzem Gemüte und aus allen seinen Kräften. Es gibt auch zweifellos echt mystische Tröstungen, Wonneerlebnisse, Ekstasen. Aber wo nicht auch Ölbergs- und Gethsemanestunden hingenommen werden, sondern wo man immer und immer auf Taborshöhen wohnen und den Verklärten mit verklärtem Blicke schauen zu können glaubt, da ist nicht lautere und echte Mystik. Mystik liebt und leidet, so wie der heilige Gott das will — aber Mystik schwelgt niemals. Sie lebt vom heiligen, eucharistischen Brote und von der Substanz, die es enthält, nicht aber von Bildern. Mystik will heilig werden, nicht erst selig und dann heilig.

Eine andere, an Schattierungen ungemein reiche Typengruppe bilden jene Mädchen und Frauen, die in einer eigenartigen, oft sehr verhängnisvollen Liebesübertragung den ewigen und unsichtbaren Gott mit seinen menschlichen, priesterlichen Stellvertretern verwechseln. Bei psychopathischen und hysterischen oder hysteroiden Charakteren kann das bis zu offener (wenn auch verblümt geäußerter) Erotik gehen. Der Priester, der solchen Menschen gegenüber nicht sehr wachsam, besonnen, ruhig, in wohlüberlegter Weise spricht oder handelt, setzt sich schwerer Gefahr aus. Schroffheit und Entgegenkommen sind gleicherweise unbrauchbare Gegenmaßnahmen; denn die Liebe wie der Haß und die völlig amoralisch vorgehende Rachsucht eines Weibes sind gefährliche Dinge für einen Priester. Am sichersten wird der Geistliche drohenden Gefahren entgehen, der sich jeden Augenblick, den er in der Nähe solcher Personen verbringen muß, filmen oder im Radio hören lassen könnte. Aber auch dort, wo keine psychopathische oder hysterische Belastung ihn im vornherein nachdenklich stimmt, mag der Theologe sich immer der Tatsache bewußt bleiben, daß es Pubertäts-, Menstruations- und Klimakteriumspsychosen gibt und daß auch in leichten Formen solcher Psychosen nachträgliche Erinnerungsfälschungen

namentlich bei schizoiden Mädchen und Frauen nicht selten sind. Es ist übrigens nicht einmal eine Psychose zu Urteilsfälschungen notwendig. Wie sagt Schiller? „Wo es nicht liebt, hat schon gerichtet das Weib." Und manches kaum dem Kindesalter entwachsene Mädchen, manche Frau ist mehr, viel mehr Weib auch dem Priester gegenüber, als sie ahnt. Möge dann wenigstens er ahnen, was sie nicht ahnt und was leichte oder schwerere Erotik ist, auch wenn es Ehrerbietung oder Vertrauen oder spezielles Vertrauen oder wie immer genannt wird. Es ist doch häufig genug nur Innenerotik oder, was noch bedenklichere Früchte zeitigen kann, Binnenerotik.

Wir haben nun früher einmal versprochen, die Wege zu zeigen, auf denen dem Binnenerotiker Hilfe zuteil werden könnte. Solange dessen eigener Geist über den getrübten Wassern oder, genauer gesprochen, über den hormonisierten Blutwellen seiner Adern brütet, ist ihm nicht zu helfen. Der Binnenerotiker muß vom Brüten seiner überhitzten Phantasie zur inneren Klarheit, zur Freiheit von allen erotischen Vorstellungen, zum Ignorieren ungewollter und zur sieghaften Überwindung halb bewußter oder ganz bewußter Sexualempfindungen kommen oder dazu geführt werden. Ablenkung von allem Erotischen, energische Zielsetzungen, Zielstrebungen, Gesundung auf allen Gebieten, Sport und Spiel zur Zeit gefahrvoller Mußestunden, harte Arbeit, Askese der Sinne, der Phantasie, eine einmalige, ruhige, dezente Belehrung über die Folgen der Erotik und Binnenerotik und dann Tat, Tat, immer wieder Tat statt dieser elenden und verelendenden Träumereien auf der Ottomane mit dem erotischen Roman oder Gedichtband in Händen, statt der autistischen, narzißtischen und autoerotischen Träumereien in einem weichlichen Bett bis in den hellen Morgen hinein . . . also ein Sichemporreißen im Verein mit der Gnade des hl. Geistes kann allein dem Binnenerotiker helfen. Tat, Tat, immer wieder Tat . . . und jenes schöne Gebet: „Veni, Sancte Spiritus!"

„Komm, o heil'ger Geist, und wehe,
Send' uns von der Himmelshöhe
Deines Lichtes heil'gen Strahl!
Komm, o Vater du der Armen,
Gabenspender voll Erbarmen,
Füll' die Herzen allzumal!

Zünd' in deiner Gläub'gen Herzen
Deines Glanzes helle Kerzen

Sel'ges, wonnevolles Licht!
Nichts ist in der Menschenseele
Ohne Jrrtum, ohne Fehle,
Wenn dein Anhauch ihr gebricht.

All, was unrein ist, das wasche,
Feuchte an, was dürr wie Asche,
All, was wund ist, mache heil!
Alles Starre beug' gelinde,
Was erkaltet ist, entzünde,
Das Verirrte lenk' zum Heil!" (M. von Diepenbrock.)

Nachwort: Arzt und Priester gegenüber den Hemmungs- und Hemmungslosigkeitserscheinungen.

Hemmungsmenschen wie Hemmungslose haben in den meisten typischen Fällen etwas Pathologisches an sich. Sie müssen nicht, aber sie können Psychopathen sein. Gleichwohl gehören sie nicht in jenes Kapitel dieses Buches, das von den psychopathischen Grenztypen handelt. Denn die Menschen, die unter Hemmungen oder unter Hemmungslosigkeiten leiden, sind im ganzen genommen entweder nur vorübergehend oder nur für einen Teil ihres Seelenlebens oder für eine verhältnismäßig kurze Frist ihres bewußten (also zykloiden und schizoiden, nicht aber zirkulär-irren oder schizophrenen) Gesamtlebens psychopathisch zu nennen. Zu den psychopathischen Grenztypen, das sei ausdrücklich bemerkt, werden für die Zwecke dieses Buches nur die dauernd oder fast immer Abnormen zu rechnen sein; denn die Zwecke dieses Buches sind moralpsychologischer und moralpädagogischer, nicht rein medizinischer Art. Etwas in der Wesensstruktur des Hemmungsmenschen ist brüchig und krank, aber nicht alles an ihm ist krank oder dauernd krank. Wie weit er als Gehemmter oder als Hemmungsloser verantwotlich ist für sein Lassen und Tun, das mag im Einzelfall schwer zu entscheiden sein. Wie lange er noch frei und vollverantwortlich war, das hängt davon ab, wann er noch eine präpsychotische Persönlichkeit war, und wann er das nicht mehr war; der Tag und die Stunde sind auch hier wohl kaum genau festzulegen. Allein es handelt sich ja auch um viel Wichtigeres, als um solche Entscheidungen und Zeitbestimmungen; es handelt sich darum, wie man dem Kranken, Brüchigen, Belastungsunfähigen in der Struktur des Hemmungsmenschen und des Hemmungslosen beikommen kann. Er ist so oft ein ehrlich Hilfesuchender. Wer kann seiner in Banden liegenden, wer kann seiner ungebundenen und zügellosen Seele

helfen: der Arzt oder der Priester? Beide bemühen sich um ihn; es ist von Wichtigkeit, die Methoden eines jeden kennen zu lernen.

Der Arzt steht dem Hemmungsmenschen gegenüber. Nehmen wir diesen Fall als gegeben an! Was tun die Ärzte?

Der eine versucht es mit der Suggestivmethode. Ob er die Wachsuggestion oder die hypnotische Suggestion bevorzugt, das wird sich nach der Lage des Falles richten. Es ist Sache des kundigen Arztes (nicht eines mit Hypnose „arbeitenden" Kurpfuschers), darüber zu entscheiden. Sache des Moralpsychologen bzw. Theologen aber ist es, auf gewisse Gefahren der Hypnose hinzuweisen, die jedem Arzt, nicht aber jedem Laien bekannt sind. Die Hypnose bringt nämlich bei längerer Behandlung den Patienten in ein gewisses Hörigkeitsverhältnis zum Arzt, so daß der ohnehin zu Minderwertigkeitsgefühlen neigende Patient, mehr noch die Patientin, sich nicht mehr zutraut, selbstständig zu denken und zu handeln. Das ist dann eine Verschärfung, nicht aber eine Lösung der Hemmungserscheinungen. Ein befähigter und energischer Arzt wird dieser Gefahr vorzubeugen wissen. Aber ein ganz hervorragender Mediziner, der jahrelang auf die hypnotische Heilbehandlung eingeschworen war, ließ sich um keinen Preis mehr zu einer hypnotischen Patientenbehandlung bewegen, die er meisterhaft verstand, weil er nach seiner eignen (mir gegenüber wiederholt gemachten) Aussage „wie ein ungeheurer Magnet" auf seine Patienten und Patientinnen wirkte, „wie ein Magnet, der zwar anziehen, aber nur mit größter Mühe wieder abstoßen konnte". Das „also" der Schlußfolgerung für den Heilwert der Hypnose ergibt sich von selbst.

Der andere versucht es mit psychotherapeutischer Behandlung, mit ruhiger, klarer, sachlicher Belehrung, mit gütigem Zureden. Das Verfahren ist gut und ist um so besser, je mehr der Arzt zu einer Art von Seelsorger für seine Patienten wird. In vielen Fällen wird ein sittlich ernst denkender und menschlich feinfühlender Arzt ein willkommener Helfer des Berufsseelsorgers, d. h. des Priesters sein. Ganz zu ersetzen vermag er ihn jedoch niemals, am wenigsten in den zahlreichen Fällen, wo es sich um schuldbedingte und schuldverknüpfte Hemmungen handelt.

Nun macht in der neuesten Zeit eine Heilmethode viel von sich reden, die stark eingreift in das tiefste und intimste Seelenleben der an Hemmungserscheinungen Leidenden: nämlich die Psychoanalyse. Wien und Zürich sind deren Geburtsstätten, *Freud* (in Wien), *Jung* (das Haupt der Züricher Schule), *Adler*,

Pfister, *Schilder*, *Stekel*, *Reik* und viele andere sind Begründer bzw. Weiterbilder dieser Methode. Das Wesen der psychoanalytischen Heilmethode liegt, kurz gesagt, darin, daß der behandelnde Arzt (der Analytiker, Analysant) dem Patienten (dem Analysanden) durch Analyse der seelischen Bedingtheit und der seelischen Zusammenhänge (daher die Bezeichnung „Psychoanalyse" oder „Psychanalyse") des gegebenen Leidens Heilung zu verschaffen sucht. Die Psychoanalyse (= Ps. A.) geht dabei aus von der Tatsache, daß manche Menschen mit Vorstellungen oder Erlebnissen peinlicher Art innerlich nicht fertig werden und diesen peinlichen Dingen dadurch aus dem Wege zu gehen trachten, daß sie dieselben aus der Helle des Bewußtseins ins „Unterbewußte" (man sagt auch „in die Bewußtseinssphäre"), also in das Verdämmernde und Verfließende des Seelenlebens zu verdrängen bestrebt sind. „Verdrängung" wäre demnach, wie *Kretschmer* sagt, „die Verstellung vor sich selbst, die Vogelstraußpolitik gegenüber den eigenen Seelenvorgängen." Die verdrängten Vorstellungen und Erlebnisse versuchen aber immer wieder ins Bewußtsein aufzutauchen. Die „Zensurfunktion" der Seele duldet ein solches nacktes Auftauchen des Verdrängten nicht, und so werden, um den peinlich, zumeist sogar als sündhaft empfundenen Verdrängungskomplex abzuwehren, Surrogate und Symbole anscheinend harmloser Art erfunden, oder es werden Abwehrgesten und Fluchtbewegungen in Form von Fehlleistungen, Versagungserscheinungen, Minderwertigkeiten und Krankheiten vorgenommen. Hinter all diesen Surrogaten, Symbolismen, Fehlleistungen, Pathologien, Hysterien verbirgt sich aber, tausendfach maskiert, der verdrängte Komplex, der in letzter Linie doch nichts anderes als ein — geheimer, mehr oder minder heißer Wunsch war. Die Reihenfolge wäre also diese: „Ich möchte" (der Wunsch) . . . „ich darf oder kann nicht, also ich will nicht" (die Verdrängung) . . . „ich möchte aber doch" (das Wiederauftauchen des verdrängten Komplexes) . . . „aber so darf ich oder kann ich ja nicht" (die Zensur) . . . und nun kommen dafür die Symbole, z. B. Träume mit eigenartigen Wunschsymbolen, Gegenhandlungen, symbolische Abwehrbewegungen (z. B. krampfhaftes Kopfschütteln, Waschungen, Ekelanwandlungen), sonderbare Selbstbestrafungen, bis am Ende bei manchen Patienten geradezu symbolische Zwangsneurosen, ein Waschzwang, ein Schlaf- und Ankleidezeremoniell, Angstneurosen, schwere Fehlleistungen und Versagungserscheinungen sich entwickeln. All dem (z. B. dem Traum), so sagt die Ps. A., kommt nicht bloß eine pathologische Dynamik,

sondern eine psychische Finalität zu. D. h. der sündhafte oder für sündhaft gehaltene Wunsch wird nur scheinbar verdrängt. In Wirklichkeit läßt er sich nicht aus der Seele hinauswerfen. Er bleibt in den Grotten des Unterbewußtseins sitzen. Und damit er dort unschädlich gemacht werde, wird er mit allen möglichen symbolischen Schleiern verhängt, mit einer zauberweltartigen Symbolik umgeben, mit einem wahren Rituale von Angst- und Abwehrgesten gebannt. Die Ps. A. versucht es nun, den verdrängten Komplex aus all seinen symbolischen Hüllen, Verkleidungen, Masken herauszuschälen, ihn in das klare und ruhige Wachbewußtsein des Patienten zu erheben und dem Leidenden zu zeigen, daß die ganze verdrängte Geschichte entweder ungefährlich und harmlos und höchst natürlich ist, daß er sich den oft verzweifelten Kraftaufwand der Verdrängung und Konträrhandlungen sparen und eine natürliche Wunscherfüllung erlauben kann und darf, daß er also nicht in diesem ewigen und aufreibenden Konflikt mit sich selbst liegen muß . . . oder aber daß eine „Sublimierung" des verdrängten Komplexes notwendig ist, d. h. eine Umwandlung, eine Emporwandlung der im verdrängten Komplex liegenden Kräfte in sittliche, religiöse, künstlerische Hochleistungen. Auf die Technik der Ps. A., z. B. auf ihre Traumsymbolik, Zahlensymbolik, Vorstellungssymbolik und ihre „kathartische" (reinigende) Methode einzugehen, ist hier nicht der Platz. Wir haben uns mit der Frage zu beschäftigen: Kommt der Ps. A. ein Wert, kommt ihr der von ihren Anhängern vielgerühmte Heilwert zu?

Die Ps. A. hat ohne Frage (innerhalb gewisser Grenzen des seelischen Geschehens) einen sehr schätzbaren Wert für die Erkenntnis von psychischen Zusammenhängen, die anderen als der psychoanalytischen Methode immer dunkle und undeutbare Rätsel bleiben. *Freud* hat sicher persönlich die Gabe eines beinahe genialen Tiefblickes besessen, als er zwangsneurotische Symbolbildungen und Fehlleistungen zu deuten begann und gemeinsam mit *Breuer* den Satz aufstellte, daß die Sexualität als Quelle psychischer Traumen (= seelischer Wunden und Wundstellen) eine Hauptrolle in der Entstehungsgeschichte der Hysterie spiele. Tatsächlich flüchtet sich unbefriedigte Sexualität gerne hinter allerlei Masken und Symbole, und es ist für den Seelsorger sehr gut, das zu wissen und wohl zu beachten, wenn er „maskierte Seelen" vor sich hat und ihnen helfen soll. Nur ist mit der Ps. A. als Heilmethode nicht viel anzufangen, so wertvoll sie auch als Erkenntnis- und Durchschauungsmethode sein mag. Und überdies hat die Ps. A. geradezu maßlose Über-

schreitungen in der Symboldeutung begangen, so daß die „Freudianer" zuletzt bei einem förmlichen Pansexualismus anlangten. Alles ist ihnen schließlich zum Sexualsymbol geworden, vom Daumenlutschen des Säuglings angefangen bis zum harmlosesten Traum eines Mummelgreises. Die Rolle, welche der Sexualtrieb im Leben des Menschen um der Arterhaltung spielt, ist naturgemäß eine sehr große und die Zahl der Verdrängungen usw. ist, im ganzen genommen, größer, als der Unwissende und Unerfahrene glauben mag. Aber daß nun alles und jedes im unnormalen und gehemmten Ablauf der seelischen Erscheinungen sexuell sei, das ist eine Behauptung, deren Kühnheit nur noch durch den Reichtum überboten wird, mit dem eine psychoanalytische Traumsymbol-Dogmatik zu arbeiten den Mut findet. Das tief Bedauerliche dabei ist, daß manchem Patienten Sexual- und Infantilerlebnisse mitunter während der Heilbehandlung erst suggeriert werden, daß ihm Dinge, die wirklich mit Sexualität nichts zu tun haben, als verkappte Sexualismen gedeutet und damit erst recht zu Schwierigkeiten gemacht werden. Ich behaupte beileibe nicht, daß die Ps. A. immer in diesen Fehler verfällt, dessen verhängnisvolle Tragweite gar nicht abzusehen ist; aber der Fehler scheint namentlich von unberufenen und unfähigen Psychoanalytikern leider oft genug gemacht zu werden, und er ist auch in der Theorie nicht einmal durch Freud selber vermieden worden. — Was aber die Heilerfolge der Ps. A. anbelangt, so ist folgendes zu sagen: Es gibt tatsächlich Menschen, bei denen die Erkenntnis eines sexuellen Traumas auch schon die Heilung von der sexuellen Verwundung oder Verwundbarkeit bedeutet, und namentlich intellektualistisch Eingestellte werden den Hauptprozentsatz bei den Heilerfolgen der Ps. A. liefern. Aber Freud hat selbst zugegeben, daß die Rückfälle, besonders wenn die Behandlung des Arztes aufhört, häufig sind, und es ist eine merkwürdige Sache, daß gerade Psychoanalytiker sich selbst so wenig zu helfen wissen, wie das der bedauerliche Selbstmord von Psychoanalytikern beweist, der nicht eben zu den Seltenheiten gehört. Im übrigen bedenke man: zum Psychoanalytiker kommen im großen ganzen minderwertige oder sich als minderwertig fühlende Menschen. Der Arzt nimmt sie nun, vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben, ernst, beschäftigt sich mit ihren Konflikten, denen ihre bisherige Umgebung oft verständnislos gegenüberstand; er beschäftigt sich monatelang, jahrelang mit ihnen — und so wird schließlich der Heilerfolg nicht der Methode, sondern der Suggestivwirkung des Arztes zuzuschreiben sein. Dabei ist immer vorausgesetzt, daß es sich um einen fähigen

Psychoanalytiker und nicht um einen Kurpfuscher auf seelischem Gebiet handelt. Denn manchem Patienten und mancher Patientin ist durch diese Sorte von Heilkünstlern schon vieles Wertvolle genommen und nichts dafür gegeben worden. Die Sexualdeutung und die Sublimierung sind zwei sehr verschiedene Dinge. Wenn man das, was dem Leidenden bisher schon sublim, also erhaben und heilig war, in die niedrigere Sexualsphäre herunterzieht, dann kann der „Erfolg" eine furchtbare Ernüchterung und Enttäuschung sein, eine Geistesleere und Geistesöde, die den Leidenden erst recht zur Verzweiflung bringt.

Immerhin: es wäre zu begrüßen, wenn es einer psychotherapeutischen und meinetwegen der psychoanalytischen Heilmethode gelänge, „die Extraversion eines introvertierten Komplexes" fertigzubringen. Mit anderen Worten, wenn es gelänge, die Last, die im Unterbewußtsein liegt, völlig von der Seele wegzuwälzen. Den Weg, den die Ps. A. sucht, den besitzt die katholische Kirche schon längst in der — Beichte. In der Gewissenserforschung werden auch die peinlichsten Konflikte ins Wachbewußtsein erhoben, in der Reue erfolgt die Katharsis (die Läuterung), im Vorsatz wird die bloße Verdrängung überwunden durch eine Sublimierung, im Bekenntnis vollzieht sich die Extraversion (die Abschiebung des Komplexes), in der Lossprechung wird der normale und nicht an pathologischem Skrupulantentum leidende Mensch objektiv und subjektiv befreit und erlöst. Selbstverständlich wird sich kein katholischer Priester dazu herbeilassen, in der Beichte Ps. A. zu treiben. Dazu ist die Sache zu heilig und das Amt zu ernst. Es ist nur gut, wenn sich der Priester in gewissen Fällen erinnert, daß die Ps. A. eine Erkenntnismethode (nicht eine Heilmethode) ist, und wenn er leicht durchschaubare Maskierungen und Symbolismen zwar stillschweigend übergeht, aber gerade im Stillschweigen für sich selbst weise und heilsame Erkenntnisse insbesondere binnenerotischen und hysterischen Pönitentinnen gegenüber benutzt. Wo z. B. sogenannte Traumsünden oder als sündhaft empfundene Konträrvorstellungen und Konträrhandlungen gebeichtet werden (Koprophantasien, Koprolalien), da hüte sich der Priester unter allen Umständen, psychoanalytische Auskünfte zu geben — aber er denke daran, daß hinter dem Symbol Erotik, Binnenerotik und Sexualität stehen kann und handle im übrigen, wie er als Moraltheologe zu handeln gelehrt wurde. Moralpsychologe kann er im Sinn der Psychoanalyse hier nur ganz im stillen und für sich selber sein, nie für den Pönitenten.

Problematische Naturen

1. — Es gibt Menschen, schillernd wie Opal, halb durchsichtig wie dieser Edelstein, wertvoll wie dieser Stein, der aber doch nur ein halber und kein ganzer Edelstein ist und von dem man sagt, er bedeute Tränen. Es sind Menschen, die ununterbrochen Rätsel aufgeben und sich selber am allermeisten Rätsel sind. Ihre moralischen Reaktionen sind so reich an Problematik, wie ihr Wesen selber. Sie sind nicht Typen von klar durchschaubarer Gegensätzlichkeit wie etwa der Typus, in dem sich Genius und Dämon, himmlische und irdische Liebe, Hemmung und Hemmungslosigkeit verkörpern. Es ist vielmehr das Schillernde, das Ineinanderfließende ihrer seelischen Mischungskomponenten, das Labile ihres Wesens, die weitgehendste Fähigkeit zum „Sowohl Als auch" statt des „Entweder-Oder", was sie typisch charakterisiert. Alle möglichen Menschen sind in diesen Typen vertreten, und es ist keine leichte Sache, sie in Gruppen zu ordnen. Aber vielleicht lassen sich doch vier solcher Gruppen bilden: die erste umfaßt Menschen, bei denen zwiespältig oder auch vielspältig geartetes Blut die Adern durchflutet und die problematische Gegensätzlichkeit ihres Wesens bedingt (nicht bewirkt, zum mindesten nicht allein bewirkt); die zweite Gruppe umfaßt Menschen, in denen die seelische Polarität problematische Spannungsverhältnisse schafft, wobei die positiven und negativen „Ströme" des Geisteslebens durch fortwährende Umschaltungen periodisch (d. h. zyklothym) oder unberechenbar (d. h. schizothym) wechseln; zur dritten Gruppe gehören jene, denen die Aktivität ihres Wesens in Verbindung mit gleichzeitig gegebenen Defekten, Mängeln, Insuffizienztatsachen, die sowohl innerlich wie äußerlich bedingt sein können, Problem um Problem zuwirft, also Menschen, in denen ewig stürmende Flut mit ewig wiederkehrender Ebbe wechselt, wobei Ebbe wie Flut doch dem gleichen Schoße seelischen Geschehens angehören; die vierte Gruppe endlich wird von jenen gebildet, denen die ausgesprochene Passivität ihres Wesens jedes Schicksal zum ungelösten Problem

macht, weil sie zu viel Aktivität besitzen, um nur leiden zu wollen, und doch viel zu wenig Aktivität, um überwindend leiden, erleben und erleiden zu können. Gemeinsam ist allen vier Gruppen, daß sie keiner gegebenen Lebenslage, Lebens- oder Leidensaufgabe völlig und restlos gerecht werden zu können glauben, obwohl sie (wie jeder genau sie Beobachtende erkennt) tatsächlich doch annähernd gut zurechtkommen. Gemeinsam ist ihnen ferner, daß keine gegebene Lebenslage ihnen genügt, und daß sie sich in einer ständigen Verschiebung ihres inneren Gleichgewichtes aus der gegebenen Lage heraus nach der gewünschten sehnen, obwohl sie in dieser genau die gleiche Problematik fänden, wenn sie darin zu leben hätten. Und noch etwas ist hier zu sagen: die großen grellen und scharfen Gegensätze finden sich mehr auf der Menschheit Höhen und in der Menschheit Tiefen; die problematischen Naturen dagegen hat man — von einigen großen Ausnahmen abgesehen — mehr im „seelischen Mittelstand" zu suchen. Ihrer sind viele, sehr viele.

2. — Die erste Gruppe der problematischen Naturen umfaßt jene Menschen, in denen heterogene Erbeinschläge, Blutmischungen, Rassenmischungen ein Leben lang im Kampfe liegen, der je nach Einzelartung des betreffenden Menschen durch die Kampfespausen der Zyklothymen bzw. Schizothymen zeitweilig unterbrochen, aber nie ganz gelöst wird in Ruhe und Frieden. Eine Bruchstelle, vielleicht mehr als eine Bruchstelle und schwer vernarbende Wunde, eine innere Unausgeglichenheit und Aufeinanderprallen von Gegensätzen kennzeichnen das Wesen dieser problematischen Menschen. Ihr seelisches Gleichgewicht ist immer bedroht und bedarf ununterbrochener Ausbalancierungen. Die Varianten dieser Gruppe sind zahlreich, wie das Leben selber reich ist an Problematik.

a) Da ist der Mensch mit dem Kopf eines Skeptikers und dem Herzen eines Gläubigen, oft sogar eines gläubigen Kindes. Forscht man genauer nach, dann spielt häufig ein liberal denkender Vater und eine „frommgläubige" Mutter in der Vererbung mit, unter Umständen auch Großvater und Großmutter und so weiter die Ahnenreihe hinauf. „Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben!" lautet das (selbst wieder problematische) Gebet dieses Typus, vorausgesetzt, daß er überhaupt zum Glaubenswillen und zum Gebete kommt; denn der Weg zum Glauben und Beten wird ihm gerade um der Problematik seiner Erbanlagen, seiner psychischen Komponenten willen ein steiniger und dornenvoller Weg. Und nicht nur der Weg zum Glauben, also zum Leben aus Überweltgedanken, sondern der Weg zur

Einlinigkeit des Lebens schon im rein natürlichen Bereich. In diesem Menschentypus laufen viele Linien auseinander und durcheinander und nur wenige streben zusammen, um sich in einem festen Punkt, in einem ruhenden Pol seines Wesens zu treffen. Ist doch die Zwie-Polarität des Wesens, die Zwiespältigkeit und Vielspältigkeit in der innersten Struktur dieses Typus begründet, in der oft unheimlichen Fähigkeit, alles mit mindestens doppeltem Blick anzusehen, mit klar-kaltem und mit brennendem Auge, mit harter, kristallener Logik des Denkens und weicher, singender Lyrik des Fühlens, mit kühler Berechnung des Kopfes und erlebnishungriger Romantik des Herzens, mit agonaler Energie, d. h. mit naturhaft elementarer Einstellung auf Kampf und Angriff und mit mimosenhaft zusammenzuckender Empfindsamkeit oder Neigung, zu herb sich verschließendem Trotz. Das alles wird bis ins Qualvolle gesteigert, wo etwa noch rassenfremde Blutströme die Fracht des Ahnenerbes in geheimen seelischen Brandungen gegeneinander schleudern, wo z. B. nordische und südliche (der Kundige lese statt südliche: alpine und dinarische), wo ostische und westische Rassenart in einem Individuum sich mischen. Dennoch, wenn man von den ganz großen Problematikern absieht, wie beispielsweise Tolstoi, Dostojewski, Strindberg es waren, — nirgends im problematischen Menschen ist das Kämpfenmüssen um die Stabilität seiner stets labilen Seele in dämonisch große Maße gesteigert. Er bleibt in einfacheren, wenn auch vielfacheren, oft in sozusagen nur heroiden, nicht heroischen oder heroisch-tragischen, häufig sogar in gut bürgerlichen Spannungen eingeschlossen oder in den etwas schärferen Spannungen des Proletariers, des hochbegabten Bauern und Bauernsohnes, der aus seiner Lebensraumenge nach größerer Lebensraumweite und höherer Lebensebene verlangt, ohne über Parteiprogrammphrasen hinaus den geeigneten Weg für sein Streben zu finden. Ein besonders häufiger Typus ist ferner der Mensch, in dem ehrlich reines Verlangen und Streben des Geistes mit Hormonenbelastung des Blutes und physiologisch bedingter Erotik in einem Kampfe liegen. Mit der Seele im Äther, mit dem Körper im Staub und mit Leib und Seele so oft zwischen Äther und Staub — das ist die Signatur dieser Ringenden, deren Menschentum gleichsam tief aufgespalten erscheint, so daß man durch die klaffende Wunde ihrer Wesenszwiespältigkeit in eine Seele zu schauen vermag, in der Gesinnungsadel und Triebniedrigkeit, Treue und Treulosigkeit, Geist und Fleisch, Gott und der Teufel (nicht im Sinne von „Genius und Dämon") um das Besitzrecht streiten.

b) Diese Gruppe von Menschen hat ihre besondere Gefahr. Sie heißt Zerrissenheit, die nicht zur Ruhe, zum Ausgeglichensein, zur Harmonie, zum Frieden mit sich selbst und der nun einmal gegebenen Lebenslage und Lebensaufgabe kommen kann. Der Mensch, in dem zwei Erbmassen wie Treibeisschollen im Strom aneinanderprallen, droht innerlich zu zersplittern und zu zerklirren. Der Mensch, in dem zwei oder auch mehr Erbströme miteinander verbunden sind (denn es ist schwer zu sagen: gemischt, amalgamiert sind), der wird nur unter ganz besonderen Bedingungen ein Mensch von einheitlichem Guß und klarer, festgeschlossener Form. Was er ist, das genügt ihm nicht, und er möchte sein, was er doch nie genügend sein wird. Was er hat, befriedigt ihn nicht, und er möchte haben, was ihn doch nie befriedigen wird, sobald er es hat. Er sieht immer nur nach dem andern und sieht am andern immer nur die schimmernde, lockende Seite. Oder er hat Ruhezeiten der Seele, in denen er nichts mehr wünschen zu müssen wähnt, bis dann auf einmal aus verborgenen Tiefen seiner problematischen Wesensstruktur Sehnsüchte aufbrechen, vor denen er selbst erschrickt, um dann doch die Objekte dieser Sehnsüchte langsam, schluckweise einzuschlürfen, als seien sie köstlicher Wein, obwohl in Wirklichkeit die empfindlichen, reizsamen Tiefenschichten seines Wesens wie mit Essig oder Meerwasser getränkt und nur um so heftiger zur Entzündung gereizt werden. Der Problematiker ist ein Mensch, der zu leisen oder stärkeren Bewußtseinsspaltungen, zu einem Doppel-Ich neigt. Beim zyklothym Gearteten zeigt sich das schwächer, beim schizothym Gearteten stärker. Der Schizothyme kann, wenn ihm nicht Hilfe gebracht wird, von seiner angeborenen zwie- und vielspältigen Innenstruktur her ebensogut zum Schizoiden, ja sogar zum Schizophrenen werden wie der Zyklothymiker zum Zykloiden oder zirkulär Erkrankten. Die Plusseite des Wesens kann bei jedem von beiden das Vorzeichen wechseln und zur wertunhaltigen, wertverneinenden Minusseite werden. Er lebt in Illusionen, der problematische Mensch, und wird so leicht und gründlich desillusioniert, daß er heute verbrennt, was er gestern noch angebetet hat, um sich morgen aus der Asche seiner verbrannten Ideale oder Idole wieder ein paar glimmende Fünklein zusammenzusuchen. Mit diesen entfacht er ein neues Lebensfeuer, das ihm leider wiederum weder leuchtet noch ihn erwärmt, sondern an dem er aufs neue sich selber martert und verzehrt. Immer trägt er Feuer und Eis zugleich in seinem Blut. Das Bittere seiner Problematik ist dieses: das Feuer seines Blutes, oft ein sündhaft begehrendes und loderndes Feuer, wird durch

das Eis seiner Artung nicht gelöscht. Und das Eis seiner Artung, oft eine abstoßend kalte, grausam kalte Atmosphäre verbreitend, wird durch das Feuer seines Blutes nicht aufgetaut und in belebendes Frühlingswasser verwandelt, das seine Seele überrieseln und zu reichem Fruchtland Gottes machen könnte. Nein — er verbrennt oder erfriert; und wo er nicht verbrennt in seiner Glut oder erstarrt in seiner Kälte, wo also Eis und Feuer in ihm ineinanderfluten, da wird er nur — lauwarm. Nicht mehr! Eben weil er ein Problematiker ist, dem zum Letzten und Höchsten des reifen Menschentums die angeborenen Kräfte fehlen.

c) Wo aber die angeborenen Kräfte fehlen, wo die angeborenen in stetem Widerstreit liegen, da müssen Kräfte gesucht und erworben werden, die dem Problematiker der Erbbelastung helfen. Die große Frage ist nur, woher diese Kräfte der Hilfe zu nehmen seien. Da sie aus seiner Natur nicht kommen können, erübrigt sich nur, sie aus der Übernatur zu holen. Kräfte der Übernatur aber lassen sich nicht ergrübeln und mit krampfhafter Problematik erringen, sondern sie wollen erbetet sein. „Mit Grübeln und mit Grämen und mit selbsteigener Pein läßt Gott sich gar nichts nehmen: es will erbeten sein," heißt es in einem alten Kirchenlied. „Selbsteigene Pein" — ist das nicht das Wesen des Problematikers? „Grübeln und Grämen" — ist das nicht seine wesenseigenste Seelenfunktion? Aber damit kommt man keinen Schritt weiter und keine Sprosse höher. Der Problematiker muß sich hinnehmen, wie er nun einmal als Verwirklichung eines Schöpfergedankens ist. Er muß sich bewußt bleiben, daß er auch in der Mangelhaftigkeit seiner Artung der Vorsehung Gottes so sicher untertellt ist, wie der Lauf der Gestirne, und dann, wenn er sich in seiner gegebenen Art und mit seiner gegebenen Lage und Aufgabe demütig hingenommen hat, muß er das Beste aus sich, aus seinem „Menschlein" zu machen suchen, bis er ein annähernd reifer und vollkarätiger Mensch ist. Das ist das Heilmittel für den Problematiker mit Erbbelastung. Wie sagt Goethe? „Hätte Gott mich anders gewollt, so hätt' er mich anders gebaut." Das bedeutet nicht träge und dumpfe Resignation, sondern Demut, die in letzter Linie Wahrhaftigkeit in der Selbsterkenntnis und Selbstbescheidung ist. Diese Demut sagt nicht: „So bin ich und so will ich bleiben"; sie spricht vielmehr: „So bin ich leider, aber aus den mir gegebenen Kräften will ich das Beste für mein Ich und für meine Lebenskreise leisten und will schaffen, was ich nur leisten und schaffen kann." Diese Demut überwindet gerade in der Schwäche der gegebenen Problematik, was die nicht gegebene Dynamik erstürmen möchte

und müßte, wäre sie gegeben. Und diese Demut, diese Selbstbescheidung ist Hingabe an den Willen Gottes und Bejahung, Benutzung der guten Gaben, die auch der Problematiker hat. Sie ist Dienst an der Lebensaufgabe, die jedem Problematiker gestellt ist. Dessen immer schweifendes Auge übersieht Gaben und Aufgaben nur so leicht. Aber die vertrauensvolle Demut wird dem Problematiker noch am ehesten zu dem verhelfen, was ihm fehlt: zur Stabilität seiner ungeheuer labilen Wesensart.

3. — Die zweite Gruppe der problematischen Naturen umfaßt die „Hamletseelen", um sie mit einem Sammelnamen zu bezeichnen. Hamlet, durch Shakespeare zum geistigen Besitz der Welt geworden, repräsentiert uns hier alle die Menschen, denen ein Wurm am Herzen nagt; in deren Seele mehr als eine Seele wohnt, jede mühsam durch ein gequältes „Über-Ich" in diesen problematischen Ich-Spaltungen mit den „anderen" Seelen verbunden. Hamlet verkörpert uns die Grübler, in denen die Reflexion sich sofort wie Rauhreif in einer Frühlingsnacht auf alles legt, was Blüte und Frucht werden will. Ferner die Menschen, die eine Idee, einen Gedanken, eine Hypothese, ein System zu Tode reiten, auch wo sie fühlen, daß es in ihnen oder rings um sie noch andere Ideen, Gedanken, Systeme gibt. Sie fühlen instinktiv, daß ihnen die „andere Seite" der Dinge sehr gefährlich werden könnte, sobald sie aus dem Sattel ihrer einen, einzig geliebten und gehätschelten Idee steigen würden. Hamletseelen haben sodann jene Menschen, die mit Herrenseelen geboren sind, aber zum Dienenmüssen in irgendwelcher hart empfundenen Form verurteilt sind . . . die Versager, an denen Ophelia immer neu ihr tragisches Schicksal erleidet . . . die Menschen, die in Rätseln, in Spracharabesken, in geheimnisvollen Flüstertönen reden müssen, um nicht zu rasch und zu gut von denen verstanden zu werden, die unproblematischer sind als sie. So unproblematisch, wie auf der Bühne Fortinbras, der Gesunde, neben dem sterbenden Hamlet steht, der froh ist, seinen gequälten Geist aufgeben zu dürfen und doch nicht weiß, ob Sein oder Nichtsein die letzte Frage ist und ob es eine klare Antwort darauf gibt . . . Menschen, die handeln, als ob es keine Antwort oder nur eine nichterfüllte Antwort gäbe und dennoch sich im stillen fürchten vor den Dingen zwischen Himmel und Erde — und die Zahl dieser Dinge ist ja größer, als unsere Weisheit sich träumen läßt . . . Menschen, die in dürrem, unfruchtbarem Skrupulantentum zwischen Himmeln und Höllen hin und her geschleudert werden und zur Hingabe an die Himmel, an die sie glauben, nicht den ungebrochenen, unproblematischen Mut, zur Höllenzugehörigkeit

aber viel zu viel Güte, Gutsein, oft nur unterbewußtes Gutsein ihr eigen nennen. Hamlet, Hamlet — wie viele Brüder und Schwestern hast du doch und wie sehr sind sie alle an grüblerischer, angekränkelter Problematik dir gleich! Die besten Künstler der Bühne versuchen sich immer wieder an deiner Rolle, weil man nie damit fertig werden kann, die Problematik deiner gespaltenen Seele, deines gespaltenen Denkens, deines gespaltenen Gemütes auszuschöpfen. Aber neben dir gehen, straucheln, knien und bäumen sich die lebendigen, sehr lebendigen Schatten, die du immer wirfst: Menschen, die Komödie spielen müssen und hinter den niedergelassenen Vorhängen ihres Ich bittere Tragödien erleben, von denen nur Priester, Ärzte, Karitashelfer und die Vertrautesten etwas ahnen . . . Menschen, die mit sich selbst so schwer belastet und überlastet sind, daß sie auf allerlei krummen Wegen suchen, was ihnen auf geraden und einfachen nicht glücken will; daß sie durch Hintertüren gehen, weil sie das schwere Tor ihrer eigenen Wesensproblematik weder mit einem befreienden „Schlüsselerlebnis" öffnen noch mit einem energischen Ruck aufzustoßen oder mit selbst angetaner Gewalt aufzusprengen vermögen.

a) Es gibt besondere und besonders zu merkende Abwandlungen dieses Hamlettypus, z. B. den ewig reflektierenden Menschen, der nie zu einer entscheidenden Tat und zuletzt zu einer förmlichen Monomanie seiner Reflexionen kommt. Ist er ein Zwerg von einem Menschen, dann wird er in egoistischen und autistischen Reflexionen stecken bleiben, wird ein Hypochonder werden, der sich und andere peinigt und, so tragisch er sich auch selbst nehmen mag, keine Ahnung hat, welch komische Rolle er spielt. Handelt es sich um einen Vollmenschen, dann flieht dieser Mensch nach den ekstatischen Überspannungen und imperatorischen Vergewaltigungen seines Ich oder der ihn hemmenden Umwelt in krankhafte Zusammenbrüche, nur um sich vor der Wirklichkeit zu retten, die stärker ist als seine Reflexionen und Konstruktionen; oder er verliert sich in Exzessen, nur um eine andere, ihm den Selbstekel oder Sachekel hinwegnehmende Seite der Wirklichkeit zu gewinnen; oder er beginnt ein Doppelleben, in dem ein Gequirl von Reflexionen all das staut, was sich in ihm ungehemmt nicht ausleben darf, weil er, wiederum reflektierend, das exzessive Sichausleben nicht will. Sein genaues Gegenspiel hat der kleinmenschliche Hypochonder in dem unbekümmert Sorglosen, Frischen, Frohen, der keine reflexionsentsprungene Ichverknäuelung aufkommen läßt, während der vollmenschliche Problematiker aus Reflexion (der

nebenbei nur ein Einseitiger, oft nur ein Außenseiter ist) sein scharfes Gegenspiel im Ideologen und Fanatiker besitzt, der von keines Gedanken Blässe, aber auch von keiner Innenproblematik angerostet, rücksichtslos auf sein Ziel losgeht. Im kleinen wie im vollen Menschen aber, dem die Reflexion alles zum Problem werden läßt, decken sich nicht Gedanken und Tat, Erkenntnis und Erkenntniskonsequenzen, Vorsatz und Ausführung. Wer nun nicht tief genug sieht, hat deswegen, moralpsychologisch betrachtet, oft das Bild eines Simulanten in diesem Reflexionstypus vor sich. Aber nicht immer sind die Menschen, die anders handeln, als ihre Reflexion sie handeln lehren sollte, Simulanten, und noch weniger sollte man urteilslos verallgemeinernd das Wort „Simulant" mit „Heuchler" übersetzen. Nein — es sind Schwächlinge, Anlaufmenschen, oft gutwillige, nur leider nicht starkwillige Theoretiker, jedoch nicht bewußte und elende Heuchler. Ihnen helfen wollen heißt: den Schneefall von Reflexionen, der scheinbar wie eine reine, leuchtende Decke mit manchem Gedankenschimmerglanz ihre Seele überbreitet, mit fest zugreifender Hand hinwegräumen . . . ihnen den nackten, keimlosen, noch gar keine Taternte in Aussicht stellenden Grund und Boden ihres Wesens zeigen und ihre Reflexion, soweit sie geistigen Samencharakter in sich trägt und nicht aus tauben Gedankenkörnern besteht, in Saatkörner umwandeln und von ihnen Leistungen, Leistungen, und seien es noch so schwache Ansätze zu wirklichen Leistungen, fordern. Eine freundliche, aber gründliche Aussprache über die Fruchtlosigkeit ihrer Reflexionen mag so zum „Schlüsselerlebnis" der Selbsterkenntnis und Selbsthilfe für sie werden. Die Wahrheit, nicht die blasse Reflexion über die Wahrheit befreit. Und die Wahrheit liegt für diesen Problematikertypus darin, daß er ernst mache mit jeder werthaltigen Reflexion; daß er tätig lebe, was er nur rein reflexionsmäßig erlebt.

b) Wenn der ewig reflektierende Mensch nicht leistet, was er seinen Reflexionen und Überzeugungen nach zu leisten hätte, so leidet eine andere Art von reflektierenden Problematikern, die Skrupulanten nämlich, an der objektiven Krankheit, Übertriebenheit, Überbetontheit gewisser Reflexionen, mögen diese auf religiösen, beruflichen oder irgendwelchen Gebieten liegen. Insbesondere leidet der Skrupulant daran, daß seine Leistungen seinen Reflexionen und ihrer Werthaltigkeit nicht entsprechen. Sein Leben oder Teilgebiete seines Lebens stehen unter der deprimierenden Devise: „Der ich bin grüßt trauernd den, der ich müßte sein!" „Müßte sein," sagt der Skrupulant, nicht „möchte

sein"; und noch überdies sind seine Vorstellungen von dem, was er sein (bzw. tun und lassen) „müßte", objektiv falsch. Der Skrupulant hat immer objektiv irrig gefaßte Wertbilder, eine beinahe expressionistisch verzeichnete Idealpersönlichkeit, von der er nur eine Karikatur zu sein wähnt, im Auge. Vielfach spielen Verdrängungskomplexe eine Rolle im Seelenleben des Skrupulanten, und nicht immer werden die verdrängten Komplexe ohne jenen „Widerstand" geoffenbart (wie er nicht bloß dem Psychoanalytiker, sondern jedem erfahrenen Seelsorger bekannt ist). Jedenfalls werden die Skrupel, die einen Menschen auf neurotischer oder psychotischer Basis so schwer belästigen und kleine Steinchen mit Zentnergewicht sind, nicht leicht ohne Widerstand aufgegeben. Helfen und heilen kann hier nur die bessere Einsicht des geklärten und beruhigten Gewissens oder das demütige und unbedingt gehorsame Vertrauen zu dem besseren Urteil des geistlichen Beraters und Führers. Daß Neurosen und leichte Psychosen nebenher (und zwar nicht bloß so „nebenbei") fachmännisch-medizinisch zu behandeln sind, ist selbstverständlich; schwereren Psychosen ist leider kaum beizukommen. Um so wichtiger ist es für den Priester und Arzt, auf den Skrupulanten heilend einzuwirken, solange er noch eine „präpsychotische" Persönlichkeit ist. Die Psychoanalyse ist für den Kundigen und Erfahrenen auch hier eine gute Erkenntnismethode — aber keinesfalls eine Heilmethode, die der Priester zu üben hätte. Die Problematik des Skrupulanten besteht darin, daß er gleichsam eine übertriebene und alles übertreibende Zensurfunktion seiner Seele besitzt. Seine Zensur ist aber eine Karikatur seines Ethos, das sich in Spannungsverhältnissen zwischen „erlaubt" und „unerlaubt", „Sünde" und „Nichtsünde" befindet und aus diesem oft tragischen Spannungsverhältnis keine Entspannung und Lösung zu finden vermag. Nicht wer ihm das Tier, sondern wer ihm das Gottesbild in seinem problematischen Ich zeigt; wer ihm klarmachen kann, daß das bisher von ihm angst- und qualvoll Gehütete durch das bestimmte, gebot-erläuternde Wort des Helfers nicht angetastet, sondern gerade jetzt erst aus der Verdüsterung befreit wird, der allein vermag dem Skrupulanten zu nützen und ihn zu heilen. Lastmildernd, lastausgleichend muß die Behandlung dieser überbelasteten und unter ihrer schwankenden Last beinahe zusammenbrechenden Seelen sein — aber ihnen den Druck, der auf ihnen liegt, ganz zu nehmen und plötzlich zu nehmen, ohne ihnen eine heilsame Fracht der Seele dafür zu geben, das wäre zu gefahrvoll; denn man vergesse nicht: es handelt sich um problematische Naturen,

die nicht bloß analytisch in ihre gegensätzlichen Kraftkomponenten aufzulösen sind, sondern denen eine weise aufbauende, aufhellende, aufrichtende Synthese von Sollen und Können, Wollen und Dürfen nottut und gegebenenfalls eine Befreiung aus Ängsten, die durch keine ätzende Analyse, sondern nur durch die Barmherzigkeit des Samaritans erfolgen kann, der linderndes Öl und stärkenden Wein zugleich zu bieten vermag. Ihre Wunden sollen geschlossen, aber nicht durch analytische Sondierungen noch tiefer aufgerissen werden.

4. — Zur vierten Gruppe der problematischen Naturen gehören die unzählbaren Menschen, die keine Blutproblematik und keine Innenproblematik der Reflexion und des Skrupulantentums aufweisen, denen aber das Leben unlösbare oder schwer lösbare Probleme bietet. Es handelt sich bei dieser vierten Gruppe um die Problematik der Aktivität, die etwas leisten möchte und etwas leisten kann (freilich oft nur ein „etwas" leisten kann), aber sich nie vor die ihr adäquate Aufgabe gestellt sieht. Diese Problematiker sind nicht Hamlets Brüder und Schwestern. Sie haben vielmehr das Los des Sisyphos, der dazu verurteilt war, in der Unterwelt einen schweren Felsblock bergan zu wälzen, und dem der Block immer kurz vor dem Gipfel bergab rollte. Und ist das nicht eine harte Problematik, Lasten bergan tragen zu müssen und nie zur Taborhöhe und ihrem Verklärungsfrieden zu kommen? Alle Einzeltypen dieser vierten Gruppe leiden an einem Mißverhältnis zwischen Leistungswillen und Leistungsfähigkeit. Bei den einen ist der Leistungswille größer als die Aufgabe, bei den andern die Aufgabe größer als das Leistenkönnen. Bei andern wieder ist das Kräftesystem so verfeinert und kompliziert, der Reiz- und Erlebnishunger so mannigfach, das Tatverlangen so reich bis zum elementar anmutenden Machtwillen oder auch bis zur verflatternden Abenteuerlichkeit, daß die Schlichtheit, Gewöhnlichkeit, Alltäglichkeit, ja Banalität der gegebenen Betätigungsmöglichkeiten, Erlebnismöglichkeiten, Aufstiegmöglichkeiten ihnen absolut ungenügend erscheint. Und noch andere gibt es, bei denen die chaotische Ungeordnetheit ihres Trieblebens besteht, die nur zu Primitivreaktionen, Kurzschlußhandlungen fähig ist, die also der Höhe und Weite, man könnte sagen der Wertfeinheit der gegebenen Forderungen und Lebensaufgaben nicht zu genügen vermag. Aus dieser, wie man sieht, vierfältigen Problematik ergeben sich vier Sondertypen dieser Gruppe:

a) Den ersten Sondertypus bilden alle Unbefriedigten, die etwas anderes sein möchten als sie sind und etwas anderes

leisten möchten als das, was von ihnen gefordert wird. Im einzelnen können die Quellen des Unbefriedigtseins sehr mannigfaltig und aus sehr verschiedenen Strukturtiefen strömen. Die „unbefriedigte Frau" gehört hierher, wobei weder die Geheimnisse des Herzens noch die ehrfurchtheischenden Geheimnisse des Gürtels mehr als bloß genannt werden müssen. Es ist nicht so einfach, daß, um mit Goethe zu reden, all ihr Weh und Ach, so tausendfach, an einem Punkte sich kurieren ließe. Oft liegt freilich die Problematik ganz sichtbar an der Oberfläche des Themas „Eros und Sexus"; aber mindestens ebenso oft liegt sie auch sehr viel tiefer. Sentiment (also Gefühlsleben) und Ressentiment (d. h. in diesem Fall die seelische Selbstvergiftung infolge eines enttäuschten, unerfüllten, sozusagen umgekippten Sentiments) spielen eine ebenso große Rolle im Frauenleben wie Eros und Sexus. Und nicht im Frauenleben allein, sondern auch im Leben des Mannes, in dem auf der Seite irgendwelcher Seelenkräfte ein Plus an Forderungen und auf der Seite der Betätigungsmöglichkeiten ein Minus vorhanden ist . . . Hoffnungen, die an fremder Beschränktheit, Unfähigkeit, Dummheit, Bosheit gescheitert sind . . . Berechnungen, die sich als berechtigte Forderungen ausweisen könnten und doch nur unquittierte Rechnungen, ewig prolongierte Wechsel, nie einlösbare Anweisungen bleiben . . . Hochbegabungen, die Triumphritte machen könnten und doch nur Lasteselsdienste leisten dürfen — all das schafft Ressentimenttypen, wo immer ein Mensch nicht mit überlegener Ruhe und seelischer Statik, sondern mit der nervösen Dynamik der Sentimenteinstellung sein Leben lebt. Und müssen nicht sehr viele Geist- und Kraftbegnadete ein sehr enges und kleines, ein graues und staubiges Leben leben? Es gäbe einen Gedanken, der ihnen allen helfen könnte. Er liegt in der Erinnerung an das Wort, mit dem wir alle einmal gerichtet werden: „Wohlan, du guter und getreuer Knecht, weil du getreu warst im Kleinen, will ich dich über vieles setzen: gehe ein in die Freude deines Herrn!" Gut sein, auch wo man es nicht gut hat; gut handeln, Güte erweisen, auch wo „die andern" nicht gut sind und keine Güte lohnen; ein hochragender Wertsender sein, auch wo die Empfänger sehr schlecht oder mit störenden Nebengeräuschen reagieren; gut sein und gut handeln, weil die Wertverwirklichung in sich gut ist und rückwirkend den Verwirklicher immer reicher an Wertgüte macht — das bewahrt vor Ressentiment. Blühen wie eine Edelblüte, die nur der Allsehende sieht, reifen wie eine Edelfrucht, die doch einmal reif in die Hände des großen Wertschirmers, des letzten und ab-

soluten Wertgärtners und Werternters fallen wird, das bewahrt vor Ressentiment. Treu sein im Kleinen und Kleinsten, das macht auch das Kleinste im Leben und das kleine Leben groß. Wenn Goethe, der es doch wissen konnte, sagt, Genie sei Fleiß, so könnte man auch behaupten, sittliche Genialität sei Treue im Kleinen, die aus dem unbedingten Willen zur Gesinnungsgüte stammt. Die Bewahrung vor dem Ressentiment mit dem Minusvorzeichen aber ist von größter Wichtigkeit, denn wer sich ihm ergibt, der gleitet von den abschüssigen Gestaden der Problematik hinunter in die Tiefe, und zwar bis zur Möglichkeit des Wertnihilismus und sogar der kriminellen Wertnegation. Nur das Ressentiment mit dem Plusvorzeichen reißt nach oben: die heroische Inangriffnahme der nun einmal gegebenen Lebensprobleme, mögen sie in Menschen oder Dingen oder Verhältnissen liegen, mögen sie aus der Kleinheit und Kleinlichkeit der Lebenslage oder aus der Unerfüllbarkeit von Forderungen und Wünschen entspringen, die so heiß sind, daß man sie wie ewige Brandwunden, ja wie aufgeätzte Brandmale in der Seele fühlt.

b) Der zweite Sondertypus wird gebildet in Menschen, deren Aufgabe größer ist als ihre Leistungsfähigkeit, bei denen der Leistungswille also immer gewissermaßen auf dem Rücken der Ohnmacht reitet. Es können allerlei Komplikationen hinzutreten: Hyperästhesie in jeder Form von Reizbarkeit und Reizsamkeit, Geltungswille um jeden Preis, Strebertum, das erkrampfen möchte, was es nicht erreichen kann, innere Kompliziertheiten, die das Versagen doppelt schwer empfinden lassen, Differenziertheit auf Erlebnis- oder kultureller Grundlage (das Wort im Sinn von Lebenskulturansprüchen genommen), Halbbildung, die Probleme sucht, wo keine sind, und wo sie sind, sie nicht findet oder empfindet, ferner ganz besonders körperliche Schwäche bei starker und stärkster seelischer Energie, Pflichtbewußtsein bis zur Peinlichkeit und Kleinlichkeit und daneben zykloides oder schizoides Versagen im entscheidenden Augenblick und vor den eigentlich in Frage kommenden Menschen des Pflichtenkreises, den man zusammen mit diesen Menschen auszufüllen hätte. Die Folgeerscheinungen sind natürlich Fehlleistungen aller Art, Halbleistungen und Viertelsleistungen, ein Gespaltensein in das, was man kann und das, was man sollte, möchte, müßte, schließlich das Gefühl, daß man sein Leben, seinen Beruf, seine Liebe der großen Hingabefähigkeit verfehlt habe. Bei Frauen findet sich oft ein eigenartiger Typus, der halb Weib und halb Nonne ist, fürs Kloster zu unentschlossen und für die Eheaufgaben zu wenig frauenhaft und immer voll heimlicher Sehnsucht nach dem

Märchenlande nicht erfüllter Mädchenträume . . . ein Typus, der im stillen mehr leidet, als man ahnt. Denn alle diese Menschen, deren Tun und Lassen und gesamte Lebensgestaltung aus der ungelösten Problematik von Vitalität und Geistigkeit, Machtwillen und Ohnmächtigkeit, Seinwollen und Nichtseinkönnen, Schöpferdrang und Impotenz, äußerem Scheinenmüssen und innerer Werthalbheit oder Wertleere, Ansprüchen an das Leben und Nichterfüllung derselben hervorgeht, alle diese Menschen haben Tiefen und Abgründe, die nur der kennen lernt, der das Senkblei seelischer Forschung bis auf den Grund schicken kann. Mitunter verrät aber doch eine Maske, eine Abwehrgeste oder Abwehrstellung, eine Wolke auf der Stirne, ein unsicheres Tasten und Greifen, eine Klage, ein „gefrorenes" Lächeln oder ein Weinen der kaum beherrschten Züge, eine unechte Härte und Brutalität die innere Problematik dieses Menschentypus und seine Gefährdung.

c) Diese Gefährung besteht darin, daß schließlich etwas Unechtes, Unwahres, Falsches die Seele derer verdunkelt und moralisch trübt, die ihr Ungenügen nicht erkennen oder nicht anerkennen. Sie bleiben auf die Dauer der ihnen gestellten Aufgaben oder von ihnen erhobenen Ansprüche keine bloßen Versager, sondern leben in zwei Zusammenhängen statt in einem: in einem wirklichen und einem konstruierten, oft phantastischen. Solange diese Zusammenhänge in ihrem Bewußtsein noch in Kollision geraten, ist ein an seiner Problematik leidender Typus das Ergebnis, aber dieses Leid wirkt immer noch wie ein Ansporn, wenigstens so gut als möglich der gegebenen Lebenslage gerecht zu werden. Jedoch es kann auch anders kommen. Der Mensch kann sich seiner leidvollen Kollisionen zu entledigen suchen und dabei zu moralisch bedenklichen Mitteln greifen. Er kann alles Mögliche werden: Simulant . . . Komödiant des Lebens (der an der Wirklichkeit gemessen oft ein Tragödiant ist) . . . Pathetiker, der an sein eigenes Pathos doch nicht glaubt . . . Streber, der andere drückt, um sich zu heben . . . Sprüchemacher und Phrasendrescher . . . Lusthungriger, der abwegig erstrebt, was er nicht geradwegig erreicht . . . Machthungriger, der nicht elementare Kräfte ausströmt und daher die Kräfte anderer ausbeutet . . . oder es bildet sich langsam der bedauernswerte Menschentypus, der sich am Mißverhältnis seiner Kraft und seiner Aufgabe, seines Lebenslufthungers und seiner Stickstoffatmosphäre wundreibt und aufreibt . . . der still sich Verblutende . . . die verkümmernde und verelendende Frauenseele . . . das Mädchen, das nie verblüht, weil es überhaupt nie blühen

konnte . . . alles zusammen Menschen voll tiefster Problematik, sehr häufig auch Ressentimenttypen. Nur entsteht das Ressentiment bei ihnen auf einem anderen Wege, als bei der früher genannten Ressentimentgruppe. Jene früher gezeichneten Ressentimentmenschen (unter a) kommen zur seelischen Selbstvergiftung, weil ihr Wollen und Können es gleichsam wie mit einer Kinderspielkugel von Aufgabe zu tun hat — diese andere Ressentimentgruppe hingegen hat eine erdrückend schwere Kugel von Lebensaufgabe auf allzu schwachen Schultern liegen, oder aber sie jagt der ewig davonrollenden Glückskugel nach. Die Hilfe? „Daß du nicht enden kannst, das macht dich groß — und daß du nie beginnst, das ist dein Los". Dieses Wort gilt wie kein anderes von den Problematikern, die am Zwiespalt zwischen dem „du mußt" und dem „du kannst nicht" kranken. Aber das „du kannst nicht" ist nicht wahr, und es ist nicht ihr Los, daß sie nicht beginnen könnten. Ihre Problematik liegt nur darin, daß sie faktisch nie beginnen oder nicht am rechten Punkt beginnen. Enden? Ach, enden können wir ja alle nicht in dem Sinne, daß wir über eine Relativität der Leistungen, über eine gewisse konkrete Moralität zur absoluten Moralität unseres Tuns und Wesens hinaus und emporkämen. Anfangen jedoch, dort anfangen, wo das sogenannte Schicksal (besser gesagt: die Vorsehung) einen jeden, eine jede hingestellt hat; immer wieder anfangen, ohne auf die erdrückende Uferlosigkeit und Ferne der Ziele zu sehen; steigen, ohne sich über seine Kräfte hinaus zu versteigen; ein von Wirklichkeitssinn erfülltes Wachleben und kein phantistisches Traumleben führen; Fassung, Haltung, Gerafftheit bewahren, ohne in die Pose eines moralischen Schauspielertums zu verfallen; sich ohne Schminke seines echten Seelenangesichtes, ohne Täuschungsversuche seines wahren Lebensaspektes nicht schämen; geben, soviel man eben geben kann, und nehmen, so viel man eben von guten Gebern und vom Geber alles Guten erhält — das mag einen problematischen Menschen schon eine gute Strecke vorwärts bringen im Leben. Es hat ja keinen Sinn, in dauernder Problematik zu verharren zwischen „Ach!" und „Weh!", zwischen Stöhnen und Dochzugreifenmüssen. Wohl ist es schwer, einen problematischen Menschen über seine Zwiespältigkeiten hinauszuheben, ihn zur Harmonie mit sich selbst emporzuführen. Gleichwohl, wenn er auch nie enden kann, man möchte ihm doch immer wieder ermunternd zurufen: „Wenn du nur erst beginnst, wirst du schon langsam groß!" Aber eindeutig, ganz eindeutig, nicht in ewig zerrissener Problematik muß begonnen und weitergearbeitet

werden. Dem Frommen würde man sagen: „In Harmonie mit dem Willen Gottes und rein und lauter zur Ehre dessen, der dich schuf und dir die Größe oder die Beschränktheit deiner Lebenslage gab!" Wäre der Problematiker nur erst ein frommer Mensch, d. h. einer der sich in Ehrfurcht vor dem Gegebenen seiner Gaben wie Aufgaben als etwas Gottgegebenem beugt, dann wäre ihm eigentlich im Wesentlichen schon geholfen.

d) Eine letzte (vierte) Gruppe von problematischen Naturen wird von jenen Menschen gebildet, die ihren Mitmenschen schier unlösbare Rätsel aufgeben durch das Unbegreifliche ihres Tuns und Treibens. Es sei ausdrücklich bemerkt, daß wir psychopatische Grenzzustände in diese vierte Gruppe nicht miteinbeziehen, sondern eigens behandeln werden. Wir haben hier nur von jenen chaotischen, d. h. innerlich noch primitiven und ungeordneten Menschen zu reden, deren moralische Reaktionen auf Reize und Einflüsse in ganz primitiver Weise erfolgen und keinen ethischen Persönlichkeitscharakter an sich tragen. Der chaotische Mensch ist aber keineswegs zu verwechseln mit dem Wilden, Kulturlosen oder mit dem Urwüchsigen, gänzlich Unkomplizierten, wie er etwa in den einfachsten ländlichen Verhältnissen, in der Bergeinsamkeit der Almen und Sennhütten, in Köhlerhütten zu finden ist. Dort können chaotische Menschen sein, aber sie müssen nicht dort sein. Im Gegenteil, die Geradwinkligkeit und hartkantige Rechtwinkligkeit des Bauern, des Bauernsohnes und der Bauerntochter, die helle Durchsichtigkeit des bodenständigen Menschen, der im einfachen Rhythmus der Natur, in der großen und erhabenen Einsamkeit von Hochgebirge, Heide, Steppenunendlichkeit und Meeresnachbarschaft dahinlebt, muß an und für sich gar nicht chaotisch sein. Der Hochkultivierte, Überkultivierte, der an raffinierte Reizreaktionen Gewöhnte, der Stadtmensch, Großstadtmensch, der Mensch der Zeitungs-, Reklame- und Kino-„Kultur" können tausendmal chaotischer sich gebärden und tun das oft genug. Aber es ist nur naturgemäß, wenn unter den Primitiveren auch die Primitivreaktionen häufiger zu finden sind: die vitale Lebenskraft und Lebenslust, die stärkste Liebe der Leidenschaft und der jäh aufflammende Haß, der wirkliche Köhlerglaube und die rasch hervorgestoßene Blasphemie. Wir haben den Begriff der „Primitivreaktion" zu definieren. Es sind impulsive Augenblickshandlungen normaler Menschen, die durch starke Erlebnisstöße hervorgerufen werden — oder ebenso jähe Augenblickshandlungen von infantilen, leicht oder schwer abnormen Menschen, die schon durch verhältnismäßig schwache Erlebnis-

reize bewirkt werden. In beiden Fällen, beim normalen wie beim anormalen Menschen, werden durch die Primitivreaktion Strukturtiefen des Wesens bloßgelegt, gleichsam in einem vulkanischen Ausbruch in die Höhe getrieben, und zwar Strukturtiefen, die sonst nicht zum Vorschein kommen. „Es ist nicht zum Fassen, es ist einfach nicht zum Glauben, glattweg unverständlich" — so lautet das gewöhnliche Urteil der Außen- und Fernstehenden. Und gerade die Tatsache, daß ein Mensch, den man zu kennen vermeinte, bei dem man „so etwas" für völlig ausgeschlossen hielt, daß der doch „so etwas" tun konnte, das macht einem den Täter so problematisch. Wie heißt nun das Problem, das hier zu lösen ist und all denen, die die Hände vor trauriger oder hämisch-froher Verwunderung über dem Kopf zusammenschlagen, ein so schweres Rätsel aufgibt? Es liegt in der Frage: wie kann ein Mensch zu jäher Tat kommen, die ihm auch sein bester Freund nicht zugetraut hätte? Die Antwort lautet also: Sooft ein Erlebnisreiz nicht die sittliche Gesamtpersönlichkeit durchläuft, also nicht bis zur vollen Klarheit des Erkennens und zur freien Entscheidung des Wollens empordringt, sondern vielmehr in dumpferen Bewußtseinsschichten oder im Bereich des Triebhaften stecken bleibt, sooft kann dieser Erlebnisreiz in einer explosiven Affektentladung, in einer sogenannten Kurzschlußhandlung wieder reaktiv zum Vorschein kommen. Es gibt ruhige, gütige Menschen, die für gewöhnlich vornehm und feinfühlend sind; aber unter gewissen Voraussetzungen, z. B. im Rauschzustand, bei Übermüdung, Überreizung, Überanstrengung kann eine Bagatelle zum schweren Erlebnisstoß für sie werden, der eine sittlich ungewöhnlich niedrige Affektlage zur Auslösung bringt; sie werden dann roh, brutal, grausam, bei perverser Veranlagung sadistisch, ja kriminell. Es gibt Menschen mit an sich normaler Erotik — aber in einem Dämmerzustand ihres Bewußtseins, in einer physiologischen Überreiztheit können sie Schandtaten begehen, die ihnen in einer solchen Tiefe der moralischen Affektlage niemand zugetraut hätte. Wie weit einer Schuld trägt an diesem verhängnisvollen Steckenbleiben eines Erlebnisreizes in verhängnisvoller und mit spezifischer Bruchstelle belasteter Seelenschicht, das ist eine eigene Frage für sich. Hier soll nur festgestellt werden, wie solche Primitivreaktionen zustandekommen und nicht mit wieviel Schuld sie zustandekommen. Wer einmal die furchtbare Tragik ins Auge gefaßt hat, die solche Primitivreaktionen ihm und anderen bringen können, der wird sich vor allen Bewußtseinsverdämmerungen mit größter Sorgfalt hüten. Das gleiche gilt von den Kurzschlußhandlungen, bei denen die unselige Tat nicht

in Form einer explosiven Affektentladung, sondern in einer Kette von Akten als deren Schlußergebnis erfolgt. Eigentümlich ist der Primitivreaktion wie der Kurzschlußhandlung, daß der Täter in einer fast monomanen Richtung handelt, „ohne etwas anderes zu denken". Der Mensch fällt, wenn er ein Kultivierter ist, in solchen Augenblicken oder Betätigungen einfach in einen moralischen Primitivzustand zurück, den er für gewöhnlich schon längst überwunden hatte. Ein Gentleman ist ritterlich gegen eine hilflose Frau; aber bei einer Panik im Theater, bei einem Bühnenbrand z. B., tritt er vielleicht rücksichtslos Frauen und Kinder nieder, um zuerst den Notausgang zu gewinnen. Das ist Primitivreaktion. Ein junger Student war ein sittlich reiner Mensch während seiner ganzen Gymnasiastenzeit; nach einer Kneipe, im alkoholisierten Zustand, bricht urplötzlich erotisches Begehren in ihm auf, und er folgt wie ein Schlafwandler der ersten besten Dirne, die ihn lockt. Primitivreaktion! Ein Zurücksinken in eine scheinbar sicher überwundene Ebene des Trieblebens! Ein junger, sonst gutmütiger Bursche sieht das Mädchen, dem er zu Gefallen geht, mit einem andern tanzen; er springt, als habe er einen Tollheitsanfall bekommen, auf den Rivalen zu und stößt ihm das Messer in die Brust. Primitivreaktion! Ein typisches Beispiel für eine Kurzschlußhandlung gibt das bekannte Lied: „Zu Straßburg auf der Schanz, da ging mein Trauern an; das Alphorn hört' ich drüben wohl anstimmen, in's Vaterland mußt' ich hinüberschwimmen — das ging nicht an!" Hier ist es das Alphorn, das ein unbezwingbares Heimweh weckt, und dieses Heimweh führt zur Kurzschlußhandlung der Desertion, wobei das „mußt' ich" das typisch Bezeichnende ist. Rausch der Leidenschaft, Alkoholrausch, Hormonenrausch, übermächtiger Ansturm der Gefühle, ein Aufzischen des bis zur Siedehitze erregten Trieblebens, das alles kann zu Primitivreaktionen und Kurzschlußhandlungen führen. Die Primitivreaktion schießt dabei wie eine jähe Stichflamme aus verborgenen Wesenstiefen hervor, die Kurzschlußhandlung gleicht mehr dem gleichnamigen Vorgang in einer elektrischen Stromleitung: der Energiestrom wird nicht bis zu der Stelle geführt, wo er in klarer Bewußtheit des Handelnden eingeschaltet, umgeschaltet oder ausgeschaltet werden kann, sondern er brennt unterwegs schon durch. Wenn man das Bild fortsetzen will, so sorge ein jeder für die nötigen Sicherungen; denn mancher, vielleicht jeder, ist einer Primitivreaktion oder Kurzschlußhandlung fähig! — Die Typen unterscheiden sich auf diesem Gebiete der Problematik und Tragik des Lebens also:

a) Es gibt einen Typus von primitiver Wesensartung. Der reagiert natürlich auch sehr leicht primitiv auf Erlebnisreize und Erlebnisstöße. Dieser Typus findet sich in den Schichten der Kulturlosen im ethnographischen Sinne, die ja mit dem Sammelbegriff „die Primitiven" bezeichnet werden. Er findet sich ferner in den Schichten unseres einfachen, unkomplizierten Bauern- und Arbeitervolkes, bei denen so häufig die Reaktionen „jäh auf jäh" und „hart auf hart" erfolgen. Der Stärke der Leidenschaftlichkeit muß hier die Stärke der Sicherungen und der vorbeugend-sichernden Maßnahmen entgegengesetzt werden. Das erotisch leidenschaftliche Mädchen kann in einer Kurzschlußhandlung zur Kindsmörderin, der dem Alkohol ergebene Bursche und Mann kann in einer Primitivreaktion zum Mörder am Gegner werden, der ihn gereizt hat. Also: es gilt, den Menschen klare Köpfe und ruhiges Blut zu wahren, und man erreicht beides am ehesten, wenn man in ruhiger Stunde mit ihnen über das spricht, was ihnen in einer dunklen Stunde geschehen kann, wenn sie unbeherrschte und unsichere Menschen sind.

b) Es gibt aber noch einen Typus. Der ist alles weniger als primitiv. Er ist sogar sehr kompliziert und differenziert. Und dennoch kommt er zu Primitivreaktionen und Kurzschlußhandlungen. Der Grund liegt darin, daß er sozusagen mit Moralität nur übertüncht, überfirnißt und nicht mit Moral getränkt ist. Er scheint Hochkulturmensch zu sein und dünkt sich mitunter Übermensch. Aber irgendwo schlummert doch die Bestie in seinem Wesen — und wehe, wenn die Bestie geweckt wird. „Moral ist nur Schwäche des Gehirns," sagt der hochbegabte *Arthur Rimbaud*, der von Juli 1872 bis zum August 1873 mit dem gleichbegabten *Paul Verlaine* ein skandalöses Vagabundenleben führte, in dem Moralverachtung und Alkoholismus eine Hauptrolle spielten, bis Verlaine auf seinen Genossen, der sich von ihm trennen wollte, ein Revolverattentat machte, das ihm zwei Jahre Gefängnis eintrug. Eine Kurzschlußhandlung als Folge langer Unbeherrschtheiten und mangelnder Sicherungen gegen die Bestie im Menschen. „Donnez moi la simplicité, gib mir die Einfachheit, die Einfalt!" hat Verlaine später gebetet, und Rimbauds letzte Laute auf seinem Sterbebett waren glühende Gebete. Ein weises Wort unter den vielen trunkenen, die er schrieb, heißt: „Die Theologie ist ernst, die Hölle ist sicher ‚unten' und der Himmel ‚oben'." Wäre den beiden die sichernde Erkenntnis früher gekommen, ihr Leben wäre ihrer Genialität wie ihres Menschentums würdiger gewesen. Nun ist ein Bohême-Typus à la Rimbaud und Verlaine nicht alltäglich. Aber wer die Jung-

männer- und Jungmädchentypen, leider auch Frauen und Männer, die den Ehering tragen (oder vielmehr bei Gelegenheit abstreifen), heutzutage in ihrem Taumel von einem Vergnügen zum andern beobachtet, der wird sich über Primitivreaktionen und Kurzschlußhandlungen nicht wundern, auch wenn sie noch so problematisch erscheinen: die Sicherungen der Sitte und Zucht sind vielen in weitgehendstem Maße verloren gegangen, und nicht einmal das Gefühl für ihre absolute Notwendigkeit ist mehr da.

c) Ein dritter Typus streift schon stark ans Pathologische. Wenn der Affekt sich in stärksten motorischen Formen, in Toben, Umsichschlagen, Davonstürmen, in einem förmlichen Amoklaufen, in schweren Melancholiehandlungen und tollen Gewalttaten äußert oder wenn Kurzschlußhandlungen ein Ende mit Schrecken herbeiführen, nur um einen wirklichen oder vermeintlichen Schrecken ohne Ende auf solch gewaltsame Weise aufzuheben, dann liegt der Verdacht auf Pathologien nahe. Schülerselbstmorde, Doppelselbstmorde von hoffnungslos Liebenden, sinnlose Brandstiftungen (als symbolische Affektentladungshandlungen) gehören in dieses Gebiet, auf dem die Verantwortlichkeit, wenigstens für den tragischen Akt selber, nur mehr schwer festzustellen ist.

Um so ernster soll daher noch einmal betont werden, wie notwendig es ist, daß der chaotische Mensch durch sich selber oder durch andere so früh und so gut als möglich zum innenkosmischen, zum geordneten und selbstbeherrschten Menschen umgeschaffen werde. Das Kind ist ein chaotisches Menschenwesen, und ihm alle Wünsche erfüllen und alles hingehen lassen, heißt sein und anderer Menschen künftiges Lebensunglück grundlegen. Der Junge, das Mädchen in der Pubertätszeit sind zum guten Teil chaotische Menschen, und es gilt, ihnen zur innerkosmischen Dominante zu verhelfen. Aber auch den mündig gewordenen Menschen bedroht immerfort das Innenchaos seiner Triebe und Affekte, und es kann ihn zu Primitivreaktionen und Kurzschlußhandlungen der „unbegreiflichsten" Art bringen. Niemand duldet Ratten in seinem Keller — aber den Rattenkönig seiner verwachsenen und verknäuelten Instinkte und Triebe bekämpft mancher Mensch nur so schlapp und schwach, daß die dunklen Kellerwinkel seiner Seele, die Verstecke seines Unterbewußtseins, eines Tages überfüllt sind von dem, was er großzog, weil er es nicht tötete. Das Wort „Abtötung" bekommt hier einen eigenen Klang . . . wir gelangen nun einmal nicht zur Höhe von bewußten und freien Persönlichkeitsreaktionen ohne diese vielverkannte und viel zu wenig geübte Abtötung des

primitiven Triebmenschen mit seinen Primitivbegierden und Primitivreaktionen.

5. — Eine Unsumme von Problematik im Menschenleben ergibt sich endlich aus Wesensartungen und Lebensschicksalen, die von ihren Trägern nicht überwunden werden, die vielleicht, so wie die Dinge liegen, überhaupt nicht oder nicht restlos überwindbar sind. Die Menschentypen, die wir im folgenden behandeln, leiden aber nicht an ihrer unbefriedigten Aktivität, sondern an ihrer angeborenen oder von außen her ihnen aufgezwungenen Passivität. Vielleicht ist es besser zu sagen: an ihrer starken, wesenhaften Passibilität. Denn der Aktive überwindet das Leid auf irgendeine Weise; der Passive, Passible dagegen wird weder mit sich, noch mit seiner Umwelt, noch mit seiner Aufgabe, noch mit seinem Schicksal fertig. Das kann beim Aktiven allerdings auch der Fall sein; aber dann bleibt er immerhin eine aktiv problematische Natur. Er wird immer Schwimmversuche machen, und mögen diese noch so ungenügend oder auch noch so verzweifelt sein. Der passive Mensch jedoch ist im Gegensatz zum aktiven nur Treibholz, und man weiß nie, wohin die Trift geht und wo der Getriebene zerschellen kann. Er fühlt, daß er nur dahintreibt, dieser Menschentypus; daß er das Opfer von Strömungen ist, die rätselhaft, dunkel, unheimlich sind. Aber daß er es fühlt und sich dennoch bloß treiben läßt, daß er nie aus dem Bereich seiner inneren oder Erlebniskatarakte zu kommen trachtet, daß es ihn mit magischer Gewalt immer wieder in die verderbliche Strömung zieht, das ist es, was ihn so tief problematisch macht. Sein Problem heißt: du wirst verloren gehen! Sein Postulat müßte heißen: du darfst nicht verloren gehen! Aber während die Problematiker mit aktivem Wesenseinschlag aus dem Problem ein Postulat zu machen suchen (wobei ein Postulat ja immer noch keine Erfüllung bedeutet), geht der passive, passible Mensch an seiner Wesens- oder Lebens- und Schicksalsproblematik fast regelmäßig unter. Ein unglückseliger Typus — leider kein seltener! Ein Typus, der sich mannigfaltig spezialisiert, je nach der Art seiner nur erlittenen, nicht kämpfend erlebten, jedenfalls selten sieghaft durchstrittenen Problematik.

a) Eine Art dieser Menschen wird nicht fertig mit sich selbst. Ihre Belastungen, ihre Anomalien und Halbpathologien liegen zu schwer auf ihnen, mitunter auch ihre wirkliche oder vermeintliche Schuld, ihre Jugendsünden, ihre verfehlten Jahre. Sie haben den dunklen Innenblick. Die Saiten ihres Wesens sind überaus leicht verstimmbar. Sie kommen über ihre Zyklothymie

oder Schizothymie nicht hinaus, werden keine geradlinigen Menschen ohne Kurven und ohne Zickzack des Seelenlebens. Man könnte sagen: sie nagen sich fortgesetzt selber an, zerbröckeln und zerfasern sich in einem fort selbst. Es sind sozusagen Menschen, die sich langsam abbauen, bis nur ein ruinenartiges Seelengebilde übrigbleibt, in dessen düsteren Gängen und Katakomben die Nachtvögel melancholischer Gedanken hausen und nicht selten Vampyre von selbstvernichtenden Grübeleien werden. Selbstverneiner aus Prinzip finden diese Trüblinge und Finsterlinge nie den positiven Pol ihres Wesens heraus; und einen positiven Wesenspol hat jeder, auch der noch so schwer Belastete. Sie finden ihn nicht, weil sie in ihrer Passivität und Passibilität ihn gar nicht suchen. — Wer ihnen Hilfe bringen will, muß ihnen eine positive Seite ihrer Wesensstruktur zeigen. Wenn jeder Genius seinen Dämon hat, so hat auch umgekehrt jeder Dämon seinen Genius, und hätte dieser auch noch so schwache Schwingen. Jeder Schatten in einer Seele setzt doch irgendeine Lichtquelle voraus; man muß nur die Lichtquelle zu sehen sich bemühen. Das Sichselbstentsinken, das Gelassensein, die Geduld mit sich selbst, solange man nur ehrlich guten Willens ist, der Wille zur Hellsichtigkeit statt zur Dunkelsichtigkeit, das Leben aus einem frischen Ja statt aus einem fröstelnden, zitternden, bangenden Nein — das und nichts anderes vermag diesen Passiv-Typus dazu zu bringen, wenigstens einmal mit sich anzufangen, wenn er auch vielleicht nie mit sich fertig wird. Die Rückfälle in das heimlich geliebte Fieber, das an seinem Ich zehrt, sind eine besondere Gefahr dabei; es wird eine sichere Führerhand notwendig sein, um solchen Menschen, die an einer Art seelischer Schwindsucht leiden, zum Gehen und langsamen Steigen zu helfen.

b) Manche wieder werden nicht fertig mit ihrer Umwelt. Mit unsagbarer Sensibilität, man könnte fast sagen mit einer telepathischen Feinfühligkeit begabt, empfinden sie Eindrücke, die andere überhaupt nicht wahrnehmen oder einfach an sich abgleiten lassen. Und sie vermögen sich gegen solche Eindrücke gar nicht zu wehren. Ihr Mund bleibt stumm, und ihnen gibt kein Gott zu sagen, was sie leiden. Denn schon mit dem Sichaussprechenkönnen wäre ihnen viel gedient. Sie sind nicht die großen Schweiger, die innerlich vor Gott mit sich abmachen, was sie bedrängt; sie sind vielmehr die unheimlichen Schweiger, die oft auf psychologischen und moralischen Seitenwegen in seltsamen Ersatzhandlungen (Intrigantentum, Querulantentum, anonymen Anklagen) ihren Selbsterhaltungs- und Geltungstrieb, der

in eine schwere sittliche Passivität eingebettet ist, durchzusetzen suchen. Sie scheinen feige, ohne es eigentlich zu sein. Sie handeln gemein, ohne es eigentlich klar zu wissen und es aus Schlechtigkeit heraus zu wollen. Sie suchen ein Ersatzglück, wo ihre Passivität ein gesundes Glück in normalen Formen nicht anzustreben vermag, oder wo sie schwere Umweltverhältnisse nur durch „katathyme (d. h. affektbetonte) Umwandlung" ihrer Gefühle noch einigermaßen erträglich finden. Liebes- und Haßübertragungen spielen hier eine Rolle, die dem in der Problematik dieser Menschen Unerfahrenen Rätsel aufgeben kann, vor denen er nicht nur staunend, sondern wie erstarrt steht. Wer aber die Passivität der hier gezeichneten Typen kennt und mit sehr viel Klugheit und sehr besonnener Güte zu dem allzu weichen Wesenskern derselben vordringen und ihn zu härten, ihn gleichsam mit richtigen Kraftleitungsdrähten zu umspulen vermag, der tut ein Werk der Barmherzigkeit an ihnen und — an den Opfern ihrer Seelenproblematik (an denen besonders das Eheleben so reich ist).

c) Es gibt ferner Menschen, die mit einer erschreckenden Passivität ihren Lebensaufgaben gegenüberstehen: die unbrauchbaren Arbeiter, die auch der mildesten Anforderung nicht genügenden Studenten, die ewigen Examenskandidaten, die auf allen Wegen Bummelnden und schließlich Verbummelnden, die Affektlahmen und Tatlahmen, die immer aus irgendeinem Grunde Schonungsbedürftigen, die Rentenhysteriker — sodann die moralischen Schwächlinge ohne ausgesprochene geistige Defekterscheinungen, die jedem Ansturm, ja jedem Anhauch von Leidenschaft erliegen und auf alle Werte, auf alle Pflichten, auf alle Rücksichten vergessen können. Sie ziehen das Ertrinken auch dem leichtesten Kampf mit Woge und Strudel vor . . . es ist ja so wohlig, sich sinken und in süßen, berauschenden Fluten ertrinken zu lassen. Bernhard Shaw schildert in seinem Drama „Die Heilige Johanna" den Dauphin von Frankreich, indem er ihn zur Jungfrau sagen läßt: „Ich bin ruhig und vernünftig und will keinem Menschen ans Leben. Ich will nur, daß man mich zufrieden läßt, dann könnte ich mich auf meine eigene Weise vergnügen. Ich hab' mir nicht gewünscht, König zu sein, es ist mir auferlegt worden . . . Ich will nicht mit Mut erfüllt werden. Ich will in einem bequemen Bett schlafen und nicht in fortwährender Angst leben, getötet oder verwundet zu werden. Erfülle die andern mit Mut, die sollen sich satt kämpfen, aber mich laß zufrieden!" Es ist sicher ein sehr problematischer Thronprätendent, der so daherreden kann, wo es sich um ein

Land und eine Krone handelt. Das Leben hat in der Tat genug solche Prätendenten, denen die Not wie scharfer Wind um die Ohren pfeift, die für sich und andere zu sorgen hätten und Strohhalme, oft Bettstrohhalme (wie jener Dauphin von Frankreich) lieber haben als das kriegerische oder friedliche Werkzeug, das ihnen Lebensraum schaffen könnte. Man findet diese Typen häufig unter den Verarmten, Deklassierten, sozial ins letzte Treffen oder schon ins Hospital der Lebenswunden Geratenen. In ihrer Passivität bringen sie es nicht einmal zum Ressentiment der Verbitterung. Unter den Armen, unter der Schicht der Nachtasylmenschen kann man ihnen so oft begegnen, daß einen an ihrer trostlosen Problematik die Frage quälen mag: Ist die Verarmung, die Lebenskampfschwäche dieser Typen eine Folge ihrer Passivität oder die Passivität eine Folge ihrer Verarmung und ihrer Lebenskampfwunden? Ein Einblick in das Nachtasyl von Berlin hat mir die bittere Überzeugung aufgedrängt, daß weitaus die meisten dieser Passiven, die oft ein wahres Passionsleben führen, einfach „nicht wollen". Sie wollen aber nicht, weil sie nicht mehr wollen *können*. Man müßte versuchen, ihr Wollenkönnen zu wecken und zu stärken und namentlich *vorbeugend* alles von ihnen fernhalten, was ihre Passivität erhält und steigert, angefangen vom entnervenden Zigarettenrauchen der Jugend bis zum Alkoholismus, Morphinismus, Kokainismus und der verhüllten oder offenen Prostitution. Die Heilsarmee hat eine gute Methode — aber der Katholizismus hätte alle Heilsmittel für die Passiven, wenn diese nur einmal den Heilsmitteln der regulären und der *außerordentlichen* Seelsorge zugeführt werden könnten. Es werden nicht bloß Priester, sondern Apostel dazu nötig sein.

d) Die schwersten Probleme im Menschenleben schafft, um das letzte von Problematik zu nennen, das *Leid* in seinen hunderttausend Formen. Diese aufzählen wollen, hieße die Tragödie des Menschen schreiben wollen — es weiß übrigens jeder selbst, wo seine tiefsten Lebenswunden brennen, bluten, eitern. Die Typen, die am Leidensproblem sich herausbilden, sind insoweit problematische Naturen, als sie mit ihrem Leid nicht oder nicht ganz fertig werden. *Ein* Typus zerbricht völlig an seinem Geschick. Das ist kein problematischer, sondern ein ziemlich einfacher und klar durchschaubarer Typus. Man kann ihn entweder aufrichten und zum *Leidträger* machen — oder man muß ihn unter seinem nie überwundenen Leid seelisch begraben. Im letzteren Falle ist die Tragödie ausgespielt. Im anderen Falle dagegen, wo es gelingt, einen Schwerleidenden aufzurichten, pflegt sich ein *Doppel-*

typus herauszubilden: ein problematischer und ein unproblematischer Typus. Der problematische nimmt sein Kreuz auf sich, aber er stöhnt, ächzt und klagt Gott und die Menschen an. Er wird eben nicht fertig mit seinem Leidensgeschick; und die Mischung von Heroismus und Menschenarmseligkeit, die in ihm zutage tritt, macht ihn selber zum problematischen Menschen. Man kann ihm nur sagen, daß noch nie in der Welt ein Kreuz leichter geworden ist durch Jammern und Klagen, wohl aber, daß es ein Mittel, ein einziges Mittel gibt, auch das schwerste Kreuz leichter zu machen. Nietzsche, der ein furchtbares Leid zu tragen hatte und bei all seinem Worttoben und Wüten doch ein innerlich überaus fein organisierter Mensch war, hat als das große Hilfsmittel den „Amor fati", die Liebe zum Schicksal angepriesen. Amor fati? Nein, das gibt es nicht! Das konnten weder die Griechen: ein dunkles, dumpfes, blindes, blöd in das Menschenglück hineintappendes Schicksal lieben, noch konnte es der letzte große Grieche, den Europa gesehen hat, Nietzsche. Seit Golgotha können wir das alle nicht mehr: ein Schicksal als Schicksal lieben. Wir können nur noch das Kreuz lieben im Namen dessen, der es zum Symbol überwundener Tragik gemacht hat, oder wir müssen das Kreuz hassen. „Ave, fatum, amor unicus!"? Das spricht kein Mensch mehr, der nicht schon der trostlosen Nirvana-Lehre angehört; und auch die Nirvana-Lehre ist nicht eine Erlösung, sondern nur der Traum von einer Erlösung. Auf dem Friedhof von Stockholm liegt August Strindberg begraben, der moderne Faust, der ein Problematiker sondergleichen war und den Menschen unserer Zeit zurufen durfte: „Ich habe alle ihre Leiden gelitten, aber hundertfältig, denn meine Wahrnehmungen waren feiner." Auf Strindbergs Grabstein stehen die Worte: „O crux ave, spes unica!" Das Kreuz auf sich nehmen heißt nun allerdings noch lange nicht, aus dem Leidensproblem ein allseitig klar gelöstes Problem machen. Aber es heißt, ein erträgliches, ein tragbares Problem daraus machen. Viele, wohl die allermeisten, bleiben auch unter ihrem starkmütig getragenen Schicksalskreuze problematische Naturen. Sie werden nie ganz fertig damit. Aber sie haben wenigstens die einzige Methode gefunden, mittels deren sich das Leidensproblem überhaupt anfassen läßt: die des gläubigen Denkens und Hinnehmens; denn es ist uns Menschen nun einmal nicht gegeben, das Leidensproblem durch das grübelnde Denken in seinen letzten Tiefen und Abgründen aufzuhellen. Immerhin bleibt jedes Leidensschicksal so lange und so weit ein Problem und jeder Leidträger so lange und

so weit eine problematische Natur, als gefragt wird: „Warum? Und warum gerade mir das?" Es gibt keine absolut befriedigende Antwort auf diese zwei „Warum?", mag nun gefragt werden im Interesse der Theodizee (der sogenannten Rechtfertigung Gottes als des Leidsenders) oder im Interesse der menschlichen Selbstbehauptung und des menschlich sehr begreiflichen Glückverlangens. Übrigens, es gibt noch eine dritte Möglichkeit, das Leidensproblem zu erfassen, nämlich die freie, freudige und vorbehaltlose Bejahung und Erfüllung des göttlichen Willens. Jedes Leid ist eine Schickung von Gott, nicht ein dumpfblindes Schicksal. Jedes Leid ist also eine Mission und jeder Leidträger hat eine Mission. Der Problematiker fragt: welche? und bekommt nie die absolut aufhellende Antwort. Der andere Typus, der Murrende und Widerwillige, erhält diese Antwort noch weniger. Nur der überhaupt nicht mehr fragt, sondern von vornherein sagt: „Gott weiß es besser, sein Wille geschehe!" nur der gelangt zum Frieden. Dieser dritte Typus wirft sein Kreuz nicht ab, denn es ist der religiöse Mensch. Er hat Probleme, aber er hat keine innere Wesensproblematik mehr. „Wenn es möglich ist, dann laß diesen Kelch an mir vorübergehen" — dieses „Wenn" enthält noch ein Problem. Jedoch die Fortsetzung: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe", diese erhabene und einzig erlösende Fortsetzung hebt die innere Problematik eines jeden Kreuzträgers auf: nicht durch den unmöglichen Amor fati, sondern durch den schweren, sehr schweren, aber möglichen und von Millionen nie genannter Heroen geübten Amor divinae voluntatis.

So steht am Ende aller problematischen Typenreihen der religiöse Mensch, der nicht in der Analyse seiner Probleme und etwaigen Problematik, sondern in der erhabenen, immerfort vollzogenen Synthese zwischen Menschenwillen und Gotteswillen, Menschenschwäche und Gnadenüberreichtum die Lösung sucht und die Lösung findet.

* * *

An einem tragischen Lebensschicksal soll gezeigt werden, welche Verhängnisse eine problematische Natur in sich trägt: es ist das Lebensbild des Dichters *Heinrich von Kleist*. Das Wort aus seiner „Penthesilia": „Verflucht das Herz, das sich nicht mäßigen kann," wäre ein kurz zusammenfassendes Motto für dieses Menschengeschick. „Es gibt keine Windrichtung Deutschlands," sagt Stefan Zweig in einem feinsinnigen Essay über Kleist, „in die er, der Ruhelose, nicht gefahren ist, es gibt

keine Stadt, in der er, der ewig Heimatlose, nicht gehaust hat. Fast immer ist er unterwegs. Von Berlin saust er mit der rollenden Postkutsche nach Dresden, ins Erzgebirge, nach Bayreuth, nach Chemnitz, plötzlich jagt es ihn nach Würzburg, dann fährt er quer durch den napoleonischen Krieg nach Paris. Ein Jahr will er dort bleiben, aber schon nach wenigen Wochen flüchtet er in die Schweiz, wechselt Bern mit Thun und Basel wieder mit Bern, fällt jählings wie ein geschleuderter Stein in Wielands stilles Haus zu Oßmannstedt. Und über Nacht treibt es ihn wieder fort, nochmals rennt er auf heißen Speichen über Mailand und die italienischen Seen nach Paris, stürzt sich sinnlos nach Boulogne mitten in eine fremde Armee und wacht dann plötzlich todkrank in Mainz auf. Und wieder wirft es ihn hinüber nach Berlin, nach Potsdam: ein Jahr lang nagelt ihn, den Unbeständigen, ersehntes Amt in Königsberg an, dann bricht er wieder los, will quer durch die marschierenden Franzosen nach Dresden, wird aber als vermeintlicher Spion nach Châlons geschleppt. Kaum befreit, flirrt er im Zickzack durch die Städte, stürmt von Dresden, mitten im österreichischen Krieg, nach Wien, wird bei Aspern bei der Schlacht verhaftet und rettet sich nach Prag. Manchmal verschwindet er monatelang wie ein unterirdischer Fluß, taucht tausend Meilen weit wieder auf: schließlich schleudert die Schwerkraft den Gejagten wieder zurück nach Berlin. Ein paarmal zuckt er mit gebrochenen Flügeln noch hin und her, ein letztes Mal tastet er hinüber nach Frankfurt, bei der Schwester, bei den Verwandten ein Dickicht zu finden vor dem furchtbaren Jäger, der hinter ihm hetzt. Aber er findet keine Rast. So steigt er zum letztenmal in den Reisewagen (sein wahres, sein einziges Haus in all den vierunddreißig Jahren) und fährt hinaus an den Wannsee, wo er sich die Kugel in den Kopf schmettert. An einer Landstraße ist sein Grab.“ Weiter: „Die Ärzte, die, von Berlin herbeigeeilt, den noch warmen Leichnam des Selbstmörders untersuchen, finden den Körper gesund und lebenskräftig. In keinem Organ ist ein Gebrest sichtbar und nirgends andere Todesursache erkennbar als die gewaltsame, als die Kugel, die sich der Verzweifelte mit zielsicherer Hand in den Schädel gejagt. Um aber den Befund mit einem gelehrten Wort zu verbrämen, schreiben sie in das Protokoll, der ‚p. p. Kleist‘ sei ein ‚sanguino-cholericus in summo gradu‘ gewesen und daß man ‚auf einen krankhaften Gemütszustand‘ schließen könne. Man sieht: verlegene Worte, ein Befund a posteriori ohne Zeugnis und Beweis. Nur die Vorbedingung ihres Protokolls bleibt uns psychologisch wesenhaft,

nämlich daß Kleist körperlich gesund und lebensfähig, daß seine Organe durchaus intakt waren. Dem widersprechen auch die anderen Zeugnisse seiner Biographie nicht, die von geheimnisvollen Nervenzusammenbrüchen, von der Stockigkeit seiner Verdauung, von mancherlei Leiden häufig berichten. Kleistens Krankheiten waren (um einen Terminus der Psychoanalyse zu gebrauchen) wahrscheinlich mehr Flucht in die Krankheit als eigentliches Gebrest, vehemente Ruhebedürfnisse des Leibes nach den ekstatischen Überspannungen der Seele." Dieser Problematiker konnte nur einem dunklen Ende zutreiben. In seinen letzten Tagen schrieb Kleist den Satz, der seine ganze Wesensproblematik kennzeichnet: „Meine Seele ist so wund, daß mir, ich möchte fast sagen, wenn ich die Nase aus dem Fenster stecke, das Tageslicht wehe tut, das darauf schimmert." Und dabei hat ihm, dem ewig Gehetzten, eigentlich doch nur seine ungebändigte, ungeklärte Wesensart immer die Wunden offen gehalten und weiter aufgerissen, die das Leben jedem Sterblichen schlägt. Die Antimonien seiner problematischen Natur, diese überhitzten Gegensätzlichkeiten seines Wesens, sind in Kleist nie durch ein Nomos, ein Gesetz, das ihm Maß und Zucht gegeben hätte, zusammengehalten worden. Daß der Dichter des „Prinzen von Homburg" den Kampf zwischen Leidenschaft und Zucht, Unrast und ruhegebender Norm dichterisch vollendet ausgetragen hat, beweist nur, daß er seine eigene Problematik erkannte. Aber anstatt sie auch im Leben handelnd zu lösen und abzuklären, hat er sich und sein Wesen nur im Dichterwerk projiziert: einer, der wußte, was er sollte, und nur in sich selbst nicht dazu kam, es zu erfüllen. Die Kugel, die er am 21. November 1811 am Wannsee bei Berlin sich in den Mund schoß, schnitt den dunklen Faden seines vielverwirrten Lebens jäh entzwei — aber so löst ein Mensch nicht menschenwürdig und heldenhaft, was an Wesensproblematik in ihm liegt wie Morgengrauen, aus dem kein Tag werden will.

„Ein Dichterschicksal" wird mancher sagen. Jawohl — aber es ist ein Menschenschicksal gewesen. Und war es auch das Schicksal eines Berühmten, so hat es doch tausend und aber tausend Ebenbilder in der Welt der alltäglichen Problematik. Der Kleistnaturen, wenn auch im kleinen Ausmaß, sind viele. Zum Glück ist der Selbsterhaltungstrieb auch bei stark problematischen Naturen so übermächtig gegenüber den zersetzenden und auflösenden Ich-Gewalten, daß nicht viele zu dem tragischen Schluß schreiten, den Kleist in einer rätselhaft trunkenen Todessehnsucht für den richtigen hielt. Aber ein Versickern und Ver-

sanden ist doch das Los so manches problematischen Menschen. Was die problematischen Frauentypen angeht, so hat das „Käthchen von Heilbronn", diese echt problematische Dichtungsgestalt, die Kleist schuf, in der die Gewalt der besessenen und besinnungslosen Hingabe an den Mann sich auslebt und ausleidet, nicht weniger zahlreiche Ebenbilder, als Käthchens Gegenspieler im Drama, Graf Wetter vom Strahl, der weder sich vor der Geliebten noch die Geliebte vor sich schützen kann. Eine ausgesprochene Kleist-Projektion, wiederfindbar in all den Problematikern, die (wie der Graf) in einem Moment mit der Reitpeitsche drohen und im andern die Peitsche zum Fenster hinauswerfen und noch dazu vor den Augen der zuerst so männisch (nicht männlich!) brutalisierten Frau. Brüchige Seelen, Problematiker sind sie, die nie die heilige Tempelmauer des Gesetzes von einer Wand unterscheiden können und zum Überfluß jede Wand mit dem Kopf durchrennen zu müssen glauben. —

Es gibt einen andern, der ein Problematiker war sein Leben lang, der aber mit seiner Wesensproblematik fertig zu werden sich bemühte: *Goethe*. Vom Menschen, nicht vom Dichter Goethe, ist hier die Rede. Daß man ihn ebensogut für das Thema „Genius und Dämon" als typisches Beispiel wählen könnte, selbst für das Thema „Eros und Sexus", beweist nur, wie tief problematisch sein Wesenskern war. Daß Goethe sich kannte wie wohl kein zweiter neben ihm, das zeigen Worte, die er schrieb, wie diese: „Wir schlafen sämtlich auf Vulkanen." Oder: „Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen 75 Jahren keine vier Wochen eigentlich Behagen hatte. Es ist das ewige Wälzen eines Steins, der immer von neuem gehoben sein wollte." Das beweist ferner der Vergleich mit dem Feuerwerker in einem der Sonette Goethes: Der Feuerkünstler spielt mit dem farbigen Sprühen der scheinbar klug benutzten und beherrschten Elemente. Doch „Eh' er sich's versieht, geht er zerschmettert mit all seinen Künsten in die Lüfte". Die Problematik in Goethes Wesen zeigt aber, oft erschütternd, ganz besonders die eine Tatsache, daß Goethes Leben, von einer bestimmten Seite her gesehen, wie eine ewige Flucht erscheint, wie eine Flucht vor dem, was aus den alleruntersten Strukturtiefen seines Wesens hätte auf- und ausbrechen können. Er kannte diese Tiefen nur zu gut. Denn schon in einem Briefe des jungen Goethe (an Behrisch) stehen die Worte: „Wir sind unsere eigenen Teufel. Wir vertreiben uns aus unserem Paradiese." Und das große Lebenswerk des Dichters, der „Faust", ist nur eine geniale Projektion seiner

eigenen Innenproblematik, in der sich der faustisch strebende Mensch immer gegen Mephistopheles verteidigen mußte. Daß Goethe ein faustisch Strebender war, bis er die Augen schloß, daß er „einer war, der sich's hat sauer werden lassen", das vermag auch der Moralpsychologe nicht zu bestreiten, der dem Genie keine andere Moral zubilligt als dem gewöhnlichen Sterblichen und der tiefes Mitleid hat mit jedem Menschenschicksal, auf das ein Goethe vorwärtsstürmend trat, oft genug dabei ein Menschenglück zertretend. Aber man braucht nur den Vergleich „Hebbel und die Frauen" und „Goethe und die Frauen" oder „Clemens Brentano und die Frauen" zu ziehen, um sofort zu erkennen, wie Goethe der größere war hinsichtlich der Aufgabe, aus dem Problem ein Postulat zu machen. Jene blieben in ihr Problem verstrickt — Goethe entfloh allem Verstrickenden und allen, die ihn von Wesenshöhen ferngehalten hätten, zu denen er nun einmal emporstreben mußte. Ob die nachträgliche Flucht der rechte und der einzige Ausweg war, darüber werden wir noch zu reden haben. Allein daß er immer und immer wieder entfloh, wo Bindungen drohten, für die ihm die sozusagen idyllisch-kleinen Wesensmaße fehlten, daß er sich immer wieder fortriß, nur um sich hochreißen zu können, das mag auch der anerkennen, der weder bewundert noch vergöttert. Goethe floh aus Sesenheim vor Friederike Brion, sicherlich beladen mit tragischer Schuld. Er floh aus Wetzlar vor Charlotte Buff, der Braut des Legationsrates Kestner, und der letzte Wetzlarer Brief sagt genug: „Wäre ich einen Augenblick länger bei Euch geblieben, ich hätte nicht gehalten . . . das ist nun so und mein Schicksal . . . Adieu, tausendmal adieu!"

Hier liegt die Erkenntnis der eigenen Wesensproblematik klar und offen: Dieser Feuerkopf kann sich nicht halten, und statt überhaupt nicht zu kommen, flieht er, nachdem er dennoch kam. Aber er muß fliehen aus innerer Wesensnotwendigkeit heraus. Er flieht weg von Lilli Schönemann aus Frankfurt und bekennt seinem Freunde Merck: „Ich bin wieder scheißig gestrandet und möchte mir tausend Ohrfeigen geben, daß ich nicht zum Teufel ging, da ich flott war." Dann führt ihn im Jahre 1775 sein Glücksstern an den Fürstenhof von Weimar, an die Stätte, die ihn 57 Jahre lang festhalten wird. Aber sogleich entzündet sich am Glanz der Hofgesellschaft Goethes Wesensproblematik, so daß er schreibt: „Nach Tische gefürstenkindert. Nachts Ball. Außer dem Herzog ist niemand im Werden. Es sind alles Drechselpuppen, es fehlt nur noch der Ölanstrich." Das ist wiederum bezeichnend: „Niemand im Werden". Nur

ein Problematiker, der selber ein stets Werdender war und „nie enden konnte", vermochte unter der Norm und Form des Hofzeremoniells so zu leiden. Manch anderem wäre es wohl und gemütlich geworden dabei. Der gleiche Mensch, dem das feste Sein damals noch nicht viel und das Werden alles war, spricht den Satz: „Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit"; und tiefster Problematik voll, schreibt er den Eltern nach Frankfurt, die nicht verstehen können, warum der Sohn in Weimar bleibt und zu den tollsten Gerüchten Anlaß gibt: „Wieviel glücklicher war es, mich in ein Verhältnis gesetzt zu sehen, dem ich von keiner Seite gewachsen war, wo ich mir selbst und dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen ging." Dann flieht Goethe wieder vor dem Hof, dem Amt, das ihn ein ewig problematisches „Herzteilen" zwischen Staatsmann und Dichter, Hofmensch und Mensch kostet; er flieht vor Charlotte von Stein nach Italien. Und gerade hier, unter dem klar und heiter strahlenden Himmel des Südens, erwacht die nordische Seele, die magisch-mystische Seele in ihm, und er dichtet die „Hexenküche" seines „Faust". Er kehrt zurück nach Weimar und — eine neue Form seiner Problematik — nimmt die gänzlich unproblematische Christiane Vulpius, das Naturkind aus der Blumenfabrik, wie eine Frau zu sich („verheiratet", sagt Goethe, „nur nicht mit Zeremonien"). Die Stein hat er idealisiert zu einer Iphigenie, der Vulpius tritt er mit realster Erotik gegenüber. Das Wirken dieses Weltumspanners geht nun so sehr in die Breite, daß Bürger (der Dichter der „Leonore") in Goethe, in „Excellenz Goethe", nur das „Alltagsding Minister" wiedererkennt und daß der junge Jean Paul die Schilderung seines Besuchs bei Goethe mit dem Satze schließt: „Auch frisset er sehr viel." Als ob man von diesem nur scheinbar an seiner Wesensoberfläche erstarrten Genie nichts Tieferes hätte mehr sagen können! Seit dem Bunde des 45jährigen Goethe mit dem 35jährigen Schiller war allerdings Goethes dichterisches Schaffen so in die Breite und Weite auch des Kampflustigen gegangen, daß er in seiner Zugeknöpftheit manchem Besucher noch problematischer erschien, als er in dieser halb poetischen und halb ministeriellen Periode seines Lebens ohnehin schon war. Ein Suchen nach einer epischen Form des Daseins ist deutlich bei dem Manne zu fühlen, in dessen Wesenstiefen doch mystische Gluten der Stunde harren, da sie emporwallen und die in behaglicher Lebensfülle blühende Oberfläche seines Wesens durchbrechen dürfen. Und die großen Erschütterungen kommen: 1805 stirbt Schiller, 1806 erfolgt die Katastrophe von Jena und

der preußische Zusammenbruch, der auch den Staat von Weimar tief erschüttert, 1807 stirbt Goethes Mutter, 1809 steht Goethe vor dem andern und total anders gearteten Genie seiner Zeit, vor Napoleon. Die ungeheure Dämonie des Eroberers läßt ihn empfinden, wie hier ein Urgeist elementar nach seinen inneren Wesensgesetzen sich auslebt und auswirkt — und Goethe fängt an, wie in einer zweiten Jugend sich auf seine eigenen Wesensgesetze zu besinnen. Wieder weckt Eros durch eine Frau, durch Minna Herzlieb, seine schöpferische Kraft und — wiederum flieht Goethe, um nicht in Eros' Reich zum Augenblick zu sagen: „Verweile doch, du bist so schön!" Ihm war der Eros eine Urgewalt, aber nicht die Urgewalt, nicht die Achse, um die sich seines Wesens Pole drehten. Diese Pole hießen ihm: Schicksal und Gesetz. Das Schicksal führte ihm den Stoff des jeweiligen Erlebens zu, das Gesetz zwang ihn aus innerer Notwendigkeit seiner Wesensstruktur heraus zur gestaltenden Form. Auch zur sittlich gestaltenden Form, die ihn im Normalen nicht im Prometheischen, Titanenhaften, nicht in der bewußt ungelösten Spannung zwischen Schicksal und Gesetz die Norm erkennen ließ. Daß Goethe nach 20jährigem Zusammenleben Christiane Vulpius nun zu seiner legitimen Frau machte, hat in diesem Sinne nicht zufällige, sondern symbolische Bedeutung: der ehemalige Stürmer sucht nun die Schranke. Schwere Krankheit fügt eine besondere innere Erschütterung hinzu . . . da stellt Marianne Willemer, die „Suleika" im „Westöstlichen Diwan", aufs neue seine Wesensstatik in Frage. Auch vor ihm flieht er, der Problematiker, der seine Problematik (anders und größer wie z. B. Hebbel) zu überwinden strebt. Wie hatte er 1772 als Dreiundzwanzigjähriger an Kestner geschrieben, als er von Charlotte Buff wegeilte? „Das ist nun so und mein Schicksal." Und jetzt, 1815, schreibt der Sechsundsechzigjährige an Willemer: „Ich eile nach Hause, ganz allein dadurch beruhigt, daß ich, ohne Willkür und Widerstreben, den vorgezeichneten Weg wandle und desto reiner meine Sehnsucht nach denen richten kann, die ich verlasse." Die tragische Problematik Goethes lag aber darin, daß er anzog und angezogen wurde und daß er sich jedesmal loßreißen und Angezogene abstoßen mußte, immer sich selbst und andern tiefen Schmerz bereitend. Die einzige, die er nicht verließ, sondern die der Tod ihm nahm, war Christiane, seine Frau. Sie starb 1816. In ihr wurde Goethe, so schmerzlich er sie auch vermißte, nur die Weggenossin, nicht eine kongenial Verstehende geraubt. Auch zu ihr hatte ihn Eros getrieben — und an diesen Sieg, den Eros über Goethe gewann, knüpft sich tiefste Schicksalstragik: es war

nicht geistig schöpferischer, es war nur physisch zeugender Eros. Goethes und Christianens Sohn August und die Goethe-Enkel Walter und Wolfgang sind nur Schatten und Schemen geworden, die des großen Ahnen leuchtende Sonnenbahn nicht fortzusetzen vermochten, sondern in der Dämmerung seines Ruhmesglanzes versanken — alle, wie auch die Gattin Augusts, Ottilie von Pogwisch, schwer problematische Naturen, in denen das Wollen so wenig dem Können entsprach, als das gleitende Fingerspiel eines Kindes dem schlafenden Wohllautzauber einer mächtigen Harfe gewachsen sein kann. Die Harfe der Dichtung und nicht minder die des wohlabgestimmten Lebens hat Goethe selbst noch meisterhaft gespielt. Allerdings, beim letzten Lebens- und Liebesspiel sprangen dem Siebzigjährigen fast die Saiten, als die noch mädchenhafte Ulrike von Levetzow seinen Lebensweg kreuzte. Die letzte Flucht des Alten, in letzter Torheit zur Entsagung sich Aufraffenden, endete mit einer Elegie, der „Marienbader Elegie", in der noch einmal der ganze Schmerz von Werther und Tasso aufstöhnt. Es ist bezeichnend, daß Goethe, nachdem er der Musik in seinem Leben immer nur dilettantisch gegenübergestanden war, nunmehr die Größe Beethovens zu verstehen beginnt, den ihm der fünfzehnjährige Felix Mendelssohn vorspielt. Langsam sinkt das vulkanische Feuer in Goethe zur Ruhe. Charlotte Buff, jetzt Hofrätin Kestner, kommt nach mehr als vierzig Jahren nach Weimar — der achtzigjährige Greis läßt sie (die Lotte seines Werther-Romanes!) über erstarrte Lava seiner Seele wandeln. Dennoch weiß er klar, warum er sich so gibt. In seinem einundachtzigsten Lebensjahr spricht er noch das abgründige Wort: „Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge es wohl in mir, mich selbst und meine Umgebung zugrunde zu richten." War denn nicht in der Tat sein ganzes Leben ein unablässiges Bemühen, unheimliche Gewalten seiner Wesensproblematik zu bannen? Nicht ohne klarste Selbsterkenntnis hat Goethe alle seine Werke als Bruchstücke einer einzigen Konfession bezeichnet; das Tragische liegt freilich darin, daß das Wort „Konfession" nicht bloß Bekenntnis, sondern auch Schuldbekenntnis bedeutet. Nun hatte der Greis nur noch auf einen zu warten, dem er immer problematisch, halb gläubig nämlich, halb skeptisch entgegenschaute: auf den Tod. Sein Herzog stirbt, und Goethe, der mit dem Fürsten einst trunkene Jugendtage durchlebt, der seinem Landesherrn ein persönlicher Freund gewesen, Goethe — flieht vor der Leichenfeier. Fürchtet er das letzte und schwerste Lebensproblem in tiefem Erschaudern? Zwei Jahre später rüttelt es ihn noch einmal furchtbar auf, als er die Nachricht erhält, daß sein Sohn August

in Rom gestorben ist. Hochaufgerichtet erduldet er den Schlag, aber er spricht nur vom Außenbleiben des Toten, vermeidet das dunkle Wort Tod und sucht in der Arbeit an seinem „Faust" zu leisten, was er noch vor kurzem gesprochen: „Über Gräber vorwärts!" Im „Faust" steht denn auch seines Lebens Kern und Stern: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen." Hier liegt das letzte Problem, das tiefste. Seine Lösung aber ist nicht mehr goetheisch zu nennen. „Hat an ihm die Liebe gar von oben teilgenommen," heißt es im „Faust". Das ist keine Goethe-Lösung. Das ist Gnaden-Lösung. Das ist ein Bekenntnis, daß nicht menschliche und reinnatürliche Innenkräfte uns helfen können, und mögen die Worte auch anders lauten, es ist doch ein heimliches Bekenntnis zu der Mahnung Christi: „Ohne mich könnt ihr nichts tun." Wer immer strebend sich bemüht, den kann der Eine nur erlösen. Es gibt auch für problematische Naturen und gerade für sie, die Zwiespältigen, die Vielspältigen, keine andere Hilfe als die des Friedens Christi, den die Welt, auch die gnadenlose Innenwelt der Menschen nicht geben kann.

Es ist wahrlich keine Verkennung Goethes, es ist nur die einfache Feststellung einer Tatsache, wenn wir von ihm sagen: er ist ein Meister ohnegleichen gewesen in der Kunst, das Leid- und Schmerzvolle in seiner Wesens- und Lebensproblematik entweder von vornherein in weitem Bogen zu umgehen oder nachträglich in periodisch wiederkehrender Flucht ihm zu entgehen. Daß dem Menschen Goethe das Herz dabei sehr oft blutete, ist gewiß; aber so gütig und hilfreich dieser Mensch auch gegen Kleine und Geringe tausendmal war, er hat doch auch viele Herzen bluten gemacht. Stolberg sagt von Goethe einmal, er sei der größte Mensch ohne Glauben, Hoffnung und Liebe gewesen. Ein Mensch der Übernatur war Goethe nicht; aber was eine bloße Menschennatur ohne Glauben, Hoffnung und Liebe (im Sinne der göttlichen Tugenden) aus ihrer Problematik machen kann, das hat Goethe wirklich geschaffen. Er schuf es nicht, ohne das „Stirb und werde" anzuerkennen und damit hart bis an die Gestade der Übernatur zu gelangen. Hart bis dahin — leider nicht ganz. Denn dieses sonnenhafte Auge, das seine und das fremde Problematik so tief durchschaute, blinzelte doch und schloß sich halb, wenn es galt die allerletzten Lebensprobleme anzufassen: die Selbstvollendung nicht durch Umgehung, sondern durch Bejahung des Leides, die Selbsterkenntnis im Lichte der absoluten Werte und nicht bloß der autonom-genialen Imperative, die Selbstwertung nicht bloß im Sinne der schöpferisch über-

strömenden Lebensfülle, sondern der in harter Selbstgestaltung erarbeiteten Wertfülle des Ich. — — Stellen wir noch einen anderen Menschen mit problematischer Natur neben Kleist, den hochbegabten Versager, neben Goethe, den rastlosen Sucher, der doch nie das Ende im Sinne der Voll-Endung fand: den gewaltigen Russen *Dostojewski*. Er ist ein ganz komplizierter Problematiker gewesen, ein Mensch voller Klüfte und Abgründe im Innern und bis zur äußersten Tragfähigkeit schicksalsbeladen. Dieser geniale Geist, dessen ungeheure Romane das Leben in seiner ganzen Wogenbreite, mit all seinem Schlamm, seinen Tiefen, seinen tödlichen Wirbeln dahinwälzen, hatte jahrzehntelang mit schwerster Epilepsie zu ringen. Die Verbannung nach Sibirien, die Zwangsarbeit in der Katorga, Zeiten bitterster Armut, die Spielerleidenschaft, hervorgerufen durch seine stete Bedrängnis durch unbarmherzige Gläubiger, die Rastlosigkeit des Wesens, die ihn durch halb Europa hetzte, das Schaffenmüssen in Krankheit, Sorge und Not — welch ein Gegensatz zur schimmernden Lebensbasis des großen Mannes in Weimar, dem der schwere Aufstieg zum Olympiertum wenigstens möglich gemacht war, während Dostojewski sein Leben immer nur als Tragödie leben konnte! Er war ein Mensch von ungeheurer Sensibilität. Nur beim Lesen seiner Werke kann man einigermaßen nachempfinden, was es für ihn bedeutet haben mag, dem Tode buchstäblich ins Auge zu sehen, das ihn aus den Flintenläufen anstarrte, als er unschuldig wegen Teilnahme an der Petraschewski-Verschwörung erschossen werden sollte und im letzten Augenblick begnadigt wurde . . . begnadigt zur Zwangsarbeit in Sibirien! Dort im Zuchthaus hat er das Rad gedreht, Sand geschaufelt, Alabaster zerstoßen, Ziegelsteine getragen, den Spitznamen „Maulwurf" wegen seiner Schwächlichkeit von verworfenen Sträflingen hingenommen. Und doch ist nie ein Wort der Klage über seine Lippen getreten. Im Gegenteil, dieser wahrhafte Christ hat beim Anblick eines trunkenen und halb vertierten Menschen das edle Wort gesprochen, er könne dessen Seele nicht schauen und wisse nicht, ob sie nicht schöner sei als die seine. Dostojewski hat auch gegen die Regierung keinen Vorwurf erhoben in seinen erschütternden Zuchthausmemoiren „Aus einem Totenhaus". Das ist der gleiche Dostojewski, der später einmal in einer Klagesache die Gerichtsbehörde bat, man möge dem Angeklagten die Strafe erlassen. Es handelte sich um einen Bauern, der ihn im Zustand der Betrunkenheit überfallen und mißhandelt hatte. Dostojewski erklärte, er verzeihe ihm. Als das Gericht seiner Bitte nicht Gehör schenken konnte und den Bauern zu einer Strafe von 16 Rubeln ver-

urteilte, wartete Dostojewski vor dem Gerichtssaal und händigte dem Bestraften die 16 Rubel aus. Das ist der gleiche Dostojewski, der von seiner ersten Frau schon während der Flitterwochen betrogen wurde, ohne etwas zu ahnen; der sich von der Schamlosen das Wort ins Gesicht speien ließ: „Niemals wird eine Frau, die etwas auf sich hält, einen Mann lieben können, der vier Jahre in Gesellschaft von Dieben und Mördern im Zuchthaus gearbeitet hat!" Aber dieser betrogene und geschmähte Mann brachte es doch fertig, die Betrügerin zu unterstützen, der Sterbenden beizustehen und zu gleicher Zeit an seinem großen Roman „Raskolnikow" zu arbeiten. Er hat nie nach ihrem Tode ein ungütiges Wort und Urteil über sie gesprochen und nur erklärt, er sei nicht glücklich gewesen. Dostojewski hat die Schulden seines Bruders Michail übernommen und sein Leben lang mit dem Ertrag seiner gigantischen Geisteswerke Forderungen abgezahlt, die er selbst nicht verschuldet hatte und die ihn und seine Familie zu den größten Einschränkungen, oft zum Verzicht auf die alltäglichsten Bedürfnisse zwangen. Das Bitterste aber war für ihn die Hast, mit der er arbeiten mußte, nur um allen Geldforderungen nachkommen zu können. Dazu muß man bedenken: Dostojewski schwebte bei seiner Arbeit zwischen Stunden der Ekstase und Depressionszeiten voll tiefster Armseligkeit . . . wurde vor seinen epileptischen Anfällen auf beinahe überirdische Gipfelhöhen des inneren Erlebens getragen, und war nachher ein Wurm von einem Menschen, müde, abgespannt, arbeitsunfähig, überreizt, kaum seiner Gedanken und Erinnerungen mächtig. Man verstand ihn nicht, man feindete ihn an, aber er ertrug alles in schweigender Größe. Das Leben hat diesem Genie Schicksalsproblematik übergenug geboten. Er selbst hat die Außen- wie die Innenseite seiner Lebensproblematik sehr wohl gefühlt. Er besaß, was er selber einmal das „Traumgefühl" nennt: das Bewußtsein nämlich, aus ragender Höhe und als ganz Einsamer über die Tiefen seines eigenen Wesens sich herniederbeugen und sie durchschauen zu können, beinahe vom Schwindligwerden vor sich selbst ergriffen. Ein Mensch, der zwischen Ekstasen und Zusammenbrüchen, zwischen Visionen und banalsten Alltagsnöten, zwischen unsäglicher Güte und Stunden der Überreiztheit die sechzig Jahre seines Lebens dahinschleppen mußte — ist der nicht eine problematische Natur zu nennen? Vielleicht beleuchtet nichts so hell seine Wesensproblematik als zwei nur dem Anschein nach anekdotenhafte Tatsachen aus seinem Leben: die eine ist die naivgeniale Idee des Dichters, daß er seinen zwei Kindern, als sie

sechs und sieben Jahre alt waren, durch Vorlesen Schiller nahezubringen suchte, während den Kleinen vor Schlaf die Augen zufielen — die andere Tatsache ist, daß er täglich mit seinen Kindern das Abendgebet betete und ihnen seinen Segen gab: der gleiche Dostojewski, der den „Großinquisitor" und Iwans Fiebergespräch mit dem Teufel in den „Brüdern Karamasow" schrieb; der durch Höllen von Zweifel hindurchgeschritten sein muß, wie seine Werke mehr als nur ahnen lassen, und der trotzdem täglich zweimal in die Kirche ging, das Fastengebot hielt, die Sakramente empfing und mit seinem zerlesenen Neuen Testament, das ihm in der sibirischen Verbannung der einzige Trost gewesen, ruhig dem Tod entgegensah. Ein Problematiker? Ja — aber einer, der zum Überwinder wurde.

Auch in seinem Leben spielten die Frauen eine Rolle. Die erste war jene schon oben genannte Unwürdige, die er geheiratet hat und an deren Sohn Pawel aus ihrer ersten Ehe er im späteren Leben genug zu schleppen hatte. Die zweite, seine „Freundin" Pauline Suslowa war nicht besser. An ihr, der jugendlichen Schwärmerin, wachte das einzigemal in Dostojewskis Leben die erotische Problematik seines Wesens auf. Als er Pauline Suslowa kennen lernte, lebte noch seine erste Frau Maria Dmitrijewna. Sie war freilich eine schon vom nahen Tod Gezeichnete. Aber der so schwer getäuschte Gatte mag wohl — und das ist das Problematische — den Durst eines Menschen gefühlt haben, der Meerwasser trinken mußte und nun plötzlich vor einer morgenfrischen Quelle zu stehen glaubte. Er wollte mit Pauline Suslowa in Paris zusammentreffen, da schickte sie ihm den Abschiedsbrief — eine Studentendirne, die er wiederum nicht durchschaut hatte. Wie ein Wahnsinniger jagte er über Berlin und Köln von Petersburg nach Paris — umsonst: es war alles vorbei, wenigstens für den Augenblick. Kurze Zeit nachher gelang es der raffinierten Spielerin um Männerherzen, Dostojewski noch für eine Zeitspanne an sich zu ziehen und in jenen tiefproblematischen Seelenzustand zu versetzen, den er in seinem Roman „Der Spieler" also beschreibt: „Es gab Augenblicke, wo ich die Hälfte meines Lebens hingegeben hätte, um sie erwürgen zu können. Ich schwöre, wäre es mir möglich gewesen, ihr ein Messer in die Brust zu stoßen, ich hätte es mit Freuden getan. Und ich schwöre bei allem, was mir heilig ist: hätte sie auf dem Gipfel des Schlangenberges zu mir gesagt: ‚Stürze dich in diesen Abgrund!' ich hätte gehorcht, und zwar mit Freuden."

Welch ein Problematiker! Und welch ein Glück für ihn, das Genie mit einem Epileptikergehirn und einem hilflos sich sehnen-

den Kinderherzen, daß er dann in Anna Grigorjewna die rechte Lebensgefährtin fand! Sie war eine ungeniale, aber eine höchst wertvolle Frau. Und ohne ihr unkompliziertes und unproblematisches Wesen wäre, wie wir heute wissen, das gigantische Lebenswerk Dostojewskis nicht zustandegekommen. An ihrer Seite gab es keine Problematik des Eros mehr für ihn. In einem Brief an Anna Grigorjewna schreibt er einmal kurz nach seiner Verheiratung: „Gott hat dich mir anvertraut, damit keiner der in deiner Seele schlummernden Keime und nichts von den Reichtümern deiner Seele und deines Herzens verlorengehe, sondern im Gegenteil all dies sich reich und üppig entfalte und aufblühe; er hat dich mir gegeben, damit ich von meinen übergroßen Sünden durch dich erlöst werde, indem ich dich Gott darbiete als ein wohlgebildetes, zielbewußtes, gerades Wesen, befreit von allem, was niedrig ist und den Geist tötet." Und als Sterbender konnte er sagen, was unter den Genialen nicht jeder zu der ihm angetrauten und anvertrauten Frau sprechen kann: „Vergiß nicht, Anja, daß ich dich immer innig geliebt und dich niemals, auch nicht in Gedanken, betrogen habe."

Es gäbe der Problematiker noch genug, z. B. Hölderlin, Strindberg, nach einer gewissen Seite seines Wesens hin sogar Bismarck. Doch mag es an den Beispielen Kleist, Goethe, Dostojewski genügen. Diese drei großen Spiegel werden jedem Problematiker irgendwie sein Angesicht zeigen. Aber „jeder Kleinste im Himmelreich", der seine Wesens- und Schicksalsproblematik sieghaft (denken wir an den Christen Dostojewski) überwindet, steht an innerem Wert den Großen der Geistesgeschichte nicht nach. Denn wir werden nicht nach Dramen oder Romanen gerichtet, die wir gedichtet haben, sondern nach Taten der Selbstüberwindung, durch die wir über das Schilfrohrwesen der problematischen Natur hinauskommen zur Klarheit, Festigkeit und sittlichen Reife. Aus seiner bloßen Innenkraft aber kommt kein Problematiker über sich hinaus. Es gehört die „Liebe von oben" dazu, die *Goethe* als der Faust-Weisheit letzten Schluß genannt hat und um die *Strindberg* so ergreifend und nicht umsonst flehte:

„O Ewiger, ich lasse deine Hand nicht,
Die harte Hand, bis du mich segnest!
O segne mich und segne deine Menschheit,
Die leidet, leidet unter dem Geschenk des Lebens!
O segne mich, der litt am meistem —
Der litt am meisten an dem Schmerz
Nicht sein zu können, der er wollte!"

Skeptiker und Autonome

I. Die Skeptiker

1. — Es gibt Menschen, die in frohem, lebenbejahendem und oft sattem Behagen sich ihres Daseins, ihrer Lebensinhalte und Lebensaufgaben so „rein diesseitig gerichtet" zu erfreuen vermögen, daß es einen Blick über die Grenzen und das Ende dieses Erdendaseins hinaus für sie nicht zu geben scheint. Sie gehen in „diesem" Leben und dem, was es ihnen bieten kann, einfach auf. Die Menschentypen sind hier sehr mannigfach, angefangen von dem Genießer, dem das Dasein nur eine Art Stilleben in schönem Rahmen und ohne jeglichen tieferen Hintergrund ist, bis zum rastlos tätigen Menschen, den jede noch ungelöste Aufgabe lockt und zum Messen seiner Kräfte an ihrer Größe reizt. Natürlich ist die Zahl der Typen zwischen dem rein diesseitig orientierten Genußmenschen einerseits und dem ebenso diesseitig orientierten Tatmenschen andrerseits so zahlreich wie die Sträucher und Bäume in einem Wald. Es ist ein ungeheurer Unterschied zwischen einem Weinkenner oder Teeprober und Stanley, Rhodes, Sven Hedin, Skott, Amundsen, den großen Technikern, den berühmten Ingenieuren, den vielgenannten Chirurgen, den Imperialisten der Banken und Börsen. Aber gemeinsam ist ihnen allen, soweit sie in reinen Diesseitsaufgaben ihre Lebenszielsetzung und Lebensausfüllung fanden, gemeinsam ist ihnen allen das Eingeschlossensein in einen rein irdischen Kreis von mehr oder minder großem Radius, der aber an gar keinem Punkte des Kreisumfanges mit jenseitigen Ebenen sich berührt. Doch — eine Ausnahme müssen wir zugeben: ab und zu bricht auch dem reinen Diesseitsmenschen der so wundervoll geschlossene Lebenskreis auf und er blickt „hinüber", um dieses kurze, aber vielsagende Wort zu gebrauchen. Er sieht von seinen Akten auf und findet, daß die ganze Geschichte, die ihn da treibt oder die er betreibt, doch eigentlich ein großer Unsinn ist, wenn nicht ein ewiger Sinn, ein transzendentaler Sinn dahintersteckt.

Er besinnt sich, daß er eines Tages eben nicht mehr in diesem Bureau, in diesem Sprechzimmer, in diesem Laboratorium, in dieser Schule, in diesem Sitzungssal, in diesem Forschungsbereich und so weiter und so weiter tätig sein wird und fragt sich: „Was ist dann?" Und an dieser Frage beginnen sich die Geister zu scheiden.

a) Die einen zucken die Achseln und sagen: „Wir wissen es nicht — also laßt uns arbeiten, damit wir irgendwelche Spur von unseren Erdentagen hinterlassen!" Das sind die dynamisch Veranlagten. Menschen, die mitunter Ungeheures und höchst Segensvolles leisten, wenn ihre seelischen Ausmaße grandios genug sind. Ihre Namen erlöschen Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte hindurch nicht. Ihre Werke sind dauernder als die verwitternden Gebirge, deren Hochgipfel nie den Namen verlieren, wenn auch rechts und links das unbenannte weichere Gestein in das Schweigen der Abgründe hinuntersinkt. Ihre Werke sind manchmal Reiche, die in den Atlanten der Geschichte oder der geographischen Forschungen Seiten ausfüllen, an denen lange Zeit keine Hand eine Korrektur anzubringen wagt. Vielleicht sind es auch kleinere Werke, die sie schaffen, kaum jemals sind es unbedeutende. Jedenfalls ist das Schaffen und immerfort Schaffen die Signatur dieser Dynamiker. Sie müssen schaffen, sinnen, planen, suchen, berechnen, aufbauen, auftürmen, dichten, malen, meißeln oder wie immer ihr Schaffensgebiet heißen mag. Sie müssen schaffen, wie die Spinne spinnen muß. Aber sie bleiben auch eingeschlossen in dem schimmernden Spinnennetz ihres Geschaffenen. Sie wollen gar nicht darüber hinaus. Es genügt ihnen die Leistung, der glänzende Name, das schier unerschütterlich erscheinende Werk; es genügt ihnen, wenn sie Dynamiker mit einem gewissen idyllischen Einschlage sind, die Liebe zu Frau und Kind, das Fortleben in Kind und Kindeskind, das Trinken von dem goldenen Überfluß der Welt.

b) Diese Genügsameren aber leiten schon über zum Typus der mehr statisch veranlagten Menschen. Fest und stark, breit und behäbig, stolz und froh, ganz in die Kreise dieser Erde gebannt, stehen sie auf der Scholle ihrer Höfe und Felder, nicht sonderlich aktiv, nicht auf glänzenden Namen und Nachruhm bedacht und mehr dem holden oder reichen Augenblick als einer fernen Zukunft lebend. Oder sie arbeiten, wiederum ohne die elementare Dynamik des erstgenannten Typus, an ihrem Werk, fügen in der Reihe ihrer Tage Kettenglied zu Kettenglied und fragen wenig oder gar nicht, ob ein Ring das Ganze hält und, als Ringglied einer ganz anders gearteten, unendlich weiteren Kette,

das Diesseitsleben an etwas Transzendentales, Metaphysisches, Überweltliches anschließt. Die Idylliker, die stillen Genießer im guten Sinne des Wortes „Genuß", die Berufsautomaten, die wie ein aufgezogenes Uhrwerk ablaufen, bis sie eines Tages stille stehen, sind in diesem Typenkreis ziemlich häufig . . . dazu die Ästheten jeglicher Art, mitunter auch die bureaukratischen Naturen, die Sammler von Pretiosen und Interessantheiten aller Art, endlich die Gedankenlosen und der Tiefe Ermangelnden.

Beide Typen von Diesseitsmenschen, die dynamisch wie die statisch Veranlagten, haben kaum eine Spur von mystischem Einschlag. Daß hinter den Dingen ein Sinn der Dinge, hinter dem Leben ein Sinn des Lebens stehen soll, das interessiert sie nicht sonderlich viel. Das Körnchen Mystik, das in jedem Menschen liegt, kann vielleicht in den pseudomystischen Formen irgendeines alten oder „modernen" Aberglaubens aufquellen, wenn einmal Not am Mann ist — aber im allgemeinen sind die reinen Diesseitsmenschen keine Frager, keine Problematiker, keine Sucher. Das ist, wie wir sehen werden, mit einer Einschränkung zu verstehen; denn es kommt wohl für jeden Menschen ohne Ausnahme einmal im Leben die Stunde, wo er doch fragt: ‚Wozu das alles?" Wo er sagt: „Ach, ich bin des Treibens müde!" Allein das pflegen beim Diesseitsmenschen überaus seltene Stunden zu sein. Das Fontänenspiel des Lebens ist ja auch so reich, daß man über seinem Steigen und Fallen, Schäumen und Wallen die letzten und tiefsten Fragen, die so wie so nicht an der Oberfläche liegen, vergessen kann. Man lebt so dahin, hat sein Quantum Arbeit, sein Tages- und Jahrespensum, seine gesellschaftlichen Verpflichtungen und Ablenkungen, seine Ermüdungen und seinen periodisch wiederkehrenden Erholungsurlaub, seine Sorgen und seine Freuden, man sieht seinen Besitz, das Geschäft sich weiten und dehnen, macht seine gewöhnliche oder außerordentliche Karriere, hat seine Freude und Lust an den kleinen Kindern und seine speziellen Nöten mit den heranwachsenden Söhnen und Töchtern, man merkt es kaum, wie das Haar langsam meliert und dann grau wird oder will es sich nicht eingestehen, feiert silberne und goldene Jubiläen und trägt an heimlichen Gebrechlichkeiten mehr oder minder schwer und steht dann eines Tages in der Zeitung unter der Rubrik „Todesanzeige" mit Namen und Titel und Nachruf und gewöhnlich mit der Bemerkung: „Die Einäscherung der Leiche erfolgt da und da . . ." Und dann — war man.

2. — Ist das nun das ganze Fazit eines Menschenlebens? Vor diese Frage möchte ich jeden Diesseitsmenschen stellen.

Napoleon I. hat in seinem Leben 60 Schlachten geschlagen und rund 60000 politische Briefe diktiert. Der letzte, den er diktierte, war an den Gouverneur von St. Helena gerichtet und lautet: „Herr Gouverneur! Der Kaiser Napoleon ist am . . . infolge einer langen und schmerzhaften Krankheit gestorben. Ich habe die Ehre, Sie davon in Kenntnis zu setzen. Ich bitte Sie, mich wissen zu lassen, welche Verfügungen von Ihrer Regierung in betreff der Überführung seiner Leiche nach Europa wie auch in bezug auf die Personen seines Gefolges vorgeschrieben sind." Ein eigenartiger Brief mit dem offen gelassenen Todesdatum des Gewaltigen, der diesen Brief noch als Lebender abfaßte! Wenn jeder Diesseitsmensch so seine eigene Todesanzeige diktieren wollte! Er würde dann wahrscheinlich die Entdeckung machen, daß es das, wovon wir jetzt immer reden, gar nicht gibt, den reinen Diesseitsmenschen nämlich. Selbst ein Napoleon hat auf seiner Verbannungsinsel die Worte gesprochen: „Die ganze Zeit habe ich die Welt auf meinen Schultern getragen. Dieses Geschäft macht einen doch etwas müde." Ach ja, das Geschäft des Lebens macht einen jeden, der es ernst nahm oder nehmen mußte, doch etwas müde . . .

Im stillen fühlen das alle Diesseitsmenschen, soweit sie nicht wirklich einer unheilbaren Trägheit des Gehirns oder des Herzens verfallen sind, was leider auch vorkommt. Diesen Gedanken- und Gefühlsträgen ist mit Menschenmitteln nicht zu helfen. Aber wo noch ein Funke guten Willens in ihnen ist, da pflegt sie Gott irgendwann einmal in die Knie zu schlagen; die Erfahrung beweist das tausendfach. Die andern aber, so rein diesseitig sie sich auch geben und gebaren mögen, sind es im tiefsten Grunde ihrer Seele doch nicht. Sie sind doch heimlich Fragende und Suchende . . . Wandernde auf einer Straße, die kein Ende hat auf dieser Erde.

Der 29jährige *Otto von Bismarck* war eine Zeitlang ein solcher Diesseitsmensch, in dem doch die verborgene Sehnsucht nach etwas Besserem glühte. Er schreibt am 9. Januar 1845 an Gustav Scharlach: „Ich will Dich zuerst au fait setzen von dem, was mir seit unserer Trennung widerfahren ist. Bis Aachen kennst Du, glaube ich, meine Schicksale. Dort eröffneten sich mir durch das Wohlwollen einflußreicher Leute in Berlin sehr günstige Aussichten für das, was man eine glänzende Karriere nennt; und vielleicht hätte der Ehrgeiz, der damals mein Lotse war, noch länger und für immer mein Steuer geführt, wenn nicht eine bildschöne Engländerin mich verleitet hätte, den Kurs zu ändern und sechs Monate ohne den geringsten Urlaub auf ausländischen Meeren in ihrem Kielwasser zu fahren. Ich nötigte sie endlich

zum Beilegen, sie strich die Flagge, doch nach zweimonatlichem Besitz ward mir die Prise von einem einarmigen Obristen mit 50 Jahren, vier Pferden und 15000 rl. Revenüen wieder abgejagt. Arm im Beutel, krank am Herzen, kehrte ich nach Pommern heim . . . Ich trat darauf bei der Regierung in Potsdam in Dienst, suchte mich durch Spiel und Trunk zu zerstreuen, machte unverhältnismäßige Schulden, wurde Militär, um meiner Dienstpflicht zu genügen, geriet in üble Zwiste mit meinem Chef und ergriff unter diesen Umständen mit Begierde und mit der frohen Hoffnung, die ein Ausweg aus einer ruinierten Stellung in neue Verhältnisse gewährt, das Anerbieten meines Vaters, seine hiesigen Güter zu übernehmen, die groß, stark verschuldet und so verwirtschaftet waren, daß sie fraßen statt einzubringen. Ich hielt mich noch sechs Monate in Greifswald auf, um auf der landwirtschaftlichen Akademie in Eldena nichts zu lernen, als was ich in jedem Buch lesen konnte, und setzte mich dann mit der vollen Unwissenheit eines schriftgelehrten Stadtkindes in eine sehr ausgedehnte und verwickelte Wirtschaft. Ich fand mich hinein, rettete den größten Teil meines zu erwartenden Vermögens, und die Beschäftigung gefiel mir zwei Jahre lang bis 41 wegen ihrer Unabhängigkeit; ich habe nie Vorgesetzte vertragen können und hatte während meiner amtlichen Tätigkeit teils aus gerechter Abneigung gegen unser verknöchertes Formenwesen, das in keinem Posten die mindeste Aussicht auf Selbständigkeit bietet, teils in der letzten Zeit aus Trägheit und Widerspruchsgeist, einen solchen Widerwillen gegen alles, was mit der Bureaukratie zusammenhängt, eingesogen, daß ich sogar den angenehmen Posten eines Landrats ausschlug, der mir durch Wahl der hiesigen Stände geboten wurde, und den infolgedessen mein Bruder eingenommen hat. Ich sprach von zwei Jahren; nach dieser Zeit verliebte und verlobte ich mich abermals [d. h. B. versprach sich mit Ottilie von Puttkamer auf Schloß Pansin], erzürnte mich 14 Tage nachher mit der Mutter meiner Braut, einer Frau, die, um ihr Gerechtigkeit zu tun, eine der bösesten ist, die ich kenne, und die das Bedürfnis hat, noch selbst der Gegenstand zärtlicher Blicke zu sein. Nach fast jahrelangen Intrigen gelang es ihr, meiner Braut einen höchst lakonischen Abschiedsbrief in die Feder zu geben [nachdem sogar der Vater Bismarck in einem von dem Sohn inspirierten Schreiben sich werbend ins Mittel gelegt]. Ich hielt es meiner Würde nicht angemessen, die beleidigte Aufgeregtheit eines Gemüts zu zeigen und ihr mit einigen Schüssen auf Brüder und dergleichen der Ungetreuen Luft zu machen; ich trat in meiner Eigenschaft als Landwehroffizier auf

einige Monate zur Dienstleistung in ein Ulanenregiment, focht tapfer gegen Staub und markierte Feinde, und da ich auch im Drange dieser Taten meine Ruhe nicht fand, brauchte ich das Universalmittel für Verliebte, ich ging auf Reisen und wurde wieder liederlich. Von Edinburg durch England und Frankreich trug ich meinen Kummer über die Alpen und war im Begriff, über Triest nach dem Orient zu gehen, eventualiter die Afghanen durch die Lupe zu besehen, wozu ich mit Empfehlungen ausgerüstet war, als mir mein Vater in einem tränenfeuchten Brief, der von einsamem Alter (73 Jahr, Witwer, taub), Sterben und Wiedersehen sprach, die Heimkehr anbefahl. Ich kam zurück — er starb nicht — und ich suchte in diesem Sommer einem Leiden durch Dieffenbach und Norderney abzuhelfen. Vorher, im Frühjahr, machte ich einen sechswöchentlichen Versuch, eine andere Krankheit, eine an Lebensüberdruß grenzende Gelangweiltheit durch alles, was mich umgibt, zu heilen, indem ich mich durch besondere Vergünstigung eines unserer Minister als Volontär wieder im Staatsdienst beschäftigen ließ und die angestrengte Arbeit in der insipiden und leeres Stroh dreschenden Schreiberei unserer Verwaltung als eine Art von geistigem Holzhauen betrachtete, um meinem teilnahmslos erschlafften Geist wieder etwas von dem gesunden Zustande zu geben, den einförmige und regelmäßige Tätigkeit für den Körper herbeizuführen pflegt. Aber teils war mir die krähwinklige Anmaßung oder lächerliche Herablassung der Vorgesetzten nach langer Entwöhnung noch fataler als sonst, teils nötigten mich häusliche Vorfälle, Unordnungen in meiner Verwaltung, Verlust meines bisherigen Administrators usw. nach meiner Rückkehr von Norderney, die Verwaltung meiner Güter wieder selbst zu übernehmen. Seitdem sitze ich hier [in Kniephof] unverheiratet, sehr einsam, 29 Jahre alt, körperlich wieder gesund, aber geistig ziemlich unempfänglich, treibe meine Geschäfte mit Pünktlichkeit, aber ohne besondere Teilnahme, suche meinen Untergebenen das Leben in ihrer Art behaglich zu machen und sehe ohne Ärger an, wie sie mich dafür betrügen. Des Vormittags bin ich verdrießlich, nach Tische allen milden Gefühlen zugänglich. Mein Umgang besteht in Hunden, Pferden und Landjunkern, und bei letzteren erfreue ich mich einigen Ansehens, weil ich Geschriebenes mit Leichtigkeit lesen kann, mich zu jeder Zeit wie ein Mensch kleide und dabei ein Stück Wild mit der Akkuratesse eines Metzgers zerwirke, ruhig und dreist reite, ganz schwere Zigarren rauche und meine Gäste mit freundlicher Kaltblütigkeit unter den Tisch trinke . . . So vegetiere ich fast wie ein Uhrwerk, ohne besondere

Wünsche oder Befürchtungen zu haben; ein sehr harmonischer und sehr langweiliger Zustand." Wie ein Schleier von Melancholie, durch die kein heller Lichtstrahl aus einer schöneren Welt bricht, liegt es über dem Landjunkerleben des damals noch sehr diesseitig gerichteten Otto von Bismarck. Aber es vermochte noch nie ein klarer und geistvoller Kopf auf die Dauer bei ungelösten letzten Daseinsfragen stehenzubleiben. Der Werbebrief um seine Braut Johanna von Puttkamer, den Bismarck Ende Dezember 1846 schrieb, hat schon einen anderen Ton. Da schildert der Werbende seinen Lebensgang und seine innere Unrast, die auch der „tolle Bismarck" jener Zeit durch seine verwegensten Junkerstreiche nicht beschwichtigen konnte. „Über mein äußerliches Auftreten," schreibt er an Herrn von Puttkamer, „wird es Ihnen leicht sein, Nachrichten durch andere zu erhalten; ich begnüge mich daher mit einer Darstellung meines inneren Lebens, welches jenem zugrunde lag, und besonders meines Standpunktes zum Christentum. Ich muß dazu weit ausholen. Ich bin meinem elterlichen Hause in frühster Kindheit fremd und nie wieder völlig darin heimisch geworden, und meine Erziehung wurde von Hause her aus dem Gesichtspunkte geleitet, daß alles der Ausbildung des Verstandes und dem frühzeitigen Erwerb positiver Kenntnisse untergeordnet blieb. Nach einem unregelmäßig besuchten und unverstandenen Religionsunterrichte hatte ich bei meiner Einsegnung durch Schleiermacher an meinem 16. Geburtstage keinen anderen Glauben als einen nackten Deismus, der nicht lange ohne pantheistische Beimischung blieb. Es war ungefähr um diese Zeit, daß ich, nicht aus Gleichgültigkeit, sondern infolge reiflicher Überlegung, aufhörte, jeden Abend, wie ich von Kindheit her gewohnt gewesen war, zu beten, weil mir das Gebet mit meiner Ansicht von dem Wesen Gottes in Widerspruch zu stehen schien, indem ich mir sagte, daß entweder Gott selbst, nach seiner Allgegenwart, alles, also auch jeden meiner Gedanken und Willen, hervorbringe, und so gewissermaßen durch mich zu sich selbst bete, oder daß, wenn mein Wille ein von dem Gottes unabhängiger sei, es eine Vermessenheit enthalte und einen Zweifel an der Unwandelbarkeit, also auch an der Vollkommenheit des göttlichen Ratschlusses, wenn man glaube, durch menschliche Bitten darauf Einfluß zu üben. Noch nicht voll 17 Jahre alt ging ich zur Universität nach Göttingen. In den nächsten acht Jahren sah ich mein elterliches Haus selten; mein Vater ließ mich nachsichtig gewähren, meine Mutter tadelte mich aus der Ferne, wenn ich meine Studien und Berufsarbeiten vernachlässigte, wohl in der

Meinung, daß sie das übrige höherer Führung überlassen müsse. Sonst blieben mir Rat und Lehre andrer buchstäblich fern. Wenn mich in dieser Periode Studien, die mich der Ehrgeiz zuzeiten mit Eifer treiben ließ, oder Leere und Überdruß, die unvermeidlichen Begleiter meines Treibens, dem Ernst des Lebens und der Ewigkeit näherten, so waren es Philosophen des Altertums, unverstandene Hegelsche Schriften und vor allem Spinozas anscheinend mathematische Klarheit, in denen ich Beruhigung über das suchte, was menschlichem Verstande nicht faßlich ist. Zu anhaltendem Nachdenken hierüber wurde ich aber erst durch die Einsamkeit gebracht, als ich nach dem Tode meiner Mutter, vor 6 bis 7 Jahren, nach Kniephof zog. Wenn hier anfangs meine Ansichten sich nicht erheblich änderten, so fing doch bald die innere Stimme an, in der Einsamkeit hörbarer zu werden und mir manches als Unrecht darzustellen, was ich früher für erlaubt gehalten hatte. Immer indes blieb mein Streben nach Erkenntnis in den Zirkel des Verstandes gebannt und führte mich unter Lesung von Schriften wie die von Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer nur tiefer in die Sackgasse des Zweifels. Es stellte sich bei mir fest, daß Gott dem Menschen die Möglichkeit der Erkenntnis versagt habe, daß es Anmaßung sei, wenn man den Willen und die Pläne des Herrn der Welt zu erkennen glaube, daß der Mensch in Ergebenheit erwarten müsse, wie sein Schöpfer im Tode über ihn bestimmen werde, und daß uns auf Erden der Wille Gottes nicht anders kund werde als durch das Gewissen, welches er uns als Fühlhorn durch das Dunkel der Welt mitgegeben habe. Daß ich bei diesem Glauben nicht Frieden fand, brauche ich nicht zu sagen; ich habe manche Stunde trostloser Niedergeschlagenheit mit dem Gedanken zugebracht, daß mein und andrer Menschen Dasein zwecklos und unersprießlich sei, vielleicht nur ein beiläufiger Ausfluß der Schöpfung, der entsteht und vergeht wie Staub vom Rollen der Räder.

Etwa vor vier Jahren kam ich, seit meiner Schulzeit zuerst wieder, in nähere Berührung mit Moritz Blanckenburg und fand an ihm, was ich bis dahin im Leben nicht gehabt hatte, einen Freund; aber der warme Eifer seiner Liebe suchte vergeblich, mir durch Überredung und Disputation das zu geben, was mir fehlte, den Glauben. Durch Moritz wurde ich indes mit dem Trieglafer Hause und dessen weiterem Kreise bekannt und fand darin Leute, vor denen ich mich schämte, daß ich mit der dürftigen Leuchte meines Verstandes Dinge hatte untersuchen wollen, welche so überlegene Geister mit kindlichem Glauben für wahr und für heilig annahmen. Ich sah, daß die Angehörigen dieses

Kreises in ihren äußeren Werken fast durchgehends Vorbilder dessen waren, was ich zu sein wünschte. Daß Zuversicht und Frieden bei ihnen wohnte, war mir nicht überraschend; denn daß diese Begleiter des Glaubens seien, hatte ich nie bezweifelt, aber der Glaube läßt sich nicht geben und nehmen, und ich meinte, in Ergebung abwarten zu müssen, ob er mir werden würde. Ich fühlte mich bald heimisch in jenem Kreise und empfand ein Wohlsein, wie es mir bisher fremd gewesen war, ein Familienleben, das mich einschloß, fast eine Heimat. —

Ich wurde inzwischen von Ereignissen berührt, bei denen ich nicht handelnd beteiligt war und die ich als Geheimnisse dritter nicht mitteilen darf, die aber erschütternd auf mich wirkten. Ihr faktisches Resultat war, daß das Bewußtsein der Flachheit und des Unwertes meiner Lebensrichtung in mir lebendiger wurde als je. Durch Rat anderer wie durch eigenen Trieb wurde ich darauf hingeführt, mit konsequenter und entschiedener Gefangenhaltung einstweilen des eigenen Urteils in der Schrift zu lesen. Was in mir sich regte, gewann Leben, als sich bei der Nachricht von dem tödlichen Erkranken unsrer verstorbenen Freundin in Cardemin das erste inbrünstige Gebet, ohne Grübeln über die Vernünftigkeit desselben, von meinem Herzen losriß. Gott hat mein damaliges Gebet nicht erhört, aber er hat es auch nicht verworfen, denn ich habe die Fähigkeit, ihn zu bitten, nicht wieder verloren und fühle, wenn nicht Frieden, doch Vertrauen und Lebensmut in mir, wie ich sie sonst nicht mehr kannte.“ Der Mann, der später „der eiserne Kanzler“ genannt wurde, hat die goldene Erzader der Sehnsucht nach einem letzten Sinn und Ziel alles dessen, um das er sich in heißem und oft unsagbar verantwortungsvollem Ringen mühte, nie mehr verloren. Seine konfessionelle Überzeugung kommt hier als solche nicht in Frage, wir haben von dem gläubigen Einschlag im Wesen dieses starken Diesseitsmenschen zu reden. Am 17. September 1878 sprach er im Reichstag die Worte: „Meine Herren, ich lebe in einer reichen Tätigkeit, in einer wohlhabenden Situation, aber das alles könnte mich doch nicht zu dem Wunsche veranlassen, einen Tag länger zu leben, wenn ich das, was der Dichter nennt: ‚An Gott und bessere Zukunft glauben‘, nicht hätte.“ Und man sollte dem „Machtpolitiker“ wie dem Diesseitsmenschen Bismarck Worte wie die folgenden aus seinen Tischgesprächen zu Varzin nicht vergessen: „Ohne mich hätte es drei große Kriege nicht gegeben, wären achtzigtausend Menschen nicht umgekommen, und Eltern, Brüder, Schwestern, Witwen trauerten nicht. Das habe ich indes mit Gott abgemacht. Aber Freude habe ich wenig oder gar keine

gehabt von allem, was ich getan habe, dagegen viel Verdruß, Sorgen und Mühe." *Friedrich der Große* mag Ähnliches gefühlt haben, als beim Abschluß des Friedens von Hubertusburg jemand sagte, das sei doch der schönste Tag im Leben des Königs. „Der schönste Tag," so erwiderte dieser, „ist der, an dem man aus dem Leben scheidet." Eine geheime Rastlosigkeit lag in all den großen Diesseitsmenschen, und nur den Flachköpfen ist sie nicht eigen. Die geben sich mit jedem, aber auch mit jedem „Dogma" aus dem Credo der Biologie, der Anthropologie, der Religionspsychologie zufrieden, und wenn dieses Dogma noch so hypothetisch und problematisch ist, wofern sie nur um den letzten Satz aus dem Credo der Gläubigen herumkommen, der da lautet: „Ich glaube an ein ewiges Leben."

3. — Allerdings sind gelegentliche Ausblicke nach dem Jenseits noch keine rechte Hilfe für den Diesseitsmenschen. Es muß schon zu mehr als bloß gelegentlichen Ausblicken kommen, und es muß dem Ausblick „nach drüben" der gewissenerforschende Einblick in das eigene Ich ergänzend zur Seite stehen. Nun ist es eine häufige Erfahrung, daß mancher trotz seiner heimlichen Unrast und Sehnsucht nach etwas Besserem und Ewigem nicht über die bloße Skepsis hinauskommt. Skepsis ist Zweifelseinstellung im Gegensatz zur gläubigen Einstellung. Skepsis ist nicht Unglaube. Unglaube verneint einfach den Sinn der Welt und des Lebens. Skepsis dagegen läßt die sogenannten Jenseitsfragen offen. „Es kann sein," sagt der Skeptiker, „daß es so ist, wie die Gläubigen sagen; aber vielleicht ist es auch nicht so." Darin ungefähr sind sich alle Skeptiker einig. In den Ursachen, aus denen ihre Skepsis hervorgeht, unterscheiden sie sich ebensosehr wie in den Folgerungen, die sie ziehen. Wir wollen versuchen, die einzelnen Typen zu zeichnen:

a) Es gibt einen Zweiflertypus der Sturm- und Drangperiode des Lebens. Er ist häufiger beim werdenden Jüngling als beim jungen Mädchen zu finden, ausgenommen die Studentin und die vom „Kameraden" Beeinflußte. Im allgemeinen ist die Pubertätskrisis des jungen Menschen, wenn er nicht von starken religiösen Einflüssen umgeben ist, auch eine Glaubenskrisis zu nennen. Mitunter sind es nur Zweifelchen, vielleicht bloß Fragen, die der Junge ausspricht oder auch unausgesprochen mit sich herumträgt, falls er keinen rechten Berater findet — aber in manchen Fällen sind es doch auch ernste und schwere Fragen, mit denen sich der junge Mensch zwischen 14 und 20 und weiter hinauf abquält. Die Persönlichkeit des Religionslehrers spielt hier eine große Rolle im positiven wie im negativen Sinn, vor allem an

den Mittelschulen. Dort sollten wirklich die fähigsten und bestausgebildeten Priester tätig sein, und vielleicht ist deren Tätigkeit außerhalb der Schule noch wichtiger als die in der Schule. Wie aufreibend die gründliche und liebevolle Beschäftigung mit jungen Studenten ist, das kann nur der Priester ermessen, der die Sache mitgemacht hat. Das gute Buch vermag wohl viel, der rechte Mann aber fast alles; namentlich wenn dieser rechte Mann das Vertrauen seiner Schüler auch in den ebenso schweren Fragen ihres sittlichen Ringens und Reifens zu gewinnen weiß. Die Zweifel der Hochschulzeit sind natürlich der größeren Horizontweite angemessen, und auf der Hochschule kann die Studentin eine noch radikalere Zweiflerin werden als der Student. Es treten aber erfahrungsgemäß noch besondere Einflüsse an die aufgewühlten Kräfte des Innenlebens heran, nämlich: der Eindruck eines bedeutenden oder aber, was nicht allzu häufig der Fall ist, blindgläubig „gehörten" Lehrers, das Korporationsleben, der einseitige Druck bestimmter, vor allem der naturwissenschaftlichen und medizinischen Studien, der oft toll mitgemachte Taumel des akademischen Lebens bei dem, „der sich's leisten kann" — und dann nimmt die Sache eine positive oder negative Wendung, bis die Sturm- und Drangperiode vorüber ist und entweder der vertiefte Jugendglaube oder eine andere Art von Skepsis diese noch halb juvenile ablöst. Intellektualismus und Ressentiment beherrschen die Lebensepoche des jungen Zweiflers, der jungen Zweiflerin sehr stark — und erfordern eine sehr, sehr gute Führung. —

Eine ganz besondere Art von jugendlichen Zweiflern entwickelt sich auf dem Boden der Fortbildungsschulen mit beruflichem Fachcharakter. Der Student unserer humanistischen oder realistischen oder Lehrerbildungsanstalten hat immerhin ziemlich starke geistige Gegengewichte, wenn er sie nur suchen mag. Aber in den Berufsfortbildungsschulen fallen diese Gegengewichte beinahe gänzlich weg. Hier wird dem Schüler experimentell vorgeführt und vordemonstriert, was er im späteren Leben braucht. Den Gott aber, den er ebenso notwendig hat, kann man ihm nicht experimentell vordemonstrieren wie etwa einen elektrischen Kontakt. Oder — kann man es vielleicht doch und damit den jungen Zweiflern, die den großmäuligen Erwachsenen allen Unsinn nachschwätzen, Hilfe bringen? Vielleicht gäbe es zwei Wege, den „religiösen Kontakt" wirklich zu demonstrieren. Der eine Weg wäre der, daß man an der Hand des Alten und Neuen Testamentes diesen jungen Fragern zeigt, wie die großen Offenbarungsträger und Sendboten Gottes den unsichtbaren Gott ent-

weder persönlich erlebt oder (wie der menschgewordene Gottessohn) ihn uns sichtbar gemacht haben. Dieser erste Weg könnte ganz gut weitergeführt werden, indem man die religiösen Erlebnisse der Heiligen und der heiligmäßigen Menschen den Jugendlichen in guten Biographen seelisch (nicht rein hagiographisch) nahebrächte. Der zweite Weg wäre die Verbindung des religiösen Unterrichts mit der spezifischen Berufsethik. Man müßte wohl von der Moral (dem 2. Hauptstück des Katechismus) ausgehen, ohne dabei nur leise ins Moralisieren zu verfallen, das der Jugendliche oft förmlich haßt. Erst von der Sittenlehre aus wird man zu der Glaubenslehre gelangen können, und auch da muß das Dogma (selbstverständlich ohne jeden Pragmatismus im modernistischen Sinn) in seinem Lebenswerte dargelegt werden. Was der Gläubige vor dem Ungläubigen und Zweifler besonders in schweren und gefahrvollen Stunden seines Lebens voraus hat; welche Antworten auf Lebensfragen der Gläubige zu geben vermag, wo der Ungläubige, der Halbreligiöse, der Zweifler vor Sinnlosigkeiten und Rätseln stehen; welche Männer der Wissenschaft (insbesondere auf dem speziellen Berufsgebiet des Jugendlichen) gläubig waren und wie die Hauptschlagwörter der Freigeister, Atheisten usw. zu widerlegen sind — das alles interessiert den fragelustigen und antwortdurstigen jungen Menschen. Wenn er dann sieht, daß es eine schöne männliche bzw. frauenhaft edle Berufsethik gibt; daß ferner die Glaubenssätze nicht das tote Gegenstück etwa zu einer interessanten Steinsammlung, sondern vielmehr Rüstung und Kompaß für ein Menschenleben sein können, wofern man sie nur recht besieht — dann wird man den Boden vorbereitet haben für das Gnadenleben und ein gewisses Maß von liturgischem Leben, welch letzteres beim humanistisch und akademisch Gebildeten natürlich viel tiefer und reicher sich entfalten kann.

Daß seit der neuen Aufklärungswelle, die der Materialismus unserem gesamten Volke, auch dem bäuerlichen beschert hat, nur daß sie ungleich verhängnisvoller war als die des Rationalismus, auch der „gemeine Mann" nicht mehr ein Gläubiger wie ehedem blieb, sondern vielfach ein Grübler, Zweifler, Raisonierer geworden ist, das ist bekannt. Der Bauer auf dem Dorf hat ja leider lange genug zusehen müssen, wie die sogenannten „Studierten" sich um Gott und Gottesgesetz oft nicht kümmerten. Es blieb ihm also nur die Wahl: entweder sich für einen dummen und unaufgeklärten Bauern zu halten und seinem Pfarrer zu glauben und zu gehorchen — oder aber sich auch auf die Seite der „Studierten" zu schlagen und sich um den Pfarrer und seine

Predigt höchstens noch aus traditionellen Gründen zu kümmern. Innerlich sind aber, aller bloß traditionellen Religiosität zum Trotz, unsere Bauernburschen und Bauernmädchen schon rechte Zweiflerseelen geworden. Freilich weniger aus intellektueller Einsicht als aus Imitation und häufiger noch deswegen, weil man eben nicht gerne glaubt, was in seinen ernstgenommenen Konsequenzen unbequem wäre. Helfen kann da nur unermüdliche, durch keinen Pessimismus zu lähmende Seelsorgearbeit, sodann die sittliche Ertüchtigung der Jugend, die wesentlich wichtiger wäre als die sportliche, endlich das bessere Vorbild der Gebildeten. Wenn die einfachen Dorfbauern sehen, daß die „studierten Leute" wieder glauben, beten, unter der Kanzel, am Altare, an der Kommunionbank stehen, dann werden sie nicht länger Lust haben, den populären Schund einer ungläubigen Propagandaliteratur hinzunehmen. Aber der Seelsorger vergesse nicht: man muß zwei Generationen heranziehen, um eine Gemeinde zu erneuern. Wer da ernten will, wo er doch nur aussäen kann, der wird ein Pessimist. Und ein pessimistischer Priester ist ein verlorener Mann, der seinen Posten zum verlorenen Posten macht, auch wo es nur ein von der allgemeinen Sturmflut bedrohter Posten ist.

Alles in allem genommen: in der Sturm- und Drangperiode des Lebens hat es immer Frager und Zweifler gegeben. Liest man in alten Büchern und Chroniken, so sieht man, daß die holde Legende von der „guten, alten Zeit" eben nicht mehr als eine holde Legende ist. In jungen Sturmköpfen und Sturmseelen hat es noch immer gegärt, bevor aus dem schäumenden Most Wein wurde; nur die Gärungskeime sind je nach Zeitalter und Zeitströmungen verschieden. Wer helfen will, daß der Most nicht zu Essig werde, der muß selber frei von jeder seelischen Essigsäure und voll verständnisvoller Güte und ernstumschirmter Barmherzigkeit sein.

b) Der Zweiflertypus, der beim mündig gewordenen und in der Vollkraft des Lebens stehenden Menschen auftritt, ist ganz anders geartet als jener der Sturm- und Drangperiode. Es gibt rein intellektualistische Zweifler, denen alles, was Glaubenssatz heißt, zum Stein des Anstoßes wird. Es gibt Zweifler, die aus einem Ressentiment zur Ablehnung des Glaubens kommen. *Renan* war ein intellektualistisch eingestellter, obwohl nicht hochintelligenter Zweifler. *Nietzsche* war ein Zweifler aus Ressentiment. Daß jeder der beiden im tiefsten Ich ein Rastloser war, ist wieder ein Beweis dafür, daß kein Mensch bei seiner Skepsis zu Ruhe und Frieden kommt. Wenn es dennoch scheinbar ganz beruhigte und zufriedene Skeptiker gibt, so sind das entweder nur denkträge

Menschen, oder es handelt sich um den überaus häufigen Typus des „maskierten Zweiflers". Der setzt nur die Maske eines Zweiflers auf — in Wirklichkeit ist unter dieser Maske das Gesicht eines oberflächlichen Lebemenschen oder eines Zynikers verborgen. Der Lebemensch ignoriert das Bereich des Glaubens, weil der Glaube eine eherne Logik hat, die zur Erfüllung der kategorischen Wertimperative hindrängt; diese Logik aber ist dem Lebemenschen sehr unangenehm, und so verneint er einfach ihre Voraussetzungen, um nicht ihre Folgerungen ziehen zu müssen. Der Zyniker andrerseits ist ein Faun, ein neuheidnischer Faun, dem seine Götter und mehr noch seine Göttinnen lieber sind als Gott; denn Gott erfordert Erhebung der Menschenwürde über die Natur zur Gnadenwelt der Übernatur, während die Götter und Göttinnen jede Menschlichkeit im Sinne des rein naturhaften Sichauslebens lächelnd gutheißen müssen — sind sie ja doch nur groteske Verkörperungen oder idealisierte Apotheosen der banalen menschlichen Triebhaftigkeit und Leidenschaftlichkeit. Eigentlich sind Triebmensch und Zyniker keine ehrlichen Zweifler mehr und sie besitzen auch nicht mehr jene Rastlosigkeit, die dem echten Zweifler eigen ist, bis er zur Ruhe der Erkenntnis kommt (als Intellektualist) oder zur Ruhe der Ergebung (als Ressentimenttypus). Den maskierten Zweiflern ist es wohl bei ihrem Zweifel-Maskenspiel. Aber einmal fällt der Vorhang auf der Bühne, auf der Pierrot und Pierrette lachten und tanzten und glaubten, man könne mit Sekt den Durst der Seele löschen oder man vermöge mit der schillernden Seifenblase eines gelungenen Aphorismus sich mehr als eine winzige Schaumwelt zu schaffen. Der Kosmos Welt und der Kosmos Seele sind denn doch zu ernst und zu reich an Problemen, als daß man so satt und zufrieden dem furchtbarsten Rätsel dieses Kosmos entgegentänzeln könnte, das „Tod — und was dann?" heißt.

So blieben eigentlich nur zwei Typen von Skeptikern übrig: der intellektualistische und der Ressentimenttypus. Die Quellen, aus denen der intellektualistische Zweifler schöpft, sind die Probleme des Geistes, die Quellen des Ressentimentzweiflers sind die Probleme des Schicksals. Aus den Quellen der großen Geistesprobleme unmittelbar trinken die wenigsten; die übergroße Mehrzahl trinkt ihre Zweifel aus abgeleiteten und mit allerlei Trübungsstoffen versetzten Quellen. Es ist sehr interessant zu beobachten, wie ein ernstes Problem, dem nur ein sehr denkgewohnter und denkgeschulter Kopf gewachsen wäre, vom Intellektualisten zurechtgeschnitten, serviert und mit allerlei Ingredienzien garniert wird, wie es am Stammtisch, im Klub-

lokal, in der populärwissenschaftlichen Literatur — und Zeitungsbeilage, ja sogar in der Form des „Weltanschauungsromanes" dargeboten und hinuntergeschluckt wird. Verdaut wird es natürlich nie, sondern bleibt in irgendeiner Bewußtseinschicht als Giftbrocken liegen. Von Renan z. B. bis zu den Renan-Lesern und Leserinnen ist ein weiter Weg. Was der Skeptiker Renan schrieb, war wahrlich nicht tief; aber was seine blinden Leser und Leserinnen aus ihm herauslasen und daherschwätzten, das ist mitunter auch für eine plätschernde Gans zu seicht. In einem Teil der Arbeiterwelt steckt ein überaus starker Drang, sich auch mit den religiösen Problemen auseinanderzusetzen. Aber der Weg, den die Probleme nehmen etwa von Haeckel oder Einstein bis zum Gewerkschaftslokal und einem „populärwissenschaftlichen" Vortrag, ist wunderlich reich an Metamorphosen vom Halbsinn bis zum Unsinn und Blödsinn. Die kühne Sicherheit, mit der mancher „Naturwissenschaftler" über theologische und kirchengeschichtliche Fragen seine Meinungen, seine „Ansicht von der Wahrheit", seine „Forschungsresultate" (!) zum besten gibt, zeigt, wie unsagbar naiv die Vorstellungen auch der sogenannten Gebildeten über philosophische und theologische Dinge, über das Studium und Wissen eines einigermaßen geschulten Theologen sind.

Der Ressentimentzweifler schöpft unmittelbarer aus den Quellen. Ihm ist Gott nicht das große, das größte Rätsel, das in seinen Händen wiederum eine ganze Kette von Rätseln hält, an denen die Menschen sich abklettern müssen; nein, ihm ist Gott aus irgendeinem erlebten Grunde der Feind. Gegen diesen Feind stemmt und bäumt er sich. Denn dieser Gott hat ja dem Ressentimentzweifler etwas aus der Hand geschlagen, woran er hing; er hat ihm etwas vorenthalten, wonach er sich sehnte und immerfort sehnt. Oder: dieser Gott hat ihm durch seine irdischen Stellvertreter, die Priester bis hinauf zu den Mitraträgern und dem Tiaraträger, ein vermeintliches Unrecht zugefügt; er hat ihn, den Skeptiker, in irgendeinem Gefühle verwundet werden lassen — also: weg mit diesem Gott und seinen „Pfaffen"! So ist die Psychologie des Ressentimentzweiflers geartet in tausend und abertausend Abwandlungen; vor allem in weiblichen Seelen, die mehr dem Ressentiment-Typus als dem intellektualistischen angehören.

c) Es gibt noch einen besonderen Zweiflertypus. Der huldigt der Philosophie des „Als ob". Das heißt: er glaubt, lebt, betet, „als ob" alles ganz genau so „wäre", wie die Mutter in seiner Kinderzeit oder wie der Priester seines besonderen Vertrauens oder wie die kirchlichen Organe es ihn lehrten. Ob es wirklich so ist, darüber macht er sich im stillen seine eigenen Gedanken, ohne sie

vielleicht je zu formulieren. Es ist mir in manchem Falle gelungen, das Schweigen dieser „Als ob-Menschen" zu lösen, und mir war manchmal zumute, als sähe ich in ein tiefes Wasser mit vielen übereinander dahinflutenden und ganz verschiedenartig gefärbten Strömungen. Da gab es eine fast kristallklare Schicht; in der lag leuchtend der Glanz aller Himmelsgestirne des Glaubens; aus dieser Schicht und Strömung lebten diese Menschen ein reines, frommes, gütiges Leben. Aber da gab es auch eine Schicht, düster und dunkel und ohne eine andere Färbung, als die der Nacht und nur von lauter Unheimlichkeiten phosphoreszierend. Von Unheimlichkeiten, die alle in dem einen Wirbel und Strudel zusammenschossen: „wenn's nun aber nicht so wäre . . .?" Ausnahmslos fand ich solche Menschen des fast erzwungenen „Als ob" in seelischer Gefahr, daß die dunkle Strömung bei irgendeinem Anlaß zum Oberwasser der Seele werde und die kristallene Schicht verdränge. Es gilt ein heißes Ringen um diese „Als ob-Zweifler". Sie sind nicht seltene Typen und das besonders Erschwerende liegt darin, daß sie oft Schweiger, Einzelgänger, Eigenbrödler des seelischen Lebens sind, so sehr sie auch mit den andern „mittun"; daß sie nicht die naive Urteilskühnheit, die Großmäuligkeit, die Keckheit und Aphorismenübermütigkeit andrer Skeptikertypen besitzen und nur dem sehr Gütevollen sich erschließen.

d) Mitunter trifft man endlich Menschen an, die einem glatt heraussagen: „Ich kann nun einmal nicht glauben!" Sieht man genauer zu, so glaubt in Wirklichkeit doch ein jeder an irgend etwas. Und selbst wenn einer vorgibt, „an nichts mehr" zu glauben, so ist es eben „das Nichts", an das er glaubt, und er besitzt jene nihilistische Lebenseinstellung, die jeglichen Sinn und Wert des Lebens verneint oder wenigstens in Frage stellt, der über das Leben selbst hinausginge. Da nun ein letzter immanenter Sinn des Lebens nicht zu finden ist, muß man diesen Glaubens- und Wertnihilisten das Auge für einen letzten transzendenten Sinn des Lebens zu öffnen versuchen. Aber das gelingt nur dann, wenn man die Rastlosigkeit, die Sehnsucht in der Seele des nihilistisch eingestellten Menschen zu wecken vermag. Wer sich zufrieden, völlig zufrieden gibt mit dem an sich entsetzlichen und lebenvernichtenden Satz, dem Dasein des einzelnen wie der Gesamtmenschheit komme ein letzter Sinn nicht zu, dem ist tatsächlich nicht zu helfen. Aber wenn es gelingt, den nihilistisch eingestellten Skeptiker zu der Erkenntnis zu bringen, daß der letzte Sinn des Daseins nicht der Unsinn, die Sinnlosigkeit des Vernichtetwerdens sein kann, daß ferner der letzte Sinn des

Lebens, die letzten und endgiltigen Lösungen der Lebensprobleme nie dem Leben immanent sind, dann ist schon viel gewonnen. Freilich noch nicht alles. Denn auch wenn das Sehnen und Suchen nach einem letzten Daseinssinn und -zweck im Skeptiker geweckt sind, hat er immer noch den alten Skeptikersatz bereit: „Ja — aber wir können nichts wissen darüber." Gut — dann müssen wir glauben, wo wir nichts wissen können. Man muß dem Skeptiker nur zeigen, daß der Glaubensakt nichts Minderwertiges ist, wenn man ihn mit dem Wissen vergleicht. Wissen ist Erfassen der Welt mit den natürlichen Organen der Vernunft und manchen rein technischen Hilfsmitteln. Glauben ist Erfassen der Überwelt, der Jenseitswelt mit der Gesamtpersönlichkeit und ihren teils natürlichen, teils übernatürlich gehobenen und geadelten Kräften. Die Gesamtpersönlichkeit erfaßt alles, was Gott und Gotteswelt inbegreift, nicht bloß mit dem Intellekt, sondern mit der ganzen Seele, dem ganzen Herzen, dem ganzen Gemüte, mit allen ihren Kräften. Im Glaubensakt liegt etwas Rationales und höchst Vernünftiges, aber auch etwas Irrationales und Übervernünftiges. Wenn der Skeptiker, der angeblich „nicht glauben kann", nur erst begriffen hat, daß Übervernunft etwas total anderes ist als Unvernunft oder gar Unsinn, dann kann man ihm weiterhelfen. Wer nicht glauben kann, aber wenigstens sich sehnt, wer hofft, wer über die Rätsel hinaus möchte zu Lösungen, über die Fragen hinaus zu Antworten in den letzten Problemen des Daseins, der bewegt sich schon dem Irrationalen, dem Reiche des Übervernünftigen, des über alles Vernünfteln Gehenden zu. Und wer ernsthaft zu dem Gebete zu bringen ist: „Herr, ich glaube — hilf meinem Unglauben!" der wird, ist es ihm nur wirklich ernst um die Wahrheit und alle ihre Konsequenzen, irgendwann aus seiner Ratlosigkeit doch zur Ruhe in Gott gelangen.

4. — Der Weg von jenem ersten Stoßgebet eines ehrlichen Skeptikers und beginnenden Halbgläubigen bis zur Anerkennung des letzten Dogmas der Kirche ist natürlich oft ein sehr weiter und mühsamer Weg. Abkürzen kann ihn nur Gottes Gnade und ehrlich und aufrichtig der Gnade sich erschließender Wille. Für denjenigen aber, der einem Suchenden Führerdienste zu leisten hat auf diesem Wege, mag es, von den nötigen philosophischen und theologischen Kenntnissen abgesehen, gut, ja unerläßlich sein zu wissen, wie die verschiedenen seelischen Strukturtypen der Skeptiker zu behandeln sind.

a) Dem mehr intellektualistisch veranlagten Menschen wird die apologetische Begründung der sog. praeambula fidei sowie

die logische Geschlossenheit der scholastischen und neuscholastischen Theologie Ausblicke in das Reich der Glaubenslehren eröffnen, die ihm, dem Zweifler, bisher völlig fremd waren. Ich denke hier an zwei Fälle, in denen es mir gelang, ausgesprochene Intellektualisten bis zur letzten Glaubenskonsequenz zu bringen. Der eine Fall betrifft einen geborenen Juden, der nachher Katholik wurde, der andere einen Freidenker, der sich völlig bekehrte. Beide Männer warfen lediglich Verstandesfragen und Verstandeszweifel auf, als ob es gar keine andere Seelentätigkeit in ihnen gäbe als das reine Denken. Der erste, ein Mediziner, war geradezu hingerissen von der Theologie des hl. Thomas von Aquin; beim zweiten genügten apologetische Lehrbücher, um ihn zu überzeugen, obwohl auch sein Bildungsniveau es erlaubte, ziemlich hohe Anforderungen an sein Denken zu stellen. Selbstverständlich wird sich niemand damit begnügen, den Intellektualisten bloß begriffsmäßig mit religiösen Dingen umgehen zu lassen. Religion ist eben mehr als Betätigung des Denkens. Aber beim Intellektualisten muß man damit anfangen, daß man ihn zum Denker macht, wo er bisher nur ein Grübler war, der stets das Negative sah. Die letzte Weisheit für den intellektualistischen Skeptiker heißt wohl: Es gibt so viel Lichtes, Klares, Sinnvolles in Natur und Offenbarung, daß man nicht ungläubig und rein negierend oder in der Halbheit der Skepsis bleiben kann, die weder ein Ja noch ein Nein ist; es gibt allerdings auch so viel Rätselhaftes, Geheimnisvolles, Dunkles in der Welt, daß man nie ein nur Wissender, sondern immer ein Glaubender sein wird in all den Dingen, die jenseits der puren Wissensmöglichkeiten liegen.

b) Für den intellektualistischen Skeptiker gibt es eine besondere Gefahr: die nämlich, daß er im Relativismus der Weltanschauungen steckt. Ein Skeptiker sagte mir einmal: „Mein Gott — es sieht ein jeder die Wahrheit eben von der Seite an, zu der er von Jugend an oder durch Lebenserfahrung geführt wurde. Der eine sieht die Seite der Sache, der andere jene, und alle zusammen werden schon eine Totalansicht herausbringen." Das war typisch relativistisch gesprochen, und der Relativismus macht heute überall Schule. Nun ist die Wahrheit etwas so Wertvolles, daß man sich nicht mit Teilansichten begnügen darf, sondern sich zur Totalansicht durchringen muß. Aber auch Gott selbst ist die Wahrheit und ihre Erkenntnis durch die Menschen so wertvoll, daß er es nicht dem Zusammenwirken der Menschheit überließ, die Wahrheit herauszuarbeiten, sondern daß er sie offenbarte, damit die Menschen die geoffenbarte Wahrheit

denkend und handelnd verarbeiten. Ich muß hier einen Dialog mit einem Skeptiker anführen, weil dieser Dialog wiederum geradezu typisch ist. Der Skeptiker sagte: „Wenn es keinen Sinn des Lebens gibt, dann ist das einfach zum Verrücktwerden. Aber wo soll ich Zeit hernehmen, hinter den Sinn des Lebens zu kommen?" Ich erwiderte: „Nehmen Sie das Neue Testament zur Hand, Sie werden dort vieles über den Sinn des Lebens geoffenbart finden!" Der Skeptiker: „Wenn ich das als Offenbarung Gottes annehmen soll, dann müßte ich wiederum eine Unmenge von Studien machen, um nachzuprüfen, ob es wirklich eine Offenbarung Gottes ist." Ich darauf: „Dazu werden Sie erst recht nicht die Zeit finden, und Sie müssen sich wohl in dieser Frage an zuverlässige Fachleute wenden." Der Skeptiker: „Wer sind die Fachleute?" Ich antwortete: „Die Organe des kirchlichen Lehramtes." Der Skeptiker: „Aha, Sie kommen jetzt mit der Unfehlbarkeit und ähnlichen Dingen." Ich wiederum: „Ohne Frage ist kein einziger Theologe unfehlbar; aber es ist ebenso unfraglich, daß der Wahrheitshunger der Menschheit in einer Weise befriedigt werden muß, die es ausschließt, daß den Menschen Steine statt Brot gereicht werden. Das offizielle kirchliche Lehramt kann nicht irrtumsfähig sein." Der Skeptiker: „Sie wollen also menschliche Geistesarbeit in der Wahrheitsforschung einfach ersetzen durch eine unfehlbare Lehrbehörde?" Ich: „Nein, ich will keine Geistesarbeit ersetzen; aber die Sicherheit der Resultate muß ganz gewiß durch eine unfehlbare Lehrbehörde absolut garantiert sein." Der Skeptiker: „Dann brauchte ich mich ja nur an die Organe dieses kirchlichen Lehramtes zu wenden." Ich: „Ganz gewiß; denn kein einzelner Mensch und nicht einmal Gelehrtenkongresse könnten die ungeheure Arbeit bewältigen, der wahrheitsuchenden Menschheit die Wahrheit zu bieten und deren Unverfälschtheit zu garantieren." Der Skeptiker: „Aber diese Unterwerfung unter eine unfehlbare Lehrbehörde kann ich nicht leisten." Ich will mit dem soeben angeführten Satze den Dialog abbrechen. Hier ist das punktum saliens: es fällt dem modernen Skeptiker oft überaus schwer, anzuerkennen, daß die Wahrheit schon geoffenbart ist und daß weder Einzelarbeit noch korporative Geistesarbeit mehr leisten kann, als aus den überreichen Wasserquellen der schon geoffenbarten Wahrheit zu schöpfen. Der moderne Skeptiker lebt in dem unheilvollen Wahn, die Wissenschaft müsse mit einer Art Wünschelrute erst nach der Wahrheit suchen gehen. Jedoch, es gibt weder eine Wünschelrute für die Wahrheit noch muß oder vielmehr kann ein jeder ein Gelehrter sein, der die Unsumme

wissenschaftlicher Arbeit zu leisten vermöchte, die von ganzen Gelehrtengenerationen im Dienste des kirchlichen Lehramtes geleistet worden ist. Es ist aber auch gar nicht einzusehen, warum ein Mensch, und sei er noch so hochgebildet, sich nicht dem Urteil der Fachmänner und der berufenen Lehrbehörde sollte unterwerfen können, um aus dem Dämmerdunkel seiner Skepsis herauszukommen, in dem es weder Nacht ist noch Tag werden will. Ein Quentlein Stolz ist dieser relativistischen Skepsis doch sehr oft beigemischt!

c) Der voluntaristisch veranlagte Skeptiker, also der Willensmensch, wird durch die befreiende Tat, das Opfer, das energische Beschreiten des Glaubensweges viel eher von seinen Zweifeln erlöst werden als durch langes Sinnieren und Grübeln. Wer ihm den moralischen Halt, die Diszipliniertheit und Ordnung seines Wesens und Lebens zu geben weiß, der wird ihm helfen und kein anderer. Der Voluntarist, der sich entschließen oder dazu gebracht werden kann, die Ignatianischen Exerzitien zu machen, Klarheit in seine Vergangenheit, feste Zielsetzungen in seine Zukunft zu bringen, hat wohl den besten Weg zur Überwindung seiner Skepsis beschritten, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß dieser Weg nicht auch für den Intellektualisten heilsam wäre.

d) Der Sentimentmensch, der zum Zweifler wurde, ist am besten auf Grund eines starken religiösen Erlebnisses zur Gläubigkeit zu führen. Da aber religiöse Erlebnisse zum guten Teil eine Gnadensache sind, kann man nicht genug tun, um diesem Skeptikertypus das Aufgeschlossensein, das Bereitsein für die Wirkungen der Gnade zu wecken. „Glauben Sie ganz bestimmt das, was Sie über religiöse Dinge predigen und schreiben?" fragte mich ein Zweifler von ausgesprochenem Sentimenttypus. Es war ein junger, stark zu einem unbestimmten Idealismus, aber nicht minder stark zur Skepsis hinneigender Akademiker. Als ich seine Frage entschieden bejahte, flehte der junge Mensch geradezu: „Dann lassen Sie mich Gott doch einmal erleben!" Das ist nun leichter gesagt als getan. Gott läßt sich erleben, sicher. Er versagt sich keinem, der ihn aus ganzem Herzen sucht. Aber wer dem Gott, den ein Zweifler sucht, die Wege in das halb offene und noch halb geschlossene Menschenherz bereiten soll, weil er als Priester, als Erzieher, als Freund, als Berater darum angegangen wurde, der muß sehr gut nach der rechten Eingangspforte suchen, die noch am wenigsten verriegelt ist und am leichtesten sich auftut. Apologetik ist hier nicht das erste, wenn sie auch als Hilfsmittel gut und in vielen Fällen unentbehrlich

15*

ist. Das erste wird immer die Erweckung des Zweiflers zu einer religiös-affektiven Haltung sein müssen. Die Persönlichkeit Christi, und zwar nicht bloß nach ihrer göttlichen, sondern auch nach ihrer menschlich großen und menschlich liebenswürdigen Seite hin hat noch immer gerade die Sentimentmenschen gefesselt und aus dem Bann ihrer Skepsis herausgeführt, wenn ein guter Wille in diesen Menschen war. Es können auch Heiligengestalten, die aus Ringenden zu Reifen, aus Kämpfern zu Siegern wurden, es können ferner Anknüpfungen an Jugenderinnerungen religiöser Art zu guten Hilfen für den Zweifler vom Sentimenttypus werden.

e) Der Ressentimenttypus zweifelt aus Verbitterung und Groll, aus Gram und Depression, die bis zur Melancholie gehen kann. Wer hier Wunden heilt, der hilft. Es sind oft schwere und fast tödliche Wunden, aus denen eine Zweiflerseele blutet. Mancher wagt nicht mehr, an einen guten Vater im Himmel zu glauben, weil ihn Blitz um Blitz, Schlag um Schlag aus Gottes Himmel traf. Dann gilt es, dem Zweifler zu zeigen, daß es eine der sichersten religiösen Erfahrungen ist, die man nur machen kann, daß Gott den heimsucht, den er des Heimkommens oder Heimgeholtwerdens für wert erachtet. Das Buch Job des Alten Testamentes ist das klassische Buch der Ressentimentzweifel, aber auch das klassische Buch des Glaubens an den Gott, der über allen scheinbaren Unbegreiflichkeiten mit seiner Vorsehung waltet, die der Mensch nicht schulmeistern darf in der moralischen Welt (der Leiden), wo er doch auch in der physischen Welt neben den grandiosen Erscheinungen der Schöpfung deren rätselhafte nicht zu entziffern vermag.

f) Wo in einem Zweifler die ästhetische Lebenseinstellung die vorherrschende ist, da wird das Erhabene, Überwältigende, Erschütternde in Schöpfung und Kunst, namentlich aber die Schönheit im liturgischen Leben der Kirche, ein Weg zur Überwindung seiner Skepsis sein. Das Hochgebirge, das Meer, die Wüste, die Wälder, die Kathedralen, die religiösen Tonschöpfungen die Raumseele heiliger Stätten, die Bildseele großer Kunstwerke haben schon zu manchem das erste leise, aber zu heiligen Höhen rufende Wort gesprochen und ihn empfänglich gemacht für die Gottesworte, die unendlich mehr wert sind als Kunst und doch zu dem ewigen Gott hinführen können auf den Wegen der Schönheit, hinter der die Wahrheit und die Majestät der Heiligkeit steht. Freilich: Ästhetentum, auch wo es auf religiösen Gefilden lustwandelt, ist noch lange nicht Glaube. Wer zu Gott kommen will, der muß schon wandern und wandern von Wahrheit zu Wahrheit und von Klarheit zu Klarheit und darf nicht

bloß genießen, lauschen, in Stimmungen sich wiegen, schwärmen oder träumen; der muß auch die ernsten Konsequenzen ziehen wollen aus der Tatsache, daß die urewige Schönheit zugleich die ehrfurchtgebietende, die dienstfordernde Heiligkeit und die unbestechliche Wahrheit ist. Der Ästhet bleibt gerne auf halbem Wege stehen oder liegen; ihm tut Kraft und Kraftbetätigung, Wahrheitserkenntnis und Anbetung Gottes, Gehorsam gegen Gottes Forderungen besonders not.

g) Wo ein mystisch veranlagter Mensch von seinem Glauben abirrt und sich in Skepsis verliert, da pflegt sich bald des Glaubens falscher Halbbruder einzustellen: der Aberglaube. Der ist nach Lebensaltern, Lebensständen und Zeitaltern verschieden. Heutzutage heißt er: Theosophie, Anthroposophie, Spiritismus. Man will mit magischen Mitteln in das große Reich des Unbekannten, des Jenseitigen eindringen, das sich ja doch nur demjenigen erschließt, der mit den heiligen Wunderschlüsseln des Mystischen an seine Pforten herantritt. Unter diesem Mystischen aber ist alles zu verstehen, was Glaube, Gebet, Gnade bedeutet. Die geheimste Kraft all der okkultistischen und spiritistischen Sucher ist Mystik — leider in der Form der magiebehafteten Pseudomystik. Was sie dabei an seelischer Energie vergeuden für Wahngebilde, Nichtigkeiten und Nichtswürdigkeiten, das ist mitunter ungeheuerlich und mutet geradezu tragisch an. Diese Energieverschwendung, die an Geister glaubt und den Dämon nicht merkt, muß umgestellt werden auf den einen und einzigen Geist, der den Menschen einführen kann in die Wahrheit, auf den heiligen Geist Gottes. Der aber wohnt gewiß nicht in neubuddhistischen oder anthroposophischen Tempeln und hat mit den Geistern spiritistischer Sitzungen nichts gemein. Der Theologe muß gute Kenntnis haben von der eigenartigen Gedankenwelt der Okkultisten, Theosophen, Anthroposophen, Spiritisten namentlich unserer Großstädte — eine Welt, in der so viele irregeleitete Glaubenskräfte im Dämmerreich der Magie und Dämonie umherflattern und wie Motten einem trügerischen Licht zum Opfer fallen, weil sie das klare Licht des Glaubens nicht finden.

h) Einen ganz eigenartigen Zweiflertypus stellt der sog. „Sektenmensch" dar, der, an seiner Mutterkirche irre geworden, sich zu einer der zahllosen Sekten wendet, die ihm angeblich mehr bieten, als die verlassene Kirche ihm geben konnte. Sekten üben auf manche Skeptiker eine augenscheinlich starke Anziehungskraft aus. Warum? Weil man in seine Kirche gleichsam hineingeboren wird, zu seiner Sekte aber meist infolge eines ganz persönlichen Entschlusses kommt. Vielleicht ist nun

vieles im Sektenwesen unserer Zeit schizoid und psychotisch erklärbar. Mir wenigstens haben Studium der Sektenschriften und Beobachtung ziemlich vieler „Sektenmenschen" diese Erklärung sehr nahegelegt. Dem schizoiden oder schizophrenen Menschen, der sich in eine religiöse Idee verrannt hat, ist selten zu helfen. Aber wo es sich um den geistig normalen oder ziemlich normalen „Sektenmenschen" handelt, da bringt ihn nur die gleiche Kraft zu seiner Kirche zurück, die ihn von ihr weggezogen hat, nämlich die freie Entschlußkraft, ein bewußtes, „praktizierendes" Mitglied einer religiösen Gemeinschaft sein zu wollen; sagen wir: ein lebendiges Glied seiner Kirche, dem man zeigen muß, daß die Kirche die Fülle, aber auch die innere Harmonie alles dessen hat, was die Sekten in einseitiger, unharmonischer Übertreibung pflegen.

i) Wir dürfen nicht stillschweigend vorübergehen an jener großen Schar offenkundiger oder heimlicher Skeptiker, die, um in ihrer eigenen Ausdrucksweise zu reden, „zwar auf gläubigem, aber nicht auf kirchlichem Boden" stehen. In dieser Schar, in diesem Heer, so muß man wohl sagen, stellen die „Als-ob-Zweifler" ganze Regimenter, und sieht man sie auf ihre menschlich edlen Werte hin an, so schreiten auf kirchenfernen Marschrouten manche, die zur Garde der Kirche gehören könnten. Die Kirche ist nun neunzehnhundert Jahre ihren Weg gegangen durch die Völker und die Zeiten. Wer sie kennt und ihr ganz tief in das barmherzige Mutterherz geschaut hat, dem verschlägt es wenig, daß noch manches vom Staub der Jahrhunderte auf ihrem äußeren Gewande liegt; daß die Menschheitswunden von neunzehn Jahrhunderten sichtbare Narben an ihrem heiligen Mutterleibe hinterlassen haben, der eben Menschen, immer nur Menschen und nicht Engel gebiert; dem verschlägt es wenig, daß die Kirche aus den Wunden blutet, an denen arme, sündige, fehlerbehaftete Menschen leiden, die auch zur Kirche gehören und deren lahme, taube, blinde, stumme, aussätzige Glieder sind. Wer die Kirche wirklich kennt, wer ihre Mutterliebe, ihre Muttergebete, ihre Muttersorge, ihren Mutterheroismus, wahrhaft kennt und weiß, wie ihr Mutterherz so ganz an Christus gebunden und mit priesterlicher Weihe erfüllt ist, der wird nicht irr an ihr, in deren Händen der Erdball ruht — und den ganzen Erdball leiten in seiner geistigen Sonnenbahn um Gott, das ist eine übermenschlich schwere Aufgabe auch für den heiligmäßigsten Papst und den idealsten Episkopat und deren priesterliche Helfer, die schließlich als Menschen hinter der erschreckenden Größe ihrer Pflichten oft genug zurückbleiben. Aber der Zweifler, „der nicht

auf kirchlichem Boden steht", sieht zu gerne die Mängel des offenkundig Menschlichen und Allzumenschlichen und sieht den verborgenen Gottesglanz der Kirche nicht, den nur helle Gotteskinderaugen zu schauen begnadet sind. So kommt es, daß der Zweifler an der Kirche entweder Eigenwege geht, die sich zuletzt in einer Art Naturreligion mit einigen kirchlichen Reminiszenzen verlieren, oder daß er sich sein eigenes Credo zurechtzimmert „mit Auswahl und ohne nähere dogmatische Details", wie mir ein solcher Skeptiker einmal sagte. Oder aber: der Zweifler „tut mit", traditionell, konventionell beeinflußt, „als ob es so wäre", wie die Kirche lehrt und mahnt. Die Hilfe? — Sie kann nur von einer unbefangenen und wohlwollenden Betrachtung der Kirche nach ihrer menschlichen wie ihrer göttlich-idealen Seite erstehen, was den Laien, und von einem überströmenden Maße dienender Liebe, was den gesamten Klerus anbelangt. Die Hilfe kann ferner nur kommen von einer demütigen Beobachtung des Wortes, das nicht etwa im Kirchlichen Gesetzbuch, sondern im Evangelium steht: „Wer euch hört, der hört mich; wer euch verachtet, der verachtet mich; wer aber mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat."

k) Die letzte Gruppe von Skeptikern, über die wir zu reden haben, sind vertreten durch die Typen der Zaudernden, die sich nicht entschließen können, sei es zum ersten Schritt, sei es zum letzten Schritt, der ihrer Halbheit ein Ende setzt. Denn es ist tatsächlich eine Halbheit, in der Skepsis zu verharren oder abzuwarten, bis „irgend etwas eintritt, was einen anders macht". Die Sinnbejahung oder Sinnverneinung angesichts der letzten Lebensfragen ist eine Stellungnahme, die der Menschenvernunft möglich ist. Aber die grundsätzliche und leichtfertige Skepsis ist gar nichts. Sie ist kein Ja und kein Nein. Sie ist ein In-der-Schwebe-Lassen von Dingen, die viel zu wichtig und viel zu folgenschwer sind, als daß man sich nicht durchringen müßte zu einer klaren Stellungnahme. Diese Stellungnahme kann unmöglich, vorausgesetzt, daß ein Suchender ganz klar, logisch und konsequent denkt, zur Sinnverneinung der Welt und des Daseins führen; denn das Organ, mit dem wir unablässig nach einem letzten Sinn des Gegebenen suchen und suchen müssen, die menschliche Vernunft, kann dem Menschengeist nicht verliehen sein, auf daß er schließlich doch nur den reinen Unsinn oder gar keinen Sinn finde. Denke nur ein jeder, völlig unbestochen von Vorurteil, und denke nur ein jeder bis zum letzten Ende des zu Denkenden — „und klar wie die ruhigen Sterne gehen aus langem Zweifel reine Gestalten auf" (Hölderlin).

Es lohnt sich der Mühe, in die Seele eines Skeptikers zu blicken. Nehmen wir den Franzosen *Renan*, den Verfasser des bekannten „Lebens Jesu", als Beispiel, und lassen wir ihn selber reden. Er sagt:

„Man sieht das Meer, die Felsen, die Inseln, wenn man aus dem Fenster des Schlosses nach Norden schaut, nach Süden hin sieht man Bäume, Felder, Wiesen. Wozu nun der Streit zwischen den Beschauern? Alle haben sie recht." Aber das ist eine überaus oberflächliche Antwort, die Renan da gibt. Die Beschauer haben eben nicht alle recht. Recht hat ein jeder nur, wenn er sich auf sein Blickfeld beschränkt und die Teilansicht nicht für die Totalansicht ausgibt. Wenn der Physiker mit seinen empirischen Forschungsergebnissen Metaphysik treiben zu können glaubt, dann ist er ebenso im Irrtum wie jener Metaphysiker (es war Hegel), den man auf den schreienden Widerspruch zwischen seiner Ideenlehre und der Wirklichkeit hinwies und der zur Antwort gab: „Um so schlimmer für die Wirklichkeit!" Es ist ganz bezeichnend für den Relativismus, dem der Skeptiker Renan huldigte, wenn er sagt: „Man hat nur dann einige Chancen, wenigstens einmal im Leben die Wahrheit erfaßt zu haben, wenn man sich viel widersprochen hat. Ist es nicht lächerlich, die feinen Nuancen der Wahrheit unter die schwerfällige Schere des logischen Skeptizismus zu nehmen?" Allerdings, so müssen wir erwidern, das ist lächerlich; denn einen logischen Skeptizismus gibt es nicht. Konsequente Logik führt nicht zum Skeptizismus. Konsequente Logik ist auch keine schwerfällige Schere; sie ist vielmehr ein haarscharf geschliffenes Messer, das Wahrheit und Irrtum voneinander scheidet. Aber Renan besaß diese unerbittliche Konsequenz des Denkens nicht. Wie hätte er sonst sagen können: „Man gewinnt nichts, wenn man die Wahrheit belästigt, sie jeden Tag bestürmt. Die Wahrheit ist taub und kalt; unsere Zudringlichkeiten rühren sie nicht. Die neue Philosophie, — die neuere Philosophie, — die neueste Philosophie, — mein Gott, wie naiv ist dieses Überbieten! Warum in dieser Weise um die Priorität des Irrtums streiten? Lernen wir warten, vielleicht ist am Ende gar keine Wahrheit da, oder wer weiß, ob die Wahrheit nicht etwas Trauriges ist? Seien wir nicht so eilig, sie zu erkennen!" — Das ist ganz typisch gesprochen für einen Skeptiker, dieses völlig unlogische: „Vielleicht ist am Ende gar keine Wahrheit da" . . . Dieses beinahe träge, zum mindesten müde: „Lernen wir warten!" . . . Dieses scheinbar ernste und doch in der letzten Tiefe frivole: „Wer weiß, ob die Wahrheit nicht etwas Trauriges ist?" Die Wahrheit

ist als Wahrheit weder traurig noch heiter, wohl aber kann sie sehr froh und sehr traurig machen. Traurig macht sie nur den, der sie erkennt und gegen bessere Überzeugung ihr nicht nachgeht, weil ihre Konsequenzen zwar zur Sinnbejahung des Lebens, aber zur Verneinung des wahrheitswidrigen Lebens führen. War Renan so ganz überzeugt, daß „am Ende gar keine Wahrheit da sei"? Sicherlich nicht, denn er selber hat den Satz geschrieben: „Man wäre geneigt, an allem zu zweifeln, wenn die Natur es erlaubte und wenn das Verwerfen aller Wahrheit nicht noch absurder wäre als die Annahme aller Irrtümer." Und in der Tat: wer das Kosmische in der Welt ansieht, der vermag nicht mehr das Chaos zu bejahen; und wer seine Vernunft nur ganz ernsthaft anwendet, der vermag nicht mehr zu glauben, daß die menschliche Vernunft überhaupt denkbar sei ohne eine schöpferische Ur-Intelligenz, die das Sinnvolle unmöglich geschaffen haben kann nur um eines großen Unsinns willen. Das heißt: wer den letzten Dingen auf den Grund sieht, der sieht nicht in einen sinnlosen Abgrund hinein, der einmal alles verschlingen wird. Oder doch? Ist nicht der Tod, der Einzeltod wie der Menschheitstod und der Weltentod der schreckliche Abgrund, aus dem die vollendete Sinnlosigkeit dem Fragenden zugrinst? Auch Renan hat sich diese Frage vorgelegt. Er erzählt, wie er einmal in seiner Jugendzeit mit der Mutter am Ufer der Bretagne, seiner Heimat, ging und wie sie beide zu einer alten, leeren Dorfkirche und einem Friedhof mit alten, verlassenen Gräbern rings um die Kirche kamen. „An diesem Tage," sagt er, „hatte ich das Gefühl der Unermeßlichkeit des Vergessens und des ungeheuren Schweigens, in welche das menschliche Leben versinkt, und zwar empfand ich es mit einem Schrecken, der sich mir auch jetzt noch mitteilt und eines der Elemente meiner ganzen moralischen Existenz geworden ist." Da hätten wir sie also, „die Wahrheit, die etwas sehr Trauriges ist" — aber nur dann etwas sehr Trauriges, wenn es nichts gibt als Versinken, Vergessenwerden, ewiges Schweigen des Todes. War der Skeptiker Renan seiner Skepsis sicher genug, daß er über jenen Schrecken, den er damals beim Anblick der Gräber empfand, mit einer klaren und glatten Sinnverneinung des Lebens hinweggekommen wäre? Lassen wir ihn selber antworten! Er gesteht: „Ich fühle, daß mein Leben doch immer von einem Glauben beherrscht wird, den ich nicht mehr habe. Das ist eben die besondere Eigenschaft des Glaubens, daß er auch dann noch weiterwirkt, wenn er schon längst verschwunden ist. Bande aus der Zeit meiner Kindheit, die festesten von allen, knüpfen mich an den Katholizismus, und wiewohl ich von ihm

getrennt bin, so werde ich doch oft versucht, mit Job in unserer lateinischen Übertragung zu sagen: etiam si secidevit me, in ipso sperabo." Der ehemalige Theologiestudierende des Pariser Priesterseminars St. Sulpice, Ernest Renan, vermochte nie ganz von dem Glauben seiner Jugendtage loszukommen. „Das, was mir die Wissenschaft gibt," gesteht er, „genügt mir nicht; ich habe noch immer Hunger." Er findet, daß sein „Gehirn, verbrannt durch wissenschaftliches Räsonieren, nach Einfachheit dürstet wie die Wüste nach reinem Wasser". Aber er macht sich nicht auf, nach verborgenen Quellen zu graben, und müßten ihm die Hände dabei blutig werden. Als echter Skeptiker begnügt er sich mit einem gewissen humanitären Idealismus, mit den Freuden des Gelehrten, mit dem stillen Glück der Ehe, mit einem halb wehmütigen und halb selbstzufriedenen Lächeln und gelangt eigentlich sein ganzes Leben lang nie über jene Maxime hinaus, die er schon im Jahre 1843 niederschrieb: „Der Mensch hat stets ein sicheres Mittel: es besteht darin, sich in sich selbst zu verschanzen und sich von da aus im Selbstgenuß an allen äußeren Sklavereien zu rächen." Persönlich untadelhaft in seiner Lebensführung, meint Renan doch, er wolle keinen Einwand gegen den erheben, der in der Keuschheit nur den höchsten Grad der Sinnlichkeit erblicken würde. Vielleicht hat er den Schlüssel zu seiner Skepsis in einem kleinen Satze selbst gegeben: „On est peut-être athée pour ne pas voir assez loin." Übrigens hat Professor *Pommier* von der Universität Amsterdam 1923 in seinem Buche: Renan d'après des documents inédits aus dem Tagebuch von Cornelie Renan festgestellt, daß der Sterbende in der Nacht vom 1. auf den 2. Oktober 1892 lange und mit lauter Stimme die merkwürdigen Worte wiederholt hat: „Ayez pitié de moi, mon Dieu; ayez pitié de moi, j'ai pitié de moi-même!"

Von wie vielen Skeptikern des intellektualistisch-resignierten Typus mag dieses kleine, aber tiefst bedeutsame Sätzchen wohl gelten: „Man ist vielleicht nur Atheist, um nicht weit genug sehen zu müssen"? Und wie viele würden aufhören, Atheisten und Skeptiker zu sein, wenn sie nur in allem Ernst weit und tief genug sehen und vor allem keiner Konsequenz ausweichen wollten? — Ernest Renan hatte einen Enkel, *Ernest Psichari*, der am 22. August 1914 als Artillerieleutnant in Belgien fiel. Es hatte den Anschein, daß der 1883 geborene Enkel des berühmten Skeptikers ganz in die Bahnen seines Großvaters treten wollte. Als Student war er Agnostiker, bis ihn die Philosophie Bergsons aus seinem skeptischen Gleichgewicht brachte, ohne ihm jedoch geben zu können, was er ersehnte. Er ging nach Marokko, um

im Tatendrang den Gedankendrang zu überwinden, schloß sich anfangs an den Islam an, um dann zu suchen und zu suchen, bis er im katholischen Glauben den Frieden fand. Ernest Psichari hat in seiner Selbstanalyse den entscheidenden Punkt gefunden, der geradezu der Angelpunkt jeglicher Skepsis ist und an dem sich die Tore des Glaubens öffnen oder schließen bzw. geschlossen bleiben. Er sagt: „Es handelt sich darum, ob man den Sinn für den Himmel hat oder nicht, ob man mit den Engeln zu leben wünscht oder mit den Tieren, ob man den Willen hat, sich zu erheben, sich unaufhaltsam zu vergeistigen. Darum dreht sich alles. Jedem Argument kann man ein anderes entgegensetzen, und da zeigt sich die ganze Vergeblichkeit der Argumentation. Ist also dieser Wunsch, das Herz zu weiten, ist das Streben nach Gott nicht vorhanden, so ist jeder Beweis nutzlos, ist kein Argument wirksam." M. a. W. wir kommen auf das zurück, was wir schon einmal erwähnten: der Glaube ist eine Gnade, und wer diese Gnade will, der muß anfangen mit dem Gebete. Mit dem kleinen, mit Herzblut gefüllten Gebete: „Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben!" —

Am allerwenigsten kann die Glaubensgnade dem spöttischen und zynischen Skeptiker zuteil werden, als dessen Typus wir *Voltaire* nehmen können.

Voltaire war kein Atheist. „Ich habe stets die Atheisten als schamlose Sophisten betrachtet," schreibt er an d'Argental. Und ein andermal sagt er: „Wir wägen die Materie, wir messen und zerlegen sie; wenn wir aber über diese großen Operationen hinaus nur einen einzigen Schritt tun wollen, so finden wir uns dazu machtlos und schauen in einen Abgrund." Dennoch tut er diesen Schritt, freilich nicht mit Maßinstrumenten, sondern mit seiner Vernunft. In einem Briefe an La Condamine verwahrt er sich gegen den Vorwurf des Atheismus, und an seinen Freund und Gönner Friedrich den Großen schreibt er, er glaube an Gott mehr als an alle andern. Er behauptet, niemals könne das Axiom erschüttert werden, daß jedes Werk einen Urheber voraussetze; das ganze Universum mit seinen unveränderlichen Gesetzen zeuge von einem Gesetzgeber; er begreife nicht, wie die Enzyklopädisten einen „ewigen Mathematiker" leugnen könnten. Aber bei seinem unbestimmten Gottesglauben bleibt Voltaire stehen. Es fällt ihm gar nicht ein, die Folgerungen daraus zu ziehen. Vom Gottesglauben zum Gottesbegriff und zu irgendwelcher Gottesvorstellung kommen zu wollen, das quält ihn nicht. Warum nicht? Weil die zynische Ader zu viel vergiftetes Blut in ihm mitführte. Christus ist ihm nur ein „ungebildeter Jude", wenn er ihn auch gelegent-

lich einmal den „Sokrates von Galiläa" nennt. Für eine Erscheinung von der Größe eines Apostels Paulus fehlt Voltaire jedes Verständnis, und man staunt, daß ein Kopf wie der Voltaires zu der sinnlosen und durch gar nichts begründeten Behauptung kam, Paulus habe sich der „Christensekte" nur angeschlossen, weil ihn Gamaliel nicht zum Schwiegersohn haben wollte, weil er um seiner dicken, häßlichen Nase willen „Fräulein Gamaliel" (wörtlich) nicht gefallen habe. Welch ein Unsinn und welch eine Keckheit zugleich, die jeder Wissenschaft schallend ins Gesicht schlägt! Ein Mensch von solch oberflächlicher Denkungsart konnte natürlich eine Erscheinung, wie sie die katholische Kirche darstellt, gar nicht verstehen. Ihr gegenüber hatte er nur ständig das Wort auf den Lippen: „Ecrasez l'infâme le matin et écrasez l'infâme le soir!" Aber diese Wut gegen „die Infame", d. h. gegen die Kirche, die man jeden Morgen und jeden Abend zu vernichten trachten müsse, hielt ihn nicht ab, seine Dienstboten in die Kirche zu schicken: sie konnten dort immerhin manche Predigt hören, die indirekt ihrem Herrn Voltaire zustatten kam. Als Greis wurde der Vielberühmte ein einsamer Mann. Aber die Vereinsamung änderte ihn nicht. Einige Jahre vor seinem Tode schrieb er noch an Friedrich den Großen: „Es erscheint mir äußerst lächerlich, sich ölen zu lassen, ehe man in die andere Welt geht, wie man die Achsen seines Wagens vor seiner Reise schmieren läßt." — Am 30. Mai 1778 ging er hinüber in diese andere Welt. . . .

II. Der autonome Mensch

1. — Schon in dem faustischen Typus des mittelalterlich-gotischen Menschen lag die Möglichkeit des individualistischen Menschen, der einer der Haupttypen der Neuzeit ist, von den Tagen der Renaissance an gerechnet. Was ist das Wesen des Individualisten? Worin liegt es beschlossen? Das wird der Vergleich mit der klassischen Antike am besten sagen. Dieser Mensch trug den inneren Gleichgewichtspunkt seines Wollens in sich selbst. Er suchte ihn (einige geniale Ausnahmen abgerechnet) nicht außer sich und nicht über sich. Er war sein eignes Maß und war das Maß der Dinge. Er lebte sich, tätig oder genießend, einfach aus, in eigenartiger, wenn auch, moralisch gesprochen, heidnischer und manchen Flecken tragender Schönheit blühend und verblühend. Beim gotischen Menschen war das anders. Der trug den faustischen Drang in seiner Seele: den Drang, aus sich hinaus, über sich hinaus und empor zu wollen. Er hatte den inneren Gleichgewichtspunkt nicht mehr. Die Tempel der Antike

schließen wagrecht ab und ihre Linien suchen nicht den Himmel und die Unendlichkeit der Höhe. Aber die gotischen Dome steigen ins Ungeheure auf und ihre steil anstrebenden Linien suchen die Sterne. So greift der gotische Mensch in seinem faustischen Drange über sich selbst hinaus, von der christlichen Religion immer zur Jenseitseinstellung angetrieben. Noch gab diese gleiche, von allen anerkannte, von keiner mächtigen Gegenbewegung bedrohte, nur von wenigen kühnen Köpfen in ihren Grundlagen bezweifelte Religion dem Menschen starke Bindungen an die sichtbare Hierarchie der Kirche und an die unsichtbare der von ihr verkündeten Werte. Noch war der gotische Mensch ein Quaderstein in dem geistigen und sittlichen Gebäude seiner Zeit, nicht losgelöst aus dem Gesamtgefüge, wenngleich schon, um ein etwas kühnes Bild zu gebrauchen, ein von heimlichen Kräften und Drängen und Sehnsüchten belebter Quaderstein.

Da kamen die großen neuzeitlichen Bewegungen der Renaissance, des Humanismus, der Reformation, die langsam — im Gegensatz zur ehemaligen Geformtheit und Gebundenheit — zur Deformation wurden und im Rationalismus des 18. Jahrhunderts, im Materialismus des 19., im Relativismus des 20. Jahrhunderts sich ausliefen. Alle diese Strömungen haben den gotisch-faustischen Menschen, der sich ihnen hingab, aus dem Granitgefüge seiner früheren Gebundenheit herausgelöst und herausgemeißelt. Jedoch der Herausgelöste glich nicht mehr der antiken Statue, die in so tief symbolischer Weise augenlos, blicklos gebildet wurde. Der gotische Mensch war ein Sehender, ein oft mystisch Schauender sogar, und sein tiefer Blick, der alles sehen und schauen wollte, erzählt von einem tiefen Leben seiner Seele, die nun einmal keine heidnische, sondern eine getaufte, für Mysterien und für Ewigkeitsperspektiven erschlossene Seele war. Der gotische Mensch glich auch nicht mehr der antiken Statue in ihrer wundervollen statischen Ruhe. Er war vielmehr ein Dynamiker, der in alle Höhen und Weiten, und ein Mystiker, der in alle Tiefen strebte. Wer ihm die alte, gesunde, maßvolle, bändigende Gebundenheit nahm, ohne ihm eine neue und sichere Basis, ein neues Eingefügtsein zu geben, der machte ihn uferlos strebend und grenzenlos begehrend; denn die Tendenz des Christentums, das der gotische Mensch nicht über Nacht und Tag, nicht einmal über ein Jahrhundert wegwerfen konnte, weil es ihm viele Generationen lang in Fleisch und Blut übergegangen war, die Tendenz des Christentums ist Unendlichkeitsrichtung. Wer also, den neuen Geistesströmungen verfallend, bindungslos ward im Gegensatz zur bisherigen Gebundenheit, der wurde zugleich damit auch allzu

leicht zum Haltlosen, Zügellosen, Uferlosen — lag ja doch grundsätzlich nicht in einer einzigen der neuzeitlichen Geistesströmungen eine starke Bindung. Die Renaissance machte die Sitten frei, der Humanismus machte die Geister frei, die Reformation machte die Gewissen frei, der Rationalismus machte die Überzeugungen, die an sich schon subjektivistisch genug waren, dogmenfrei, der Materialismus machte die chaotischen und primitiven Triebe frei, der Relativismus machte kurzerhand alles frei von irgendwelchen Gebundenheiten, und daß von ihm das Bereich des ethischen Wollens am meisten entzügelt und fessellos gemacht wurde von der autonomen bis zur „moralinfreien" Ethik (die natürlich ein Nonsens ist), das liegt auf der Hand.

Auf solche Weise ist der individualistische Mensch frei herausgearbeitet worden, bis er zuletzt in keinem Tempel und keinem Dom mehr stand. Er steht auf keinem geweihten Boden und auf keinem erhabenen Sockel mehr. Er steht auf der bloßen Erde und ganz auf seinen eignen Füßen. Aber er ist auch allen geistigen Klima-Einflüssen ausgesetzt; und nachdem keine Kirche mehr über ihm sich wölbt, ist er auch allen geistigen Stürmen preisgegeben, die ja rascher und gründlicher zersetzend und verwitternd wirken als Schnee und Eis, Schmelzwasser und Wind. Ein wesentlicher Typus des individualistischen Menschen hat sich auf diesem jahrhundertelangen Wege herausgebildet:

a) Dieser Typus ist der autonome Mensch. Er gibt sich die Gesetze für sein gesamtes Tun und Lassen selbst oder glaubt wenigstens, sie sich selber geben zu können. Sein gesetzgebendes Organ ist seine eigne Vernunft, die jede Fremdgesetzgebung (Heteronomie) ablehnt. Das vollziehende Organ ist sein freier Wille, soweit der autonome Mensch überhaupt eine Willensfreiheit anerkennt. Bis zu einem gewissen Grade, also in den Grenzen eines relativen Indeterminismus muß er sie wohl anerkennen, denn ohne irgendwelche wahre und wirkliche, wenn auch noch so eng begrenzt gedachte Freiheit gibt es keine Autonomie. Allein der Autonome fühlt und erlebt, daß man zwar in der Theorie von Autonomie reden kann, daß aber in der Wirklichkeit eine Unzahl Antinomien, Gegensätzlichkeiten, Widerstreite in uns liegen. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach — das ist eine Antinomie. „Video meliora proboque, deteriora sequor" — das ist eine Antinomie. In ihrer klassischen Fassung steht die bittere Antinomie unseres Menschentums bei Paulus (Röm. 7, 18—25): „Das Wollen des Guten liegt mir, das Vollbringen aber nicht. Ich tue eben nicht, was ich will, das Gute, sondern tue, was ich nicht will, das Böse. Wenn ich aber tue,

was ich nicht will, so handle nicht mehr ich, sondern die in mir herrschende Sünde. Ich gewahre also das Gesetz: Wenn ich das Gute tun will, dann liegt mir das Böse nahe. Dem inneren Menschen nach habe ich zwar Freude am Gesetz Gottes, aber ich gewahre in meinen Gliedern ein anderes Gesetz, das dem Gesetze meines Geistes widerstreitet und mich gefangen hält unter dem Gesetze der Sünde, das in meinen Gliedern herrscht. Ich unglücklicher Mensch! Wer wird mich erlösen von diesem todbringenden Leibe?"

Der autonome Mensch, wenn ein sittlicher Ernst ihm innewohnt, sucht sich von diesen Antinomien zu befreien, sucht nach einem Ausweg. Hier scheiden sich die Geister oder, besser gesagt, die typischen Veranlagungen.

b) Der statisch Veranlagte kommt regelmäßig zu einem ethischen Dogmatismus. Er hält sich an ganz bestimmte, allerdings völlig autonom gewählte Grundsätze, die er mit mehr oder minder großer Energie und dementsprechend mit größerem oder geringerem Erfolge durchzuführen sich bemüht. Der dynamisch Veranlagte flüchtet sich in eine gewisse Erlebnis-Dramatik, innerhalb deren er heroisch, meistens nur heroid, häufig genug tragisch und mitunter auch tragikomisch zu handeln pflegt — tragisch dann, wenn das Erlebnis zur niederziehenden Leidenschaft und nicht zur emporreißenden Begeisterung wird; tragikomisch dann, wenn das Erlebnis infolge seiner Banalität und Trivialität die aufgebotenen sittlichen Kräfte nicht einmal wert ist. Der mystisch Veranlagte gelangt zu einer Visionierung seines Suchens nach einer Basis und einem Halt (der Ausdruck Visionierung bedarf keiner weiteren Erläuterung), und parallel damit geht eine Art von gnostischer oder neugnostischer Ethik, wie sie von Anthroposophen, Theosophen, Spiritisten, Neubuddhisten usw. versucht wird. Der anarchisch Veranlagte und infolge mangelnder und erfolgloser Erziehung, mehr noch infolge mangelhafter Selbstzucht chaotisch Gebliebene endigt mit der Ablehnung jeglicher Autorität (wenn er nicht schon damit beginnt). Er nimmt mit sich selbst eine Apotheose, also eine Autotheose vor, sobald er jegliche feste Normativethik relativiert und sich selbst und seine Sätze als absolut betrachtet.

c) Neben diesen nach Typen verschiedenen Möglichkeiten gibt es aber noch eine andere: der autonome Mensch, namentlich sein anarchischer Typus wird zum völlig säkularisierten Menschen. Das heißt: er entzieht sich jeder geheiligten und sanktionierten Sphäre des Ethos, verläßt alle geweihten und ehrfurchtheischenden Lebenskreise und wird zum Neuheiden.

Der Neuheide ist, sittlich gesprochen, weniger als der Heide im religiösen Sinne des Wortes. Der Heide hat und erkennt das Gesetz seines Gewissens — der Neuheide hat zwar ein Gewissen, aber er kümmert sich nicht mehr darum (was übrigens in den verborgensten Tiefenschichten der Seele auf die Dauer nicht durchführbar ist), er betäubt es, er setzt sich darüber hinweg mit einer Übermenschen- oder auch — Untermenschenphilosophie, mit Zynismus und einer oft verblüffenden Gedankenlosigkeit.

2. — Welches sind die ethischen Grundsätze des autonomen Menschen?

a) Der völlig säkularisierte Mensch ist normenlos. Als Subjektivist huldigt er auf erkenntnistheoretischem Gebiete dem Satz: „Nichts ist wahr." Und diesem Satze des säkularisierten Individualisten entspricht auf dem Willensgebiete der andere: „Alles ist erlaubt." Die Anwendungen dieses Satzes sind sehr verschieden nach Tradition, Umgebung und ganz besonders nach Erlebnistypen. Die Tradition wirkt, soweit sie den Säkularisierten noch erreicht und umspült, immerhin leise bindend; denn auch der Neuheide der Großstädte atmet noch christliche Luft, und mögen seine Atemzüge noch so oberflächlich, mag diese Luft noch so sehr mit fremdem Parfum und gefährlichem Gifthauch durchsetzt sein. Die Umgebung des Säkularisierten dagegen wirkt zumeist auflösend, denn sie ist ja gewöhnlich säkularisiert wie der Neuheide selbst. Immerhin gibt es Fälle, wo die Umgebung mit der Tradition sich verbündet und Widerstände für den Säkularisierten bietet; aber in den meisten dieser Fälle wirkt die hemmende, Bindungen versuchende Umgebung nur um so aufreizender auf den Säkularisierten und wird zur Reibungsfläche, in der sich der Phosphor seines Seelenmoders entzündet. Das persönliche Erlebnis gibt dann der Wertanarchie des Säkularisierten die typische Nuance; wie einer, der normenlos geworden ist, die Werthierarchie zu sprengen, die alten Ordnungen umzustürzen, neue Tafeln mit seinen herrisch eingegrabenen Keilen zu beschreiben sucht, das hängt vom Strukturtypus seiner Seele und von der Art der Infektionen ab, welche die innere Struktur seiner Seele verändert und als traumatische Erlebnisse vergiftet haben. Der Ressentimentmensch wird hier ganz andere Erscheinungen aufweisen als der zügellose Erotiker oder etwa der Skeptikertypus mit mehr intellektuellem Einschlag. Für jede Ausprägung des säkularisierten Menschentypus aber gilt der Satz: Der Säkularisierte ist regelmäßig ein Gleitender, ein Traumwandler, ein Verdämmernder, ein Versinkender, wenn es nicht einem sehr weisen, an Erfahrung wie an vornehmer, völlig un-

aufdringlicher Güte reichen und in jeder Hinsicht imponierenden Helfer gelingt, den Gleitenden vor den letzten Abgründen, in denen seelischer Tod lauert, zu bewahren, den Traumwandler zu wecken, den Verdämmernden mit Licht und Klarheit zu erfüllen, den Versinkenden seinen Gesellschafts- oder Erlebnisstrudeln zu entreißen. Die Luft im physikalischen Sinne, die namentlich über unseren Großstädten liegt, deren glanzschimmernde Villenviertel nicht ausgenommen, ist ein treffendes Symbol der schlechten Luft, die über der Seele des Großstadtmenschen lagert. Es sind Miasmen der sittlichen Anarchie, der physischen und psychischen Dekadenz in ihr; und wer sie einatmet, der wird zuerst berauscht, dann schwindlig, dann vergiftet und zeigt, mag er Zimmermädchen in einem Grandhotel oder Dandy sein, bald Erscheinungen einer moralischen Katatonie, die in die Leichenstarre der toten Seelen übergehen kann.

b) Der autonome Mensch, der im Unterschied zum säkularisierten noch irgendwelche (selbstgegebenen) Normen anerkennt, weist verschiedene „Moralschattierungen" auf. Sie äußern sich in den Grundsätzen seiner autonomen Moral, die wir, der Skala von unten nach oben folgend, betrachten wollen.

1. Da ist der Typus, der die „Moral der weißen Weste" vertritt. Es ist eigentlich eine Moral, die zu oberflächlich, zu sehr ohne Tiefen und Hintergründe ist, um die Bezeichnung Moral zu verdienen. Man will nur gehalten werden für einen Ehrenmann — ob man einer ist, das steht auf einem andern, der öffentlichen Beurteilung zumeist verborgenen Blatt. Und auch in der öffentlichen Einschätzung handelt es sich weniger um das tadellose Weiß der Weste, als um das Vermeiden von Dingen, Handlungen, Gesten, Allüren, die denn doch allzu schreiend, allzusehr aus dem üblichen Rahmen fallend, allzu kompromittierend sind, um selbst in der Lebemännerwelt und in der Halbwelt Geltung beanspruchen zu können. Häufig ist diese Moral der weißen Weste der letzte notdürftige Fetzen, mit dem besonders der Zyniker- und der Erotikertypus sein Inneres bedeckt. Gelegentlich, wo er sich eben genügend gehen lassen kann, legt er auch noch die weiße Weste bzw. das letzte Feigenblatt der Scham ab und wird zum äußerlich und innerlich brutal hüllenlosen Menschen, der höchstens noch die Ästhetik zu Hilfe ruft, um zu rechtfertigen, was weder schön noch gut ist, weil das Schöne wie das Gute nur leben von der Ehrfurcht des Menschen vor den Werten. Und Ehrfurcht hat der Mensch der weißen Weste keine mehr — sie müßte ihm erst wieder nahegebracht werden.

2. Um einiges höher steht der Typus des autonomen Menschen, der die Moral der gesellschaftlichen Ehrbegriffe vertritt. Eigentlich ist das eine Heteronomie ausgesprochenster Art, ein ständiges Rücksichtnehmen auf das, „was die Leute sagen", nämlich die Leute mit einer guten Kinderstube, die „Satisfaktionsfähigen", die Tonangebenden, die Vorsänger im Chor der öffentlichen Meinung, die Modemacher, die oberen Hunderttausend. Die Autonomie geht in diesem Typus in die Brüche und weicht dem Schielen nach rechts und links und namentlich nach oben, dem Kompromisse-Machen, dem Sich-Anpassen, dem Imitieren und Kopieren. Es ist die Pseudo-Autonomie des Subalternen, des Bourgeois, der um Zylinderhöhe über sich hinausmöchte, die Pseudo-Autonomie des Strebers, des Stellen-, Titel-, Anerkennungsjägers — jedenfalls als eine Wertmoral in keiner Weise zu bezeichnen, weil sie kaum aus einer gewissen Gesittung, sicher nicht aus ethischer Gesinnung und Charakterhaltung hervorgeht. Immerhin: hier werden noch gewisse sittliche Thesen anerkannt (neben untersittlichen und bloßen Konventionen), und der Einsatz von Selbstbeherrschung, Opfer, oft von Blut und Leben (man denke nur an die Duellfrage) wäre einer besseren Sache wert, d. h. einer höherstehenden und tieferen Moral wert (tiefer im Sinne der Begründung und Motivierung).

3. Ein anderer Typus des Autonomen vertritt die Moral des Grundsatzes: „Bleibe dir selber treu!" Allein hier setzt schon die Frage ein: Wann sind wir denn „wir selbst"? Was ist in der Handlungen Flucht das kernhafte, sittlich wertvolle „Du selbst"? Wer die Menschen kennt — und nur der ganz Gütige, der bei aller Wahrhaftigkeit der Namengebungen und Urteilsaussprüche ganz gütig Bleibende kennt sie —, der weiß, was eben nicht allzu viele wissen, daß sich das Selbst des Menschen nur in ganz seltenen Fällen deckt mit seinem Tun, daß dieses Selbst nur in ganz außerordentlichen Fällen gleichsam transparent wird in unseren Handlungen. Wer mit Verbrechern zu tun hat, der weiß, daß die Seele des Kriminellen neben ihren eiskalten Wassern warme Golfströme haben kann; und wer Edelmenschen kennt, der weiß, daß aus den kristallklaren Fluten der Seele wunderliche, unbegreifliche Schlammeruptionen aufsteigen können. Wann sind wir ganz „wir selbst"? Wer ist von so ganz einheitlicher Seelenstruktur, daß sich nicht fremde Streifen und Bänder durch sein Ich ziehen, die zu Sehnen werden können, von denen Giftpfeile wegfliegen? Sind wir „wir selbst" im Alltag oder sind wir es in heroischen Stunden? Sind wir „wir selbst" in einer Kurvenhöhe oder in einer Kurventiefe der zyklischen

Schwankungen unseres Seelenlebens? Sind wir „wir selbst" in der Harmonie unserer lachenden, jubelnden Seele, oder sind wir es in der Disharmonie des Erkennens, des bitteren Erkennens: „Der ich bin grüßt trauernd den, der ich könnte sein"? — Man sieht, es ist schon überaus schwer, das „du selbst", ich möchte sagen, in psychochemischer Reinheit festzustellen. Um wieviel schwerer ist es, eine Moral der Treue gegen das „wir selbst" zu konstruieren! Aber selbst wenn sie konstruiert wäre, diese Moral der Treue gegen das „du selbst", dann müßte sie die schwersten Belastungsproben aushalten. Sich selber treu bleiben, das ist eine schwere Sache. Sich selber treu bleiben und nie, gar nie zugunsten einer Pflicht, einer Bindung sich selbst verleugnen (und das ist der diametrale Gegensatz zur Moral des Sichtreubleibens!), das kann unheilvolle und tief tragische Konflikte bedeuten. Denken wir doch nur an die schweren Probleme von Freundestreue, Liebestreue, Ehetreue, Vertragstreue, Versprechenstreue, Eidestreue, Gefolgschaftstreue! Wer ist so klar, so konfliktlos immer „er selbst", so unwandelbar immer „er selbst", daß er in autonomer, selbstverleugnungsfremder Treue gegen sich selbst all den genannten Problemen, die doch auch Treueprobleme sind, gerecht werden kann? Wenn noch dazu ein autistischer Seelentypus, also ein egozentrischer, egoistischer Mensch die autonome Moral des Sichtreubleibens unter allen Umständen vertritt, welch eine Karikatur von Menschentum muß sich hier ergeben! Nein — die Autonomie wird da entweder zur Autotheose, zum voluntaristischen Solipsismus, oder aber sie ist unhaltbar.

4. Der tiefer Denkende kommt denn auch bald, auf dem Boden der Treueprobleme und der Konflikte, die sie ihm bringen, zu einem Ressentiment als Rückschlag auf seine Treue gegen sich selbst, die, wenn man sie scharf unter die Lupe nimmt, schließlich doch nur eine Sentimentmoral ist — allerdings eine durch gewisse halb romantische, halb sentimentale Romanschriftsteller in weite Kreise getragene Sentimentmoral. Jeder weiß aus seiner persönlichen und intimsten Erfahrung, wie wenig wir uns in der Tat treu zu bleiben pflegen und wie noch weniger wir dem besseren, tieferen, dem ganz reinen und lauteren Ich in uns treu sind. Diese scheinbare Treue gegen uns selbst ist doch in sehr vielen Fällen eine Untreue gegen das eigentliche, ganz tiefe, ursprüngliche, ungetrübte, edle „wir selbst". Und hier bohrt uns bzw. dem autonomen Menschen in seinen lichteren Stunden eben doch das Ressentiment seinen scharfen Stachel in Seele und Fleisch. Moralpsychologisch ist das nur eine Kon-

sequenz der Tatsache, daß der Mensch die Verwirklichung eines wundervoll schönen Schöpfergedankens sein soll und daß dieser ideale Gedanke sich immerfort zu retten sucht gegen jedes Hinabgezogenwerden in gottferne und ungöttliche Tiefen. Moralpädagogisch aber ist kaum ein Gedanke so fruchtbar wie dieser: Der ich bin grüßt trauernd den, der ich sollte sein. Dieser Gedanke, dem autonomen Menschen in feiner Güte nahegelegt, bricht ihm seine Autonomie mitten entzwei.

5. Mancher, der auf diese Weise an seiner Autonomie irre ward, flüchtet sich dann in die Moral des kategorischen Imperativs. Das ist eine Moral der Edeltypen, denen es nicht wohl ist in den brütenden Tiefen, sondern in der klaren, kühlen Luft der Ideale. Jedoch wir werden sehen, daß auch die Moral des kategorischen Imperativs die heimliche Sehnsucht des modernen autonomen Menschen nach einem sicheren Boden, einem festen Halt und einer goldenen Leiter nicht völlig zu befriedigen vermag. Doch davon später!

3. — Vorher haben wir im Interesse der Moralpsychologie noch über diese verborgene Sehnsucht gerade des autonomen Menschen zu reden. Sie ist immer und immer wieder anzutreffen, wo nicht blanker Zynismus schon alle Wege verbaut hat. Sie ist gerade beim autonomen Menschen immer wieder zu finden. Denn auf die Dauer wird er doch an seiner autonomen Selbstherrlichkeit irre. Mit allzu großer Klarheit und Wucht drängt sich dem Denkenden und mehr noch dem Fehlenden, Strauchelnden die unabweisbare Tatsache auf, daß der Mensch eine Autonomie sich doch nur vortäuscht, daß er in Wirklichkeit allzuoft der Heteronomie seiner übermächtigen Leidenschaften, seiner Triebe und Instinkte unterliegt und erliegt. Der Absolute, ja der vermöchte der Autonome zu sein, weil er eben auch sich selbst gegenüber und mehr noch allem Niederziehenden, Untermenschlichen, Untersittlichen gegenüber Autokrat wäre. Allein der Mensch ist nicht ein Absolutes, noch weniger der Absolute. Er ist ein Relatives, Bedingtes, Abhängiges, bis zur Unberechenbarkeit Wandelbares, ein in jeder Weise Unvollkommenes, des Haltes und der Stärkung Bedürftiges, dem in seinen guten Stunden bange wird vor dieser Autonomie, an die er selbst nicht glaubt, weil er das Gegenteil davon erlebt. Der autonome Wille steht unter der Heteronomie des Fleisches und seiner Unsumme von physiologischen Komponenten. Ehrliche gestehen das ein, gestehen es wenigstens sich selber ein. Wer Gelegenheit hat, in die tiefsten Tiefen des autonomen Menschen hineinzusehen, der wird zum mitleidvollen Zeugen vieler Zusammenbrüche. Und

eben wegen der höchst relativen Beschaffenheit seiner — sagen wir es ruhig: seiner armseligen Natur kommt gerade der sich autonom Nennende naturhaft (nicht zwangsläufig) zum Suchen nach einem festen Standpunkt für seinen Individualismus, wie er ja auch nicht loszukommen vermag vom Suchen nach einer Objektivität der Erkenntnis für seinen Erkenntnis-Subjektivismus. Wenn aber der Suchende einmal zur Einsicht gelangt ist, wie unsicher der sumpfige oder auch blütenüberstreute Boden seiner Autonomie ist, dann bilden sich zwei Typen aus:

a) Der um seiner Haltlosigkeit willen, die er selbst erkannte oder die ihm zur Erkenntnis gebracht wurde, wütend werdende Mensch, ein echter Ressentimenttypus. Er besitzt nicht mehr, was ihm einmal fester und sicherer Besitz schien. Und er ist noch nicht fähig oder ist überhaupt gar nicht geneigt, eine neue sittliche Lebensbasis anzuerkennen und anzunehmen. Das macht ihn, es gibt keinen bezeichnenderen Ausdruck dafür, einfach hochgradig gereizt und wütend. Seine versunkene Glocke läutet mit einem Male ein ganz anderes Geläute als vordem. Es gellt ihm in die Ohren, und er hält sich die Ohren zu, oder er wird, was häufiger ist, zum großlauten Menschen der Opposition und Negation. Die Literatur, die Presse, die Polemik der Religionen, Konfessionen, Parteien, Weltanschauungen bietet Beispiele für diesen haltlos und unsicher gewordenen Oppositions- und Negationstypus in überreicher Zahl. Seinen eigenen Negationen nur Negatives, seiner mehr oder minder wuterfüllten Opposition nur Opposition und nichts anderes entgegenzusetzen, das hieße die Leere mit Luft ausfüllen und siedendes Wasser mit Feuer abkühlen wollen. Nein — wer dem autonomen Menschen Scheinwerte nimmt, der muß ihm Positives, muß ihm echte Werte, Lebenswerte und Vollwerte dafür geben. Das wird leider im Geisterkampf viel zu wenig beachtet. Ein glänzender Debatter kann seinen Gegner niederreden und mundtot machen; ein Prediger der donnernden Worte kann die bangste Stille über die geduckten Häupter seiner Hörer legen; ein Kritiker und Rezensent kann seinen Gegner (es muß gar nicht ein persönlicher sein) erschlagen. Aber es hat kein Niedergekämpfter Lust, am Boden liegen zu bleiben; es hat keine Predigtgemeinde Lust, die Köpfe zu hängen; es hat kein Schaffender Lust, einfach eingesargt und begraben zu werden. Um es zusammenzufassen: es steigt niemand gerne tiefer auf der Leiter seiner Wertanschauungen. Also gilt es, jeden, der nun um der wirklichen Werte willen ernüchtert, entzaubert, enttäuscht werden muß, eben auch sofort aus der Welt seiner Illusionen nicht vor ein gähnendes,

fades Nichts, sondern vor die reiche, leuchtende Welt der Ideale, der wirklichen Werte zu stellen und ihm Wege zu deren Verwirklichung zu weisen. Die Moraltheologie zeigt dem Sünder, was er ist; die Moralpsychologie zeigt ihm, wie er wurde, was er ist und wie er werden kann, was er sein soll!

b) Es gibt aber neben dem Ressentimenttypus des wütend Gewordenen noch einen anderen Typus: nämlich den des „klein" Gewordenen. Der erste wird zum großlauten, der zweite wird zum kleinlauten Menschen. Der erste wird zum Opponenten, der zweite zum Suchenden. Dem Suchenden aber, der an den Zauber einer individualistischen Autonomie nicht mehr glaubt, muß man helfen. Ein Augustinus kam von der Autonomie durch den „Bruch" mit sich selbst zur Anerkennung einer objektiven Wertordnung und durch deren Verwirklichung zur Heiligkeit, weil er einen Ambrosius fand und aus der silbernen Schale ambrosianischer Beredsamkeit den Lebenstrank der christlichen Werte schlürfte. Gab es nicht mehr als eine Augustinusnatur in der Geistesgeschichte, die aus dem Bruch mit sich selbst zum Zusammenbruch anstatt zur „vita nuova" gelangte, nur weil ihr der geistesmächtige, geistesweite, absolut begriffsklare und doch von Herzen gütige Führer fehlte? — Es ist in keiner Weise notwendig, alle Irrwege des individualistischen Menschen zu gehen. Man muß nicht einen einzigen gehen — aber man muß sie kennen. Der Individualist denkt nicht a priori wie sein Pfarrer; also muß der Pfarrer, der Geistliche überhaupt und weiterhin jeder, der mit dem individualistischen Menschen zu tun hat, denken (nicht handeln) lernen, wie der Individualist denkt, um ihm zu zeigen, daß alle Wege nach Rom führen können, wenn man nur ein ehrlicher, ein unbestechlich ehrlicher Zielsucher ist. Aber Einfühlung in fremdes Denken ist eine Kunst, die viel Opfer fordert und nur im heilandhaften Umgang mit Menschen gelernt werden kann; übrigens eine Kunst, in der prinzipienhafte Selbstbehauptung und methodologische Selbstverleugnung dem unerläßlich notwendig sind, der ein Helfender sein will oder durch Beruf und Umstände es sein muß.

4. — Es wäre nunmehr die Frage zu beantworten: Wie kann dem individualistischen Menschen geholfen werden?

Nicht anders, als daß man ihm seinen eigenartigen Widerwillen gegen die (freilich nur scheinbare) Heteronomie der christlichen Moral zu nehmen versucht. In der Tat ist ja die christliche Moral keine Fremdgesetzgebung, sondern eine Bindung des Niedrigeren im Menschen, auf daß das Höhere in ihm frei werde.

Es ist ein Paradoxon, aber gleichwohl eine Wahrheit, die jeder an sich erlebt: es gibt nun einmal für die Menschennatur keine innere Freiheit ohne innere Bindung — nur wird nicht das gebunden, was uns frei, sondern das, was uns unfrei macht. Das muß dem Suchenden immer wieder erlebnismäßig nahegebracht werden. Das Gesetz ist uns nicht auferlegt, um uns unfrei, sondern um uns frei zu machen. Die zehn Gebote des Dekalogs sind viel mehr zehn Befreiungen der Menschenseele als zehn Bindungen derselben zu nennen. Der individualistische Mensch ist nun allerdings stark auf eine möglichst ungebundene Freiheit eingestellt, und das Gesetz erscheint ihm wie ein Fremdelement seines Wesens. Paulus hat im Römerbrief das Problem „Gesetz und Freiheit" aufgerollt, und zwar in einer klassischen Klarheit und Aufrichtigkeit, so daß dem Menschen des 20. oder 30. Jahrhunderts nichts Besseres darüber gesagt werden kann, als was im 7. und 8. Kapitel des Römerbriefes steht. Da heißt es: „Ist das Gesetz Sünde? O nein! Aber die Sünde habe ich nur durch das Gesetz kennen gelernt. Denn ich wüßte nichts von der Begierde, wenn das Gesetz nicht sagte: Du sollst nicht begehren! Die Sünde hat durch das Gebot eine Handhabe erhalten und nun allerlei Begierden in mir erregt; denn ohne Gesetz ist die Sünde tot. Einst lebte ich ohne Gesetz; sobald aber das Gebot kam, lebte die Sünde auf, ich starb. So mußte ich die Erfahrung machen, daß gerade das Gebot, das zum Leben führen sollte, zum Tode führte. Denn die Sünde, die durch das Gebot eine Handhabe erhielt, hat mich betrogen und mich dadurch in den Tod gestürzt. So ist denn das Gesetz heilig und das Gebot heilig, gerecht und gut. Ist also das Gute für mich eine Ursache des Todes geworden? O nein! Die Sünde vielmehr war es. Diese sollte dadurch, daß sie mir den Tod brachte, sich als Sünde enthüllen; sie sollte sich durch das Gebot in ihrer grenzenlosen Sündhaftigkeit zeigen."

Kein moderner Mensch könnte das Problem „Ungebundensein und Gebundensein" in rücksichtsloserer Klarheit behandeln, als es Paulus hier tut. „Ich wüßte nichts von der Begierde, wenn das Gesetz nicht sagte: Du sollst nicht begehren" — kann man schärfer geschliffene Worte sprechen?

Jedoch — wie ist es möglich, daß Paulus erklärt, erst durch das Gesetz werde der Mensch seiner Begierde sich bewußt? Wissen wir Menschen denn nicht schon vor jedem Gesetz, daß die Begierde in uns allen wohnt? Wissen wir nicht alle, daß wir zwei Seelen in der Brust tragen, daß Genius und Dämon nebeneinander hausen, noch bevor ein „Du sollst" oder „Du

sollst nicht" oder irgendein kategorischer Imperativ an unser Ohr drang?

Paulus war ein vom Erlebnis belehrter guter Moralpsychologe: der naive, der primitive, der chaotische Mensch, der im rein natürlichen Sinne Triebhafte lebt einfach dahin und lebt sich einfach aus. Das noch nicht zum reflexiven Denken erwachte Kind steht noch unbefangenen Sinnes „diesseits von Gut und Böse". Der rein triebhaft Handelnde stellt sich kurzerhand „jenseits von Gut und Böse". In dem Augenblicke nun, wo dem zur Reflexion Erwachenden oder dem reinen Triebmenschen das Gesetz entgegentritt, in diesem Augenblick erhebt sich in ihm der sittliche Kampf zwischen dem „Ich möchte" und dem „Ich soll". Siegt das „Ich möchte", dann handelt der Mensch immer autonom — siegt das „Ich soll", dann, so scheint es wenigstens, muß er heteronom handeln.

Allein es scheint nur so; denn die Aufgabe des Gesetzes ist es, „die Sünde in ihrer grenzenlosen Sündhaftigkeit zu zeigen" (negativ gesprochen) und das bessere, höhere, reinere, lichtere Ich im Menschen vor dem niedrigen, unedlen, gemeinen, untersittlichen Ich zu retten (positiv gesprochen). Das Gesetz will den Kampf des Menschen, den Kampf zwischen Genius und Dämon im Menschen, und will ihn mit aller Macht — aber nur, weil es den höheren Menschen will. Das Gesetz verbietet dem Menschen die Eigengesetzlichkeit (Autonomie) im Bösen — aber nur, um ihm zur Eigengesetzlichkeit im Guten zu verhelfen. Die Eigengesetzlichkeit im Guten jedoch ist des Menschen tiefster Sinn.

Aber ist das nicht Autonomie? — Sicherlich: Autonomie im Guten, in der Verwirklichung der wahren und im gegebenen Augenblicke höheren Werte. Der wirklich gute Mensch darf immer autonom handeln, denn er wird nur die jeweils höchsten Werte zu verwirklichen trachten. „Liebe — und tue, was du willst," sagt Augustinus. „Wer tut, was er soll, darf tun, was er will," sagt ein geflügeltes Wort. Es ist ja auch klar: Wer der Verwirklichung der jeweils höchsten Werte mit reinem Herzen dient, der verhilft nur sich selbst, dem idealen Schöpfergedanken für sein eigenes Ich zur Verwirklichung. Recht verstanden kann man also sagen: Die christliche Moral ist letzterdings gar nicht heteronom, nicht fremdgesetzlich, sondern ist Autonomie im schönsten Sinne dieses Wortes.

Moralpädagogisch kann man das, natürlich in entsprechender Sprachform, Begriffsfassung und Worteinkleidung, dem modernen Menschen nicht oft genug sagen, um ihn frei

zu machen von dem Wahn, die christliche Moral sei heteronom im Sinne einer dem Menschen aufgezwungenen Fremdgesetzgebung. Der Individualist zertrümmert so oft und so vorschnell die sogenannten „alten Tafeln" des Dekalogs, nur weil er in dem Irrwahn lebt, was an heiligen Imperativen und Prohibitiven auf diesen ehrwürdigen Tafeln geschrieben steht, das vergewaltige und versklave ihn in seinem tiefsten Wesen. Jedoch, er wird nicht vergewaltigt und nicht versklavt; er wird vielmehr frei gemacht, allerdings nur durch den Kampf des höheren Menschen mit dem niederen. Wer das „Du sollst" bzw. das „Du sollst nicht" einmal kennen gelernt hat, der wird sich der Doppelgesetzlichkeit seiner Natur bewußt und ist kein primitiver, naiver, chaotischer Mensch mehr. Er weiß: ein Teil seines Wesens (das „Fleisch") strebt in die Tiefe, ein Teil seines Wesens (der Geist) strebt in die Höhe. Die Tiefe zieht manchen Typus, z. B. den Erotiker, den Zyniker, mit dämonischer und fast magischer Gewalt an. „Ich unglücklicher Mensch," müßte mancher klagen, „wer wird mich erlösen von diesem todbringenden Leibe!" Darin liegt die ganze, tiefgefühlte Tragik des Kampfes zwischen Geist und Fleisch, der keinem erspart bleibt und von der autonomen Moral erfahrungsgemäß in der Richtung des triebhaften „Ich möchte", nicht in der Richtung des harten, aber wesenhaft, echt, hoch, stark und frei machenden „Du sollst" gelöst wird. „Die nach dem Fleische leben," sagt der Apostel Paulus, „trachten nach dem, was das Fleisch will; die nach dem Geiste leben, streben nach dem, was der Geist will. Das Trachten des Fleisches ist Tod, das Trachten des Geistes aber Leben und Frieden. Das Trachten des Fleisches ist eben gottfeindlich; es ordnet sich dem Gesetze Gottes nicht unter und kann das auch nicht."

„Und kann das auch nicht." Wer Selbsterkenntnis und Menschenkenntnis hat, weiß, daß es in der Tat nicht anders ist. Alle schimmernden, rauschenden Worte von Autonomie können darüber nicht hinwegtäuschen. Es mag Stunden geben, in denen der Mensch autonom handeln kann; aber ein prinzipiell autonomes Leben mit absoluter Zielsicherheit der Orientierung und mit einem für jeden Fall ausreichenden Maß von Kraft — nein, das gibt es nicht, wenn man unter Autonomie die pure Eigengesetzlichkeit der Menschennatur unter Ausschluß von Gottesgesetzlichkeit versteht. Dagegen gibt es eine theonom orientierte Autonomie, und von ihr gilt das Pauluswort: „Das Gesetz des Geistes, der mich lebendig macht, hat mich in Jesus Christus vom Gesetz der Sünde und des Todes befreit. Wir sind also, meine Brüder, dem Fleische nicht schuldig, nach dem

Fleische zu leben. Wenn ihr nämlich nach dem Fleische lebt, werdet ihr sterben; wenn ihr aber durch den Geist die Triebe des Fleisches ertötet, werdet ihr leben." — Den Individualisten, dem das alles zu biblisch, zu fromm klingt, kann man darauf hinweisen, daß einer, den man als Typus „reinster, vollkommenster und in sich (autonom) geschlossener Menschlichkeit" rühmt, nämlich Goethe, aus tiefster Lebenserfahrung und Leidenschaftserfahrung heraus ungefähr das gleiche sagte wie Paulus: „Und so lang du das nicht hast, dieses ‚Stirb und Werde!', bist du nur ein trüber Gast auf der dunklen Erde" (West-östlicher Divan). —

Im Hintergrunde des Problems „Gebundensein und Freiheit" steht aber noch eine andere brennende Frage der christlichen Moral. Sie lautet: Sind wir nicht vom Gesetze erlöst durch den Glauben, der uns rechtfertigt? „Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben," sagt Christus. „Wir sind überzeugt, daß der Mensch durch den Glauben gerechtfertigt wird ohne Gesetzeswerke," sagt Paulus. Sind diese Worte unbedingt oder sind sie nur mit Einschränkungen zu verstehen? Sind die Erlösten denn nicht auch Erlöste im Sinne des Gelöstseins von harten Normen und drückenden Gesetzesauflagen? Mutet nicht andrerseits fast jedes Morallehrbuch an wie ein ins Christliche übertragener Talmud? Hat nicht das Gesetzbuch der römisch-katholischen Kirche 2414 Canones? Diese Fragen schweben dem individualistischen Menschen und vielleicht nicht einmal diesem Menschentypus allein fast immer auf den Lippen. Immer wieder hört man das vorwurfsvolle Wort: „Sind wir erlöst? Und wenn wir es sind, wozu noch hundert Verpflichtungen und tausend Auflagen? Wo bleibt da die Freiheit der Kinder Gottes?"

Was ist darauf zu antworten? — Es ist zu sagen, daß die Kinder Gottes, die völlig in die Gotteskindschaft und ihren befreienden und beseligenden Geist Eingegangenen allerdings keiner Gesetze und Gebote mehr bedürften. Wer die vollendete Gottes- und Nächstenliebe und die schöne, lebenatmende, verklärende Weltliebe eines ganzen Gotteskindes besäße, der brauchte kein Gesetz mehr. Wer wirklich und bis in seine letzte Wesensstruktur hinein die Liebe hätte, aus dieser Liebe heraus denken, begehren, urteilen, handeln würde — der hätte kein Gesetz mehr nötig. Wer wesenhaft gut geworden wäre, der brauchte nicht mehr gesetzeshaft gut zu sein. Aber wer, wer auf der Welt hat diese Liebe, die vor Reinheit, Lauterkeit, Demut, Friedfertigkeit, Sanftmut, Güte, Ehrfurcht, Adel und Feinheit geradezu strahlt? Die Frage stellen, heißt auch schon gestehen: „Der ich bin grüßt trauernd den, der ich sollte sein!"

Und deshalb brauchen wir das Gesetz so lange, als noch nicht tief unter uns in wesenlosem Scheine liegt, was uns alle bändigt: das Gemeine. Und wir brauchen das Gesetz, um die rechte Ordnung der Liebe zu finden, selbst wenn wir die Liebe an sich schon haben; denn Liebe ist oftmals blind und greift fehl. Die Vielgestaltigkeit des einen großen Gesetzes aber: „Liebe und tue, was du willst!" ist notwendig, weil das menschliche Tun so ungeheuer vielgestaltig und unendlich kompliziert ist. Wenn endlich ein Typus die Bindung notwendig hat, dann ist es gerade der Individualist, der leicht Gefahr läuft, freie Zügelführung bei sich selbst, ohne es zu ahnen, mit Zügelfreiheit und vielleicht sogar Zügellosigkeit zu verwechseln.

5. — Die Theonomie der Moral, die den Menschen zur Autonomie im Guten führen will, muß nun allerdings gerade dem Individualisten in der richtigen gewinnenden Form nahegebracht werden.

Gebote und Verbote haben naturgemäß immer etwas Lapidares, Lakonisches, Monumentales an sich. Sie sind kategorische Imperative oder Prohibitive. Aber die Thesen der Moraltheologie sind durch die Moralpsychologie dem Menschen so vorzulegen, daß er geneigt ist, die von ihnen verkündigten Werte bzw. die durch sie verbotenen Unwerte anzuerkennen, die Werte zu verwirklichen, die Unwerte abzulehnen. Nun ist der kategorische Imperativ zunächst ein Wertanzeiger, an sich nur geeignet zur Begründung einer Formal-, nicht einer Material- und Wertethik. Das Wort „Du sollst" reizt den natürlichen Menschen noch nicht an zu einem freudigen „Ich will". Das Wort „Du sollst" ist noch sehr negativ; der Handelnde aber will und soll etwas Positives haben. Und dieses Positive sind die Werte.

Der Satz: „Tue das Gute um seiner selbst willen" ist nicht so beschaffen, daß er für „das Gute" hinreißend und begeisternd wirken könnte. Denn abgesehen davon, daß er kein klar erkennbares und mächtig beeinflussendes Motiv enthält, muß man zweifelsohne sagen, „das Gute" existiere überhaupt nicht. „Das Gute" ist ein abstrakter Begriff. Als Realität existiert es nur im Absoluten, nämlich in Gott selbst, der der wesenhaft und durch und durch Gute ist, in dem alle Ideale als personifizierte Wirklichkeit, alle Werke als absolute, unendliche, vollkommenste Wertfülle persönlich existent sind. „Das Gute" existiert ferner in relativer, der absoluten Wertfülle Gottes nachgebildter Form in jedem Menschen, der zum Wertträger wird. Die Wahrhaftigkeit, die Güte, die Lauterkeit existieren nur im wahrhaft, gütig, lauter gewordenen Menschen. Also lautet der sittliche Imperativ: „Sei

ein wertvoller (ein an Werten voller) Mensch! Verwirkliche die Werte so reich und rein als nur möglich in deiner Person! Verhilf dem großen, schönen Reich der Werte, die deinem Bewußtsein, deinem Gewissen zunächst als abstrakte Forderungen entgegentreten, in deiner Persönlichkeit zum lebendigen Sein! Alle Werte schweben als kategorische Imperative gleichsam in Ätherhöhen; du aber sollst sie zu sichtbarer, fühlbarer, in dir selbst und auf andere strahlender Wirklichkeit werden lassen in deiner Person. Die Werte rufen nach dir. Sie rufen nach Erfüllung durch dich. Sei ein Wertverwirklicher und Wertträger!"

Findet hier der individualistische Mensch nicht seine schönste Aufgabe und Formung? Und zwar eine Formung, die frei ist von dem haltlos machenden, zersetzenden und auflösenden Subjektivismus? Denn die Werte sind etwas Objektives, der persönlichen Willkür Entrücktes. Die kategorischen Imperative sind eben kategorisch, d. h. unbedingt, und nicht hypothetisch, d. h. von irgendwelchen Voraussetzungen abhängig. Sie kennen keine Abhängigkeit und Bedingtheit. Sie sind einfach. Aber sie sind nur in abstracto — in concreto können sie (abgesehen von Gott und den reinen Geistern) nur sein durch die wertvollziehende Tätigkeit oder das wertschirmende Unterlassen des Individuums. Wer sich diese Vereinigung von objektiver und unbedingter Wertgültigkeit und subjektiver Wertvollziehung, sagen wir lieber persönlicher Wertvollziehung zu eigen macht, der ist ein individualistischer Mensch, dessen Art nicht abgelehnt werden muß.

Und findet auf diesem Wege nicht auch die Sehnsucht des modernen Menschen nach Autonomie eine edle Erfüllung? Die Verwirklichung der Werte rettet das Edle, Feine, Hohe in ihm, das immer von niederziehenden Triebgewalten bedroht wird. Sie rettet den Genius in ihm vor den Dämonen in seiner Brust. Sie entzieht ihn der Heteronomie der Instinkte, Triebe, Leidenschaften, die sich so gerne als Autonomie maskiert und gibt ihm die wahre Autonomie der selbstmächtigen, freier und freier werdenden Persönlichkeit, die er, in eigenartigem Wahn befangen, so oft für eine Heteronomie hält.

6. — In ihrer schönsten Form findet sich die Objektivität der Werte, der maßvolle, wertgeformte Individualismus und die rechtverstandene Autonomie im christlichen Menschen. Dessen höchster Grundsatz ist das Wort seines Herrn und Meisters: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!" Gott ist der Gute — also seid gut! Gott ist die persönliche Wahrheit, Wahrhaftigkeit und Treue — also seid wahrhaft, strebt

nach Erkenntnis jeglicher Wahrheit, seid treu! Gott ist der Gerechte und Barmherzige — also vereinigt das unbeugsame Edelmetall der Gerechtigkeit mit dem milden, reinen Feuer der Barmherzigkeit, das dieses Edelmetall läutert, ohne ihm seine Unbeugsamkeit zu nehmen! Gott ist der Langmütige, der Wartende, der Erheber und Befreier und nicht der Unterdrücker und Zerbrecher — also seid nicht vorschnell im Urteil, im Wort, in der Tat und helft jedem noch so armen Keim des Guten in einer fremden Seele zum Durchbruch aus hemmenden Seelenkomplexen, verhelft ihm zum Blühen und Fruchtwerden! Gott ist der unendlich Vollkommene — gleicht euch in unablässigem Streben an seine Vollkommenheit an, so gut es ein jeder in der Eigenart seines Wesens nur vermag; „seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!" —

Der christliche Mensch hat auch ein hinreißendes Motiv für sein Streben: Wer sich an das heilige Sein des absoluten, vollkommenen Gottes angleicht in ernstem sittlichem Tun, den wird dieser Gott seinem eigenen seligen Sein einmal angleichen. Wer teilnimmt an Gottes Vollkommenheit, der wird teilnehmen an Gottes Seligkeit. Und wer an Gottes Natur teilnimmt als sittlich strebender Mensch, der wird teilhaben an Gottes Natur als ewig selig lebender Mensch. Hier wird die Ethik in der Metaphysik verankert.

Nicht im Sinne einer mehr oder minder unterwertigen Lohnsucht, wie man seit Kant der christlichen Moral vorgeworfen hat. Nein; denn die Sehnsucht des Christen richtet sich nicht auf irgendein unbestimmtes himmlisches, wonnevolles Gut, sondern auf den Guten selbst, auf Gott. Populäre Moral sagt von dem Toten: „Er hat es gut." Aber auch der schlichteste Mensch im Christentum weiß: dieses „Guthaben" bedeutet „Gott selber haben". Und wer Gott selber hat, also an seinem Wesen teilnimmt, der ist gut. Seine Seligkeit besteht im tiefsten Wesen doch darin, daß es nun nichts mehr geben kann, was sein Gottbesitzen und sein Gutgewordensein nocheinmal als schwere Versuchung, als zermürbendes Schicksal in Frage stellen könnte. Das innerste Verlangen des echten, wahrhaften Christen ist ein Hunger und Durst nach Gerechtigkeit, nach Gutsein — nicht nach den Wonnen Walhallas oder des Koranparadieses. Der Hunger des christlichen Menschen hat, soweit und so tief er ein Hunger nach Seligkeit ist, seinen Hunger nach tief innerlicher und wesenhafter Sittlichkeit zur unerläßlichen Voraussetzung. —

Der christliche Mensch hat endlich ein erhabenes Vorbild seiner Sittlichkeit in der „Güte und Menschenfreundlichkeit"

seines Erlösers. Alle christliche Sittlichkeit ist eine ganz persönliche Imitatio Christi, also eine Nachahmung Christi. Freilich keine Nachahmung im Sinne einer Kopie, sondern im Sinne einer persönlichen Lebens- und Liebesgemeinschaft mit Christus, in dem der vollkommene Abglanz der persönlichen Wesensgüte des ewigen Vaters Menschengestalt annahm. Und diese Imitatio Christi erfordert (das sei wiederum dem individualistischen Menschen eindringlich gesagt) eine Anspannung aller Edelkräfte der Individualität, eine Überwindung aller destruktiven Kräfte der Individualität. Daß die Imitatio Christi sich in den Formen und Ordnungen kirchlichen Gemeinschaftslebens vollzieht, das ändert nichts an dieser Tatsache. Soziologische Bindung ist dem Menschen seiner ganzen Naturbeschaffenheit nach ebenso notwendig, als formgebändigter, normgebändigter Individualismus.

7. — Wenn so nach unserer Überzeugung der christliche Menschentypus (der natürlich immer nur annähernd ideal vorhanden ist) den höchsten Menschentypus darstellt, so ist damit nicht gesagt, daß es nicht neben diesem Edeltypus des Menschen noch andere, wertvolle Menschentypen gebe. Die nichtchristlichen Religionen haben Gestalten von hohem Ethos aufzuweisen, und wer die buddhistische Askese, die islamitische Frömmigkeit, die Pietätsvorschriften der Tao-Lehre kennt, wer an das starke Ethos des orthodoxen Judentums denkt, der wird auch der nichtchristlichen Moral seine Achtung wenigstens in ihren höchsten und reinsten Ausprägungen nicht versagen können. Aber die Edeltypen sind hier natürlich unvergleichlich spärlicher zu finden als im Christentum, und sie sind noch überdies selten von ungetrübter Reinheit. Immerhin, sie sind vorhanden, und es gilt, mit erleuchteten Missionsmethoden zu gewinnen, was auch im Heidentum mit ehrlichem Streben nach dem letzten großen Menschenziele sucht. Daß der individualistische Mensch nie und nimmer das Ziel der Missionspädagogik sein kann, darüber ist kein Wort zu verlieren. Aber nicht eine allgemeine Missionsschablone, sondern Berücksichtigung der individuellen Eigenart der Rassen und Nationen wird das Reich Gottes, die weltumspannende Kirche Christi, fördern. Die Moraltheologie ist die gleiche auf der ganzen Welt; allein die Moralpsychologie als ethische Typenlehre und die Moralpädagogik als Methodik der Wertverwirklichung durch den Einzelmenschen wird sich sehr mit der Psyche der Rassen und Völker zu befassen haben, ohne daß die moraltheologischen Grundsätze dabei auch nur im geringsten angetastet werden müßten und dürften.

Es ist ferner zuzugeben, daß neben dem katholischen Typus

des Christentums innerhalb der christlichen Konfessionen sehr wertvolle Menschentypen zu finden sind. Es ist etwas anderes, zu sagen, die christlichen Konfessionen seien gleichwertig und gleichberechtigt (diese Behauptung wäre falsch), und es ist etwas anderes, zu sagen, es gebe sittlich gleichwertige Katholiken und Nichtkatholiken. Dem Nichtkatholiken fehlen viele Hilfsmittel, die dem Katholiken zu seiner sittlichen Vervollkommnung oder, was das gleiche ist, zu seiner Selbstheiligung zu Gebote stehen; gleichwohl gibt es edle Nichtkatholiken und prinzipiell ist auch die wirkliche (wenn auch nicht die durch Wunder beglaubigte) persönliche Heiligkeit dem Nichtkatholiken, möglich. Aber es darf nicht verschwiegen werden, daß der Protestantismus von seinen ersten Anfängen an von Individualismus getränkt war, und daß er im Laufe seiner Entwicklung — entgegen dem Katholizismus — den individualistischen und ethisch autonomen Menschen beinahe wie eine Spezialität ausgeprägt hat, wenigstens soweit der liberale Protestantismus in Frage kommt. Trotzdem gilt es, wenn je ein Hirt und eine Herde sein soll, dem individualistischen Menschen in den nichtchristlichen wie in den nichtkatholischen Religionsgebilden insofern methodisch, pädagogisch, moralpsychologisch entgegenzukommen, als man ihm das Streben nach Wertverwirklichung als eine ganz persönliche, individuelle (nicht individualistische) Angelegenheit darstellt und ihn langsam von seinen vielleicht ganz subjektivistisch fundierten Grundsätzen zur Objektivität der Werturteile und der majestätischen Objektivität der Werthierarchie zu führen sich bemüht. Der Moraltheologie obliegt die Aufgabe, in dämmerungsloser Klarheit der Begriffe, in ungetrübtester Reinheit der Lehre Gut und Böse, Recht und Unrecht, Tugend und Laster, Erlaubtheit und Unerlaubtheit einer Tat oder Unterlassung, Pflicht und Rat zu unterscheiden — der Moralpsychologie obliegt die ungleich schwerere, aber auch jede Mühe der Einfühlung lohnende Aufgabe, den glimmenden Docht nicht auszulöschen und das geknickte Rohr nicht zu zerbrechen. Verstehen heißt nicht immer verzeihen, zum mindesten nicht alles und immer verzeihen; aber verstehen heißt helfen und den Schuldigen der Verzeihung, den Unschuldigen der Bewahrung, jeden von beiden in jedem Falle seinem eigenen, individuellen Persönlichkeitsideal entgegenführen wollen.

Der ideale Mensch aber ist nicht der individualistisch-autonome Mensch, sondern der individuell von den Wertimperativen erfaßte, bis in seine Tiefen ergriffene und an ihrer Verwirklichung rastlos arbeitende Mensch — ein reiner Kristall,

um ein Bild zu gebrauchen, in dem die Werte als Abglanzlichter von Gottes Urlicht leuchten und brennen.

In seiner radikalsten Form hat *Friedrich Nietzsche* dem modernen Menschen den autonomen Typus Mensch gepredigt. Die Zauberkraft seiner dichterischen Predigtsprache ist von so unerhörter Gewalt und hat Hunderttausende derart fasziniert, daß es unerläßlich erscheint, an dem Menschenbeispiel Friedrich Nietzsche und seiner Lebenstragödie die Werthaltigkeit der Autonomielehre als einer Lebensphilosophie nachzuprüfen. Also lautet die Lehre:

„Einen neuen Stolz lehrte ich mein Ich, den lehre ich die Menschen: nicht mehr den Kopf in den Sand der himmlischen Dinge zu stecken, sondern frei ihn zu tragen, einen Erden-Kopf, der der Erde Sinn schafft!"

„Es gibt Prediger des Todes, und die Erde ist voll von solchen, denen Abkehr gepredigt werden muß vom Leben. ‚Gelbe', so nennt man die Prediger des Todes oder ‚Schwarze'. Aber ich will sie auch noch in anderen Farben zeigen: Da sind die Schwindsüchtigen der Seele: kaum sind sie geboren, so fangen sie schon an zu sterben und sehnen sich nach Lehren der Müdigkeit und Entsagung. Ihnen begegnet ein Kranker oder ein Greis oder ein Leichnam, und gleich sagen sie: ‚Das Leben ist widerlegt.' — ‚Das Leben ist nur Leiden', so sagen andere und lügen nicht. So sorgt doch, daß ihr aufhört! So sorgt doch, daß das Leben aufhört, welches nur Leiden ist! — ‚Mitleid tut not,' so sagen die dritten: ‚nehmt hin, was ich habe; nehmt hin, was ich bin; um so weniger bindet mich das Leben!' Wären sie Mitleidige von Grund aus, so würden sie ihren Nächsten das Leben verleiden. Böse sein, das wäre ihre rechte Güte. Ach, wo in der Welt geschahen größere Torheiten, als bei den Mitleidigen? Und was in der Welt stiftete mehr Leid, als die Torheiten der Mitleidigen? Wehe allen Liebenden, die nicht noch eine Höhe haben, welche über ihrem Mitleid ist! Also sprach der Teufel einst zu mir: ‚Auch Gott hat seine Hölle, das ist seine Liebe zu den Menschen.' Und jüngst hörte ich ihn dieses Wort sagen: ‚Gott ist tot; an seinem Mitleiden mit den Menschen ist Gott gestorben.'"

„Ihr höheren Menschen: Dieser Gott war eure größte Gefahr. Seit er im Grabe liegt, seid ihr erst wieder auferstanden. Nun erst kommt der große Mittag, nun erst wird der Mensch — Herr! Gott starb: nun wollen wir, daß der Übermensch lebe. Der Übermensch liegt mir am Herzen; der ist mein Erstes und Einziges

und nicht der Mensch: nicht der Nächste, nicht der Ärmste, nicht der Leidendste, nicht der Beste."

„Habt ihr Mut, meine Brüder? Seid ihr herzhaft? Nicht Mut vor Zeugen, sondern Einsiedler- und Adler-Mut, dem auch kein Gott mehr zusieht? Wer den Abgrund sieht, aber mit Adlers-Augen; wer mit Adlers-Krallen den Abgrund faßt, der hat Mut."

„‚Der Mensch ist böse,' so sprachen mir zum Troste alle Weisesten. Ach wenn es heute nur noch wahr ist! Denn das Böse ist des Menschen beste Kraft."

„‚Der Mensch muß besser und böser werden' — so lehre ich. Das Böseste ist nötig zu des Übermenschen Bestem."

„Das mochte gut sein für jenen Prediger der kleinen Leute, daß er litt und trug an des Menschen Sünde. Ich aber erfreue mich der großen Sünde als meines großen Trostes."

„Seht, ich lehre euch den Übermenschen! Der Übermensch ist der Sinn der Erde. Euer Wille sage: Der Übermensch sei der Sinn der Erde! Ich beschwöre euch, meine Brüder, bleibt der Erde treu und glaubt denen nicht, welche euch von überirdischen Hoffnungen reden! Giftmischer sind es, ob sie es wissen oder nicht."

„Einst war der Frevel an Gott der größte Frevel; aber Gott starb, und damit starben auch diese Frevelhaften. An der Erde zu freveln ist jetzt das Furchtbarste, und die Eingeweide des Unerforschlichen höher zu achten als den Sinn der Erde."

„O meine Seele, ich erlöste dich von allen Winkeln, ich kehrte Staub, Spinnen und Zwielicht von dir ab und überredete dich, nackt vor den Augen der Sonne zu stehen. O meine Seele, ich nahm von dir alles Gehorchen, Kniebeugen und Herr-Sagen."

„‚Nichts ist wahr, alles ist erlaubt,' so sprach ich mir zu. ‚Leben, wie ich Lust habe oder gar nicht leben': so will ich's."

„Also sprach Zarathustra."

Ja, so sprach Zarathustra-Nietzsche, der die „Umwertung aller Werte", das Zerbrechen der „alten Tafeln" den Menschen verkündete. Der vielen zum Prediger der absoluten Autonomie wurde und unter diesen allzuvielen, die sein Zarathustrabuch lesen wie ein Evangelium und eine Stelle übersehen, die darin geschrieben steht und lautet: „Solches ist aber nicht für lange Ohren gesagt. Jedwedes Wort gehört auch nicht in jedes Maul. Das sind feine, ferne Dinge: nach denen sollen nicht Schafsklauen greifen."

Sein Leben war anders als seine Lehre. Und es ist gewiß nicht ein Unrecht zu nennen, das wir Nietzsche antun, wenn

wir ihn bei jenem Worte fassen, das in den „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ steht: „Ich mache mir aus einem Philosophen gerade so viel, als er imstande ist, ein Beispiel zu geben.“ Er war ein kranker Mensch, dieser von einem Fieberzustand seiner überreizten Nerven zum andern Emporgepeitschte, dessen Tage viele Jahre hindurch Qual und nichts als Qual und dessen Nächte Jammer und nichts als Jammer waren. Im Jahre 1881 hat er die Tragik seines Lebens in einem Briefe an seinen Freund Rohde geschildert als „ein Trinken vom eigenen Blut“. Die Nietzschebüsten und -bilder, die von blinden Anbetern seiner Übermenschenweisheit wie Götterbilder verehrt werden, sind heroisiert; die Wirklichkeit dieses genialen Menschen, dessen Geist zuletzt im Wahnsinn versank, war anders: ein feiner, vornehmer, leicht gebeugt einhergehender Gelehrter, der fast kugelig geschliffene Brillengläser tragen mußte, nur um zwei Meter weit zu sehen, der mit Chloral und Veronal sich ein paar Stunden Schlaf erkämpfte, um dann die in allen Fieberfarben dahinschäumenden Sturzbäche seiner Aphorismen, Visionen, Sprachsymphonien aus sich hervorbrechen zu lassen, solange er noch denken und schreiben konnte, ein ewig Einsamer, der Freund um Freund verlor — das war Friedrich Nietzsche.

In seinem Zarathustrabuch steht ein erschütterndes Bekenntnis, das seine ganze aus Ressentiment, aus bebender Sehnsucht nach Kraft, Gesundheit und Leben geborene Übermenschenautonomie düster beleuchtet:

„Leben, wie ich Lust habe, oder gar nicht leben, so will ich's. Aber wehe, wie habe ich noch Lust? Was blieb mir noch zurück? Ein Herz, müde und frech; ein unsteter Wille, Flatterflügel; ein zerbrochenes Rückgrat. Wo ist — mein Heim? Danach frage und suche und suchte ich, das fand ich nicht. O ewiges Überall, o ewiges Nirgendwo, o ewiges — Umsonst!“ So läßt er Zarathustras Schatten sprechen ... und das ist niemand anderer als Nietzsche selbst.

Zarathustra aber mahnt:

„Deine Gefahr ist keine kleine, du freier Geist und Wanderer! Du hast einen schlimmen Tag gehabt; sieh zu, daß dir nicht noch ein schlimmerer Abend kommt! Du hast das Ziel verloren: wehe, wie wirst du diesen Verlust verscherzen und verschmerzen? Damit hast du auch den Weg verloren!“

Ein Jahrzehnt vor seinem Tode brach er, der den Übermenschen gelehrt, in das Untermenschentum der geistigen Umnachtung zusammen, nachdem er Schriften von unerhörter Umsturzgewalt in die Welt geworfen, in der sie heute noch wirken

und — es muß gesagt sein — Unheil schaffen in Köpfen und Herzen, die nicht reif sind, den Mann zu verstehen, der wähnte, mit seinem eisklaren und zugleich glutheißen Denken die Tragik seines Lebens und die Dämonie seines Innern überwinden zu können. Ein vergebliches Beginnen, das nur tragisch enden konnte! Wie sollte Autonomie, die sich „jenseits von Gut und Böse" stellt, auch fähig sein, dämonische und tragische Mächte zu bannen? Wie sollte Autonomie dazu fähig sein bei Menschen, die gegenüber diesem gespenstischen Zarathustrawanderer nur Zwerglein sind und die nicht die eisigen Höhen der einsamsten Selbstübersteigerungen, sondern die Gärten der Kirke suchen gehen? Wir haben ein Bekenntnis des jungen Nietzsche, als er vom Gymnasium von Schulpforta ging. Damals wußte er noch den Weg — und wer kann sagen, ob dieser Weg ihn nicht zur Heimat geführt hätte, die er wie ein gestürzter Engel später mit still verblutender Seele suchte, auch wo er harte Worte und Lästerworte sprach gegen den vermeintlich toten Gott? Jedenfalls ist das Bekenntnis zum Gottdienenwollen, das der Jüngling einst dichtete, wert, an der Seite seiner verstiegenen Zarathustralehre zu stehen als ein Dokument seines reichen Geistes aus der Zeit, da er noch gesund dachte:

„Noch einmal, eh ich weiterziehe
und meine Blicke vorwärtssende,
heb' ich vereinsamt meine Hände
zu dir empor, zu dem ich fliehe,
dem ich in tiefster Herzenstiefe
Altäre feierlich geweiht,
daß allezeit
mich deine Stimme wieder riefe.

Darauf erglüht tiefeingeschrieben
das Wort: Dem unbekannten Gotte.
Sein bin ich, ob ich in der Frevler Rotte
auch bis zur Stunde bin geblieben:
sein bin ich — und ich fühl' die Schlingen,
die mich im Kampf darniederziehn
und, mag ich fliehn,
mich doch zu seinem Dienste zwingen.

Ich will dich kennen, Unbekannter,
du tief in meine Seele Greifender,
mein Leben wie ein Sturm Durchschweifender,
du Unfaßbarer, mir Verwandter!
Ich will dich kennen, selbst dir dienen."

Mit diesem Glaubensbekenntnis hat Nietzsche das bewußte Leben begonnen. Das Ende all seiner Entwicklungen, seiner „Häutungen", wie er selbst sagt, war der Zusammenbruch in einer fremden Stadt. Seines Geistes nicht mehr mächtig, ging er auf eine Droschke zu und legte das bereits umnachtete Haupt hilfesuchend an den Kopf des Pferdes — ein echter Ausdruck des verborgenen Ressentiments seiner Seele, die an ihrer furchtbaren Vereinsamung mehr litt, als jemand ahnte. Zehn Jahre lang wurde der große Verächter und Verhöhner des Mitleids und der Barmherzigkeit dann von seiner Schwester und seiner Mutter als Geisteskranker gepflegt. Die seltenen Besucher, die ihn zu Gesicht bekamen, sahen den zerbrochenen Menschen auf dem Ruhebett liegen, dumpf grollend und murrend wie ein gefangenes Tier, das Auge unstet rollend, die Hände über der Brust gefaltet, das Antlitz bleich, als sei er eines jener grauen Steinbilder, wie man sie auf alten Sarkophagen sieht. — Wie hatte er einst selbst geschrieben? „Ich mache mir aus einem Philosophen gerade so viel, als er imstande ist, ein Beispiel zu geben."

Wahn und Schuld

I. Wahn und Wahnsinn

1. — Es ist ausgeschlossen, im Rahmen dieses Buches eine Psychopathologie zu schreiben. Die Arbeiten der Psychiater *Aschaffenburg*, *Adler*, *Birnbaum*, *Bleuler*, *Bumke*, *Ellis Havelok*, *Ewald*, *Iserlin*, *Kraepelin*, *Kretschmer*, *Luxenburger*, *Rüdin*, *Schneider*, *Viernstein*, des Theologen *Müncker*, um nur einige Namen von Fachmännern zu nennen, bieten jedem, der sich eingehender unterrichten will, Probleme und Lösungsversuche genug, nach dem heutigen Stande der Forschung allerdings mehr Probleme als Lösungen. Denn solange wir die endogenen Faktoren der psychopathischen Erkrankungen, vor allem die innere Drüsensekretion (die Hormone, namentlich die der Keimdrüsen) nicht völlig kennen, ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Ebenso ist es heute noch verfrüht, über die Beziehungen zwischen Konstitution und Rasse einerseits, zwischen Rassenpsychologie und Rassenpsychopathologie anderseits ein endgültiges Urteil fällen zu wollen. Zunächst hat der Moralpsychologe nicht unmittelbar mit der Psychopathologie zu tun. Aber mittelbar kann er überaus vieles von ihr lernen. Wenn ein Forscher wie *Kretschmer* die Psychose (die ausgesprochene Geisteskrankheit) als eine Verzerrung der Wesenszüge bezeichnet, die sich auch beim geistig normalen Menschen finden, und wenn er umgekehrt dem geistig normalen Menschen unter entsprechenden endogenen und exogenen Voraussetzungen das Hinabgleiten in die Dämmerung und Nacht der Psychose zutraut, so ist das ein für die Moralpsychologie überaus fruchtbarer Satz, den jeder Theologe aus seiner Erfahrung bestätigen kann. Ich persönlich hatte mit behördlicher Erlaubnis Gelegenheit, Beobachtungen an Geisteskranken zu machen, die mir Kretschmers Sätze als moralpsychologisch sehr wertvolle Winke zur Behandlung der seelisch Gefährdeten erscheinen lassen. Es sei aber gestattet, nach zwei Seiten hin eine prinzipielle Erklärung den Darlegungen dieses Kapitels vorauszuschicken. Dem

Psychiater gegenüber soll ausdrücklich betont werden, daß mit moralischer Beeinflussung höchstens die psychogenen Faktoren der Psychosen zu erfassen sind und nicht einmal diese in allen Fällen. Der Theologe aber sei mit Nachdruck daran erinnert, daß die Beispiele und die theoretischen Erörterungen dieses Kapitels in gar keiner Weise zu dem Schluß berechtigen, im Grunde genommen gehe jede moralische Entgleisung auf einen psychischen Defekt zurück. Die Sache verhält sich vielmehr also — und hierin können Arzt und Theologe sich einig sein: Der Weg vom leise anormalen Wahn zum ausgesprochenen Wahnsinn hätte in manchem traurigen Fall versperrt werden können, insbesondere bei exogenen und rein psychogenen Ursachen, wenn rechtzeitig moralische Hemmungen, Motive, Quietive eingeschoben worden wären. Und umgekehrt: Manche sittliche Irrung ist eine wahnbegleitete Irrung, eine auf psychotischer Geistesdisposition sich entwickelnde Irrung zu nennen. Manche, beileibe nicht jede! Aber wo immer eine völlig unbegreifliche Schuld eines Entgleisten vorliegt, da sollte man sich die Frage stellen, ob nicht Konstitutionsanomalien die „Schuld an der Schuld" tragen, womit natürlich die vorliegende Schuld aufhören würde, im theologischen Sinne des Wortes völlig zurechenbar zu sein.

Ich will das Gesagte ganz vorläufig an summarischen Eindrücken erörtern, die den Beobachtungen von Geisteskranken entnommen sind. Wer die ausgesprochen und schwer Erkrankten ansieht, dem drängt sich sofort der Gedanke auf: hier sind Menschen gewissermaßen bis auf den letzten Rest, bis auf eine Art Kerzenstumpf ihrer Persönlichkeit herabgebrannt und zusammengeschmolzen. Der Lebensdocht des Geistes glimmt noch, trübe, umdüstert, kaum mehr erkennbar — aber genährt wird er von dem, was als mächtigster Urtrieb einst das normale oder höchstens in den Anfangsstadien befindliche personale Zentrum der Persönlichkeit beherrschte. Im Haus der Unruhigen einer jeden Heil- und Pflegeanstalt kann man arme Menschen erblicken in grotesken Momentbildern geistiger Umnachtung. Da liegt in einem Bett ein Mensch, manu tenens genitalia . . . dort ein anderer, nach der Stunde hungernd und gierend, da der Wärter wieder den gefüllten Eßteller bringt . . . daneben ein dritter, der endlose Prozeßreden hält gegen die Phantasiephantome, die vor seinem unterdrückten Geltungstriebe schweben, bis er mit wilden Schimpforgien und einem Tobsuchtsanfall in Erschöpfung sinkt . . . ein paar Betten weiter liegt ein vierter, betend, in einemfort betend, beinahe zu einer menschlichen Gebetsmaschine

geworden, die sinnvolle oder sinnlose Wortfolgen in wirrem Durcheinander grammophonartig hersagt . . . und so weiter und so weiter. Es sind lauter Persönlichkeiten, die gleichsam bis auf die letzte Wesensformel ihrer ehemaligen Elementarmotive reduziert sind. Denkt man sich all diese Kranken zurück ins Normale, dann wird aus diesen Karikaturen von Menschentum das, was die Gesunden sind: Menschen mit Eros und Sexus . . . frischfröhliche Esser und Zecher . . . Selbstbewußte, Geltungsbedürftige mit einer leichten Vulnerabilität . . . Gläubige und Fromme mit sicherlich wahrhaft gutem Willen, aber vielleicht mit einem hysteroiden oder pseudomystischen Einschlag. Und denkt man dann diese Gesunden, die man soeben in der Phantasie aus der Psychose zurückkonstruiert hat, in das Temperament der Zyklothymen und Schizothymen, denkt man sie sich im nächsten Moment wieder in der Phantasie mit einem leichten „Stich" oder „Spleen" behaftet, das heißt als Zykloide oder Schizoide (von dem noch unerforschten „epileptoiden Typus" müssen wir hier absehen), dann wird aus dem Menschen von Eros und Sexus der Don Juan und Schürzenjäger, aus dem Gourmand und Gourmet der Fresser und Säufer, aus dem leicht Verletzbaren, dem Hyperthymiker der Querulant, aus dem Frommen der Frömmler, der Pseudomystiker und Trugvisionär. Von diesen zykloiden und schizoiden Entartungen aber bis zum zirkulären Irresein und zur Schizophrenie ist nur mehr ein Schritt nach abwärts.

Psychiatrisch betrachtet kann in all diesen Fällen natürlich das Unglück in Form endogener oder unverschuldeter exogener Momente eine Psychose auslösen. Moralpsychologisch betrachtet aber ist es von allergrößter Bedeutung, ob ein Mensch mit verhängnisvoller Strukturschicht, mit einer Praedisposition zur Psychose, zuchtvoll beherrscht oder zuchtlos und anarchisch lebt. Die Anarchie eines starken Phantasie- und Trieblebens bringt bei einem Praedisponierten sehr leicht die Gefahr einer Psychose mit sich. Gewiß, Drüsendysfunktionen lassen sich mit moralischen Einwirkungen nicht beheben. Allein zwischen der moralischen Haltung eines Menschen und der Dysfunktion seiner Sexualdrüsen z. B. kann sehr wohl und wird sehr oft ein enger Zusammenhang bestehen. Ein Sichgehenlassen kann zum verhängnisvollen Versinken werden, einerlei, ob es sich um ein Überwuchern der Phantasie oder ein Überschäumen irgendeines Triebes handelt. Und wenn man bedenkt, daß in den Heil- und Pflegeanstalten zumeist nur die zirkulär Irren oder die Schizophrenen untergebracht sind, während die Überzahl der Zykloiden

und Schizoiden im freien Leben bleiben und einer Menge von Gefahren ausgesetzt sind, dann wird man verstehen, wie notwendig es ist, daß der Moraltheologe auch psychiatrisch zu urteilen sich bemüht.

2. — Dazu sind gewisse Vorkenntnisse notwendig. Zunächst muß man einen Menschen überhaupt, sei er gesund, krankheitsverdächtig oder krank, auf sein psychisches Gesamtbild hin beurteilen können. Eine gute Anleitung dazu gibt das sog. *Ewald*sche Schema. Es unterscheidet Stheniker und Astheniker, also seelisch starke und seelisch schwache Menschen, und prüft in beiden Gruppen den einzelnen auf Triebunbetontheit oder Triebeinschlag.

1) Der Astheniker ohne Triebeinschlag ist schüchtern, scheu, zögernd, ängstlich, furchtsam, biegsam, hat Unsicherheitsgefühle, leidet an mangelndem Selbstvertrauen, an mangelhafter Entschlußfähigkeit, an Peinlichkeitsgefühlen und Hemmungen ungewöhnlicher Art, an Skrupulantentum, hat ein starkes Gehorsamsbedürfnis, ein großes Anlehnungsbedürfnis, eine Neigung zu weitgehender Willfährigkeit und Hörigkeit, soweit nicht Peinlichkeitsgefühle abklemmend wirken. Wenn sich das Affektleben des Asthenikers entlädt, so geschieht das regelmäßig in der passiven Form des Weinens, der schwermütigen Resignation, des trostlosen Pessimismus.

Der Astheniker mit Triebeinschlag dagegen ist feige, listig, verschlagen, hinterhältig, hämisch, neidisch, neigt zu Heimtücke, Heuchelei, Intrigantentum, zu Angstlügen, zur Ablenkung seiner Affekte auf Schwächere, Wehrlose, auf Tiere und Gegenstände. Er flüchtet sich, weil ihm die Kraft zu innerer Überwindung fehlt, in die hysterische Ausweichung und Verdrängung, in Zwangsneurosen (Zwangsvorstellungen, Zwangsängste der verschiedensten Art). Er leidet an Beeinträchtigungsideen, an ängstlicher Hypochondrie (wobei namentlich Masturbanten an alle möglichen und unmöglichen schlimmen Folgen ihrer Ipsationshandlungen denken).

2) Der Stheniker zeigt ein völlig anderes Bild. Er ist agil, wird leicht aggressiv und explosiv, kann starrsinnig sein bis zur Verbohrtheit in einen Gedanken (Monoideismus) und bis zum Fanatismus einer Idee, die zur Tat werden muß (Monomanie) — das alles, wenn er ein Mensch ohne Triebeinschlag ist.

Mit Triebbetonung aber wird der Astheniker herrschsüchtig, tyrannisch, brutal, ein Streber, Trotzkopf, ein unnachgiebiger „Dickkopf"; er kann streitsüchtig, jähzornig, rücksichtslos, skrupellos, rachedurstig, ein Mensch der schärfsten Aggressivität werden, und in solcher Ausartung seiner Triebbetonung kann er

sich an der Integrität seines Mitmenschen (durch Sexualvergehen) oder an dessen Recht und Eigentum vergreifen.

Astheniker und Stheniker stellen die beiden Hauptgruppen dar für das vorhandene seelische Kraftquantum. Ewald fügt aber noch einige Beobachtungsmomente hinzu, nämlich:

3) Die Frage nach der seelischen Beeindruckbarkeit.

a) Ist diese hoch und zugleich mit Triebeinschlag verbunden, dann sind Reizbarkeit, Zornmütigkeit bei den Sthenikern, Schreckhaftigkeit und Ängstlichkeit bei den Asthenikern zu verzeichnen. Ohne Triebeinschlag werden die Astheniker weich, milde, teilnehmend, liebefähig, bewunderungsfähig, die Stheniker begeisterungsfähig, hinreißungsfähig, schwärmerisch.

b) Ist die Beeindruckbarkeit schwach und mit Triebbetonung verbunden, dann trägt das seelische Bild des Sthenikers Züge von Härte, Erbarmungslosigkeit, eisiger Kälte, während in der Seele des Asthenikers Gemeinheit und Niedertracht das Gesamtbild tönen.

4) Von Bedeutung ist die Frage nach der psychischen Retentionsfähigkeit, der Fähigkeit zu seelischer Aufspeicherung. Sie ergibt folgende Momente:

a) Ohne Triebeinschlag: Überwertigkeitsideen im Sinne der Aufopferungs- und Begeisterungsfähigkeit, Hingabe, Verlässigkeit, Dankbarkeit, Treue, Pflichtbewußtheit, Zähigkeit bei den Sthenikern — der Empfindsamkeit, Subjektivität, Einseitigkeit, Voreingenommenheit, Verbissenheit, der kleinlichen Pedanterie, des Normen- und Formentums bei den Asthenikern.

b) Mit Triebeinschlag: Hochmut, Ehrgeiz, Begierden und Suchten (Habsucht, Geiz, Spielsucht, Ruhmsucht, Streitsucht, Spottsucht, Rachsucht) bei den Sthenikern — Argwohn, Mißtrauen, Intrigantentum, Vergeltungsbedürfnis, Schadenfreude bei den Asthenikern.

5) Wo Retentionsdefekte vorliegen, ergibt das seelische Bild als Wesenszüge:

a) Ohne Triebeinschlag: Arglosigkeit, Harmlosigkeit, Vertrauensseligkeit, Unbelehrbarkeit (nicht im Sinne der Verbohrtheit, sonden der Unfähigkeit, Erfahrungen zu sammeln und zu verwerten), Leichtsinn, Flatterhaftigkeit, Voreiligkeit, Vorwitz, Lebensunklugheit, dumme Einfalt.

b) Mit Triebeinschlag: Verführbarkeit, Haltlosigkeit, Charakterlosigkeit, Gewissenlosigkeit.

Daß alle diese Eigenschaften vorwiegend den Asthenikern zukommen, liegt in deren Struktur begründet.

6) Menschen mit hoher oder beherrschender intrapsychischer Aktivität zeigen:

a) Ohne Triebeinschlag: Objektivität, Sachlichkeits- und Wirklichkeitssinn, Ordnungssinn, Selbstkontrolle, Umsicht, Wachsamkeit, m. e. W. es sind die Menschen des Gehorsams gegen jeden einmal erkannten kategorischen Imperativ, immer Stheniker.

b) Mit Triebeinschlag werden diese Träger einer starken intrapsychischen Aktivität berechnend, falsch, boshaft, unter Umständen Schwindler und Hochstapler mit einer auffallenden Neigung zur Pseudologia phantastica; es sind Astheniker, die auf geraden Wegen mit ihrem Innen- und mit dem Außenleben nicht fertig werden und es daher mit krummen und Schleichwegen versuchen.

7) Bei geringer psychischer Aktivität und

a) mangelndem Triebeinschlag wird das seelische Bild beherrscht von Banausentum, Spießerhaftigkeit, Denkfaulheit, Stumpfheit; dagegen

b) bei vorhandenem Triebeinschlag von jeglicher Form niedriger und gemeiner Gesinnung und einem ausgeprägten Zynismus des Trieblebens.

Das Ewaldsche Schema kann für Menschenbeobachtung, Erziehung und Selbsterziehung manchen guten Dienst leisten, namentlich wenn man mit einer Abwandlung des früher erwähnten Satzes von Kretschmer hinzufügt, daß jeder Einzelzug im psychischen Bilde eines Menschen fähig ist, zur Karikatur verzerrt zu werden. Der Moralpsychologe würde in diesem letzteren Falle nicht mehr von der Schönheit des Schöpferebenbildes in der Menschenseele sprechen können, sondern nur noch von einer Grimasse desselben. Dieses seelische Grimassenschneiden kann, moraltheologisch betrachtet, bereits ein sündhafter Habitus der Seele sein. Moralpsychologisch wird man es am besten bekämpfen, wenn man im konkreten Einzelfalle einem Menschen ruhig, ernst, gütig, aber eindrucksvoll zeigt: Der du bist, ist nur eine Fratze dessen, der du solltest sein. Dein Seelenangesicht verhält sich zur gottgewollten, also zur klassischen Schönheit einer Menschenseele wie das ins Affenhafte verzerrte Grimassengesicht eines ungezogenen Kindes zu der edlen Linienklarheit und Reinheit eines beherrschten Antlitzes, das man ehrfurchtsvoll bewundert.

3. — Besinnen wir uns einen Augenblick auf das, was wir anstreben! Es liegt uns fern, Psychiatrie an sich selbst zu betreiben. Wir wollen nur an den grotesk-tragischen Fällen von

Wahnbildung, Irrwahnserscheinungen aufzeichnen, wie das, was im gewöhnlichen Leben außerhalb der Anstaltsbehandlung als menschliche Haltlosigkeit und Zuchtlosigkeit, als zykloides oder schizoides Temperament, als leichte Form von Manie, Hysterie, Dementia praecox (Jugendirresein) usw. sich vorfindet, ohne Warnung, ohne Führung, ohne rechtzeitige Heilbehandlung in die dunkelsten Abgründe hinabgleiten kann. Gleiten kann! Nur ein Tor könnte die frevelhafte Behauptung wagen: wo das Ende Irrsinn heißt, da war am Anfang immer eine Schuld. Unwissende Menschen vergangener Zeiten dachten oft so; heutzutage ist das ein überwundener Standpunkt. Jedoch ein anderer sehr weiser Satz ist richtig: wo am Anfang Schuld oder selbstverschuldeter Wahn steht, da kann das Ende Irrwahn heißen. (Man braucht nur an eine selbstverschuldete oder fremdverschuldte Paranoia syphilitica zu denken.) — Ausschließlich, völlig ausschließlich im Sinne dieser Vorbemerkungen wollen alle erläuternden Beispiele dieses Kapitels gewertet werden.

Erstes Beispiel: Manisch-depressive Geistesstörungen.

A. G., eine Greisin von 67 Jahren: Sie kommt unbeholfen, mit ängstlich zögernden Schritten auf mich zu, blickt scheu umher, bleibt dann mitten im Krankenzimmer stehen und nimmt nur nach wiederholter freundlicher Aufforderung Platz. Die dünnen Lippen sind fest zusammengepreßt, der Gesichtsausdruck zeigt starre Trauer. Die Patientin schließt die Augen, schüttelt langsam und nachdenklich den Kopf und scheint in tiefes Sinnen zu versinken. Innerlich ist sie überaus stark gehemmt und gibt erst auf mehrfache Frage Antwort mit monotoner, klangloser Stimme. Sie litt schon zweimal an Depressionszuständen, einmal zwischen 25 und 30, dann mit 45 Jahren im Klimakterium. Es ist unmöglich, durch Fragen die Ursache ihrer Trauer und Schwermut zu erfahren; sie schließt wieder die Augen, öffnet sie nach langem Angesprochenwerden, wie aus tiefem Schlaf erwacht, und schließt sie wieder. Über Wahnideen und Sinnestäuschungen gibt sie keine Auskunft. Dann wird sie plötzlich weinerlich, klagt über „die andern“ ohne Begründung und äußert die Angst, „es könne ihr etwas passieren“. Die Nahrungsaufnahme ist sehr schwach, die Kranke muß immer dazu angehalten werden. Eine Zeitlang war sie heiter, interessierte sich für die Weltereignisse, las die Zeitung, sprach mit ihrer Umgebung, beschäftigte sich fleißig mit Stricken und äußerte, sie möchte am liebsten immer in der Anstalt bleiben. Einen Monat später heißt es im Krankenbericht: schwere Depressionszustände, sie will immer in die Kirche zum Anstaltsgeistlichen, „dem könne sie alles sagen“. Aber

dann sitzt sie den ganzen Tag in der Kirche und gibt dem Geistlichen, der auf ihre Aussprache wartet, keinerlei Auskunft. Es folgt eine Zeit der inneren Ruhe. Die Kräfte heben sich, die Patientin erscheint auch körperlich sehr gut erholt. Dann setzen wieder schwere Depressionen ein, verbunden mit Selbstmordgedanken. A. G. will nichts mehr essen, sondern durch Fasten die Vergebung ihrer angeblichen schweren Sünden erlangen. Hierauf kommt eine neue Periode der Heiterkeit und eines ausgesprochenen Arbeitsfleißes. A. G. ist während dieser Zeit am liebsten in der Kirche. Ein paar Monate nachher: ständig wechselnde Stimmungsschwankungen mit Neigung nach der depressiven Seite zu. Ein Vierteljahr später: Patientin ist stets geordnet, ruhig, arbeitsam, fromm ohne irgendwelche Übertreibungen, nur stellen sich in Zwischenräumen von 6—10 Wochen leichtere Depressionen ein. Vorboten sind dabei: mehrtägiges Ohrensausen, dann unsicheres und zaghaftes Wesen, schließlich Übertreibungen der Frömmigkeit. Die Kranke steht morgens um 2 Uhr auf und betet stundenlang auf den Knien liegend in dem Wahn, sie habe die Seligkeit verwirkt. Nach 8 Tagen beruhigt sie sich wieder. Ein halbes Jahr später: A. G. ist unermüdlich fleißig, bescheiden, aber zeitweise gedrückt mit Neigung zu Minderwertigkeits- und Unwürdigkeitsgefühlen. Sie betrachtet ihr tägliches Essen als völlig unverdient. Drei Monate später: ausgesprochene Depressionen, Schwierigkeiten bei der Nahrungsaufnahme, Äußerungen von Lebensüberdruß. Einen Monat darauf: die Kranke betet und jammert den ganzen Tag vor sich hin und wünscht sich, bald sterben zu dürfen. Dann tritt wieder innere Befreiung ein, jedoch bleibt das Gebet ihre einzige Beschäftigung. Die Patientin ist zufrieden und am glücklichsten, wenn sie in der Kirche sein kann.

Das ist das Krankheitsbild einer Manisch-Depressiven. Von Erotik war nach dem Krankenakt in ihrem Vorleben nichts zu finden. Hier scheint der Persönlichkeitsrest aus Angst und Hilfesuchen im Gebet zu bestehen. Es handelt sich natürlich um eine ausgesprochene Psychose, bei der die Patientin nur in den lichteren Bewußtseinszeiten seelisch und seelsorgerlich beeinflußbar ist. Aber nun denke man an die Unzahl abgeschwächter Fälle des manisch-depressiven Stimmungswechsels seelisch labiler Menschen, die in keiner Anstalt der Welt je untergebracht werden, sondern bei Arzt und Priester Hilfe suchen und dem letzteren oft Rätsel sind, wenn er die Sachlage nicht sofort durchschaut. Was der Arzt zu tun hat, das kann uns hier nicht beschäftigen. Die Aufgabe des Seelsorgers ist es, mit den ihm zu Gebote stehen-

den natürlichen und übernatürlichen Mitteln und einem gleichmäßig geduldigen Hilfewillen das seelische Gleichgewicht dieser Leidenden so gut als möglich herzustellen, namentlich wenn es sich um psychogen bedingte Fälle handelt. Unbegründete Sündenangst ist zu bekämpfen durch Richtigstellung der Gewissensurteile, durch den Hinweis auf die Barmherzigkeit Gottes, durch die Mahnung, jede Depressivstimmung durch heiter-tätiges Wesen möglichst zu überwinden; allen ungesunden Übertreibungen von Frömmigkeit ist mit ruhiger, unter Umständen mit stark entschlossener Hand Einhalt zu gebieten; jede wirkliche und imaginäre Last soll sich der Leidende von der Seele heruntersprechen können, wobei der Seelsorger es ja immer in der Hand hat, die reine Sachlichkeit und absolut zu fordernde Dezenz der Aussprache zu wahren; immer ist die Trübsinnsneigung, das Spielen mit Selbstmordgedanken durch eine Hebung der Gemütslage in das Ruhige, Vertrauende, Heitere, Klare und annähernd Selbstsichere zu bekämpfen; jeder beginnenden Wahnbildung („Ich fürchte, verdammt zu sein") muß mit aller Macht vorgebeugt werden. Dem Priester stehen ja so viele tiefe und heilige Worte und so viele Mittel der Gnade zu Gebote, daß er die ersten grauen Fäden des Wahns, der sich um ein Bewußtsein spinnen will, sehr oft noch zerreißen kann. Wo aber die seelsorgliche Führung nicht ausreicht, da ist rechtzeitig und das heißt immer frühzeitig der Pönitent als Patient zu betrachten und an einen erfahrenen, psychologisch und psychiatrisch geschulten Arzt zu verweisen. (Was von Hypnose und Psychoanalyse zu halten ist, haben wir früher schon dargelegt, um dieses Kapitel nicht allzu sehr mit medizinischen Erörterungen zu belasten.) Depressivzustände treten übrigens nicht bloß psychogen bedingt auf, sondern auch als Folge von Erschöpfungszuständen, namentlich im Anschluß an sexualphysiologische Vorgänge (Menstruation, Schwangerschaft, Geburt, Klimakterium, Involution d. h. Rückbildung der Keimdrüsen und Genitalorgane mit entsprechendem Hormonenausfall). Helfen kann hier nur zunächst der Arzt; für den Seelsorger genügt es, daß er an die möglichen Ursachen des manisch-depressiven Irreseins denkt und mit dem Arzt sich über die endokrinen Faktoren bespricht, die hier noch eine weitere Rolle spielen können.

Zweites Beispiel: Zwangsvorstellungen und Zwangsimpulse.

Ich zitiere aus dem mir zur Verfügung gestellten Brief einer Geisteskranken und bemerke im voraus, daß es sich bei all ihren Angaben um schwere schizophrene Selbsttäuschungen handelt.

Sie schreibt: „Während einer Zeit von drei Wochen wurde ich von folgenden Gedanken gepeinigt: Ich sollte meinem Glauben untreu werden, das hl. Altarssakrament verspotten und verunehren, im Dauerbad mit andern alle Sünden gegen das 6. Gebot begehen; als ich mich nicht dazu herbeiließ, sollte ich diese Sünden mit Priestern begehen. Nun hatte ich aber Zeit meines Lebens große Ehrfurcht vor Priestern, so daß es mir in normalem Zustand nicht in den Sinn gekommen wäre, das zu tun. (Anmerkung des Autors: der Leser beachte diese schizophrene „Ichspaltung", die von der Briefschreiberin als unnormaler Zustand empfunden wurde!) Um Sühne zu leisten, aß ich meinen eigenen Kot; aber während ich mich lange besann, begingen andere all diese Sünden auf meine Verantwortung hin. Diese lasten nun mit solcher Schwere auf mir, daß ich keine Ruhe finden kann, denn gerade das Altarssakrament verehre ich sehr. Ein andermal sollte ich mich einer anderen Religion zuwenden. Daß ich exkommuniziert bin, bilde ich mir schon mehrere Jahre ein, denn auf mich soll sich der Spruch des Evangeliums anwenden lassen: Es wäre besser, wenn mir ein Mühlstein um den Hals gehängt etc. Ich machte nun auch mindestens acht Selbstmordversuche verschiedenster Art, von deren Ausführung mir kaum etwas im Gedächtnis blieb. Dagegen wollte ich mich hier (Anmerkung: gemeint ist die Anstalt) durch Erdrosseln und Ertränken töten, weil es mir die Stimmen befahlen." (Anmerkung: man beachte den Ausdruck „die Stimmen"!) Die Kranke schreibt weiter: „Mich verfolgt der Gedanke, daß seit meiner ersten hl. Kommunion der Herr Jesus eine unwürdige Wohnung in meinem Herzen hatte. Ich machte Lebens- und Generalbeichten und bin sehr beunruhigt, ob diese giltig waren . . . absichtlich verschwiegen habe ich eine Sünde kaum, aber ob ich bei der Anklage die richtige Ausdrucksweise fand, bezweifle ich. Ich möchte nun gerne eine Beichte ablegen über Sünden, die ich seit (folgt die Zeitangabe) beging. Ich hatte immer außerordentlichen Trost beim Empfang der hl. Sakramente empfunden, und nun ist alles umgekehrt. Scheu und Angst verderben mir alles. Das Wichtigste vergaß ich fast: Ich sollte nämlich verschiedenemale schon auf Geheiß der Stimmen alle Kranken ermorden. Als ich das nicht tat, wurde ich dazu verurteilt, einst der Würgengel zu werden. Sogar den hl. Vater zu töten, sei ich ausersehen, auch dem päpstlichen Stuhl sollte ich alle erdenklichen Lästerungen aussprechen, und augenblicklich bin ich das Unheil für meine Umgebung und am allermeisten für meine nächsten Angehörigen. Kann das sein, daß meine Angehörigen Tabernakelberaubungen machen müssen,

die jungen Leute Entführungen ausgesetzt sind, ihre Habe verlieren etc. etc.“

Hier bricht der Brief plötzlich ab. Unterschrift fehlt. Das Ganze ist orthographisch und kalligraphisch einwandfrei geschrieben, nur die letzten Zeilen zerflattern; die Kranke gleitet aus der anfallsfreien Zeit wieder in ihren Dämmerzustand zurück. In ihrem Bekenntnis aber ist in prägnanter Kürze alles enthalten, was ein gequälter Mensch an Zwangsvorstellungen, Zwangsimpulsen und Zwangshemmungen erleiden kann.

a) Zwangsvorstellungen sind nach *Müncker* „solche vereinzelt auftretende Vorstellungen oder auch ängstliche Annahmen und Befürchtungen, welche von ihrem Träger im logischen Sinne als abnorm, fremdartig, widersinnig, unvernünftig oder doch als schlecht begründet erkannt werden, die das Bewußtsein trotz dem infolge des mit ihnen verbundenen peinlichen Gefühlstones beherrschen und sich trotz Widerstrebens fortwährend in das Denken drängen, die Stimme der Vernunft zu übertönen suchen und Geltung erzwingen wollen.“ Der ganze oben angeführte Brief ist eine Aufzählung von Zwangsvorstellungen. Für gewöhnlich sind jedoch mit diesen keine „Stimmen“ verbunden.

b) Zwangsimpulse liegen dann vor (nach Müncker), „wenn sich der Antrieb zu einer Handlung dem Bewußtsein aufdrängt, es immerfort trotz seines Widerstrebens belästigt“, so daß das Bewußtsein „zum Schauplatz des Kampfes zwischen Vernunft und Impuls wird“. Alle Stellen des zitierten Briefes mit der Satzeinleitung „ich sollte“ enthalten Zwangsimpulse, die von der Patientin als sehr lästig empfunden wurden. Zwangsimpulse sind jedoch scharf zu unterscheiden von den Zwangstrieben (den „monomanischen“ Trieben). Der Zwangsimpuls wird als lästig, der Zwangstrieb dagegen nicht als lästig empfunden. Der Zwangstrieb ist ein außerordentlich stark entwickelter, sehr häufig ein selbstgezüchteter Trieb, aber das Charakteristische an ihm ist, daß der Monomane ganz auf seiten seines tyrannisierenden Triebes steht und diesem (meistens als Psychopath) hemmungslos folgt. Beim Zwangsimpuls stemmt sich der Leidende gegen den Antrieb und sein Geist bleibt immer oder bis zur Heilung zweier Welten Schlachtgebiet. Zwangsimpulsmenschen suchen gegen den Strom ihrer Innenerlebnisse anzukämpfen und werden oft mit fortgerissen — Zwangstriebmenschen lassen sich von den Strömungen ihrer Triebe mehr oder minder kampflos treiben.

c) „Zwangshemmungen (Angstvorstellungen und -empfindungen, die sog. Phobien aller Art) sind dadurch bestimmt, daß der Zwangsgedanke des Nichtkönnens, der Unfähigkeit zu

einer bestimmten Leistung oder zum Aushalten in einer gewissen Lage das Bewußtsein überfällt und dann lähmend auf die Ausführung der bestimmten Handlung wirkt, die an sich durchaus in dem Leistungsbereich der betreffenden Person liegen müßte" (Müncker). In dem Briefe unserer Patientin heißt es: „Ich möchte eine Beichte ablegen . . . aber Scheu und Angst verderben mir alles." Und dann zählt sie ihre Phobien auf (in Wirklichkeit gibt es unzählige mehr) mit der Frage: „Kann es sein, daß . . . " Mit diesen qualvollen Erscheinungen kommt der Seelsorger oft genug in Berührung, wenn sie ihm als Skrupulantentum, Grübelsucht, Selbstmordimpuls, Gehemmtsein bei einer Beicht oder Aussprache, Sündenangst, Verdammnisangst, Beschmutzungsangst, Unreinheitsangst, ferner als Konträrgedanken, Konträrbegierden, Konträrhandlungen (beispielsweise als Koprophantasien und Koprolalien) entgegentreten. Hier ist ein positiver und ein negativer Entstehungsfaktor zu unterscheiden. Der positive heißt Angstaffekt, der negative heißt Herabsetzung der seelischen Spannkraft. Demgemäß gibt es nur zwei Hilfsmittel: die Bekämpfung der unbegründeten Angst und die Hebung der seelischen Spannkraft, mit der eine Hebung auch der Nervenkraft durch geeignete Maßnahmen Hand in Hand gehen muß. Der Bewußtseinsverengerung und seelischen Pupillenstarre, die immer nur den einen „dunklen Fleck" (oft in sehr reichem Wechsel des heute hier und morgen dort gesehenen oder gesuchten Flecks) in das eingeengte Sehfeld des Geistes bringt, muß eine Bewußtseins- und Horizonterweiterung, eine langsame, geduldige Erziehung zu Weitherzigkeit und Hochherzigkeit, zu Mut und Großmut in der sittlichen Lebenshaltung abhelfen — Eigenschaften, Tugenden sogar, die alles weniger als moralischen Leichtsinn bedeuten. Die Verkrampftheit in eine überbetonte, eine „überwertige" Idee muß gelöst werden. Die oft manichäische Einstellung mancher Menschen zu den gottgewollten sexuellen Gegebenheiten und Tatsachen muß einer ruhigen, reinen, begriffsklaren, gottgeordneten Betrachtung dieser Dinge weichen. Das beste Mittel, den Dämon Furcht und Angst hier zu bannen, ist, den Schutzengel Ehrfurcht, den Genius einer lauteren, von Lüsternheit wie von Tabuscheu gleich weit entfernten Gesinnung, herbeizurufen. Überhaupt: wenn es gelingt in irgendeiner Furcht den versteckten Diamanten Ehrfurcht auszugraben und dem Leidenden zu zeigen, daß er diesen Diamanten irrigerweise nur immerfort in den Schatten seiner eigenen sensiblen und hypersensiblen Seele statt in das reine und heilige Licht objektiver Wertordnungen Gottes legte, dann wird man ihm Hilfe bringen

können. Nur darf nicht vergessen werden, daß diese Zwangs- und Furchtmenschen häufig eine starke Rententionsfähigkeit und eine hohe intrapsychische Aktivität besitzen. Wer glaubt, eine Zwangsvorstellung sich oder andern einfach ausreden, einen Zwangsimpuls einfach verdrängen, einen Angstdruck einfach abschütteln zu können, der täuscht sich. Die Rententionsfähigkeit muß vielmehr angereichert werden mit positiven, angstüberwindenden Momenten, und an Stelle der negativ wirkenden intrapsychischen Aktivität ist eine positiv wirkende zu setzen. Dem jungen Mädchen, um ein Beispiel zu wählen, das „rein sein möchte wie frischgefallener Schnee" und immer nur den Blick auf diese schneeweiße Reinheit fixiert, womöglich ihn noch einengend bloß auf das Sexualgebiet, dem kann ähnliches geschehen, wie es die Schneeblindheit des leiblichen Auges mit sich bringt: man sieht auf einmal vor Weiß und nichts als Weiß gar nichts mehr. Also wird man ihr das Auge dafür öffnen müssen, daß es auch noch andere Werte gibt als den gewiß überaus hohenWert der Reinheit und der absoluten sexuellen Integrität im besondern; langsam wird dann die Sehfähigkeit des inneren Auges erstarken und die rechte Perspektive gewinnen. Ein anderes Beispiel: Wer seine seelische Kraft ausschließlich vergeudet an das Wort: „Die einen werden eingehen in das ewige Feuer", der soll doch seine Kraft auch an die Betrachtung des andern Wortes setzen: „Die andern werden eingehen in das ewige Leben"; er soll sich fragen, warum denn nicht auch ihm der Weg zum ewigen Leben offen stehe. In allen Fällen wird der Seelenführer unentbehrlich sein, wo es sich um seelische Zwangserscheinungen handelt. Namentlich Skrupulantenseelen mögen sich an einen einzigen Seelsorger halten; ein Christ ist kein Ewiger Jude, der jammernd von Priester zu Priester wandern müßte, sondern ein Erlöster und darf auch für eine noch so schwere Schuld reumütig und dennoch jubelnd das Wort seiner Kirche beanspruchen: „O du selige Schuld, die eines solchen, eines so großen Erlösers gewürdigt wurde."

Drittes Beispiel: Religiöse Abwegigkeiten und Wahnbildungen.

F. U. hat eine eigenartige Krankengeschichte. Sie kam mit 13 Jahren in eine Dienststelle, war immer fleißig, von normaler Frömmigkeit, freundlich, verträglich und äußerst sparsam. Auch als Mitglied religiöser Vereine zeigte sie nichts Auffälliges. Ihr sexuelles Leben war nachprüfbar völlig tadellos. Sie hätte als junges Mädchen heiraten können, wollte das aber nicht. Nur zwei Eigenschaften (ich konnte das auf Grund eingehender Nachforschungen ermitteln) sind als mögliche Praedispositionen zu

nennen: eine hohe Retentionsfähigkeit und eine starke intrapsychische Aktivität. Im Alter von 39 Jahren machte F. U. geistliche Exerzitien. Am 5. Tage derselben hörte sie zum erstenmale „Stimmen" und litt vier Wochen an starker Schlaflosigkeit, bis sie ihrem Beichtvater Mitteilung von diesen Stimmen machte. Der Priester befahl ihr, sich diese Dinge aus dem Kopf zu schlagen. Es wurde mir mit aller Bestimmtheit versichert, daß dieser Seelsorger auch nicht im geringsten irgendwelche mystischen Neigungen der F. U. begünstigte, daß er im Gegenteil den mystischen Erscheinungen überhaupt mit sehr großer Vorsicht gegenüberstand. Leider starb er sehr bald, nachdem F. U. ihn aufgesucht hatte. Sie wandte sich an einen andern Priester, zu dem sie allerdings auffällig weite Wege machte. Der zweite Seelenführer scheint sie mit einer gewissen Schroffheit behandelt zu haben. Sie suchte Hilfe bei einem dritten, einem hochgebildeten Geistlichen. Der verwies sie bald an einen Nervenarzt, weil sie (in der Sprechstunde außerhalb der Beichte) immer von „ihrer Mission", d. h. von ihrer besonderen Lebensaufgabe sprach, ohne sich jedoch über den Inhalt dieser Mission näher zu äußern. Sie gab nur an, „daß sie in einer besonderen Weise Gott angehörte". Der Nervenarzt gab der sichtlich Kranken zunächst Schlafmittel. Von ihrem (dritten) Seelenleiter forderte sie eines Tags, „er müsse vollkommen über sie verfügen, sie habe gar keinen persönlichen Willen mehr". Der Priester behandelte die F. U. mit Ruhe und Güte, forderte dann aber mit Bestimmtheit, daß sie sich in der Psychiatrischen Klinik zu Y. untersuchen lasse. Gründe für diese Forderung waren genugsam vorhanden. Denn die F. U. begann an ihren Beichtvater Briefe zu schreiben mit der Anrede: „An Jesus" oder „An Gott". Sie kniete, obwohl noch eigentlich in einer Dienststelle, an manchen Tagen (zusammengerechnet) fünf bis sechs Stunden in der Kirche, las alle ihr nur erreichbare religiöse Literatur, klagte dabei über andauernde Kopfschmerzen. Die Untersuchung in der Psychiatrischen Klinik hatte zum Ergebnis die Verbringung der F. U. in die Heil- und Pflegeanstalt zu Z. Hier kommen die religiösen Wahnbildungen völlig zum Durchbruch. Die Patientin liegt zu Bette, anscheinend heiter, mit blühendem Aussehen; aber sie verweigert jegliche Auskunft mit dem Bemerken, man solle nur an ihren Beichtvater schreiben, der wisse alles. Sie sagt zu Mitkranken und zum Anstaltsgeistlichen, Gott werde schon für sie sorgen, denn sie habe eine besondere Beziehung zu ihm, die andere nicht besäßen. Eines Tages bemerkt sie: „Der liebe Gott ist mein Seelenführer, ich habe das immer gewußt, jetzt will ich's

sagen." Ferner: „Ich bin ein Gotteskind, ich muß wieder heim zum Vater." F. U. liest keine Briefe, schreibt keine, lehnt alle Besuche von Verwandten ab. An Sonn- und Feiertagen steht sie vom Bette auf, stellt sich in irgendeine Ecke des Krankenzimmers und lächelt, wenn man sie anspricht, traumverloren vor sich hin. Dann beginnt sie an Sonn- und Feiertagen die Nahrungsaufnahme zu verweigern, ißt auch an Werktagen nur wenig, lehnt bessere Speisen, wie Obst und Kuchen, ab. Schließlich verweigert sie die Nahrungsaufnahme vollständig und muß qualvoll mittels der Nasensonde ernährt werden, weil sie die Schlundsonde zerbeißt. Sie betet oft laut Stoßgebete, dazu rührende Akte des Glaubens und der Ergebung. Aber vom Beten des Vaterunser ist sie als „Gotteskind" dispensiert, wie sie sagt. Auch das Ave Maria und den Englischen Gruß betet sie nie. (Vielleicht sind doch unterbewußte erotische Tiefenströmungen mit im Spiel.) Es folgt dann ein Zeitabschnitt, in dem sie den behandelnden Anstaltsarzt ihren „Vater" nennt, und zwar mit religiöser Färbung des Wortes. Sie schreibt unadressierte Briefe, die sie auf der Bettdecke liegen läßt und aus denen hier einige Stellen wiedergegeben seien: „Mein lieber Jesus, du willst, daß ich vom Herrn Oberarzt abgetötet werde. Sein Wille ist auch dein Wille. Du hast ihm aufgetragen, für meine Gesundheit zu sorgen. Wann werde ich bei dir sein, bei dir ausruhen an deinem Herzen? Ich bin so müde. Die Welt ekelt mich an. Ich habe Hunger nach dir, dem lebendigen Brote. Wann wirst du mich sättigen? Komm doch und hole mich heim ins Vaterhaus! Steh mir bei im letzten Kampfe! Man möge mich hier in Stücke zerreißen, ich nehme keine andere Nahrung mehr an, als nur die vom Herrn Oberarzt oder seinem Stellvertreter." Eine andere Briefstelle lautet: „Seit einigen Wochen ist eine solche Unruhe in mir. Es war mir, als würde ich das Ziel verfehlen, weshalb mich Jesus hieher tat. Bitte, Herr Oberarzt, sagen Sie meinem Jesus, daß er mir verzeiht. Die Fütterung (Patientin meint die qualvolle künstliche Ernährung, von der sie nicht abgeht) kostet Blut und Tränen, aber es ist für meine und meines Volkes Sünden. Sie wissen auch, wie arm und elend ich bin und daß ich viel gefehlt habe in meinem Leben. Was würde aus mir, wenn sich Jesus meiner nicht erbarmen würde? Guter Herr Oberarzt, helfen Sie mir doch, daß ich glücklich zu Jesus gelange!" Über die Behandlung der Kranken in der Anstalt äußert sie sich: „Den Menschenkindern hier geht es nicht schlecht. Wir wären als Kinder froh gewesen, wenn wir das gehabt hätten, was hier die Schweine bekommen, was unberührt weggeschüttet wird." — Es wurde

mir gestattet, mit der Kranken selbst wiederholt zu sprechen. Mit heiterem Lächeln gab sie Antwort auf alle Fragen, ohne je in den bekannten „Wortsalat" der Irren zu verfallen, setzte aber meiner Bitte, sie möge nur ein einziges Mal essen wie die andern Patienten, die bestimmte Antwort entgegen: „Nein, nein, das Gotteskind muß heim zum Vater, und es muß seinen eigenen Weg gehen, den ihm der Vater bestimmt hat." Weiter sagte sie: „Als mich Jesus hierher bringen ließ, hatte ich keine Ahnung, daß es so kommen werde. Es gibt kein Zurück mehr, es heißt Vorwärts! Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die Gewalt gebrauchen, reißen es an sich. Ich weiß, daß ich noch warten muß, bis mich der Vater heimholt, daß ich noch Buße tun muß. Was taten doch die ersten Christen für strenge Bußen, ich dagegen habe ein gemächliches Leben geführt." Auf meine Frage, wofür sie denn so schwere Buße tun und dabei langsam verhungern wolle, erwiderte sie: „Etwas Besonderes tat ich nie in meinem Leben." An der Makellosigkeit ihrer Vergangenheit besteht tatsächlich kein Zweifel. Ich konnte (natürlich nicht von der Kranken selbst) zuverlässig erfahren, daß F. U. die anständige und ernst gemeinte Annäherung des jungen Mannes, der sie ehedem heiraten wollte, ebenso entschieden zurückwies wie freche Zudringlichkeiten, wie sie das Leben in der Großstadt gelegentlich mit sich bringen kann. Was ihr Glaubensleben anbelangt, so heißt es in einem ihrer Briefe: „Nach dem Tode meiner Mutter hatte ich furchtbare Glaubenszweifel und niemand, dem ich mich anvertrauen konnte. Ich betete, flehte und weinte zu Gott um Rettung. Mein einziger Trost war der Besuch der hl. Messe und Jesus im Tabernakel. Um Ruhe zu bekommen, machte ich, ohne jemand zu fragen, das Gelübde der Jungfrauschaft."

Es handelt sich hier um einen Fall von Dementia paranoides. Der Vater der Patientin lebte noch, als ich sie sah; er ist ein heiterer, fleißiger, nüchterner, alter Mann. Die Mutter der Kranken starb mit 50 Jahren an Wassersucht. F. U. ist das älteste Kind ihrer Eltern, die 11 Kinder hatten, von denen noch 9 leben. Nach der Geburt des zweiten Kindes war die Mutter kurze Zeit geisteskrank und in Anstaltsbehandlung. Sie genas wieder, war heiter, fleißig, rüstig und allgemein beliebt bis zu ihrem Tod. Der Kranken selbst ist in ihrem jetzigen Lebensstadium natürlich nur medizinisch zu helfen. Die seelsorgerliche Einwirkung erweist sich als machtlos.

Diese Krankengeschichte ist höchst lehrreich für jene Fälle von Dementia praecox (Jugendirresein), Dementia paranoides (Wahnirresein), „latenter Schizophrenie", denen der Seelsorger

sich gegenübergestellt sehen kann. Soweit psychogene Momente kausal mitspielen, kann richtige Leitung Unheil verhindern helfen. Irrige Führung dagegen vermag keimhaft auftretende Wahnideen zu begünstigen, wenn man Frömmigkeit und Wahn, Mystik und Pseudomystik, Gewissensstimme und „Stimmenhören" nicht scharf trennt und nicht acht hat auf Frühsymptome von Irresein überhaupt. Wahnvorstellungen, Stimmen, Stimmungsumschläge, Unbegreiflichkeiten aller Art, Hörigkeitstendenzen, blind-blöder Gehorsam sind Warnungssignale paranoider Persönlichkeitsentartung, die man nicht früh und aufmerksam genug ins Auge fassen kann, um die völlige Entgleisung, das Sichselbstentgleiten einer Menschenseele in irgendeinem Wahn zu verhindern. Das gleiche gilt selbstverständlich für analoge Wahnbildungen präseniler und seniler Geistesstörungen und für die Paranoia („Verrücktheit") überhaupt. Dem Theologen insbesondere sei gesagt: eine mystisch wirklich begnadete Seele wird immer demütig, vernünftig-gehorsam, lenksam, friedvoll sein auch in den schwersten inneren Prüfungen und Läuterungen. Eine paranoid entartende Seele ist eigensinnig, hartnäckig, ungehorsam gegenüber Weisungen, die ihr nicht in ihre Wahnbildungen passen, selbstbewußt und selbstsicher in ihren Urteilen, verstiegen, stimmungslabil, von ihren Wahninhalten umstrickt und umfangen. Arzt und Seelsorger müssen hier zusammenwirken, am besten in einer Heilanstalt. Die Beruhigung der überspannten Phantasie, die Herstellung des seelischen Gleichgewichtes, die Klärung der Selbstbeurteilung, die Schärfung der Selbstkontrolle hinsichtlich wirklicher und vermeintlicher Gnadeneingebungen, die Betonung einer gesunden, möglichst objektiven Frömmigkeit, das schlichte Gebet, die einfache Pflichterfüllung, die besonnene Tat statt der religiösen Fata-Morgana-Stimmung, das sind die Ziele, die angestrebt werden müssen bei jedem Menschen, den man mit triftigen Gründen im Verdacht paranoider Entartung hat. Man wird diesen Verdacht selbstverständlich nie dem in Frage stehenden Menschen selbst, wohl aber denen gegenüber äußern, die für ihn sorgen können oder müssen. Heilbar ist nicht jeder Fall; aber mancher ist verhütbar, wenn die ersten Anfänge erkannt und richtig behandelt werden. Ein etwaiges pastorelles Zustimmen zu Wahnbildungen, die der Unerfahrene nicht erkannt hätte als solche, müßte sicherlich befestigend, steigernd, krankheitfördernd auf die Wahnbildung wirken.

Viertens: Beispiele für hysterische Krankheitserscheinungen.

a) R. T., eine 18jährige Modistin. Sie liegt mit gelöstem oder kokett frisiertem Haar im Bett, lächelnd hinter einem Buch

hervorlugend, sichtlich bemüht, Eindruck zu machen. Eingeliefert wurde sie in die Anstalt durch die Polizeidirektion U., die das Mädchen nachts irgendwo auf einer Bank aufgegriffen hatte, anscheinend als Betrunkene, zum mindesten stark nach Alkohol riechend. Die Eingelieferte gab an, sie habe „ihren Freund" heiraten wollen und sei „liederlich geworden", weil die Angehörigen diese Heirat hintertrieben hätten. In ihrem Verhalten zeigt sie sich exaltiert, erotisch, lacht grundlos hell auf und macht ebenso grundlos im nächsten Moment ein todtrauriges Gesicht. Der Pflegerin erklärt sie in einer ihrer „lustigen Stunden" mit verzücktem Lächeln: „Ich liebe dich", sagt aber sofort: „Nein, ich liebe dich nicht, ich liebe nur Herren." Und „Herrengeschichten" erzählt sie spontan in Menge. Mit 17 Jahren habe sie „angefangen". Mit wem? Sie lacht bloß. Mit wie vielen? (Mit zehn? fragt mein Begleiter.) „Na, hoffentlich mit mehr als zehn," lautet ihre keck herausgesprudelte Antwort. Tatsächlich waren es etwa 15, und viele von ihnen kannte sie überhaupt nicht. Ein halbes Jahr war ein Student der Bevorzugte. Sechsmal, so berichtet sie, wurde sie photographiert, nudo corpore. „Eine der Photographien wollte ich meinem Schwager schicken," sagt sie. Auf die Frage, warum denn gerade ein solches Bild, lacht sie wieder hell auf: „Eines mit vollem Anzug hat er doch schon." Mit diesem Schwager hatte R. T. Sexualverkehr, als seine Frau einige Wochen abwesend war. Das Interesse der Patientin hat zwei Hauptobjekte: Romane und bunte Haarbänder. Wenn sie mit diesen Dingen fertig ist, dann beschaut sie sich stundenlang in ihrem kleinen Handspiegel oder tänzelt mit kurzen Schrittchen erotisch lächelnd im Krankensaal umher. Ein andermal klagt sie über alle möglichen „Leibschmerzen", nur um die bei der ärztlichen Untersuchung nötige Denudatio zu erzwingen. Gelegentlich fällt sie auch in melancholische Stimmung und „möchte am liebsten sterben". Sie verlangt vom Arzt ein Messer. Er reicht ihr mit der nötigen Vorsicht sein geschlossenes Taschenmesser. Die Patientin gibt es sofort lächelnd zurück und sagt: „Ich will mir jetzt doch nicht das Leben nehmen." In einem unbewachten Augenblick reißt sie die Knöpfe ihrer Nachtjacke ab, verschluckt sie und erklärt, sie habe das einfach tun müssen. Während der Menses ist sie gewöhnlich unruhiger, wirft einmal einen Tisch um und zerschlägt eine Tasse. R. T. ist überaus leicht kränkbar. Wenn der Arzt sie absichtlich übergeht, dann schmollt sie; von den Kranken in den Nachbarbetten um Ruhe gebeten, droht sie, sie werde ihnen Haarnadeln in den Leib stechen; um eine mahnende Pflegerin zu ärgern, wirft sie dieser

die Nähmaschine um. Man sucht die Patientin mit Handarbeiten zu beschäftigen, sie „arbeitet" jedoch bloß nach eigenen Plänen, schneidet sich z. B. den Rock ihrer Anstaltskleidung ganz kurz ab, „weil er nicht flott genug ist" und näht dann eine Menge bunter Schleifchen daran. Wiederum gemahnt, droht sie mit Fenstereinschlagen und Selbstmord und sucht andere Kranke aufzuhetzen. Dann arbeitet sie eine Zeitlang gar nichts und liest heimlich eingeschmuggelte Romane. Sie wird in der Spitzenklöppelei beschäftigt, bittet aber sehr bald um Entlassung aus der Anstalt, weil sie Kindermädchen werden möchte, denn „sie habe Kinder so lieb". Andere Arbeit will sie nicht leisten: „Man kann davon schmutzig werden." Auf keinen Fall möchte sie bei Ordensfrauen zur Nacherziehung untergebracht werden, da müsse man immer beten. (R. T. hat als Waisenkind ihre Jugend bei Ordensfrauen zugebracht, aber schon damals jegliche, auch die normalste und einfachste Frömmigkeit abgelehnt.)

Bei der Häufigkeit hysterischer und hysteroider Erscheinungen ist es unumgänglich, daß wir ausführlicher darüber reden. Hat man ja doch die medizinisch schwer zu bestreitende Behauptung aufgestellt, daß bei genügender Stärke der Erlebnisstöße die Mehrzahl der Menschen hysteriefähig sei. Die Erscheinungen der Kriegshysterie, der Unfalls- und Rentenhysterie dürften diese Behauptung rechtfertigen.

Hysterie (im folgenden abgekürzt mit Hy.) ist eine vielleicht konstitutionell, jedenfalls stark psychogen bedingte abnorme Reaktionsweise auf Erlebnisstöße und Lebensanforderungen. Sie ist eine dumpfe, triebhafte Reaktion, namentlich auf Sexualerlebnisse und Schockwirkungen innerer und äußerer Art. Was der wachbewußt lebende, willensmächtige, reife Mensch beherrscht und überwindet, das bricht bei (manchen) Kindern, bei Jugendlichen in der Pubertätszeit, bei (manchen) Frauen, bei Geistes- und Willensschwachen, bei Menschen, die von einem schweren Nervenschock erschüttert wurden, primitiv, chaotisch, unbeherrscht aus. Der Sexualtrieb spielt dabei eine besondere Rolle. Die Vergewaltigte, die roh Überfallene ist häufig vom Augenblick des überstarken Erlebnisstoßes an sexuell tot und kalt — oder aber die schlummernde Sexualität wird durch den aufpeitschenden Nervenschock zu hysterischer Reaktion geweckt. Der normale Mensch wird einer latenten Hy. Herr, sobald er sich gerafft, gefaßt, beruhigt hat. Der Psychopath dagegen wird von seiner hysterischen Reaktion fortgerissen und in eigenartigen Erscheinungen der Exaltation (völlig kopfloses Handeln, Zuckungen, Zittern, Krämpfe, Geschrei) oder der Depression (Bewegungs-

starre, Lähmungserscheinungen) oder in förmlichen Dämmerzuständen des Bewußtseins festgehalten. Am häufigsten treten diese Reaktionen und Erscheinungen auf, wenn irgendein Interesse mit im Spiel ist. Hy. ist oft eine Flucht ins Abnorme, um das zu erreichen, was auf normalem Wege nicht erreichbar erscheint, aber heiß ersehnt und zäh gewünscht wird. Der Hysteriker ist nicht ein willensschwacher, sondern ein „zweckschwacher Mensch" (Kretschmer). Beim gesunden Menschen treten die Triebfunktionen, von *Kretschmer* „hypobulische Mechanismen" genannt, zusammen mit dem auf vernünftiger Überlegung beruhenden Zweckwillen auf in einer geschlossenen Funktionseinheit der Persönlichkeit. Beim Hysteriker dagegen stehen die hypobulischen Mechanismen und der vernünftige Zweckwille in einer Querstellung. Die Heilaufgabe und Erziehungsaufgabe wird also dahin gehen müssen, die Funktionseinheit von Hypobulik und Zweckwille herzustellen bzw. eine unterbewußte Abspaltung des Triebwillens vom vernünftigen und sittlich geleiteten Zweckwillen zu verhindern. *Löwenstein* hat den exakten Nachweis erbracht, daß es rein hysterisch blinde und taube Menschen gibt. Sie haben genau die gleichen Gesichts- und Gehörseindrücke wie der normale Mensch, aber diese Eindrücke kommen ihnen nicht zum Bewußtsein. Bei der Sexualhysterie ist es natürlich nicht anders. Die jugendliche Hysterica R. T., die wir schilderten, war sich des letzten, naturgewollten, vernünftig und sittlich zu ordnenden Zweckes ihrer hypobulischen Mechanismen nicht klar bewußt (natürlich nur so weit, als Hy. in Frage kommt). Also muß die Patientin „nacherzogen" werden, bis das Triebstreben dem Vernunftwillen untergeordnet ist. Es liegt auf der Hand, daß hier ein moralpsychologisches und -pädagogisches Problem von allergrößter Wichtigkeit gegeben ist.

Zur Lösung dieses Problems ist es notwendig, die hysterische Veranlagung (Konstitutionshysterie), die Entwicklungs(Pubertäts)-Hy., die Erlebnis-Hy. (infolge unerfüllter Wünsche, z. B. Verliebtheits-Hy., Ehe-Hy., Unfalls-Hy., Renten-, Kriegs-Hy.) und endlich die Entartungs-Hy. (d. h. den eigentlichen hysterischen Dauercharakter) zu unterscheiden.

Die hyst. Konstitution ist in etwa 80% aller Hy.-Fälle erblich. Die Pubertäts-Hy. findet sich bei Mädchen mindestens doppelt so häufig als bei Knaben. Mit fortschreitender Reife der Persönlichkeit verschwindet sie und dauert selten über das 25. Lebensjahr hinaus. Der jugendliche Mensch, namentlich wenn ihm der weise Berater und gute Führer fehlt und wenn er nicht schon verdorben ist, ist sich gewöhnlich sehr unklar darüber,

wohin eigentlich das sexuelle Triebleben zielt, das in den Reifejahren erwacht. Das Mädchen, das noch im späten Backfischalter mit Puppen spielt, sagt „Puppe", aber es meint schon, wenn auch naiv und unbewußt, das Kind. R. T. sagte: „Mein Freund", aber sie meinte doch schon: „Mein Mann in spe." Nachdem R. T. den „Freund" nicht als Mann erhielt, „wurde sie liederlich". Liederlichkeiten sind nun gewiß nicht a priori psychopathisch zu bewerten; aber bei R. T. liegen sicherlich hysterische Vorbedingungen zutage: der unbeherrschte Triebwille dieser 17jährigen Erotikerin stellte sich nicht auf vernünftig sittliche Triebziele ein. In ähnlicher Weise „schwärmt" mancher Backfisch für seinen Lehrer oder, wenn keiner da ist, für die Lehrerin, für den Heldentenor der Oper, den Schauspieler usw. Das kann naiv und harmlos, es kann aber auch hysteroid und hysterisch sein. Sogar Backfischfrömmigkeit hat mitunter hysteroide Züge, und es ist notwendig, daß junge Mädchen sehr gesund, natürlich, „schwarmfrei", unerotisch erzogen werden, wozu Kinderbälle und verfrühter Eintritt in das sog. Leben der Gesellschaft gewiß nicht beitragen. Innige Frömmigkeit und schwärmerische, in Phantasmen schwelgende Frömmigkeit sind natürlich zwei grundverschiedene Dinge, und gerade das gesunde Seelenleben des affektstarken Menschen ist einer großen Innigkeit fähig. Aber Menschen mit latenten Konstitutionsanomalien können in einen Affektzwiespalt kommen; denn wenn sich quer vor die noch dumpfe, ungeklärte Triebwelt ein ernster Wille zu innerer Reinheit legt, dann wird sich der jugendliche Mensch oft selbst zum Rätsel, weil die hypobulischen Mechanismen fordern, was sein Lauterkeitswille verweigert. Und wo es sich um hysterische Veranlagung handelt, da können natürlich auf solchem Boden leicht hysterische Erscheinungen sich entwickeln. — Die Erlebnis-Hy. geht aus von einem unerfüllten oder in seiner Erfüllung bedrohten Wunsch, um wenigstens ihre Hauptform herauszugreifen, die den Moralpsychologen am dringlichsten angeht. Der Wunsch, „ich möchte von der und der Leistung befreit sein", wird oft zu einem hysterischen Versagen, zu einer Flucht in die Krankheit, nur damit der Hysteriker oder die Hysterica erklären kann: „Da seht ihr's, es geht einfach nicht!" Der Wunsch: „ich möchte das und das oder den und den besitzen" wird zu einem Herbeizwingen des Begehrten durch die unglaublichsten hysterischen Leistungen, durch Krankheitsanfälle, Ohnmachten, Krämpfe, groteske Theaterszenen u. dgl. — Die Entartungs-Hy. endlich entwickelt sich zumeist auf konstitutioneller Basis, wo immer die Neigung zu hysterischen Störungen dauernd fest-

gehalten wird, so daß bei jedem Erlebnisstoß gleichsam eine Ankurbelung des hypobulischen Reflexapparates automatisch erfolgt. Interessen, Wünsche, Sehnsüchte wirken dann reflexverstärkend, und die Gewöhnung läßt den Kurbelapparat immer reibungsloser und immer rasender laufen.

Das Ergebnis im letzteren Fall ist der hysterische Charakter. Sein Grundzug ist eine starke Gefühls- und Affekterregbarkeit. Die Affektausbrüche selbst können komisch, aber auch sehr grotesk sein. Jedenfalls wird viel Triebaufwand inszeniert, um Effekt zu machen. In schweren Fällen kommt es zu Dämmerzuständen des Bewußtseins, in denen Wunscherfüllungen traumhaft halluzinatorisch erlebt werden, oder es treten jene schweren hysterischen Anfälle auf, die das Bild eines Bewegungssturmes oder einer Bewegungsstarre zeigen. Der „hysterische Kreisbogen", bei dem der Körper hochgebäumt nur auf den Fersen und dem Hinterkopf ruht, ist ein bekanntes Phänomen schwerer Hy. Ebenso der „Gansersche Dämmerzustand", der sich in Pseudodementia äußert, in einem kindischen Scheinblödsinn, den ein Nichtkundiger leicht mit Simulation verwechseln könnte. Das Gefühlsleben der Hysteriker männlichen und weiblichen Geschlechts besitzt seine eigenartigen Symptome: ein ausgesprochenes Geltungsbedürfnis in engstem Zusammenhange mit Sensationshunger und Prahlsucht, eine oft verhängnisvolle Pseudologia phantastica, Wachträume mit Erinnerungstäuschungen, Anklagesucht im Anschluß an traumerfüllte bzw. unerfüllte und verdrängte Wünsche, Beschuldigungssucht und Rachsucht in Verbindung mit einer völligen Amoralität des Urteils, Skrupellosigkeit in der Wahl der Mittel, mit denen man den hysterisch Gehaßten schädigen könnte. Es muß mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, wie stark alle diese Gefühlssymptome der Hy. mit sexuellen und erotischen Erlebnissen und Wünschen verknüpft sein können. Was sich Hysteriker leisten, um zu erreichen, was sie erstreben, gegebenenfalls um sich zu rächen, das erinnert auch im Alltagsleben geradezu an alte Mythen. Beispiele sprechen beredter als bloße Theorien.

b) M. Z. wird in die Psychiatrische Klinik zu K. eingeliefert, weil sie hartnäckig behauptet, sie sei hypnotisiert. Das Interessante ist, von wem? Sie erklärt, sie habe eine Reihe von Predigten eines bestimmten Priesters angehört, sei bei einer Predigt plötzlich bewußtlos geworden, habe eine Zeitlang die Worte des Redners gar nicht mehr vernommen (hysterische Taubheit) und sei überhaupt „nicht bei sich gewesen" (hysterischer

Dämmerzustand). M. Z. war in jener Zeit Ladnerin. Immerfort vernahm sie nach ihren Angaben die Stimme des Predigers, auch während ihrer Arbeitsstunden, und einmal, als sie diese Stimme wieder hörte, habe sie deutlich gefühlt, wie ihr jemand mit weicher Hand über die Stirne strich. Das könne nur jener Priester gewesen sein (halluzinatorisch erlebte Wunscherfüllung), gesehen habe sie aber niemanden dabei. In der Klinik wird sie nun über die angebliche Hypnose und das Stirnestreichen befragt. Allen Fragen der Ärzte setzt sie die Antwort entgegen: „Das kann man nicht erklären, dazu fehlen einfach die Worte." Sie verlangt, die Ärzte „möchten ihr doch darauf helfen". Einige Zeit später sagt sie, sie habe nachts „Erscheinungen" gehabt. Die Patientin ißt, schläft und vergnügt sich ausgezeichnet. Tagsüber liegt sie im Bett und wartet. Auf wen, das ist nicht zu erfahren. Eines Tages erklärt sie plötzlich, jener Priester sei jetzt exkommuniziert und dürfe nicht mehr die Messe lesen (hysterischer Rachewunsch). Sie wird von neuem über die „Hypnose" befragt. Dabei stellt sich heraus, daß sie niemals in persönliche Berührung mit diesem Priester kam. Aber über die Hypnose selbst verweigert sie jegliche Auskunft und bittet sehr energisch, man möge nicht so in sie dringen. — Das ist ein klinischer Fall. Wie viele analoge Fälle sind außerhalb der Kliniken und Anstalten zu finden und welches Unheil vermögen sie anzurichten! Ein weiteres Beispiel wird das noch besser beleuchten.

c) K. S. liegt als Patientin in der Anstalt zu G. Sie hat schwere hysterische Krämpfe, schreit nach einem Messer, um sich den Leib aufschneiden zu können, macht mit einem dünnen Bändchen einen läppisch-lächerlichen Selbstmordversuch. Gegen einen der Ärzte erhebt sie die Anklage, „daß er von ihren Säften zehre". Die Patientin, bei der Einlieferung 22 Jahre alt, ist fast stets in erotischer Erregung, coitum postulans a medicis, schreibt an die Ärzte verliebte Briefe, z. B. sie habe mit einem der Herren im Traum ihre Hochzeitsreise nach Amsterdam gemacht. „Sie können sich denken, wie überglücklich wir waren," heißt es, und weiter: „Herr Doktor X. schwärmt für mich. Herr Pfarrer hat mich auch besucht und ist sehr lang bei mir gewesen und hat sich lang bei mir amesird (sic!) und hat immer mit meinem Haar gespielt und auch mein liebes Herzerl gestreichelt . . . Ich hab's erkannt, daß ich ihm gut gefallen hab' mit meinem schönen Haar. Und dann hab' ich was Gut's bekommen." Die Geschichte erwies sich natürlich ebenso als hysterische Erfindung wie die Anklage gegen einen Arzt, sie sei durch ihn gravida geworden.

d) B. H. wurde aus einem großstädtischen Krankenhaus in die Heilanstalt L. verbracht. Bei der Einlieferung war sie am ganzen Körper manisch erregt (hysterischer Bewegungssturm), lachte, weinte, schrie, machte absonderliche Bewegungen. Dann verfiel sie in einen tiefen Dämmerzustand mit völliger Anästhesie (Schmerzunempfindlichkeit) und reagierte nicht einmal auf tiefe Nadelstiche. Sie antwortete auch nicht auf den lautesten Anruf und stöhnte nur dumpf vor sich hin. Der Dämmerzustand machte einem neuen manischen Bewegungssturm Platz, so daß sie trotz einer Einspritzung mit einem starken Beruhigungsmittel nachts in das Dauerbad gebracht werden mußte. Vom nächsten Morgen an vermochte sie Auskünfte zu geben und erzählte unter einer Menge anderer Geschichten auch die folgende: „Im Alter von 14½ Jahren hat sich mein Vater an mir vergangen. Eingebildet habe ich mir das nicht. Nein, so etwas zieht man doch nicht aus der Luft. Damals kam es zu einer Gerichtsverhandlung. (Der Vater der B. H. war von seiner eifersüchtigen und noch überdies psychopathischen Frau angezeigt worden.) Mein Vater hat mich als hysterisch erklärt und einen Meineid geschworen. So wurde er freigesprochen." Diese Erzählung gibt dem Arzt, der aus dem Krankenakt von jener Gerichtsverhandlung Kenntnis hatte, Anlaß zu der Frage, ob die Beschuldigung, die die Patientin seinerzeit als junges Mädchen gegen ihren Vater erhoben hatte, wirklich auf Wahrheit beruhe. Die Gefragte antwortet in weinerlichem Ton: „Ach, Sie können mir ja doch nicht helfen! Wenn ich nur schon gestorben wäre!" Dann hält sie die Hände vor das Gesicht und weint: „Ach, lassen Sie mich! Wenn ich doch nichts gesagt hätte!" — Die Patientin wurde nach einer gewissen Besserung ihres Zustandes auf den ausdrücklichen Wunsch ihrer Angehörigen in die Heimat entlassen. Es verging etwa ein Monat, da stand mitten in der Nacht die B. H., nur mit einem Nachthemd bekleidet, mit einem Rosenkranz, einem Gebetbuch und einem Haarkamm in der Hand, vor dem Toreingang der gleichen Anstalt L. Sie wurde von dem Nachtdienst tuenden Aufseher in eine der Krankenabteilungen gebracht. Dort erzählte sie, ihr Vater sei in ihr Schlafzimmer gekommen und habe sie vergewaltigt. Sie sei daher davongelaufen und habe mitgenommen, was ihr eben in die Hand gekommen sei. Am nächsten Tag forderte die Kranke Papier und schrieb einen Brief voll der heftigsten Vorwürfe an ihren Vater mit dem Schluß, sie wolle nichts mehr von ihm wissen. Die Patientin wurde in geeigneter Weise beschäftigt, wobei sie häufig den bekannten hysterischen Stimmungsumschlag zeigte. Besuche ihrer Mutter

machten sie stets sehr erregt. Übrigens mußte diese Mutter sich selbst einer Heilbehandlung in der gleichen Anstalt unterziehen. B. H. ließ sich nun von der Mutter, angeblich für ihre Schwester, ein Lautenband sticken und schickte das eines Tages an ihren — Vater. Daraufhin erschien der Mann in der Anstalt, legte den rührseligen und schmachtenden Brief vor, der jenes Lautenband begleitet hatte und berichtete, er habe seine Tochter, als sie seinerzeit mitten in der Nacht von zu Hause wegrannte, völlig entkleidet in der Küche gefunden, wo sie allem Anschein nach auf ihn gewartet habe. Die Patientin reagierte mit Anfällen von Tollheit, schlug Fenster ein, wütete, beruhigte sich aber dann wieder. Bei der Arbeit wurde B. H. in einem neuen Stimmungsumschlag plötzlich sehr heiter, oft übermütig lustig. Sie arbeitete jedoch nur in Handschuhen, sehr besorgt und pedantisch ihr Äußeres pflegend, war dabei kokett, äußerst gefallsüchtig, gelegentlich erotisch. Eines Tages entfloh sie aus der Heilanstalt, wurde in einem von Ordensfrauen geleiteten Haus aufgefunden und von der Anstaltsleitung L. zunächst versuchsweise beurlaubt. — Ich hatte Gelegenheit, auch mit dieser Kranken zu sprechen. Sie befand sich damals gerade im Zustand hochgradiger Erregtheit und kam soeben aus dem Dauerbad, müde, bleich, von zwei Pflegerinnen geführt. Sofort sprach sie mich an: „Herr Pfarrer, geben Sie mir ein paar Heiligenbildchen!" Als ich erwiderte, ich hätte keine Bilder bei mir, rief sie dem mich begleitenden Arzt zu: „Sie, rauben Sie den da einmal aus!" Dann verschwand sie, ein Lied vor sich hinträllernd, in ihrer Krankenabteilung.

Die Fälle c und d mögen als Beispiele genügen. Ein Kommentar ist überflüssig.

e) Ein Fall von Knabenhysterie, lehrreich für Erzieher und Erzieherinnen. A. B., uneheliches Kind einer sehr koketten Mutter, befindet sich (zur Zeit meiner Beobachtungen) als Sechzehnjähriger in der Abteilung für jugendliche Kranke der Anstalt C. Bis zum 6. Lebensjahre zeigte der Knabe nichts Auffälliges, entwickelte jedoch von da an eine ausgesprochen frömmelnde Wesensart, die vom 10. Jahre an mit phantastischen religiösen Ideen und Träumen verbunden war. Auffallend an A. B. ist eine gute, sogar übernormale Intelligenz, eine krankhafte Sucht, sich interessant zu machen, ein starkes Bedürfnis, von den Pflegeschwestern mit Zärtlichkeit behandelt zu werden (was ihm natürlich nicht gelingt). Der Junge hat ganze Gedichtsammlungen verfaßt, die mehr oder minder gereimten Unsinn enthalten, was die rein poetische Bewertung anbelangt; als

Prosa wären die Gedanken nicht so übel. A. B. ist sexuell nicht einwandfrei (Masturbation), und da ihn seine dumme Mutter heimlich mit erotischer Lektüre versieht, wurde er beim Lesen solcher Bücher ertappt. Ich sprach mit dem jungen „Dichter" und erklärte ihm kurzerhand, mit seinen Reimereien könne er sich sein Brot nicht verdienen, er solle lieber den ihm zugedachten Schreinerberuf ergreifen. Über mein Urteil war er sehr bestürzt, klagte bei der Pflegeschwester über mich, „es hätten ihn doch schon sehr hohe Herren gelobt", suchte aber von da an auffällig mein Interesse zu gewinnen. Ich wünschte mir einen selbstgeschriebenen Lebenslauf von ihm, den er mir einen Tag später mit leuchtenden Augen überreichte. Hier folgen einige bezeichnende Stellen aus seinem Elaborat: „Ich wurde von meinem Religionslehrer geliebt . . . die Schwestern zu N. hatten mich sehr lieb, aber ich mußte scheiden . . . mein Trost war nur, daß ich wieder zu Schwestern kam . . . dann kam ich in das Krankenhaus zu Z.; Herr Professor Q. war ein großer Kinderfreund, aber er ist leider Universitätsprofessor geworden . . . so kam ich wieder zu Schwestern; von diesen hatten mich besonders gern Schwester U. und Schwester V. . . . wegen Bettnässen und weil ich überhaupt nicht mehr ganz gesund war, kam ich in das Krankenhaus zu W., dann in die Knabenerziehungsanstalt B. . . . beim Abschiednehmen sagte der Herr Doktor T., er werde mich nie vergessen, und er hat mich auch nicht vergessen . . . ich sollte dann Uhrmacher werden, aber es stellte sich heraus, daß ich weitsichtig war, und so kam ich in die Schreinerei . . . anfangs ging alles gut . . . aber auf einmal wurde ich still und ernst . . . jetzt kommt das Traurigste in meinem Leben: ich wurde lebensmüde. Ich, der einst so Lustige, wurde schwermütig. Alle guten Worte des Herrn Direktors halfen nichts. Dunkle Nacht erfüllte mein junges Herz, ich fühlte mich so unglücklich. Ja, ich machte schon Selbstmordversuche, aber jedesmal wurde ich erwischt (Anmerkung nach dem Krankenakt: Der Erwischte hatte oft ein dünnes Strickchen um den Hals, aber sehr locker und nicht geknotet, und hielt in den Händen das Sterbekreuz!). Mein einziger Trost war unser Hausgeistlicher. Er war wirklich eine gute Priesterseele. Gott segne ihn, er ist mir unvergeßlich! Wie oft ging ich in dieser schweren Zeit in die Hauskapelle! Dort sah ich das Kreuz von Golgatha auf mich herabschauen, und das erfüllte mich doch manchmal mit süßem Trost. Aber immer noch hatte ich Selbstmordgedanken. Ich war noch immer traurig und still. Wegen dieser Geschichten (gemeint sind neue Selbstmordversuche, die lediglich das hyste-

rische Geltungsbedürfnis des A. B. befriedigen sollten), kam ich in die Anstalt P. Allmählich kehrte meine Lebensfreude zurück. Dank sei dir, du Herr der Welten! Ave Maria, du bist mir beigestanden in Unglück, Verzweiflung und Not! Ja, bei den Schwestern wurde ich wieder glücklich. O, die Schwestern waren gleichsam meine Retter! Gott segne sie! Jetzt komme ich bald nach D. Dort darf ich die Schreinerei erlernen. Dann will ich gerne wie ein guter Christ leben, beten und arbeiten. Ja, dann wird alles gut werden. Nun habe ich getreulich meinen Lebenslauf beschrieben." Diesen allerdings nicht ganz „getreulich beschriebenen" Lebenslauf steckte ich in die Tasche, absichtlich den Jungen dabei nicht weiter ansprechend. Die Pflegeschwester berichtete mir, daß A. B. noch am gleichen Abend zu ihr gekommen sei mit den Fragen: „Was hat der Herr gesagt? Hat es ihm gefallen? Hat er mich gelobt? Glauben Sie, daß er mich gern hat?" — Fälle von Knabenhysterie sind weniger häufig als Hy. der Mädchen. Immerhin, sie sind vorhanden, man muß sie rechtzeitig erkennen und entsprechend behandeln. Im Falle A. B. kann eine gute Nacherziehung vielleicht noch helfen, um die schon vorhandene Triebreife und die noch immer stark mangelnde Willensreife in eine vernünftig und sittlich geordnete Funktionseinheit zu bringen.

Fünftes Beispiel: Haltlosigkeit (Alkoholismus).

K. M., wegen maßloser Verschwendungssucht und Trunksucht in die Entziehungsanstalt S. aufgenommen. Er ist das einzige Kind eines reichen Finanzmannes und einer ausgesprochen frommen Mutter. Der Vater mußte sich schon verhältnismäßig frühzeitig von seinem Beruf zurückziehen wegen schwerer Nervosität, war aber kein Trinker. Patient studierte bis zur 6. Klasse einer Mittelschule, wo er sitzen blieb. Dann wurde er Schreiber bei einer Behörde. Mit 20 Jahren erster Sexualverkehr in Form mutueller Masturbation mit Prostituierten (aus Angst vor Ansteckung). Mit 36 Jahren heiratete K. M. eine Modistin, die ihn aber mit einem andern betrog und venerisch infizierte. Als ihn diese Frau noch überdies verprügelte, ergab sich K. M. dem Trunke in der Reihenfolge von Bier-, Wein-, Schnapsrausch. Die Folge war, daß er allmählich Hab und Gut und seine ganze Einrichtung vertrank, zuletzt eine wertvolle Geige, nur um mit dem Schunderlös wieder Alkohol zu bekommen. K. M. war jahrelang täglich völlig betrunken, bis man ihn schließlich entmündigen mußte und in Anstaltsbehandlung gab. Er hat sich jedoch ein eigenartig klares Erinnerungsvermögen bewahrt und gab mir in seiner selbst erzählten Lebensgeschichte jedes Datum

genau an, was ich am Krankenakt nachprüfen konnte. Der Patient ist ohne Frage ein Psychopath. Bezeichnend ist, daß er unmittelbar vor seiner Trauung einen Ohnmachtsanfall bekam, so daß seine Mutter die Trauung absagen und die Braut mit einer Geldsumme abfinden wollte. Leider geschah das nicht, und die Ehe wurde so unselig als nur möglich. K. M. trug aus Angst vor seiner Frau, die ihn einmal fast erdrosselt hätte, stets einen geladenen Revolver bei sich. Der Eindruck, den der physisch normal gebaute, leicht pyknische, aber sehr heruntergekommen aussehende Patient machte, als ich mit ihm sprach, war der einer großen „Waschlappigkeit". Ich fragte ihn, was er sich jetzt am meisten wünscht. Seine Antwort lautete: „Ich habe so Sehnsucht nach irgendwem." Das ist bezeichnend, dieses weiche, zerfließende „nach irgendwem". — Alles zusammengenommen: eine Tragödie, aus der mancher Alkoholiker und trinkfeste Zecher eine gute Lehre ziehen könnte.

Sechstes Beispiel: Haltlosigkeit (Morphinismus, Kokainismus).

J. P., mit 30 Jahren in eine andere Entziehungsanstalt aufgenommen, war vor dem Krieg Buchhalter, von seiner Firma geschätzt wegen seiner Intelligenz. Er wurde im Krieg wiederholt schwer verwundet und erlitt eine Gasvergiftung. Durch einen Sanitäter, dessen Name er nie preisgab, verschaffte er sich 2½ Jahre lang Morphium, nachdem er die Wirkungen dieses Narkotikums im Lazarett kennen gelernt und sich daran gewöhnt hatte. Er nahm 1 Jahr lang täglich 3, später 3—4 Spritzen hochprozentiger Morphiumlösung. Um sich das Gift verschaffen zu können, beging er Rezeptfälschungen unter stetem Wechsel von Ärzten und Apothekern, damit man diesen Fälschungen nicht auf die Spur kommt. Der Mann verbrauchte allmählich fast sein gesamtes Einkommen für Morphium. Er litt dann, wenn der jeweilige Rausch vorüber war, an schweren Sinnestäuschungen, sah Gestalten, Einbrecher, legte sich nur mit dem Revolver ins Bett. Die erste Einlieferung in eine Anstalt erfolgte auf Wunsch seiner Angehörigen. Nach der Entziehungskur wurde J. P. entlassen. „Ich versuchte," so erzählte er mir, „ohne Morphium durchzukommen. Aber das war furchtbar schwer („furchtbar", das ist sein Lieblingswort). Ich durfte durch keine Straße gehen, in der eine Apotheke lag. Schließlich ging's nicht mehr. Ich ging zu einem befreundeten Zahnarzt und bat ihn um Kokain. Er gab es mir ahnungslos. So wurde ich zum Kokainisten." Das Ende vom Lied war, daß J. P. physisch, seelisch und finanziell derart herunterkam, daß er sich freiwillig

zu einer zweiten Entziehungskur entschloß. Er wurde zum zweitenmal geheilt entlassen und — wieder rückfällig. „Wenn Sie wüßten, welche Seligkeit Morphium und Kokain einem Menschen geben können!" sprach er zu mir. Die Giftdosis mußte von dem Rückfälligen immer stärker genommen werden. Sein Körper magerte ab, der Schlaf entschwand oder war von furchtbaren Wahnträumen erfüllt — aber die Rezeptfälschungen gingen weiter, bis schließlich die Behörden hinter die Sache kamen. J. P. wurde entmündigt, und es stellte sich heraus, daß er sinnlose Schulden gemacht hatte, um sich Kokain zu verschaffen. Bei einem Wucherer unterzeichnete er einen Schuldschein über 5000 Mark, erhielt aber nur 4000 und verpflichtete sich außerdem, wenn das Geld bis zu einem bestimmten Termin nicht zurückgezahlt sei, jeden folgenden Monat 500 Mark Zinsen mehr zu zahlen als den vorhergehenden. So mußte natürlich der Zusammenbruch kommen. Der Tagesbedarf des J. P. für Morphium oder Kokain betrug zuletzt täglich nahezu 8 Mark. Trotzdem erklärte er mir, jeder Morphinist müsse mit Wucherzinsen rechnen und suchte mit großer Beredsamkeit darzulegen, Morphinisten und Kokainisten seien hygienisch, ethisch und sozial als durchaus vollwertiger Menschentypus zu betrachten. Meine letzte Frage bei unserer Unterredung war: „Wenn Sie nun entlassen werden könnten, wären Sie wohl stark genug, diesmal dem Gift zu entsagen?" Seine prompte Antwort lautete: „Es gibt keine Seligkeit auf Erden, die sich mit den Träumen eines Morphinisten oder Kokainisten vergleichen läßt . . . ich würde nicht darauf verzichten können; nein, ich kann nicht mehr anders."

So weit kann ein Wille ausgehöhlt und zerfressen werden durch Leidenschaft und Wahn.

Mit dem zuletzt angeführten Beispiel stehen wir bereits vor ausgebildeten Wahnvorstellungen und der echten Psychopathologie in schwerer Form. Das traurige „ich kann nicht mehr anders" ist das Bekenntnis eines nicht mehr voll verantwortlichen Menschen. Wann dieser Mensch noch voll verantwortlich war, das ist allerdings eine andere Frage. Mancher wird vielleicht sagen: J. P. hatte das Unglück, im Kriegslazarett mit Morphium bekannt zu werden, so wie K. M. (im 5. Beispiel) das Unglück einer trostlosen Ehe hatte; beide waren noch dazu Psychopathen, also ist von vornherein nicht die Rede von irgendeiner Schuld. Aber dagegen ist doch zu erwidern, daß es Millionen unglücklicher Menschen auf der Welt gibt, die nicht ihre Zuflucht nehmen zu Rausch und Betäubung. Und was die psychopathischen Persön-

lichkeiten anbelangt, so sind diese, was auch die neuere Psychiatrie annimmt, zwar in vermindertem Maße verantwortlich, aber immerhin verantwortlich für ihre Handlungen. Gar nicht mehr verantwortlich für seine psychotischen Taten und Süchte ist nur der wirklich Geisteskranke, also der zirkulär Irrsinnige und der Schizophrene. Der Psychopath dagegen ist mehr oder minder ausgeprägt zykloid und schizoid, mente deminutus, aber nicht mente captus.

Nach *Kraepelin* und *Schneider* (die im folgenden kombiniert werden) kann man die Psychopathen einteilen in bestimmte Gruppen: Erregbare (streitsüchtige, haltlose, pseudologische Hyperthymiker), Gedrückte (schwermütig, mißmutig, unstetig, paranoisch Depressive), Streitsüchtige (Querulanten, Fanatiker), Selbstunsichere (Menschen mit Insuffizienzgefühlen, Minderwertigkeitsgefühlen, Unfreiheits- und Beengtheitsgefühlen), Stimmungslabile (himmelhochjauchzend — zu Tode Betrübte, Wandermenschen, Unrastmenschen, Vagabunden, Ausreißer und Durchbrenner, die sog. „Quartalsäufer" — lauter Typen, die Kraepelin als „Triebmenschen" bezeichnet, als Menschen mit guter Intelligenz, aber unbegreiflicher Schwäche der Lebensführung), Geltungsbedürftige, Gemütlose, Willenlose, Explosionspsychopathen, endlich krankhafte Lügner, Schwindler, Veruntreuer und die große Gruppe der Antisozialen (der Gesellschaftsfeinde, Anarchisten, die bereits einen hohen Prozentsatz der Kriminellen bilden). — Der sog. „Nervöse Mensch" (Neurotiker, Neuropath) ist an sich kein Psychopath. Sein charakteristisches Merkmal ist die reizbare Schwäche des Nervensystems. Diese wird sich natürlich meistens auch seelisch auswirken. Die Reizbarkeit jagt den Neurotiker bei jeder Gelegenheit und bei kleinen Anstößen hoch, die Schwäche drückt ihn nieder. Aus beiden Erscheinungen ergibt sich die Zerrissenheit des Neurotikers und seines Seelenlebens wie seines zwiespältigen Verhaltens zur Umwelt. Der Moralpsychologie kann er genug Probleme bieten, so z. B. wenn er sich und andere quält als Hypochonder des Körpers und als Skrupulant der Seele. Auf alle Fälle braucht er straffe Selbstzucht und viel Nachsicht seiner Umwelt. Die bekannte Furcht des Neurotikers vor dem Sterbenmüssen, dem Irrsinnigwerden, dem Verdammtwerden ist ein Spezialproblem, dessen Lösung schon unter den Zwangserscheinungen behandelt wurde.

Siebtes Beispiel: Hypomanische Haltlosigkeit.

Hypomanisch nennt man die noch nicht im Gebiete des ausgesprochenen Irreseins liegenden leichteren Grade von heiterlebhaften bis zu aggressiven Temperamentsschwankungen, wobei

man sich oft vor die Frage gestellt sieht, wo denn hier die Psychopathologie aufhört und die Psychose beginnt. — H. F., eine 24jährige Blumenhändlerin, wird in Anstaltsbehandlung gegeben. Über ihr Vorleben ist durchaus nichts von ihr zu erfahren. Sie behauptet, gar nicht zu wissen, wo sie in der Schule gewesen sei und nennt die verschiedensten Städte. Sie sei aber immer aus der Schule „ausgerissen", so oft es ging. Schon früh hat sie allerlei Diebstähle verübt. Einmal machte sie einen mißlungenen, d. h. wohl kaum ernst gemeinten Selbstmordversuch. Als Neunzehnjährige mit einem Handwerker verlobt, wurde sie uneheliche Mutter. Auf einen „Krach" mit ihrer Schwester hin habe sie der Vater „bei Nacht und Nebel aus dem Haus geschmissen ohne einen Pfennig in der Tasche". H. F. stahl unmittelbar darauf und fuhr nach St., wo sie wieder mit einem jungen Mann anbandelte und zum zweitenmal uneheliche Mutter wurde. „Unter diesen Umständen habe ich nichts anderes tun können, als in einem Warenhaus mir heimlich die Geldbörse einer Dame aneignen, die dort einkaufte", sagt sie. Daß es Diebstahl sei, bestreitet sie energisch mit den Worten: „Ich bin anständig und überhaupt gutmütig." Übrigens fand man bei ihrer damaligen Verhaftung nicht eine, sondern fünf gestohlene Geldbörsen. „Die habe ich nur Kindern genommen," erklärt H. F., „überhaupt wenn bei mir die Zeit da ist (Menses), dann nehme ich's." Kurz nach ihrer Verhaftung versuchte sie Stecknadeln zu verschlucken, schob alle Schuld auf „Freundinnen", von denen sie verführt sein will, und benahm sich so, daß man sie zur Beobachtung ihres Geisteszustandes in eine Psychiatrische Klinik brachte. Hier wurde sie weinerlich depressiv und schluchzte: „Ich bin ein armes, unschuldiges Mädchen, das nichts für seine Taten kann und nicht in eine Irrenanstalt gehört. Ich verbitte mir, daß man mich hier behält. Ich will ins Gefängnis und dort meine Strafe absitzen." Überhaupt, so fährt sie im nächsten Moment querulatorisch fort, könne sie das Gericht gar nicht bestrafen, denn sie habe alles nur von ihrem Vater geerbt. Sie fordert bessere Kost, trockenes Brot fresse sie nicht. Dann wird sie frech, schimpft, gröhlt, singt, schreit, brüllt die gemeinsten Schimpfworte herunter und reagiert hysterisch, jedoch ohne Dämmerzustände, sie lügt entsetzlich, aber sehr dumm. Eine Intelligenzprüfung ist nicht anzustellen, weil sie bewußten Widerstand entgegensetzt und lauter Unsinn antwortet. Heimlich jedoch, in Gesprächen mit ihren Mitpatientinnen, erweist sich H. F. als äußerst gewandte Erzählerin. Beim Arzt versucht sie sich zunächst einzuschmeicheln; als ihr das nicht gelingt, probiert

sie es mit Explosivreaktionen. Allem Anschein nach ist sie sich nicht recht klar darüber, ob es zweckmäßiger für sie ist, vernünftig zu sein oder die Tobsüchtige zu spielen. Sie bringt es fertig, mit einer affenartigen Geschwindigkeit an den Heizkörpern empor auf die Fensterbretter zu klettern und versucht Scheiben einzuschlagen. H. F. ist eine äußerst schwer zu behandelnde, aber dennoch sehr amüsante Person. Ihr Mund steht nie still. Da sie ein gutes Gehör und eine schöne Stimme hat, singt sie stundenlang aus ihrem reichen Repertoire von Liedern, Couplets, Gassenhauern. Wenn Arzt oder Pflegerin ohne Gruß an ihr vorübergehen, wird sie wie eine wilde Katze. Einem freundlichen Vorhalt, sie möge doch endlich Vernunft annehmen, weicht sie nicht aus. Jedoch ist eine starke Ideenflucht bei ihr unverkennbar. Stärkeren Einschüchterungsversuchen gegenüber reagiert sie mit wüsten Schimpfszenen und Explosivhandlungen, wobei sie (durch „Affektpumpen") sich bis zur größten Affekthöhe hinaufsteigert.

Im Falle H. F. findet sich so ziemlich alles beisammen, was eine psychopathische Persönlichkeit an Zügen aufzuweisen pflegt. Helfen kann diesen bedauernswerten, meist erblich belasteten, schlecht erzogenen, früh ins Leben geworfenen, früh verführten oder gestrauchelten Menschen der Theologe oft, aber niemals der Theologe allein. Der Arzt, der Psychiater und der Moralpsychologe bzw. Moralpädagoge müssen zusammen arbeiten. Alle Psychopathen sind haltlose Menschen. Also gilt es, sie auf keine schiefe Bahn kommen zu lassen, von der gefährlichen Ebene sie zurückzureißen, ihnen das Ende von ihrem Anfang zu zeigen, der sicher ein Anfang von traurigem Ende ist, wenn sie sich nicht eisern in die Faust nehmen und von einer ruhigen, zielsicheren Hand führen lassen. Der Führer vergesse nie, daß ein Psychopath allzeit ein Gefährdeter bleibt und über ein gewisses Maß von konkreter Moralität schwerlich hinauskommt. Ein Pessimist kann dem Psychopathen niemals helfen. Ein Maximalist der Moral ebensowenig. Man darf wohl sagen: am ehesten wird Hilfe bringen zusammen mit dem Psychiater der Moralpsychologe, der ein Minimalist ist, wohl verstanden, im berechtigten und nicht im laxistischen Sinn dieses Wortes. Psychopathen sind wie Kinder, die das Gehen erst lernen müssen.

Aber wenn man einen nur dazu gebracht hat, daß er überhaupt gehen will, daß er sich nicht mehr willenlos gleiten und treiben lassen mag, dann ist schon der Anfang vom traurigen Ende überwunden. Ob es zu einem guten Ende kommt, zu einem sicheren Schreiten, einem Aufwärtsschreiten sogar, das

kann man im konkreten Fall niemals voraussagen. Sicher ist nur dieses: „Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken" und „Das Gericht ist Gottes Sache".

Auf dem Boden normaler und psychopathischer Konstitution entsteht eine Erscheinung, die dem Theologen und Pädagogen Erzieheraufgaben genug stellt: die Masturbation. Bei der Häufigkeit, mit der sie vorkommt, erfordert sie eine eingehendere Behandlung.

„Die genitale Erregung und Entspannung ohne Zuhilfenahme eines realen Partners," wie *Kronfeld* die Masturbation (häufiger, aber eigentlich ungenau, Onanie genannt) bezeichnet, kann ein Grenzfall der psychopathisch bedingten sexuellen Abwegigkeit sein. Sie kann es sein! In den meisten Fällen ist sie es nicht, sondern steht ebenso unter dem freien Willensentschluß wie jede andere Abirrung von der sittlichen Norm. Wer jeden Onanisten schlechthin als sexualpathologischen Menschen behandeln wollte, der würde damit ebenso gründlich fehlgehen, wie derjenige, der in jedem Dieb kurzweg einen Kleptomanen (psychopathologisch Stehlsüchtigen) sehen möchte.

Es gibt z. B. eine Pubertätsonanie, die nicht psychopathisch zu bewerten ist. *Marcuse*, eine Autorität auf dem Gebiete der Sexualpathologie, erklärt: „Anläßlich der Onanie (im folgenden abgekürzt O.) kann man bei beiden Geschlechtern in der Pubertät und Nachpubertät nicht ohne weiteres von einem krankhaften Charakter derselben sprechen." In der Tat, von Krankheit ist für gewöhnlich nicht die Rede. Der reifende Mensch fühlt den dumpfen, ungestümen Drang der hypobulischen Sexualmechanismen und reagiert darauf, oft früh verführt und wissend, mitunter auch unbelehrt und eine Zeitlang unwissend (z. B. post primam pollutionem) in onanistischer Weise. Der Frühwissende weiß sofort, was er tut, mag er auch keine medizinischen Bezeichnungen dafür haben. Der unwissende Onanist aber wird nicht sehr viel Zeit brauchen, bis ihm die Einsicht dämmert, daß da etwas nicht stimmt und auch sittlich nicht in Ordnung ist — und dann hätte der Vater dem Sohn, die Mutter der Tochter die nötige Aufklärung, der Seelsorger dem Fragenden „caute, caste, pie" die entsprechende Belehrung und die geeignete natürliche wie übernatürliche Hilfe zu geben. Das Mädchen ist dabei unter allen Umständen hinsichtlich der sexualphysiologischen Vorgänge an die Mutter, die gereifte Schwester, die Lehrerin zu verweisen. Sexuelle Aufklärungen vor Klassen oder Gruppen

jugendlicher Menschen in der Pubertätszeit und vor der vollendeten Reife sind rundweg als ein Unfug zu bezeichnen.

Moralpsychologisch und -pädagogisch ist es von Wichtigkeit, ob die Pubertäts- und Früh-O. von einer lüsternen Phantasie und Gesinnung begleitet ist. Denn hier droht dem Onanisten die Gefahr der zynischen O., die wiederum als Abirrung bzw. Sünde, aber nicht als Pathologie zu behandeln ist. Selbst wo diese zynische O. eine der traurigsten Passionen des jugendlichen Erotikers würde, ist von Pathologie noch keine Rede. Auch die stärksten Triebhaftigkeiten auf dem O.-Gebiet sind so lange nicht psychopathisch zu bewerten, als der Onanist sich eben wollustsuchend auf Seite seines Triebes stellt. Daß es dabei zu eigenartigen Konflikten der Seele kommt, zu einem Kampf zwischen Adel und Gemeinheit, zum Anlaufnehmen und Rückfälligwerden, zu einem Auf und Ab schier ohne Ende, das weiß jeder Seelsorger aus Erfahrung. Wo es nicht gelingt, den zynischen oder triebhaften Onanisten zum Kampf, zum zähen Kampf, zum Kampf gegen alle Rückschläge und schließlich zum Siege zu bringen, da wird der Onanist häufig ein Triebopfer, das im schmutzigen Strom seiner Lust-O. dahintreibt wie faules Holz, bis er sich zuletzt doch den „realen Partner" sucht.

Dann kommt es entweder zur unerlaubten, aber immerhin nicht perversen Sexualbefriedigung — oder aber zur mutuellen (gegenseitigen, gewöhnlich gleichgeschlechtlichen) Onanie. Diese kann sich entwickeln zwischen sentimentalen Freunden und Freundinnen, aber oft auch zwischen verkommenen, sich sonst sehr fremden Subjekten, selbst mit großen Altersunterschieden. Es wird dabei nicht selten eine schlummernde Neigung zur Homosexualität geweckt und für immer verhängnisvoll.

Man spricht von einer „Not-Onanie", die als Ausweg gesucht werde, wenn der sexuelle Trieb stark ist und seine Befriedigung durch den andersgeschlechlichen Partner nicht möglich ist oder aus irgendwelchen Gründen nicht gesucht wird. Aber es ist falsch und irreführend, von einer Not-O. zu reden. Die normale pollutio bringt dem männlichen Körper des Jünglings und unverehelichten Mannes zur rechten Zeit die sittlich einwandfreie Triebentlastung, und es scheint, daß auch ein „überhormonisierter" weiblicher Körper in analoger Weise (nicht per pollutionem, sed per somnia voluptuosa) eine ähnliche Befreiung von innersekretorisch bedingten Spannungen erhält. Not-O. gibt es nicht. Es sei aber darauf hingewiesen, daß es krankhafte Vorbedingungen geben kann, die als örtliche Reize von länger andauernder Wirkung zu onanistischen Manipulationen führen

(z. B. Oxyuren, Phimose mit Balanoposthitis, Ekzem des praeputium, Pruritus usw.), Dinge, die der ärztlichen Behandlung zu unterstellen sind. So oft ein wirklich und ehrlich mit sich selbst ringender Onanist erklärt: „Ich konnte wahrhaftig nicht anders", wird der Seelsorger und Erzieher an diese Erscheinungen als mögliche Ursachen der O. denken dürfen und den Masturbanten an einen zuverlässigen Arzt verweisen. An einen zuverlässigen Arzt, der nicht nach dem traurigen Rezept mancher Mediziner als Hilfe für die O. ohne weitere Untersuchung einfach den Sexualverkehr mit dem andersgeschlechtlichen Partner anrät.

Es muß hier darauf hingewiesen werden, daß es zwei Formen von O. gibt, die nicht mehr moralisch und moralpsychologisch allein, sondern neuropathisch bzw. psychopathisch zu beurteilen und zu behandeln sind.

a) Die neuropathisch bedingte Form beruht auf klar erkennbaren Zwangsvorstellungen und Zwangsimpulsen. Der von sexuellen Zwangsvorstellungen gequälte Mensch ist alles weniger als lüstern. Im Gegenteil: das Charakteristische der Zwangssymptome liegt ja gerade darin, daß sie als peinlich empfunden werden, das Charakteristische der Zwangshandlungen darin, daß diese als förmliche Konträrhandlungen zu einer völlig andersgearteten Gesinnung begangen werden. Im konkreten Fall wird natürlich trotz aller Peinlichkeit der Lustreiz als solcher physiologisch selbstverständlich mitgefühlt, unter Umständen sogar infolge eines Zwangsimpulses hervorgerufen. Aber, und hierin liegt das entscheidende Moment, seelisch und sittlich wird die delectatio venerea mit Entschiedenheit abgelehnt. (Das Wesen der Unkeuschheit als Sünde liegt überhaupt nicht in der delectatio venerea an sich, sondern im Suchen der delectatio venerea in einer hic et nunc der sittlichen Weltordnung Gottes sowie den gottgegebenen Naturgesetzen zuwiderlaufenden Form — ein Fundamentalsatz, von dem aus sich alle Sexualprobleme lösen lassen.)

Noldin rät Menschen mit sexuellen Zwangsimpulsen: „ut implorato Dei auxilio et elicito dissensu tuta conscientia passive se habeant, quidquid evenerit." Das ist noch recht negativ gesprochen. *Müncker* („Der Psychische Zwang") sagt: „Wo immer bei einer Versuchung die Angst vor dieser Versuchung als seelische Dauereinstellung nachzuweisen ist, ist der Schluß auf einen Zwangszustand berechtigt, ja, nur so wird der Beichtvater vor falschem Rat in der Seelenführung bewahrt. Denn der Zwang ist anders als die Versuchung zu bekämpfen. Das Augenmerk ist nicht auf die Erweckung sittlicher Motive zu

richten, denn infolge der Neigung zu Kontrastimpulsen dürfte dieses Verfahren den Zustand nur verschlimmern, vielmehr muß der Angst die Wirkungskraft entzogen werden. Die Erfahrung bestätigt die Richtigkeit dieser Auffassung. Wird nämlich, selbstverständlich unter Anwendung pastoraler Klugheit und in Würdigung des einzelnen Falles nach seiner ganz persönlichen Eigenart, die krankhafte Angst vor einer Übertretung beseitigt, so tritt mit der inneren Befreiung vom Zwang oft auch ein Schwinden der üblen Gewohnheit ein, und mit der wieder erworbenen psychologischen Freiheit ist auch die ethische Befreiung der ringenden Seele wiedergegeben." Wer als Seelsorger nach diesen Weisungen handelt, wird manchem halb verzweifelten Menschen, und es gehören oft die Besten und Edelsten dazu, Hilfe bringen können. Es empfiehlt sich noch, nachzulesen, was der Mediziner *Liertz* (in seinem Buch „Wanderungen durch das gesunde und kranke Seelenleben bei Kindern und Erwachsenen", München 1923, Seite 99 ff.) sagt, wobei der kundige Theologe allerdings einige Korrekturen anzubringen hätte. Man vergleiche ferner *Liertz* (in seinem Werk „Harmonien und Disharmonien des menschlichen Trieb- und Geisteslebens", München 1925), der das wichtige Kapitel „des menschlichen Liebeslebens" ausführlich behandelt (Seite 52 ff.).

b) Ungleich schwerer als die neuropathisch bedingte ist die psychopathisch bedingte Form der Onanie zu behandeln; denn hier verschlingen sich sexuelle Übererregbarkeit und moralische Defekte oft bis zur Moral Insanity. Die auslösenden Ursachen können von außen kommen, aber die wilden, treibenden Kräfte entstammen der psychopathischen Konstitution. Beispiele mögen das erläutern.

Achtes Beispiel: Jugendliche Onanistin.

N. K. ist das Kind einer unehelichen Mutter und wie alle ihre unehelichen Geschwister von dieser Mutter stark vernachlässigt. Sie kam mit ihrem kleinen Bruder zu Pflegeeltern. Dort beobachtete sie den Sexualverkehr Erwachsener und ahmte dieses Treiben mit ihrem Bruder nach. N. K. beging so maßlos O., daß sie körperlich völlig herunterkam und in eine Kinderklinik verbracht werden mußte. Bei Tag wurde sie scharf bewacht, nachts bandagiert. Nach der Entlassung aus der Klinik wurde N. K. so maßlos rückfällig, daß sie einer Heilanstalt übergeben werden mußte. Anfangs hielt sich das Kind anscheinend gut, wurde aber dann träumerisch, unzugänglich, verstimmt, machte jeden Morgen den Eindruck großer Übernächtigkeit und Müdigkeit und war dabei tagsüber stundenlang von einem marmornen

Ernst, den nie ein kindliches Lächeln erhellte. Eines Tages gab sie ihrer Umgebung sehr obszöne Rätsel auf, wurde dann über O. erwischt, gestand ihre Verfehlungen und versprach Besserung. Aber der Rückfall war schwer, und N. K. wurde Monate hindurch wieder zur hemmungslosen Onanistin, bis schließlich doch ernstes, gütiges Zureden und namentlich der Appell an ihr Ehrgefühl, das bei dem Kinde gut entwickelt ist, sie langsam besserte. Die Prognose für die Zukunft ist gut. Das zur Zeit der Beobachtung 10jährige Mädchen scheint mit Ernst an seiner Besserung zu arbeiten.

Neuntes Beispiel: Jugendliche Onanistin mit perversem Triebeinschlag.

O. M., aus guter Familie und Erziehung stammend, wird von ihren eigenen Eltern im Alter von 6 Jahren als starke Onanistin erkannt. Das Kind gibt an, bei einem Landaufenthalt von einer Erwachsenen in gemeinster Weise verführt worden zu sein. Die Eltern bringen die Kleine in eine Anstalt, wo sie sich angeblich den tollsten Frömmigkeitsexzessen hingab, heimlich auf den Knien betend, sich peinigend, bis zu schwerer Gewichtsabnahme fastend, aber dabei hemmungslos onanierend. Jedenfalls entdeckten die Eltern an dem wieder heimgekehrten (damals achtjährigen) Kind eine bigotte Frömmelei, hemmungslose O. und leider auch sadistische Neigungen und Handlungen, die hier nicht wiederzugeben sind. O. M. wird daher in eine Heilanstalt gebracht, nachdem sie vorher versucht hatte, das dreijährige Brüderchen zu mißbrauchen. In der Anstalt ist das Mädchen noch im 12. Jahre eine sonderbare Mischung von Prüderie, Ernst, Träumerei, Lüge und Sadismus, stets darauf bedacht, sich und andern physische Schmerzen zuzufügen. Eines Tages erzählt sie mit solcher Plastik der Berichterstattung ein Verbrechen, das früher an ihr begangen worden sei, daß die Sache polizeilich aufgegriffen wird. Allein bei der Untersuchung des Falles verwickelt sich die Erzählerin in solche Widersprüche, daß man die Geschichte als erfunden betrachten und fallen lassen muß. — Die Nacherziehung und spätere Weiterentwicklung zeitigte ein überraschend gutes Resultat.

Zehntes Beispiel: Onanistin mit Haltlosigkeitstendenz.

B. A., ein 11jähriges Mädchen von mindestens normaler, zeitweise glänzender Intelligenz, ist hochgradig unfolgsam, beinahe unerziehbar, unglaublich verlogen, dabei hemmungslos Onanistin. Aus dem Krankenhaus, in dem sie wegen Kopfgrippe lag, entlief sie fünfmal, nur notdürftig bekleidet, einigemale in strömendem

Regen. Die Erziehungsversuche in der Heilanstalt O. erweisen sich als nahezu ergebnislos. B. A. muß wegen ihrer hemmungslosen O. Tag und Nacht überwacht werden. Das ärztliche Gutachten lautet, daß sie dauernd in ärztlicher Behandlung bleiben müsse, nachdem Fürsorgeerziehung im Sinne der Zwangserziehung leider nicht in Betracht komme. (Anmerkung: Auch die Psychopathen müssen nach dem heutigen Stand der Gesetzgebung immer erst ein Vergehen oder Verbrechen begangen haben, bevor sie der Staat der Zwangserziehung zuweist!)

Zusammenfassend wäre über die Behandlung der O. folgendes zu sagen:

Der Verführte, der guten Willens ist und von seiner Verirrung in ernstem Ringen wieder frei zu werden sich bemüht, ist bei allem Ernst der unverrückbaren sittlichen Grundsätze mit gütigen, Vertrauen weckenden, aber auch aufrüttelnden und stählenden Worten zu leiten. Das Wort Nietzsches (den man dem Pönitenten ja nicht nennen muß): „Wirf den Helden in dir nicht weg!" enthält eine schöne Mahnung. Unter allen Umständen ist der Verführte von seinem Verführer zu trennen, und dem Verführer selbst wird man viel stärkere Worte zu sagen haben, die ihn auf die Schwere seiner Verantwortung hinweisen. — Für Rückfällige und Gewohnheitssünder, die wohl Vorsätze, aber keinen Besserungsernst aufweisen, gelten die Grundsätze der Moral- und Pastoraltheologie. — Der Unwissende, der halb bewußt und halb triebhaft in die O. gleichsam hineingetappt ist, ist mit Vorsicht und Dezenz zu belehren. Es wird sich dann bald zeigen, ob er guten Willens ist oder nicht, namentlich wenn es gelingt, ihn bei ein und demselben Führer bzw. Seelsorger zu halten. — Der Zyniker ist ein wesentlich anderer Typus: ein Erotiker, ein praeformierter Don Juan und Schürzenjäger. Ohne die körperlichen Schädigungen der O. zu übertreiben, wird man ihm sagen, daß er wie ein angefaulter Apfel ist und daß der Fäulnisprozeß seiner Seele sehr verhängnisvoll weiterfressen kann. Bei ihm sind die lüsternen Phantasievorstellungen, die Geiltriebe seiner angeborenen oder erworbenen Sinnlichkeit sowohl die psychogenen Ursachen als auch die Befestigung und Verstärkung seiner O., die entweder überwunden werden muß oder zur Trieb-O. wird. Auch sein Vertrauen muß gewonnen und darf nie von vornherein durch ein brutal wirkendes Wort unmöglich gemacht werden. Aber wenn bei den bisher geschilderten Typen der O. die Worte des Führers, des Seelsorgers wie Öl und Wein in blutende Wunden strömen sollen, dann sind beim Zyniker nicht mehr die milderen Medikamente gütigen Ernstes genügend,

sondern man muß nach Art der alten Ärzte Feuer und Eisen (bildlich gesprochen) anwenden. — Wenn ein Onanist sich auf die sog. Not-O. berufen sollte, dann ist ihm entweder klar zu machen, daß es eine Not-O. nicht gibt, weil der Körper des Gesunden durch natürliche, vom Schöpfer gewollte, völlig automatische Vorgänge (wir haben sie oben genannt) seine Entspannung herbeiführt — oder aber wo man Verdacht auf organische Ursachen der O. hegen muß (sie sind gleichfalls oben erwähnt worden), ist der Onanist an den erfahrenen und verlässigen Arzt zu weisen. — Besonders zu achten ist auf die Fälle von neuropathisch und psychopathisch bedingter O. Es genügt hier auf die eingehende Behandlung dieser zwei Sonderfälle zu verweisen, die in diesem Kapitel für Menschen mit Zwangssymptomen und für Psychopathen gegeben wurde. Bei den ersteren ist, um das kurz nocheinmal zu sagen, der Zwangscharakter der Vorstellungen und Impulse, die ausgesprochene Peinlichkeit des Geschehenen, der Kontrastcharakter der Tat zu der etiam in actu nicht aufgegebenen Grundgesinnung und Willensrichtung, bei den letzteren dagegen die Haltlosigkeit und oft monomanische Triebhaftigkeit ihres Treibens, das ausschlaggebende Moment.

Wie ein gewöhnlicher, typischer Fall von Knaben-O., bei dem weder Zwangssymptome noch neuropathische oder psychopathische Belastung mitspielen, ablaufen kann, das sei erläutert durch das

Elfte Beispiel: Ein geheilter Onanist schreibt selbst: „Als Knabe von neun Jahren fiel ich einem Verführer in die Hände, der mich die Onanie lehrte. Ich onanierte damals jeden Monat, wobei ich lebhaft an Mädchen dachte. Bald jedoch fielen diese Phantasievorstellungen weg und ich übte die Onanie aus Gewohnheit etwa alle drei Wochen einmal aus bis zu meinem 13. Lebensjahr. Damals machte ich an mir eine auffällige Entdeckung. (Anmerkung: Gemeint ist nach dem hier absichtlich weggelassenen Teil des Selbstbekenntnisses die prima effusio seminis). Von nun an onanierte ich häufiger, etwa alle 14 Tage. In dieser Zeit kam ich auch in Versuchung, meinen Glauben, der mir unbequem wurde, abzulegen. Jedoch bewahrte ich meine Religion, was mir hauptsächlich mit Hilfe meines Beichtvaters gelang, mit dem ich in näheren persönlichen Verkehr getreten war. Dieser machte mich auf den Schaden aufmerksam, den mir die Sünde an Leib und Seele zufüge, und bat mich von diesem Übel zu lassen. Ich onanierte zwar trotzdem noch, aber weniger häufig, und der Onanie ging von nun an immer ein Kampf voraus, während ich

mich ihr früher willenlos hingegeben hatte. Daß ich mich schließlich wieder aufraffte, erreichte mein Beichtvater nicht in erster Linie durch die Hinweise auf die Religion, sondern ich stellte mir immer vor, wie sehr die Onanie meinen jugendlichen Körper schädige. Jetzt, da ich von dem Laster frei bin, erkenne ich freilich, wie sehr mir Gott mit seiner Gnade beistand; denn ich glaube nicht, daß ich mich ohne die Gnade jemals wieder zum Siege über das Laster hätte emporschwingen können."

Der Seelsorger wird aus diesem Selbstbekenntnis eines Onanisten manches herauslesen können: die Genesis der O. durch Verführung, die anfängliche Lüsternheit der Phantasie, die zwar nicht in diesem Falle, aber in vielen andern zum Zynismus werden kann, die Willensschwäche, die Notwendigkeit auf die Pubertätsreife zu achten; ganz besonders lehrreich ist das Wort: „Mein Beichtvater bat mich, von diesem Übel zu lassen." Die Rückfälligkeit, der dann endlich einsetzende Kampf, das anfängliche Vorwiegen der rein natürlichen Bedenken des Onanisten über die religiösen Weisungen des Priesters und die schließliche Erkenntnis, daß doch die religiösen Motive und die Gnadeneinflüsse die besten Hilfen gewähren, sind ebenso typische Erscheinungen des Onanisten. — Eines ist in diesem Beispiel nicht zu finden: die eigenartigen Angstvorstellungen und Befürchtungen, an denen viele Onanisten leiden, auch wenn sie schon über ihre Leidenschaft Herr geworden sind. „An die Selbstbefriedigung," sagt *Kronfeld* „knüpfen diejenigen seelischen Verarbeitungen an, die zur sexuellen oder allgemeinen Hypochondrie, zur sog. Neurasthenie, zu mannigfachen Angst- und Schwächezuständen hinführen." „Verschlossenheit, äußere Haltung bei einem sorgfältig verhüllten Innenleben, Sühnebedürfnisse, übersteigerter ethischer Rigorismus" sind nach Kronfeld Merkmale des sexuell abwegigen, insbesondere des Onanisten-Charakters. Tatsächlich können die Sonderlichkeitszüge und monströsen Ausbauten im Seelenleben dieser Menschen ganz befremdende Formen annehmen, vor allem wenn das Sühnebedürfnis machtvoll zur Geltung kommt. So sehr es auch wahr ist, daß die onanistische Reizung der Genitalorgane und Keimdrüse, namentlich während der Pubertätszeit, Schädigungen durch Störungen der Innensekretion bewirkt, so darf doch der Seelsorger Übertreibungen eines Hypochonders und ethischen Rigoristen nicht bestärken und muß insbesondere sein Sühnebedürfnis (das sich unter Umständen mit sexuellen Perversitäten, wie Masochismus und ähnlichen Selbstpeinigungen verknüpfen kann) in die richtigen und gesunden Bahnen lenken.

Das düstere Gebiet der sexuellen Perversionen selbst im eigentlichen Sinne gehört aus verschiedenen Gründen nicht mehr in eine Moralpsychologie, sondern wäre als Gegenstand der Sexualpathologie und demgemäß einer Moralpathologie zu behandeln.

II. Schuld

1. — Der Begriff Schuld gehört an sich der rein natürlichen Ethik an, so wie der Begriff Sünde der religiös fundierten Ethik, das heißt der Moral. Allerdings sind wir der Ansicht, daß es eine rein natürlich begründete Ethik nicht gibt, weil sie schließlich im ethischen Skeptizismus enden muß. Auf die Frage: „Wozu all das Streben nach Wertverwirklichung?" hat eine rein natürliche Ethik keine befriedigende Antwort, und wer den ethischen Skeptizismus aufheben will, der muß folgerichtig mit der Aufhebung der religiösen Skepsis beginnen. Der muß ein letztes Ziel des natürlichen Menschen finden, das jenseits der bloßen Natur liegt, denn das natürliche Ende heißt Tod, und der Tod stellt alle Ethik in Frage. Wenn dem Tode nichts, gar nichts folgen würde, dann würde auch die rein natürliche und humanitäre Ethik sinnlos. Wenn ihm aber „etwas" folgt, dann fragt es sich sofort, worin dieses Etwas besteht. Und sogleich erhält der Schuldbegriff eine andere Tönung und Färbung: es handelt sich nicht mehr bloß um ein Belastetsein mit wertwidrigem Tun, sondern um eine falsche Beziehung, eine wertunhaltige Relation des Menschen zu seinem letzten Ziel, um ein Nichtgewordensein dessen, was einer werden sollte und konnte. Mag die natürliche Ethik die Schuld im Belastetsein mit wertwidrigem Tun erblicken, so sagt sie mir doch nicht, aus welchem Grunde ich überhaupt werthaft handeln und wertvoll werden soll, wenn es nicht einen persönlichen, absoluten Wertträger, Wertwoller und Wertbefehler gibt, der in seinem eigenen Sein den Werten eine über Menschenwillkür und Willenslaune unbedingt erhabene und gesicherte Existenz verleiht. Dieser absolute Wertträger, den wir Gott nennen, schirmt den Vollzug der Werte und rächt ihren Nichtvollzug. Durch ihn, der den Werten absolut gerecht wird, wird jeder nichtvollzogene Wert gerächt. Durch ihn, der absolut heilig ist, wert-allumfassend, wird jeder Wertvernichter und in seinem Wesen Wertlose vor ein absolutes Wertforum gestellt, und hier werden Spreu und Weizen, Werthaltige und Wertlose für immer geschieden. An wem, gegen wen kann ich denn eigentlich schuldig werden, wenn Schuld nicht ein Begriff ist, der letzterdings seine Begründung in einer objektiv realisierten

Werthierarchie (d. h. als bewußter und freigewollter Gegensatz zu derselben) besitzt? Wenn aber die Schuld objektiv begründet ist, dann bin ich als Wertloser und Wertvernichter dem absoluten Wertträger und Wertwoller, dem heiligen, d. h. wesenhaft werthaltigen Gott verschuldet — und Gott verschuldet sein heißt Sünder sein. In einer bloß natürlichen Ethik lassen sich Schuld und Sünde trennen, in einer religiös fundierten nicht. Nur hängt die rein natürliche Ethik ohne religiöse Begründung völlig in der Luft, wird selbst zu einem Luftgebilde, zu einer schönen Seifenblase. Die religiöse Ethik dagegen ist eine Sonne, die im Äther schwebt, getragen von der Wertallmacht Gottes, von der sie ihr Licht empfängt, um wieder Licht zu strahlen und Wärme zu spenden. Schuld im ethischen Sinn ist im religiösen Sinn Sünde, wenn Schuld überhaupt ein sinnvoller Begriff und nicht bloß eine Fiktion oder höchstens eine soziologisch bedeutsame Arbeitshypothese sein soll.

Gleichwohl ist in der Moralpsychologie zunächst nur der Begriff Schuld zu behandeln. Denn es handelt sich nicht um die Frage, besser gesagt um das metaphysische Problem, wie Schuld zur Sünde wird, sondern in der Moralpsychologie lautet die Fragestellung, wie Menschen auf gewöhnlichen und außergewöhnlichen Wegen schuldig zu werden pflegen. Das ist ein psychologisches Problem, allerdings umkleidet von biologischen und soziologischen Fragen und Randproblemen. Nur eine einzige metaphysische Frage spielt hier mit: die nach dem freien Willen des Menschen, der die psychologische und ontologische (also insofern metaphysische) Voraussetzung des Schuldbegriffs ist. Allein wir wollen uns dieses schwierigste aller Probleme der Ethik und Moral aufsparen, bis wir die Frage behandelt haben: Wie werden Menschen schuldig?

2. — Man könnte eine Psychologie des Schuldigwerdens schreiben in rein theoretischer Art. Es erscheint angezeigt, die Theorie der Praxis erst nachfolgen zu lassen. Möge also das Leben selbst zu Wort kommen, das Schulbeispiele genug für Schuldbeispiele bietet.

Erstes Beispiel: a) Auf einem Bauernhof der Provinz P. lebten Bauer und Bäuerin, beide fleißige und strebsame Menschen. Sie hatten vier Kinder: einen sehr tüchtigen und ordentlichen, einen ebenso faulen, streitsüchtigen und gehässigen Sohn, eine faule, moralisch tiefstehende, streitsüchtige, gehässige und endlich eine geistig etwas beschränkte, geschwätzige Tochter. Die tüchtige Mutter dieser Kinder, sonst in allem einwandfrei, beging einen schweren Fehler: sie hielt ihre Kinder nicht zur Arbeit an. Die

Vier wuchsen heran. Der älteste strebsame Sohn, der als Haupterbe Haus und Hof übernehmen sollte, gedachte sich zu verheiraten. Aber zu Geschwistern von der Art, wie er sie besaß, ging ihm kein anständiges Mädchen ins Haus. Er bot also den drei Geschwistern ihr Vermögensteil und das Wohnrecht bis zum Ablauf einer gewissen Frist an, wollte aber nach dieser Frist allein Herr auf dem Hof sein. Zwei der Geschwister (weniger die etwas beschränkte jüngere Schwester) weigerten sich zu gehen. Die Versuche des Ältesten, entweder eine sittliche Besserung von Bruder und Schwester oder eine gerichtliche Auseinandersetzung der Erbfrage zu erreichen, mißlangen. Dagegen beschlossen die beiden Geschwister den Bruder zu ermorden. Die Jüngste, die Schwätzerin, wurde nur halb und halb in den Mordplan eingeweiht und nur mit der Rolle einer Aufpasserin bedacht. Die beiden Mordverschworenen bereiteten ihre Tat raffiniert vor. Sie erkundigten sich bei einem ehemaligen Sträfling nach den Lebensverhältnissen von Strafgefangenen und brachten noch Hausreparaturen an, wie man sie etwa für den Fall einer längeren Abwesenheit vorzunehmen hätte. Dann heckten sie ihren Plan aus: der liederliche Bruder sollte dem zum Opfer ersehenen entgegentreten, ihn in einen Streit verwickeln und ihn dann in anscheinender Notwehr niederschießen, während die verkommene Schwester die äußeren Sicherheitsmaßnahmen besorgen würde. Es kam nicht einmal zu einem leisen Schein von Notwehr. Vielmehr schoß der Mörder seinem auf dem Zimmersofa schlummernden Bruder auf kurze Distanz eine Kugel in den Leib und gab dann auf den sterbend auf dem Boden sich Windenden noch einige Schüsse ab. Der zu Tod Getroffene verlangte lallend nach Priester und Arzt. Hiebe mit dem Revolverkolben auf den Kopf des Schwerverletzten waren die Antwort des Mörders. Nach Beendigung des Schießens waren die beiden Schwestern hinzugekommen, von denen die eine genau wußte, was sich ereignet hatte, und nun zündeten sie die (schon vorher besorgten!) Sterbekerzen an und beteten, bis der gemeuchelte Bruder tot war. Inzwischen jedoch, nach absichtlichem Verzögern, waren Arzt und Priester herbeigerufen worden. Die Mörder erzählten eine erfundene Notwehrgeschichte, kaltblütig, als ob kein himmelschreiender Frevel soeben geschehen sei. Aber wie das oft geschieht: die Verbrecher begingen eine Dummheit, indem sie nachträglich erst die geladene Pistole des Gemeuchelten in dessen Nähe legten, und diese Pistole gab den Anlaß zur Entdeckung der Tat. Die näheren Umstände der Entdeckung sind hier belanglos. — Diese Mordgeschichte wäre würdig, einem Dostojewski zum Vorwurf eines

Romanes zu dienen. Sie gibt reichlich Anlaß, darüber nachzudenken, was in der Menschenseele an Strukturschichten rätselhafter Art enthalten sein kann. Es besteht natürlich keine Ursache, in der Mordtat selbst lediglich die Auswirkung seelischer Struktur zu sehen. Es kommt vielmehr ein moralisches Plus hinzu: der schlechte Wille, denn es war ein gemeiner, raffiniert vorbereiteter, von einer fast unerträglich wirkenden Gebetsheuchelei begleiteter Meuchelmord und nichts anderes. Aber die (nicht juristische, nicht moraltheologische, sondern) moralpsychologische Frage ist: wie können ein Bruder und eine Schwester so schauerlich handeln gegen einen Bruder, der ein braver Mensch war und sein Recht suchte ohne irgendein Unrecht zu tun? Mit den Worten Haß, Habsucht und dgl. wäre entschieden zu wenig gesagt. Diese Worte sind zu einfach, mag auch die Tat selbst äußerlich sehr unkompliziert aussehen. Solch einfache, wenn auch sehr wahre Worte hellen die Rätsel der seelischen Struktur nicht auf. Im tiefsten Grunde solcher Menschenseelen liegt etwas, das muß unsagbar dunkel sein.

b) Bei den Gastwirtseheleuten A. und G. Bierschenker war das 15jährige brave, fleißige und freundliche Dienstmädchen R. W. beschäftigt. Sie war Waisenkind. Die Arbeit, die dem gesunden, aber etwas schwächlichen Mädchen zugemutet wurde, war für dessen Kräfte zu schwer, so daß eine Rücksichtnahme und gute Behandlung notwendig gewesen wäre. Statt dessen wurde R. W. von dem Ehepaar Bierschenker gemeinsam, sogar in Gegenwart des noch sehr jungen Kindes der beiden, in der brutalsten Weise bei jeder Gelegenheit mißhandelt, und zwar mit Lederriemen, Holzscheiten, Holzschuhen, Gartenhaue, Peitschenstiel; sie mußte von morgens 4 oder ½5 Uhr bis abends 10 oder 11 bei elendester Nahrung und dürftigster Kleidung unablässig Schwerarbeit verrichten und dabei in einem dunklen, fensterlosen Loch des Hauses schlafen, soweit das fortgesetzt gequälte Kind überhaupt schlafen konnte. Die Mißhandlungen dauerten zwei Jahre hindurch. Beschwerden der Nachbarschaft wurden durch die Bierschenkers mit den rohesten und gemeinsten Antworten abgewiesen. Um die ebenfalls in ihrem Dienste stehende Schwester der R. W. des Diebstahls verdächtigen zu können, steckte die Frau Bierschenker heimlich Eigentumsgegenstände des Hauses in den Koffer dieser (jüngeren) Schwester, die von den Bierschenkers gleichfalls schwer mißhandelt wurde, ihnen aber zweimal entlief, worauf sie mit der Hundepeitsche geschlagen wurde. R. W. selbst war so eingeschüchtert, daß sie vor dem Ortsgeistlichen wie vor den Nachforschungen der Jugendfürsorge versagte, d. h.

mit Ausflüchten oder mit dem Satze antwortete, es gehe ihr gut. R. W. erkrankte dann infolge der wirklich furchtbaren Mißhandlungen an allgemeiner Blutvergiftung, wurde in ein Krankenhaus verbracht und starb dort. Die Bierschenker gab ihr, bevor sie in das Krankenhaus eingeliefert wurde, noch eine Zuckerdüte mit dem Bedeuten, sie möge schweigen. Im Krankenhaus, von seiner brutalen Umgebung entfernt, hatte das Kind zum erstenmal den Mut, seine Leidensgeschichte zu erzählen. Bei der Sektion der Leiche ergab sich ein so erschütterndes Bild, daß der Arzt erklärte, er habe trotz seiner überaus reichen Praxis in Krieg und Frieden kaum eine Leiche mit so viel gewaltsam zerrütteten Organen gefunden wie diese. Bei der Gerichtsverhandlung war der Mann der Bierschenker bis zu einem gewissen Grade geständig, die Frau dagegen leugnete die Haupttatsachen ab, obwohl die Zeugen und namentlich der Sektionsbefund jeglichen Zweifel ausschlossen. So weit der Tatbestand dieses Falles. — Nun kommt das Merkwürdige. Die gleiche Frau, die mit sadistischer Grausamkeit gegen die schuldlose R. W. gewütet hatte, schreibt aus der Strafanstalt an ihre eigenen Eltern die inständigsten Briefe um Verzeihung, bittet um Fürsorge für ihre verlassenen Kinder, läßt einen Monat lang vor dem Altar einer Kirche Opferkerzen brennen, aber leugnet weiter und redet von dem Unrecht, das ihr getan wird. Sie mahnt ihren Gatten, er möge den Mut nicht verlieren, „die Strafe Gottes werde über die Meineidigen und Verleumder noch kommen". Sie leidet um ihrer Kinder willen, schreit (in hysterischer Art) Nächte hindurch nach den Kleinen. In einem Briefe sagt sie: „Wacht über die Kinder und besonders über meine Frieda, denn sie muß einen rauhen, bösen Pfad wandeln! Schafft den Kindern sonnige Tage, solange sie noch bei Euch sind! Die Frieda ist ja viel zu schwach zum Arbeiten, auch mit dem Lernen überanstrengt sie nicht! Wenn es ihrem Vater Freude macht, dann soll sie das Gitarrespielen lernen, aber ihre schwachen Finger! und ob der Hans soviel Geduld hat!" In einem anderen Brief heißt es: „Liebe Mutter, sei gut zu den Kindern, denn sie haben keine Mutter mehr!" — Der kleine Anton schreibt der Mutter in die Strafanstalt kindlich rührende Briefe und legt seine Fleißbildchen aus der Schule bei. Frieda schreibt, sie bete jeden Tag für die Mutter. Aber diese Frau, die so um ihre eigenen Kinder sich sorgt, findet kein Wort der Reue, das auf eine schmerzvolle Erinnerung an die tote R. W. hindeuten würde. Welche Rätsel der Seele: roheste Grausamkeit gegen ein fremdes, fürsorgende Liebe für die eigenen Kinder bis zu der Sorge um die weichen

Fingerchen der Tochter! Brennende Kerzen vor einem Altar, Gebete um Kraft und Ausdauer „in einem schweren Leid", aber kein Wort des eigentlichen Schuldbekenntnisses, des Mitleides mit dem Opfer ihrer Tat. Wahrlich, es wohnen viele Dinge nebeneinander in mancher Seele, die für gewöhnlich im seelischen Farbenspektrum nicht in solch schroffen und unvermittelten Übergängen vorkommen!

Oder doch? — Was in den beiden hier geschilderten Beispielen von Verbrechen als Endfall, als letztes Extrem düster vor uns steht, wohnt das nicht als Möglichkeit, als keimhaftes Sichentfaltenwollen scheinbar unverträglicher Gegensätze in manch anderer Menschenseele auch? Kennen wir nicht den oder jenen, von dem wir berechtigterweise sagen müssen, daß er Eis und Feuer, Ätherklarheit und Vorgewitterschwüle, Herzensgüte und Teufelei, Himmel und Hölle nebeneinander in eigenartig verschlungenen und überlagerten Strukturschichten in sich trägt? Und wenn wir uns selber auf einen Seziertisch der Seele legen, Schicht um Schicht aus Bewußtsein und Unterbewußtsein herausschälen, herauspräparieren könnten — würde uns nicht grauen vor dem und jenem, was wir vorfänden? Gut, wenn's einem Menschen vor einer Strukturschicht graut! Er wird, sei es allein oder mit einem weisen Führer, den Weg finden zur Überwindung dessen, was überwunden und zum Zerbrechen dessen, was zerbrochen werden muß. Denn wenn die spezifische iniquitas, die Schlechtigkeit, Nichtswürdigkeit und Wertwidrigkeit einer Strukturschicht ungelöst, ungebrochen bliebe, dann möchte es allzuleicht geschehen, daß sie zur Kruste, zur eisernen Umklammerung erstarrt und sich voll unheimlicher Dämonie um das noch Gute und Gesunde der Seele legt, den Anfang zur Herzensverhärtung und Verstockung bildend.

Zweites Beispiel:

L. J. ist geboren 1899 als uneheliches Kind einer Wäscherin und eines geistesbeschränkten, reizbaren Analphabeten. Dieser Mann, dem L. J. sein tragisches Leben verdankt, war seinem Beruf nach Maurer, jedoch gebrechlich, häufig arbeitsunfähig, so daß die Mutter des L. J., nachdem er sie geheiratet hatte, allein für die ganze Familie sorgen mußte. Außer ihrem illegitimen hatten die beiden Eheleute noch mehrere Kinder, darunter einen Sohn, der später mit seinem Bruder L. J. gemeinsame Verbrechen beging, aber sie besaßen auch eine brav gebliebene Tochter. In der Schule lernte L. J. mittelmäßig, ohne sitzen bleiben zu müssen. Nach der Schulzeit wurde er frühzeitig Fabrikarbeiter, kam jedoch wegen Arbeitsscheu und nächtlichen Streunens in

eine Erziehungsanstalt. Dort führte er sich (nach seiner Angabe) gut und wurde zu seinen Eltern entlassen. Er ging dann wieder in eine Fabrik und machte später den Weltkrieg mit. Seine militärische Führung wird anfangs als gut, dann als „nicht gut" bezeichnet. Nach dem Kriegsende beging der Heimgekehrte mit 21 Jahren einen räuberischen Überfall auf einen jungen Menschen unter Bedrohung mit Erstechen. Kurz darauf machte er sich eines zynischen Sittlichkeitsverbrechens schuldig, sowie zusammen mit seinem oben erwähnten Bruder eines Diebstahls. Allein die ungleich schwerer wiegenden Verbrechen des L. J. kamen erst auf, als er im Gefängnis seine Strafe verbüßte und ganz von selbst schwerste Inzestverbrechen (contra matrem suam) anzeigte, begangen unter schweren Mißhandlungen und Anwendung brutaler Gewalt. Die Selbstanzeige erstattete L. J., „um aus der Gefängnisanstalt wegzukommen in ein Zuchthaus". Die Inzestverbrechen waren niemals im Zustand von Betrunkenheit, sondern in nüchternster Roheit geschehen, aber unter ausgesprochenem „Affektausfall", und zwar im ganzen etwa zehnmal. Den Ausfall ethischer Affekte beweist auch das Verhalten des L. J. bei seiner Aufnahme in das Zuchthaus. Er machte einen kalten, zynisch frechen, stupiden Eindruck, lachte nur dumm auf und zeigte keinerlei Gefühl für seine Tat. Während der Strafzeit spielte er dann gerne den „wilden Mann", demolierte, um der unbequemen Einzelhaft zu entgehen, Zellenfenster und Beleuchtungskörper, schimpfte, sang und pfiff in der Arrestzelle und wurde auch auf der Abteilung für gemeinsam beschäftigte Sträflinge durch Radaumachen, Explosivreaktionen und Selbstmordversuche sehr lästig. In die Psychiatrische Abteilung des Zuchthauses verbracht, zeigte sich der Gefangene sehr renitent, verweigerte die Nahrungsaufnahme, aß aber sofort, als man ihm die künstliche Ernährung mittels Nasensonde androhte. Mein persönlicher Eindruck, den ich während einer Aussprache von L. J. empfing, war der einer starken Sehnsucht nach Freiheit, damit er sich rächen könne. Meine Frage, ob ihn denn sein Leben und seine Taten nicht reuten, beantwortete er mit dem Satze: „Nein, gar nicht, denn dafür habe ich ja lange genug gesessen." Verantwortlichkeitsgefühl besitzt L. J. keines. „Am Schluß werden wir alle miteinander eingegraben," sagte er mir lachend. „Und die Seele?" fragte ich. „Wird auch mit eingegraben," war die gleichgültig zynische Antwort. Wenn nun jemand staunen sollte, daß ein derartiger Mensch verurteilt wurde, so muß ich bemerken, daß in den amtlichen Akten die Intelligenz des L. J. nach genauer Prüfung als gut bezeichnet wird, wenn auch die sittlichen Affekte

fehlen. Der Richter mußte in diesem Fall Strafurteil fällen. — Sehen wir die Sache moralpsychologisch an, so bleibt natürlich auch da Schwarz einfach Schwarz und Untat ist Untat. Auch moralpsychologisch ist hier nichts weiß zu waschen. Dennoch, der Gesamtaspekt ändert sich hinsichtlich der Beurteilung des Täters, nicht der Tat, wenn wir die Ahnenreihe des L. J. betrachten. Seine Muttersmutter war eine gutmütige, nicht launenhafte, aber sehr leicht dahinlebende Frau, der es auch auf einen ziemlich dicken Schwindel nicht ankam, wenn nur Geld dabei heraussprang. Sein Muttersvater war ein tüchtiger, im nüchternen Zustande für gewöhnlich gutherziger Mensch, jedoch trinkfest, im Rausch ein Prahler, sehr leicht reizbar, im Zorn sehr heftig und ebenso schnell wieder gut, bestraft wegen Diebstahl. Die zwei anderen Großeltern des L. J. waren umherziehende Scherenschleifer. Vater und Mutter des Täters haben wir schon geschildert. Das ärztliche Urteil über L. J. lautet: „Schwere schizoide Verfassung, die sich aus dem väterlichen Stamm herleitet. Die Grenze der Schizophrenie ist nahe gestreift. L. J. gehört dem endogen praeformierten, asozialen Typus der Moral Insanity an." Zur Zeit meiner Aussprache mit L. J. glaubte der Arzt den unmittelbar bevorstehenden Beginn einer Dementia praecox feststellen zu können. Was die Moral Insanity anbelangt, so besteht sie darin, daß eine normale, oft übernormale Intelligenz vorhanden ist, während die Verknüpfung der intellektuellen Urteile mit den ethischen vollständig fehlt (ethischer Affektausfall). „Endogen praeformiert" bedeutet, daß ein also gearteter Mensch, wenn er nicht in sehr guter Erziehung, in sehr guter Umwelt, unter steter Behütung aufwächst, aller Wahrscheinlichkeit nach zum Verbrecher wird. Moralpsychologisch kann man wohl nicht anders sprechen. Die Einschränkung „aller Wahrscheinlichkeit nach" läßt der persönlichen Willensfreiheit immer noch den hier möglichen Spielraum offen. Moraltheologisch betrachtet ist endogene Praeformation selbstverständlich nicht gleichbedeutend mit einer Praedestination zur Verdammnis, die es überhaupt nach dem Dogma nicht gibt. Der weltliche Richter muß bei vorhandener Intelligenz des Verbrechers den Täter freilich haftbar machen für seine Tat. Der Priester dagegen hat zu helfen, soweit nur Hilfe möglich ist. Allerdings scheint die einzig mögliche Hilfe für endogen verhängnisvoll praeformierte Menschen zu bestehen in der Früherkenntnis der fatalen Anlage (unter Berücksichtigung der erbbiologischen Familienforschung), ferner im Hinwegräumen aller Umstände, welche die unheilvolle Anlage in Umgebung und Berufswahl fördern könnten, endlich

in einer „Nachverwahrung und gegebenenfalls Dauerverwahrung" endogen praeformierter Verbrecher, die sich während des Strafvollzugs auf Grund der kriminalbiologischen Untersuchungen — eine wichtige Sache, die uns noch beschäftigen wird — als unverbesserlich erwiesen haben.

Drittes Beispiel:

a) V. St., das echte Kind einer europäischen Weltstadt, wird im Alter von 14½ Jahren als werdende Mutter in ein städtisches Krankenhaus eingeliefert. Das Kind, denn man kann V. St. wohl nicht anders nennen, beging schon mit 10 Jahren zweifachen Inzest und erweist sich als hemmungslose Onanistin. Sie trieb sich unbeaufsichtigt in den Straßen der Weltstadt herum, und da nachweisbar ein Sexualverkehr mit wenigstens 40 Männern in Frage kommt, muß man von Prostitution in weitestem Umfange reden. Es ist nicht feststellbar, ob der Vater des zu erwartenden Kindes der V. St. nicht deren eigener Bruder ist. Im Krankenhaus sucht sich V. St. (tempore praegnationis) namentlich an jugendliche Patienten anzuschließen, diese aufzuklären und allerlei Liebeleien anzufangen. Sie prahlt mit ihrer erotischen Vergangenheit, lügt, daß sie schon früher Mutter geworden sei, schildert aber dabei den Geburtsvorgang inhaltlich in so kindlich dumm-naiver Weise, daß Verdorbenheit und Unwissenheit dieses Mädchens in einem schreienden Widerspruch stehen. Sie bringt einen gesunden Knaben zur Welt, zeigt anfangs Regungen von Mütterlichkeit, die aber bald verschwinden und einer ziemlich schweren Psychose Platz machen. In dieser Zeit unternimmt V. St. wiederholt Selbstmordversuche. Es ist, als ob sich etwas ganz tief in ihrer Seele Schlummerndes, etwas nach Anderssein Verlangendes rege und diese konkrete, verdorbene V. St. unerträglich fände und hinwegzuräumen versuche, denn zum erstenmal zeigt die 15jährige Mutter Anwandlungen von Reue. Aber die Reue weicht neuer Schamlosigkeit und einem gewissen Stolz auf ihren Sohn. Immerhin waren zur Zeit der Aufnahme des hier wiedergegebenen Berichtes begründete Aussichten vorhanden, daß V. St. in einer total anderen Umwelt einer besseren Zukunft entgegengeführt werden könnte. In einer total anderen Umwelt! Denn ich bemerke, daß der Bruder, mit dem der eine Inzestfall begangen wurde, nach Verbüßung seiner gerichtlichen Strafe sich wieder im Kreise der Familie befand. Man kann leicht ermessen, was aus V. St. würde, müßte sie in die alte Umgebung dieser Familie zurückkehren. Zwangserziehung war vorgeschlagen, wurde jedoch abgelehnt, „weil V. St. noch ihre Eltern besitze" (!). — Das ist ein „Großstadtfall".

Jeder Kundige weiß, wieviel ähnliche Fälle es gibt . . . wie oft in der Zeit der bittersten Wohnungsnot Inzest möglich ist . . . wie häufig raffinierte Gauner des erotischen Lebensgenusses sich gerade an dem noch ungereiften Kinde vergreifen. Und vielleicht müssen wir nicht einmal in Großstädte gehen, um die sozial bedingte, die umweltbedingte Schuld zu finden. Auch sie bleibt Schuld der Schuldigen. Aber die größere Schuld haben wohl meistens andere dabei, auf die das Wort Christi vom Mühlstein am Hals des Verführers Anwendung findet.

b) Ein weiterer, ebenfalls soziologisch mitbedingter Fall. Vor mir liegt der selbstgeschriebene Lebenslauf einer Schuldiggewordenen. F. D. schreibt: „Ich war im Hausierhandel ab 16 Jahren. Ich lernte einen jungen Mann kennen. Wir waren ein Jahr sehr glücklich, aber dann kam das Unglück. Ich wurde mit 17 Jahren Mutter, und so ging es dann fort alle Jahre, bis ich durch den Krieg von ihm hinweggerissen wurde. Im Jahre 19 . . kam ich in das Gefängnis nach Moabit, wo ich etliche Monate war. dann 19 . . nach P. in ein Milchgeschäft, später widmete ich mich wieder meinem Hausierhandel. Bis das Unglück wieder kam." Zu diesem Selbstbericht ist zu bemerken, daß die Schreiberin 6 uneheliche Kinder gebar, daß sie dann heiratete, einem ehelichen Kinde das Leben schenkte, von ihrem Mann im Stich gelassen wurde und folgende Straftaten aufzuweisen hatte: Diebstähle, falsche Unterschriften, simulierte Dienstantritte oder Einmietungen in Wohnungen, um zu stehlen, wobei sie sich mit der Beute immer bald wieder aus dem Staube machte. Bezeichnend für die F. D. ist, daß sie nur von „Unglück" spricht, nie von Schuld. Ihr Betragen während des Strafvollzugs war dementsprechend. Sie brachte sich mit einer Glasscherbe schwere Verwundungen bei, lediglich um aus der Strafabteilung in die Krankenabteilung zu kommen, wo sie zweimal operiert werden mußte. Als ein Rest von Schmerzen und Beschwerden zurückblieb, forderte F. D. eine dritte Operation, die der Arzt für höchst überflüssig erklärte. Sie klagt deswegen in einem Brief an ihre Angehörigen: „Ich will nochmals versuchen, mit aufgehobenen Händen Hilfe zu erflehen. Wenn aber alles nichts hilft, dann bin ich verloren für Zeit und Ewigkeit. Kein Mensch kann von mir dann verlangen, daß ich noch an eine göttliche Barmherzigkeit glauben soll. Anstatt daß man eine Selbstmörderin ermuntert und aufrichtet, wird sie erst recht der größten Verzweiflung preisgegeben." Über ihren mißlungenen Selbstmordversuch urteilt F. D. also: „Ich hatte die feste Hoffnung, daß ich von meinem traurigen Schicksal erlöst würde. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt,

bis jetzt ist es nicht Gottes Wille gewesen." Das ist die typische Reaktion eines chaotischen Menschen. Dennoch muß man bedenken, daß die Landstraße mit ihrem halben Zigeunerdasein, das Zusammenleben mit einem kaum minder chaotischen Mann, die sechsmalige uneheliche Mutterschaft auslösend auf verhängnisvolle Anlagen wirkten, im vorliegenden Falle insbesondere auf latente Hysterie.

c) S. K. ist die 20jährige Tochter eines gutsituierten Gewerbetreibenden. Sie wurde bestraft wegen Unterschlagung von 9000 Mark, die sie sich im Verlaufe einiger Jahre durch falsche Buchungen und Zurückbehalten größerer Beträge als Angestellte eines Engrosgeschäftes aneignete. Die Intelligenz des Mädchens ist mindestens gut. Ihre Erziehung war eine sorgfältige, auch in religiöser Hinsicht. Das Familienleben war gleichfalls sehr gut nach den Aussagen der Angehörigen selbst. Der Polizeibericht freilich beweist, daß ihr Vater einigemal bestraft war. Die Mutter der S. K. schenkte 15 Kindern das Leben, die alle bis auf S. K. starben. Von ihren Eltern spricht S. K. nur mit Achtung. Das veruntreute Geld will sie angeblich zu Luxusausgaben, Theaterbesuch, Geschenken an andere verwendet haben. Diese „Geschenke an andere" könnten Anlaß geben, an etwaige erotische Beziehungen der S. K. zu denken. Allein sie erklärt: „Liebschaft hatte ich keine." Dagegen schreibt sie auf die Frage, wie sie künftige Straftaten vermeiden wolle: „Ich werde mich nie mehr in schlechte Gesellschaft begeben." In der Strafanstalt führte sich S. K. gut. Beim Ausmaß der Strafe waren in Erwägung gezogen worden als strafmildernde Umstände: der Mangel von Vorstrafen, das jugendliche Alter, das reumütige Geständnis der Schuldigen und die fast unglaubliche Vertrauensseligkeit ihres Chefs — als strafverschärfende dagegen: die Höhe der unterschlagenen Summe, der grenzenlose Leichtsinn, der grobe Vertrauensmißbrauch. Der ganze Fall ist ein Gemisch von Leichtfertigkeit, schlechten Einflüssen der Gesellschaft und starker Nachgiebigkeit gegen psychogene und exogene Lockungen . . . zugleich ein typisches Beispiel dafür, wie ein intelligenter, gut erzogener Mensch ins Gleiten kommen kann. Aber hinter der Stirne des Mädchens, das äußerlich alles weniger als einen Verbrechertypus repräsentiert, liegt sicherlich manches Rätsel verborgen. Schon die Art, wie sie ihren Lebensgang beschreibt, ist so, daß sie sich sorgfältig hütet, etwas von ihrem Innenleben zu verraten. Was die unterschlagene Summe angeht, so ist es beinahe ein Kunststück zu nennen, wie S. K. in wenigen Jahren mit 9000 Mark fertig wurde — vorausgesetzt, daß hier nicht

doch andere Hände mit im Spiel waren. Denn der Vater der S. K. war zeitweise infolge schwerer Geschäftskrise erwerbslos, und man könnte mancherlei vermuten. Immerhin, S. K. hat schon vor der schweren Zeit ihrer Familie mit ihren Veruntreuungen begonnen.

Viertes Beispiel:

Wir sprachen oben davon, wie ein Mensch ins Gleiten kommen kann. Einige Beispiele mögen das schärfer beleuchten.

a) E. W. schreibt als Strafgefangene: „Ich bin am . . . in A. als Tochter des Notars W. geboren, besuchte die Volksschule und einige Jahre das Mädchengymnasium zu A. Der Tod meiner Eltern zwang mich, das Studium aufzugeben und meiner Tante im Haushalt zu helfen. Dies geschah bis zu meinem 23. Lebensjahre. Dann trat ich als Haustochter bei Herrn Direktor C. in Stellung. Im gleichen Jahre noch kehrte ich zu meiner Tante zurück, um hierauf zu meiner verheirateten Schwester nach H. zu fahren. Dort blieb ich bis zu meiner Verhaftung." Hinter diesem lakonischen und in seiner Schlußwendung gewiß überraschenden Bericht stehen folgende Ereignisse: E. W. wurde in ein gegen den Direktor C. angestrengtes Ermittlungsverfahren verwickelt und schwor dabei mit großer Kaltblütigkeit einen Meineid. Es stellte sich heraus, daß sie durch einen Sohn des Direktors C. uneheliche Mutter geworden war, wogegen die Angeklagte jeden Sexualverkehr mit dem Mitschuldigen mit frivoler Sicherheit eidlich ableugnete. E. W. hatte nach ihrer Aussage eine sehr gute Erziehung genossen und ihre Familie machte einen tadellosen Eindruck. Man wird sich fragen: wie konnte das 23jährige Mädchen so sinken, daß sie sich mit dem bedeutend jüngeren Sohn ihrer Dienstherrschaft verging? Prüft man jedoch ihre Familie näher, so ist folgendes festzustellen: Der Notar W. hatte mit seiner Frau zwei voreheliche Kinder, ferner neben seinen ehelichen Kindern ein weiteres aus einem ehebrecherischen Verhältnis. Also: hinter der schönen Fassade dieser Familie hat sich doch manches abgespielt, was die E. W. von seiten des Vaters wie der Mutter erblich belastet haben mag. Gleichwohl, der Notar W. war in seinem Beruf ein tüchtiger, energischer und in der Gesellschaft ein angesehener und beliebter Mann; und seine Frau war fleißig, verträglich, gutmütig und hat ihre Kinder, auch ihre Tochter E. W., gut und sogar streng erzogen. Die Angeklagte betonte selbst die religiöse Seite ihrer Erziehung und die regelmäßige Erfüllung ihrer religiösen Pflichten. Wenn also E. W. erblich belastet war, so mußte doch nicht geschehen, was geschah. Aber Eros und Sexus können, wenn Belastung

und Gelegenheit und mangelnder Widerstand zusammentreffen, zu dämonischen Gewalten werden, die einen Menschen in die Tiefe reißen.

b) Vor mir liegt der Selbstbericht eines Strafgefangenen mit der Überschrift: „Wie ich ins Zuchthaus kam." Der Bericht ist von den Strafvollzugsbeamten als zuverlässig erklärt; der Gefangene selbst hat mich zur Veröffentlichung ermächtigt. I. O. erzählt, daß er schon als ganz kleines Kind durch ein Kindermädchen sexuell verdorben wurde. Vom 12. bis 20. Jahr war er starker Onanist, der jedoch immerfort gegen seine schlechten Gewohnheiten kämpfte. Auch das sicherlich fluchtartige Hilfesuchen in einem Kloster, wo er als Laienbruder unterkommen wollte, endigte mit einem Mißerfolg. „Jetzt kam ich zum Militär," schreibt I. O., „und fing den Sexualverkehr an, habe aber immer noch gebetet. Habe dann geheiratet, aber auch da war kein Segen. Es ging ein paar Jahre so hin, dann wollte ich wieder was anderes haben und fing mit einer anderen ein ehebrecherisches Verhältnis an und ließ Frau und Kind sitzen. Anfangs ging ich immer noch in die Kirche, aber die Sakramente empfing ich nach und nach nicht mehr, weil ich mir sagte, es hat keinen Wert, ich lasse die Person doch nicht fahren. Auch während des Kriegs ist es mir nicht in den Sinn gekommen, in mich zu gehen. Ich wurde der doppelten Gefahr gar nicht bewußt, habe aber jeden Tag noch gebetet. Aber, mein Gott, was war das für ein Gebet, es zielte hauptsächlich dahin, daß Gott meine Frau sterben lassen solle, daß ich die andere heiraten könne. Da nun Gott uns selbstverständlich nicht helfen durfte, so wie wir wollten, so wollten wir uns selbst helfen, indem wir beschlossen, meiner Frau Gift zu geben und sie aus dem Weg zu schaffen und wurden in diesem Vorhaben noch bestärkt durch die Kartenschlägerin, die uns vormachte, wir hätten Glück. Nun war das Maß voll und die Langmut Gottes zu Ende. Es kam die Verhaftung und somit die Zeit zum Nachdenken. Ich sah ein, daß ich alles in einer Gewissensverfassung getan hatte, die sich nicht beschreiben läßt, und daß ich in einer solchen Blindheit war, vor der mir jetzt graust. Heute kann ich die Barmherzigkeit Gottes nicht genug preisen, daß ich ihn nach einem solchen versunkenen Lasterleben wiedergefunden habe." — Ein Schulbeispiel für das Gleiten eines Menschen, der von dem Vorrat seiner sittlichen Ideen und Motive ein Stück nach dem andern preisgab, bis er schließlich beim Versuch des Gattenmordes angelangt war. Zugleich ein Schulbeispiel dafür, welch grundverschiedene Schichten (eine gewisse Religiosität, daneben starke

Erotik, Abblendung der sittlichen Urteilsfähigkeit, Haltlosigkeit bis zur Kriminalität und zuletzt doch der Wille zum Aufschwung) in der gleichen Seele einander überlagern können.

c) Ich will einen zweiten Brief, dessen Veröffentlichung mir ausdrücklich erlaubt wurde, sprechen lassen. Er trägt die schwere Überschrift: „Lebenslänglich verurteilt" und ist ein typisches Zeugnis für das Abwärtsgleiten und Sichwiederfinden eines Menschen. Der Brief lautet: „Nachdem ich aus der Schule kam, mußte ich zu fremden Leuten und kam in ein Hotel. Dort war ich einige Jahre und habe vieles gehört, was für ein junges Menschenkind nicht zum Vorteil ward. Ich war zuerst Silberspüler, dann stand ich an der Geschirrspülmaschine. Ich kam wieder nach Hause, um die Landwirtschaft zu lernen. Da kam auch wieder unser Herrgott zu seinem Recht, und meine Seele erhielt wieder Nahrung. Ich ging jeden Sonntag in die Kirche und Christenlehre und vieles wurde verbessert, was ich vernachlässigt hatte. Aber ein Jahr später kam ein Herr aus Hamburg, der mit meinem Vater auf die Jagd ging. Es wurde über Familienverhältnisse gesprochen, und die Rede kam auch auf mich. Der Herr wollte mich mitnehmen und mir eine gute Stelle verschaffen. Die Mutter war dagegen, der Vater war einverstanden. Beim Abschied hat die Mutter geweint. Sie gab mir ein Gebetbüchlein mit und sagte: ‚Bete und gehe fleißig in die Kirche!' So kam ich nach Hamburg. Das Haus, in dem ich diente, war ein Kabarett und Weinrestaurant. Anfangs habe ich das Haus nicht verlassen, bis ein anderer Hausangestellter mich zur Stadtbesichtigung einlud. Wir besuchten einige Lokale, und da mein Führer gut bekannt war, wurde mir freundlich begegnet. Daraufhin besuchte ich öfters diese Lokale, was zum größten Schaden für mich war: ich fing das Kartenspielen an, das Trinken und den Verkehr mit dem andern Geschlecht. Mit 18 Jahren verlor ich die Unschuld, und von da an ging es immer schneller bergab. Der Geldverbrauch nahm immer mehr zu. Zigaretten und Wein entwendete ich in meinem Diensthause, auch brach ich in die Jagdhütte meines Herrn ein. Dann kam der Krieg und ich wurde Soldat." (Der Mann machte an den verschiedensten Kriegsfronten die schwersten Kämpfe mit, erkrankte wiederholt, erlitt eine Gasvergiftung, kam aber heil nach Hause. Daheim suchte er sich Arbeit . . . er schreibt weiter:) „Gearbeitet habe ich fleißig, aber einen großen Fehler hatte ich, nämlich daß ich nicht mehr in die Kirche ging und auch nicht mehr an einen Gott glaubte. Wenn ich hin und wieder in die Kirche ging, so tat ich es nur zum Schein. Meine Eltern mahnten mich immer

zur Erfüllung meiner religiösen Pflichten. Um diesen Belästigungen mich zu entziehen, entschloß ich mich, in die Fremde zu gehen.“ (Es folgt im Briefe eine Schilderung der Wanderzeit, die hier übergangen werden kann, zumal der in die Fremde Gegangene wegen Arbeit- und Geldmangels bald wieder heimkehrte. Er sagt in seinem Bericht:) „Ich entschloß mich, wieder nach Hause zu gehen. Der Vater war gerade nicht anwesend. Die Mutter und meine Geschwister weinten, als sie mich wiedersahen. Die Mutter sagte: ‚Karl, du bist doch unser Kind! Nicht wahr, du gehst nicht mehr fort, du bleibst jetzt doch daheim!‘ Die Mutter sprach auch mit dem Vater. Er sagte, ich hätte zu Hause Brot genug zu essen, nur Alkohol bekäme ich keinen mehr. Ich bin aber doch wieder zum Alkohol gekommen, indem ich mir Schnaps aneignete und ziemlich viel davon trank. Um einer Auseinandersetzung mit meinem Vater, der das gemerkt hatte, zu entgehen, dachte ich mir: du gehst wieder fort. Da ich aber kein Geld hatte und auch keines bekam, nahm ich heimlich Gegenstände im Hause, um sie später zu verkaufen, dazu eine Flasche Schnaps, meinen Stock und Hut und wollte gehen. Es war spät am Abend. Mein Vater kam gerade heim und stellte mich zur Rede. Ich antwortete nur: ‚Gute Nacht!‘ ging in die Küche zu der Mutter und den Geschwistern und sagte kurz: ‚Lebt wohl!‘ Die zwei jüngsten Geschwister wollten mich festhalten und sagten: ‚Bleib bei uns!‘ Aber ich riß mich los und verließ das Haus. Vater, Mutter und Geschwister weinten und riefen mir nach, ich gab ihnen aber keine Antwort und verschwand in der dunklen Nacht. Hier muß ich nun etwas erwähnen, was mir auf dem Weg nach K. begegnete; nämlich, mir kam plötzlich der Gedanke: jetzt steht dir das Zuchthaus offen. Ich blieb einen Augenblick stehen, dann lachte ich, nahm einen Schluck aus meiner Schnapsflasche und ging weiter. Die daheim entwendeten Gegenstände habe ich verkauft, aber das Geld reichte nicht lange, es war bald vertrunken. Ich habe gespielt, Geld entwendet und veruntreut. Einmal befand sich unter uns Spielern ein Händler, der erzählte, daß er 500 Mark bei sich habe. Da kam mir der unselige Gedanke: Geld mußt du haben, sei es, woher es will. Und eines Tags, als ich arbeitslos war, schoß ich einen jungen Mann, der harmlos des Wegs daher kam, kurzerhand mit dem Revolver nieder. Ich nahm ihm die Brieftasche ab, aber ein Zeuge hatte die Tat gesehen, und ich wurde bald darauf verhaftet. Das Urteil lautete auf Todesstrafe. Ich wurde aber zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt. Vierzehn Tage nach meiner Verhaftung habe ich ein Gebetbuch verlangt. Die

Ursache dazu waren die Glocken von E. Als ich die Glocken läuten hörte, überfiel mich ein Heimweh, und beim Erwachen des Heimwehs zogen auch die schönen Tage meiner Kinderzeit vor meinem Geiste vorüber. Ich sah mich wieder unter meinen Angehörigen, die das Abendgebet gemeinsam beteten. Die Bilder der Vergangenheit zogen mich auf den Boden, und ich mußte weinen. Beim Klang der Glockenstimmen zerbrach die eiserne Schale meines harten Herzens. Dann wanderte ich als, Stammgast' in das ‚dunkle Haus' zu S., um meine Sünden zu büßen. Hier im Zuchthaus arbeite ich in einer der Werkstätten. Unser Herr Pfarrer sagt immer, so oft es eine Gelegenheit dazu gibt: ‚Habt nur guten Willen!' Ja, auf den Willen kommt es an und auch auf die Selbsterkenntnis. Die beste Arbeit, die man tun kann, ist, daß man sich selbst erzieht." Psychologisch interessant ist die Schlußbemerkung des Briefes: „Hätte ich gebetet, wäre ich in die Kirche gegangen, hätte ich gearbeitet und mich nicht betrunken, so wäre ich nicht in das Zuchthaus gekommen. Jetzt finde ich mich vollkommen zufrieden mit dem, was ich habe, und das Glück der Zufriedenheit liegt darin, daß man sich verschiedenes versagt, also Enthaltsamkeit übt." Und nicht minder interessant ist die Bitte des Gefangenen an mich: „Möchten Sie so freundlich sein und mir kurz mitteilen, welches das größte Übel der oben angeführten Sachen ist, damit ich in Zukunft ihm aus dem Wege gehen kann. Ich habe hier alle meine Vorgänge vor der unsühnbaren Tat genau geschildert, weiß aber tatsächlich selber nicht, wie ich so etwas machen konnte. Vielleicht können Sie mir darüber Auskunft geben?" — Hier tastet ein Mensch offenkundig nach den Tiefenschichten seiner Seele, weil ihm die Vorgänge seines Innenlebens etwas Dunkles zu verbergen scheinen, das er wohl ahnt, aber nicht zu benennen vermag, vor dem er sich selber fürchtet und das er gern aufgehellt sehen möchte. Leichtsinn, Verführung, Alkoholismus, Erotik, Haltlosigkeit und Primitivreaktionen wirkten in diesem Fall zusammen. Erbbiologische Anhaltspunkte standen mir nicht zur Verfügung.

d) Welche traurige, leider nicht seltene Rolle neben der Dämonie von Eros und Sexus der Rausch, namentlich wenn erbbiologische Belastung hinzutritt, spielen kann, wird ein weiteres Beispiel beweisen. U. Z. war seit dem 18. Lebensjahr starker Trinker. Er hat eine Liste von 31 Strafen, die teilweise das Charakteristische des Alkoholdeliktes, teilweise des Betruges an sich tragen, dazu eine Strafe wegen Raub. Sein schwerstes Verbrechen ist ein Mord, der ihm die 32. Strafe eintrug. Die schiefe Ebene ist in seinem Dasein bis in die Abgründe hinab zu

verfolgen. Von seinen Dienststellen wurde der Mann (er war Bauernknecht) sehr oft wegen Trunksucht entlassen. Im Rausch wurde er sehr gereizt und zornmütig und war wegen seiner Streitlust gefürchtet. Nach dem Katzenjammer und im nüchternen Zustande war er ein brauchbarer und fleißiger Arbeiter. Während seiner Strafverbüßungszeiten wurde U. Z. auf seinen Geisteszustand hin beobachtet. Das Ergebnis lautete: ein alkoholgeschädigter, minderwertiger, jedoch verantwortlicher Charakter. In den Strafanstalten zeigte er sich einerseits brutal und rücksichtslos, andrerseits anbiedernd, harmlos, aber mit einer Neigung sich gerne in ein gutes Licht zu setzen. Als Strafentlassener wurde U. Z. regelmäßig wieder trunksüchtig, faul und kriminell mit Alkoholdelikten. Schon im vorgeschrittenen Alter stehend nahm er eine Dienststelle bei zwei alten Leuten an. Anfangs war er fleißig, dann aufgeregt, herrschsüchtig, dem Trunk ergeben und so gewalttätig, daß ihm sein Dienstherr kündigte, was er mit Drohungen beantwortete. Und wenige Tage nachher ermordete U. Z. den alten Bauern. — Wir müssen auch hier die Ahnen- und Verwandtenreihe überprüfen. Die Schwester seiner Muttersmutter war geisteskrank, Muttersmutter und Muttersvater waren tüchtige, gute und aufgeräumte Leute, nur trank Muttersvater in jüngeren Jahren gern. Der Bruder der Muttersmutter war ein Schnapstrinker ohne festen Wohnsitz. Der Vatersvater starb hochbetagt, war ein sehr strebsamer Mann, aber ein lärmlustiger und gelegentlich roher Sonntagstrinker. Die Mutter des U. Z. war fleißig, tüchtig, wenigstens äußerlich religiös, trank aber immer gern, war sexuell appetent und wurde bestraft wegen Kuppelei. Ein Vatersbruder wird als ein rechthaberischer, sehr zu Explosivreaktionen neigender, jedoch nicht bestrafter Mensch geschildert. Ein zweiter Vatersbruder war ähnlich geartet. Eine Vatersschwester des U. Z. war Kleinhändlerin, freigebig, gutmütig, aber laut und dem Bier sehr zugeneigt. Der Vater des U. Z. war ein für gewöhnlich gemütlicher, aber trunksüchtiger und im Rausch sehr reizbarer Mensch. Dieser Mann arbeitete „wie ein Wilder", fütterte aber zum Beispiel in der Trunkenheit das Vieh im Stall mitten in der Nacht. Er kam in seiner ersten Ehe finanziell sehr herunter, geriet in Konkurs, brachte sich aber in zweiter Ehe auf einem kleinen Anwesen durch strengen Fleiß wieder hoch. Ein Bruder des U. Z. ist Trinker, Grobian, oft wie toll vor Zorn, so daß er vor Wut das Vieh im Stall beißt. Ein zweiter Bruder ist ebenfalls schwerer Trinker, aber bekannt wegen seines Fleißes. Eine Schwester des U. Z. wurde außerehelich Mutter, hielt sich jedoch in der Ehe gut, eine zweite Schwester war Kellnerin,

trunksüchtig, dabei immer lustig und nie reizbar. Auch die Söhne der Vatersschwester sind beachtenswert: der eine war Holzhändler und endete durch Selbstmord; der zweite von Geburt an blind und endete durch Selbstmord; der dritte war Ordensmann von tadelloser Lebensführung. Das Gesamturteil über U. Z. heißt: ein alkoholdegenerierter Psychopath, in dem die ererbten schizoiden Züge die gleichfalls ererbten zyklothymen so überwiegen, daß die Grenze der Schizophrenie gestreift wird. — Mein persönlicher Eindruck von U. Z. war ein merkwürdiger. Der Gefangene leugnete seine (klar erwiesene) Tat, wie er sie immer geleugnet hatte. Er erzählte mir sein gesamtes Leben bis zu dem Mordtage mit einer überraschenden Erinnerungstreue — nur von dem Tage des verhängnisvollen Ereignisses an wurde sein Bericht zu dem bekannten „Wortsalat" der Schizophrenen. Der Mann hat sich anscheinend in jahrelangen Selbstgesprächen derartig in den Glauben an seine Schuldlosigkeit hineingeredet, daß er die Tat nur mehr unter der dicken Decke seiner Vertuschungsversuche wahrzunehmen imstande ist. Diese Beobachtung ist psychologisch umso wertvoller, als eine große Anzahl von Briefen Strafgefangener, die sich in meinem Besitze befindet, die gleiche Erscheinung aufweist: die Leute erzählen alle Umstände ihres Lebens mit minutiöser Genauigkeit; über die Tat selbst dagegen gleiten sie meistens wie blind oder wie blinzelnd mit einem flüchtigen Satz hinweg. Das wiederholt sich ja auch im Alltagsleben des nicht kriminellen Menschen oft genug: Wir lieben es nicht, unsere Taten, wenn sie unterwertig oder schlecht waren, im hellen Licht der Wahrhaftigkeit zu sehen und sie beim rechten Namen zu nennen. Und doch wäre einem Menschen, der seine Freiheit sittlich falsch gebraucht hat, nichts so notwendig als das Bekenntnis zu seiner Schuld, denn im Bekenntnis zur Schuld liegt das Bekenntnis zum personalen Kern des Menschen, nämlich zur vernünftigen Einsicht und zu der sittlichen Freiheit des Willens. Nur wer sich nicht in bewußter Feigheit von seinem personalen Wesenskern hinwegdrückt, findet den Weg zu sich selbst zurück und ist fähig von seiner Schuld erlöst zu werden und auf Grund der Bejahung seiner persönlichen Freiheit und Verantwortlichkeit, ferner auf Grund der Lossagung von der begangenen Untat, wie sie in Bekenntnis, Reue und Sühnewillen sich äußert, den Weg zu Gott wiederzufinden.

Fünftes Beispiel:

Es gibt Kriminelle der verschiedensten Art, bei denen die Tat aus dunklen Tiefenschichten der Seele aufzusteigen scheint, oft kompliziert durch Hysterie, epileptoide Dämmerzustände, Span-

nungsverdrängungen, verschleierten Größenwahn, der auf das kriminelle Geleise geriet. In der Literatur hat *Dostojewski* in seinen Romanen „Raskolnikow" uud „Die Brüder Karamasow" meisterhaft solche Typen geschildert, wie er überhaupt die Seele des Kriminellen in seinen „Erinnerungen aus einem Totenhaus" (seiner sibirischen Verbannung) unüberbietbar beschrieben hat. Aber wir wollen hier nicht Literatur, sondern das Leben zum Wort kommen lassen.

O. H. ist geboren als der Sohn eines unteren Beamten. Seine Erziehung war gut. Der Knabe lernte leicht und besuchte eine Mittelschule bis zur 7. Klasse, wo er wegen eines dummen Streiches dimittiert wurde. Er selbst bezeichnet sich als einen Jungen, der schon früh reifte und seine Kameraden an Begabung, aber auch an Leichtsinn übertraf. Von seinen Lehrern und Erziehern sprach er mir gegenüber mit anscheinend aufrichtiger Hochachtung und bedauerte, ihre Mahnungen nicht besser befolgt zu haben. „Ich hatte damals wohl noch nicht die rechte Einsicht, war auch wohl etwas hysterisch," sagte er mir. O. H. will schon als Schüler einen „ungeheuren Willen" besessen haben, „den er jedem rücksichtslos aufzwang, mit dem er in Berührung kam". Im Lebensbericht aus seinem Strafakt heißt es: „Nach meiner Dimission empfand ich tiefen, elementaren Schmerz, dessen Heftigkeit geradezu erschreckend, beispiellos war. Ich weinte, wie noch nie im Leben, und auch zum letztenmal. Ich war seelisch tot. Der Lebensweg lag öde, verlassen vor mir." (Man beachte die übertriebene, sichtlich hysterische Reaktion!) O. H. wurde durch die Hilfe eines Verwandten Buchhändler und machte in seinem Beruf gute Fortschritte. Sittlich ist von ihm auszusagen, daß er, schon früh zur Onanie verführt, dieses Laster eine Zeitlang „mit skandalöser Heftigkeit" beging, bis er „durch einen Arzt belehrt wurde und unter vielen Kämpfen seine schlechte Gewohnheit nahezu ganz überwand". Leider wurde er durch eine ungleich ältere Frau zum Sexualverkehr verführt, den er von da ab regelmäßig und mit sehr vielen Personen ausübte, namentlich als Kriegsteilnehmer. Denn als etwa Achtzehnjähriger meldete er sich freiwillig zur Front, kämpfte auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen und führte sich anfangs gut. Dann aber unternahm O. H. einen Einbruch in ein Verpflegungsmagazin seiner Armee und wurde militärisch scharf bestraft. Er kam nochmals an die Front, desertierte jedoch von seinem Truppenteil, weil er nicht befördert wurde, verschaffte sich eine Leutnantsuniform und trieb sich als angeblicher Offizier herum bis zum Ausbruch der Revolution. Er wurde sofort Soldatenrat, rückte auf die linksradikale Seite und marschierte mit seiner Truppe

kurzweg nach der Hauptstadt, um sich der damaligen Regierung zur Verfügung zu stellen. Die Mannschaft erwies sich jedoch als „unzuverlässig". O. H. reiste sodann „in diplomatischer Sendung" nach einer anderen Großstadt. Seine „Sendung" wurde aber durch Umstände vereitelt, und so hielt sich O. H. zunächst beschäftigungslos bei Bekannten auf. Von seinem damaligen Aufenthaltsort aus beging er mit zwei gleichfalls uniformierten Genossen einen schweren Raubeinbruch mit bewaffneter Hand, den er mit einer neuen Freiheitsstrafe verbüßte. Als Strafentlassener begab er sich zu Verwandten und hat in jener Zeit, wie er selbst berichtet, „kolossal gelebt". Versuche, eine Stellung zu bekommen, schlugen fehl. Nun verabredete O. H. mit einem Kameraden den Plan, die Ladenkasse eines Geschäftes zu erbrechen, wobei die Geschäftsfrau durch Knebelung unschädlich gemacht werden sollte. Die Tat mißlang, O. H. wurde neuerdings verhaftet. — Der Stammbaum des O. H. enthält keine besonders belasteten oder auffälligen Typen, wenige Ausnahmen abgerechnet. Diese Ausnahmen sind: ein närrischer Prahlhans auf dem Schusterstuhl, ferner ein Verwandter, der als brutaler Egoist bezeichnet wird und einmal unter dem Verdacht der Brandstiftung stand, endlich eine Verwandte, von der es heißt: „sie hatte stark pathetische Züge, neigte zur Hysterie, war eitel, zungengewandt, äußerlich kalt, aber innerlich voll Glut". Die übrigen Verwandten des O. H. waren entweder tüchtige und pflichtbewußte oder wenigstens harmlose und gutmütige Menschen. Er selbst machte während seiner letzten Strafzeit einen ziemlich komplizierten Eindruck, zusammengesetzt aus sehr gehobenem Selbstgefühl, Berechnung, aber auch aus einem nicht verkennbaren Besserungswillen. Er fühlte sich offensichtlich von „den Menschen da in der Strafanstalt" sehr verschieden und hielt sich für „etwas Besseres". Eine tiefere Einsicht in seine Straftaten besaß O. H. kaum; er wußte vielmehr mit großer Gewandtheit psychologische Kausalreihen herzustellen, die beschönigend, wenn nicht völlig entschuldigend wirken sollten. Eine Antwort ist bezeichnend, die er gab auf die Frage, wie er sich seine Zukunft vorstelle: „Nun ja, ich werde es wohl schwer haben, aber mit meinem eisernen Willen komme ich schon wieder hoch. Das eine kann ich wohl sagen: In eine Strafanstalt komme ich nicht mehr. Denn ich beobachte mich vom Morgen bis zum Abend, und jetzt habe ich auch das Geheimnis heraus, wie ein Mensch leben muß: man muß seinen Willen unausgesetzt belauern, wie ein Hund seinen Herrn bewacht."

Das war eine psychologisch interessante Bemerkung, wie

O. H. überhaupt ein interessanter Typus ist. Man denke sich diesen Menschen einmal ausgestattet mit einer sehr hohen Begabung, einem wirklich und nicht bloß eingebildet „eisernen Willen", den er jedem aufzwänge, mit einer ungleich höheren, nach Ruhmeskränzen statt nach Magazinen und Ladenkassen greifenden Raffiust, man denke ihn etwa zurück in die Zeit des Cäsar und Pompejus oder der großen Condottieri der Renaissance, der spanischen Eroberer Mexikos, des 30jährigen Krieges . . . welche moralpsychologischen Perspektiven eröffnen sich da mit einemmale! Nun muß man die gewaltigen Machtmenschen der Geschichte, soweit es Geniale waren, nicht auf die allzu primitive Formel krimineller Genialität oder genialer Kriminalität reduzieren wollen — aber lagen nicht tatsächlich z. B. in Cäsar, Napoleon und vielen anderen neben den genialen auch latent (und vielleicht nicht einmal bloß latent) kriminelle Züge? Ist der Wilderer, um ein Beispiel des Alltags herauszugreifen, nicht oft ein ausgezeichneter Wald- und Wildhüter, sobald dieser Freischütz zum regulären Forstbediensteten gemacht wird? Läßt sich vom Renaissancemenschen der Vergangenheit bis zum Herrenmenschen der Gegenwart nicht eine Linie ziehen, auf der die gleichen latent oder offen kriminellen oder mindestens kriminaloiden Eigenschaften beider liegen? Man darf wohl verallgemeinernd sagen: Der kriminelle Mensch ist ein „Endfall" abwärtsgleitender Entwicklung; aber jeder unmoralisch Handelnde, jeder triebhaft und haltlos Werdende ist unterwegs zu einem solchen Endfall. Vielleicht sind wir Menschen ausnahmslos kriminaloid, d. h. es ist keiner absolut sicher, daß er unter gewissen, sehr starken Erlebnisstößen, wenn diese eine fatale Strukturschicht seiner Seele treffen, nicht kriminell reagieren könnte. Und wenn irgendwer sich berechtigt glauben sollte zu dem Ausruf: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie die Menschen in den Kriminalbeispielen dieses Buches!", dann mag er der Gnade Gottes, den Fügungen der Vorsehung und sicherlich auch seinem sittlichen Willensernst verdanken, daß er nicht so ist. Aber ob er unter entsprechenden Voraussetzungen nicht kriminell werden könnte, das ist eine andere Frage. Es soll kein wirklich Krimineller in höherem Grade weiß gewaschen werden, als er es verdient. Allein wenn Schwarz auch Schwarz und Weiß immer Weiß bleibt, so ist doch im konkreten Menschen ein absolutes Weiß ebensowenig vorhanden, wie in der Farbenskala der Natur. Im Menschen ist vielmehr Schwarz und Weiß gemischt, und es gilt, das Grau dieser Mischung dem reinen Weiß möglichst anzunähern. Ob der Mensch aus der eigenen Kraft seiner puren Naturgegebenheit

zum reinen Weiß der Seele gelangen kann, davon wird das nächste Kapitel dieses Buches handeln.

2. — Wer die Kriminalbeispiele im letzten Kapitel gelesen hat, der könnte leicht unter einem irrigen Eindruck stehen, der aus Gründen der Menschlichkeit korrigiert werden muß. Es war fast durchwegs unmöglich zu sagen, was aus den hier (selbstverständlich mit völlig unkenntlich gemachten Namen und Umständen) Geschilderten später wurde. Die Rücksicht auf diese unglücklichen Menschen zwang zum Schweigen. Es soll aber ausdrücklich darauf hingewiesen sein, daß mindestens 70—75% der Kriminellen sich als besserungsfähig zeigt. Das ist ein tröstlicher Prozentsatz. Wenn in Zukunft die kriminalbiologische Forschung, wie sie *Dr. Viernstein* in bahnbrechender Weise für die Strafanstalten Bayerns begründete, ihren weiteren Ausbau findet, dann werden deren Resultate auch der Moralpsychologie zugute kommen. Man wird dann auf Grund erbbiologischer und strafpsychologischer Einsicht in die konkrete Eigenart des Schuldigen, dessen Besserungsfähigkeit bzw. seine (meist endogen bedingte) Unverbesserlichkeit mit ganz anderen Methoden und typologisch feststellen können, was der alten schablonenhaften Methode des Strafvollzugs nicht möglich war. Dem Moralpsychologen, Theologen, Pädagogen, Arzt, Juristen und jedem Gebildeten sei die im Auftrage des Bayerischen Justizministeriums (München, 1926) herausgegebene Denkschrift über den „Strafvollzug und die Kriminalbiologische Untersuchung der Gefangenen in den Bayerischen Strafanstalten" dringend empfohlen. Besonders der Theologe wird vieles daraus lernen können, zumal ohne Hilfe der Pfarrämter sich die Beantwortung der Fragebogen für die kriminalbiologische Untersuchung nicht in genügendem Maße anstellen läßt. Der Geistliche muß also einen Stammbaum anlegen oder wenigstens zu lesen verstehen (vergl. das Beispiel eines solchen am Ende dieses Buches!). Die erbbiologischen Forschungen sind nämlich kriminalbiologisch von weitgehendster Bedeutung. Sage niemand, die Kriminalpsychologie gehe den Theologen nichts an! In dem Augenblick, wo der Strafentlassene wieder in die Freiheit hinaustritt, ist an die Stelle der Kriminalpsychologie die Moralpsychologie zu setzen. Die große Aufgabe heißt: dem abwärts Geglittenen den sittlichen und sozialen Wiederaufstieg möglich zu machen — sicherlich eine der schönsten Priester- und Erzieheraufgaben.

3. — Auch da, wo es sich nicht um kriminell gewordene Menschen handelt, hat der Theologe ein unabsehbar reiches Arbeitsfeld. Denn vor das forum internum des Priesters und

Beichtvaters kommt so mancher, der de iure eigentlich vor das forum externum des Staatsanwaltes und Richters gestellt werden müßte und nur aus äußeren Umständen und Gründen nicht dorthin gelangt, weil er eben nicht gefaßt wird. Da aber schließlich jedes crimen und jedes peccatum grave ein crimen laesae maiestatis divinae ist, wird der Priester aus den kriminellen Endfällen sehr vieles zu lernen haben für die moralpsychologische und die typologische Behandlung aller überhaupt sittlich im Gleiten Begriffenen. Sachlich bestimmt und klar sich an die Normen der Moraltheologie, methodisch besonnen, ruhig und gütevoll sich an die Erkenntnisse der Moralpsychologie halten, das ist hier alles. Auf solche Weise wird der priesterliche Beurteiler, Berater und Lenker einer Seele sowohl der objektiven Werthierarchie wie den seelischen Voraussetzungen subjektiver Wertverwirklichung gerecht werden.

4. — Aus den erbbiologischen und kriminalpsychologischen Forschungen ergibt sich eine wichtige Erkenntnis, die sich auf den Willensakt bezieht. Dieser kann ein sehr einfacher Vorgang, eine Primitivreaktion, eine sog. Kurzschlußhandlung sein. Aber mancher Willensakt erweist sich als äußerst kompliziert, wenn man ihn in seine letzten Bestandteile zu zerlegen und alle seine Einzelkomponenten zu erfassen versucht. Lassen wir hier einmal das Wort dem naturwissenschaftlich und psychologisch geschulten Mediziner vor dem Theologen. *Kretschmer* sagt (in seiner Medizinischen Psychologie): „Willensvorgänge sind komplexe Produkte aus Bildelementen (Zielvorstellung) und Affektströmungen (Lust- und Unlustgefühlen) mit dem Charakter des Bewegungskeimes, d. h. mit der Tendenz zum psychomotorischen Ausdruck. Der Willensakt ist ein Selektivvorgang, ein sukzessives Durchprobieren mehrerer psychomotorischer Intentionskeime. Das Wesen des Willensvorganges besteht objektiv in seiner Eigenschaft als Selektivreaktion, subjektiv in dem Erlebnis der seelischen Mitbeteiligung am Zustandekommen des Bewegungsaktes. Auf dem unmittelbaren Erleben der Selektivreaktion, auf dem Bewußtsein, zwischen verschiedenen Reaktionsmöglichkeiten zu wählen, beruht das Bewußtsein der Willensfreiheit oder freien Willensbestimmung. Es erhellt, daß diese Tatsache der Willensfreiheit phänomenologisch ebenso zu Recht besteht, wie sie sich für eine objektivierende Kausalbetrachtung zwanglos der allgemeinen Gesetzmäßigkeit einordnet. Derselbe Vorgang, der im subjektiven Erleben als das bestdünkende Motiv erscheint, erscheint im Rahmen der naturwissenschaftlichen Kausalbetrachtung als der stärkste biologische Reiz bzw. die

schwerwiegende und darum gesetzmäßig sich durchsetzende Ursache. Die beim Willensakt auftauchende Zielvorstellung ist für die Kausalbetrachtung ebenso die Ursache einer bestimmten Bewegung, wie sie im subjektiven Erleben als ihr Zweck erscheint." Dieser Erklärung der Willensvorgänge gegenüber ist folgendes mit Nachdruck zu betonen: 1. Erfahrungsgemäß muß der stärkste biologische Reiz keineswegs in das schwerstwiegende Motiv umgewandelt werden. Im Gegenteil: In tausend und abertausend Fällen sittlicher Entscheidung werden starke und stärkste biologische Reize entkräftet, abgeschwächt, zum Verklingen gebracht und überwunden. Auf die Frage, wie diese phänomenologisch unbestreitbare Tatsache erklärbar sei, hat die naturwissenschaftliche Kausalerklärung keine genügende Antwort mehr. 2. Warum taucht überhaupt eine Zielvorstellung im Menschen auf und aus welchen Tiefen der Seele taucht sie auf? Auch hier versagt die naturwissenschaftliche Kausalerklärung. Im Menschen liegt eben ein geheimnisvolles Agens, der freie Wille genannt, dem geradezu eine schöpferische Aktivität gegenüber den Motiven zukommt. Dieses Agens (es ist identisch mit dem Menschengeist selbst) schaltet und waltet mit den psychogenen und exogenen Motiven . . . es verleiht, wenn es „will", den Schwermotiven Leichtgewicht und den Leichtmotiven Schwergewicht... es bestimmt jenen Selektivvorgang, der im sukzessiven Durchprobieren mehrerer, oft sehr vieler Intentionskeime besteht. Freilich: dieses Agens kann, wenn es nicht „will", leider auch zum Spielball der Motive werden; wenn es nicht Gebrauch macht von seiner Ureigenschaft, und diese heißt: lautere, „aktklare" (d. i. weder kausal noch konditional fremddeterminierte) Aktivität. „Die Aktivität des Wollens," sagt *Fröschels*, der Mediziner und Philosoph ist (in seinem lesenswerten Buch „Wille und Vernunft"), „ist in seinem unbewirkten Entstehen zu suchen. Sein Haupt taucht — ein Wunder — mit einemmal unter den Dingen auf, und sein Auge blickt um sich. Was es sieht, sind ihm Motive, unter welchen er Auswahl trifft. Unter allen Psychologen hat keiner die Rolle der Motive verkannt; man hat ihn (den Willen) immer unter mehreren wählen lassen, und *Wundt* hat Handlungen, welche nur einem Motiv entspringen, im Gegensatz zur Willenshandlung Triebhandlung genannt. Es gibt in uns ein souveränes Reich des Wollens, das freilich auch seine eigene Sprache hat. Jedermann weiß, was Wille ist, und kann es doch nicht sagen, man vermag sich unter Umständen in den andern einzufühlen und kann ihn doch nicht beschreiben." Fröschels vertritt die „aktklare Philosophie". Jeder

Theologe fühlt sich bei dem Wort „aktklar" sofort an den Begriff Gottes als „actus purus" erinnert. Und in der Tat: Gerade auf dem Gebiete des freien Wollens ist der Mensch in besonderer Weise ein Ebenbild seines Schöpfers. Ihm ist durch diesen Schöpfer eine Geistesenergie, eine Geistes-Aktivität, eine Willens-„Aseität" des Geistes verliehen, die er zum Guten oder zum Bösen gebrauchen kann, zur Verwirklichung oder Nichtverwirklichung der Werte. Selbstverständlich ist diese „Aseität" des Willens nicht eine Aseität des Seins, sondern eine Aseität des Sichselbstbestimmenkönnens, nicht eine ontologische, sondern eine energetische Aseität, die der Wille sich selbst und den Motiven gegenüber betätigt. In ihr liegt das Wesen der Willensfreiheit.

5. — Solange aber die Seele des Menschen an den Leib gebunden ist, wird der Leib die Seele in weitgehendem Maße beeinflussen. Starke biologische Reize werden allzu leicht zu starken psychologischen Motiven, und es ist möglich, daß sich der Energie dieser biologischen Reize und psychologischen Motive die Willensaktivität nicht stark genug entgegenstemmt. Diese Möglichkeit wird sehr leicht zur Wirklichkeit, wo eine verhängnisvolle Erbkonstitution gegeben ist. Je nach dem Ton, dem härteren oder weicheren Material, aus dem einer geformt ist, ist er geneigt (nicht gezwungen!), auf gewisse biologische Reize eindeutig zu reagieren und konstitutionell (genotypisch) starke Reize auch zu starken und stärksten Motiven seines Handelns bis zur Triebhaftigkeit werden zu lassen, sobald die fatale Erbanlage durch gefährliche Umwelteinflüsse ausgelöst und durch wuchtige Erlebnisstöße phänotypischer Art noch mehr verstärkt wird in ihrer Wirkung. Erziehung, Selbsterziehung, gegebenenfalls Nacherziehung und Erziehungshilfe müssen die nötigen Gegengewichte schaffen.

Wenn nun jeder Mensch bedächte, was ererbt und angestammt „in seinem Blute liegt" und unter lockenden und gefährlichen Erlebnisstößen zum Ausbruch kommen kann, dann würde er sorgfältiger auf die Gefahrstelle in seiner Wesensstruktur achten. Er würde sich um die Erforschung seiner Ahnenreihe und um die Möglichkeiten erbbiologischer Belastungen und Gefährdungen mehr bekümmern. Er würde namentlich bei der Gattenwahl an das Problem „Vererbung und Verantwortung" denken. Er würde namentlich jeden Keim, der ihn kriminaloid oder kriminell machen kann, von Anfang an mit eiserner Selbstzucht und unter Vermeidung aller begünstigenden Momente niederhalten und soweit als nur möglich zu unterdrücken versuchen.

Die Kriminaloiden und Kriminellen aber, mögen sie nun als Sünder bloß vor dem Bußgericht Gottes oder als Angeklagte vor dem weltlichen Gerichtshof stehen, seien daran erinnert, daß Tausende und Abertausende von erbbelasteten und schwer versuchten Menschen durch diese eiserne Selbstzucht sich frei hielten von Schuld und Verfehlung. Und was ihnen gelang, kann jedem gelingen, der nicht ausgesprochen psychotisch ist; es kann sogar dem Psychopathen gelingen.

Einen Schuldiggewordenen zu verdammen hat kein Mensch das Recht. Die Mahnung Christi lautet: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet! Mit dem Maße, mit dem ihr meßt, wird euch gemessen werden!“ Ein objektives Urteil, wo es von dem gewissenhaften Vertreter der irdischen Gerechtigkeit gefällt wird oder von dem priesterlichen Vertreter der göttlichen Gerechtigkeit, der im Namen Gottes immer auch die Barmherzigkeit anbietet, hat selbstverständlich mit Verdammung nichts zu tun.

Der naturhafte Mensch

1. — Wer die innere Linie dieses Buches verfolgt hat, dem mag es erscheinen, als seien bisher nur mehr oder minder brüchige Menschentypen gezeichnet worden. Namentlich unter dem Eindruck des zuletzt gelesenen Kapitels über die Entarteten und Entgleisten wird ein solches Urteil doppelt leicht entstehen können. Man wird sich fragen: Gibt es denn nicht auch einen ganz gesunden, von nichts angekränkelten Menschentypus? Hat denn jeder Mensch Neigung zu zykloider oder schizoider Abwegigkeit, eine verborgene Bruchstelle, eine ungelöste oder vielleicht unlösbare Problematik, einen verwirrenden Dämon in der Seele? Sind die bisher geschilderten Menschen nicht Typen einer gewissen seelischen Kompliziertheit und Überkompliziertheit, einer allzuleicht in Dekadenzerscheinungen umkippenden Hochkultur, einer angeborenen oder erworbenen Psychopathologie? Manchem Leser wird es ergehen wie dem Verfasser dieses Werkes, als er Kapitel um Kapitel in absichtlich berechneter Reihenfolge schrieb: man bekommt einen förmlichen Hunger danach, endlich einmal auch den gesunden, innerlich ungebrochenen, unzerspaltenen, unzerklüfteten Menschen kennen zu lernen. Oder man hat das Gefühl wie etwa nach der Lektüre der großen Romane Dostojewskis; man weiß ganz genau (ich denke jetzt an die Romane „Die Dämonen", „Der Idiot", „Die Brüder Karamasow"): Hier liegt eine Überfülle von psychologischer Beobachtung vor; aber es bleibt ein gewisser bitterer Nachgeschmack in der Seele des Lesers zurück; man möchte aus der Welt dieser kranken, halbkranken oder zum mindesten schwer verständlichen Menschen hinauskommen in eine frischere, hellere, sonnigere, weniger von Dunst und Nebel aller Art erfüllte Atmosphäre, man möchte in die Welt der Gesunden, der Geradlinigen, der Kraftvollen und Starken. An uns liegt es nun, die Frage zu erörtern, ob es nicht einen innerlich durch und durch gesunden Menschentypus gibt und wie dessen Wesensmerkmale heißen.

Hier muß allerdings sofort gesagt werden, daß die Abgrenzung des Begriffes Normaltypus überaus schwierig ist. Wer ist denn in jedem Sinn und in jeder Hinsicht ganz „normal"? Wer weicht von der Norm auch nicht um eine leise Linie, sagen wir: seines Seelenspektrums ab? — Überhaupt: wie heißt denn die Norm des Menschen?

Wenn wir im folgenden versuchen, diese Norm des Menschen aufzudecken und näher zu umgrenzen, dann gehen wir vielleicht am besten aus von dem Worte, das als Überschrift über diesem Kapitel steht. Der „naturhafte" Mensch sei uns einstweilen die Norm des Menschen. Den Nachdruck legen wir dabei mit allem Schwergewicht auf das Wort Mensch. Die alles entscheidende Frage, ob der naturhafte Mensch auch die Vollendung des Menschentypus ist, muß im Verlauf unserer Untersuchung ihre Beantwortung finden. Aber vorläufig wollen wir unter dem naturhaften Menschen den verstehen, der ganz und gar eine geistesklare, willensstarke, gemütstiefe Wesensart auslebt, das Prädikat „auslebt" im besten Sinne und nicht in jenem etwas anrüchigen Wortsinne genommen, den es vielfach besitzt. Der naturhafte Mensch wäre also der völlig in sich Gegründete und Gerundete, der ganz und gar auf sich und nichts anderes Gestellte. Der naturhafte Mensch ist der kernige, starke, edelstolze Mann . . . die aufrechte, wachsinnige, vornehme, feine und doch dabei nicht überkomplizierte, vielleicht nicht einmal komplizierte Frau. Der naturhafte Mensch ist der Jüngling, dem das Feuer aus dem Auge, diesem Spiegel der Seele und (übersehen wir das nicht!) diesem Spiegel vieler innerphysiologischen und innersekretorischen Körpervorgänge leuchtet: der Jüngling, dem das unverdorbene Blut leicht und flüssig und doch nicht allzu schäumend durch die Adern rollt; dem Tatendrang ohne verfrühte Grifflust nach ungereiften Früchten die Seele erfüllt; dem spielend-ernst betätigte Kraft die Muskeln schwellt; dem ein gesundes und wohldurchgebildetes Gehirn zur raschen Verfügung steht für rasch und gleichwohl von Besonnenheit durchleuchtete Entschlüsse. Der naturhafte Mensch ist das junge Mädchen (für das, solange es sich nur innerlich jung fühlt, eine Altersgrenze nach oben nicht bestehen muß), das Mädchen also, das wie eine edle, reine Blüte der Bestimmung aller Blüten entgegenreift, entweder Frucht zu bringen oder durch die leibseelische Blütenschönheit zu erfreuen, ohne im letzteren Falle frech betastet oder gebrochen zu werden; das junge Mädchen, das über seine Menschenschönheit hinaus, mehr noch als eine bloß ästhetisch Wirkende, das nämlich auch eine ethisch und sozial in irgendeinem Sinne Wirkende ist,

genau so wie Mann und Frau Wirkende sein müssen, soll man sie mehr als die höchstentwickelten Organismen, als geistbeseelte Organismen dieser Erde nennen.

Aber hier erhebt sich schon eine Kardinalfrage: Gehört es zum Wesen des bloß naturhaften Menschen, daß er mehr sein muß als ein Geschöpf, das erdverwurzelt und bodenständig, ganz und ausschließlich seine pure Menschennatur entfaltet? Wer unter den naturhaften Typen Umschau hält, der findet manchen Menschen, von dem man sagen muß, daß er wirklich ganz und gar in dieser Welt und in den mehr oder minder weiten und tiefen Aufgaben des Lebens verwurzelt ist; der findet manchen, der lediglich am Ausleben, am Entfaltungsprozeß seiner seelischen Strukturgegebenheiten, an der Betätigung seines Kräftespiels auf schicksalsmäßigem oder freigewähltem Feld ein volles und ganzes Genügen findet. Es gibt in der Tat Menschen, die sich ausleben, ohne zu verblühen, sich auswirken, ohne sich auszuleeren . . . die nur wie eine wundervolle Fortsetzung des organisierten Stoffes, des Pflanzen- und Tierreiches nach oben hin, nach dem Reich der geistbelebten Materie hin, dastehen. Daß bei solchen Menschen gelegentlich und vorübergehend ästhetische oder ethische Anwandlungen vorkommen, daß ihr blinzelnder Blick versucht, über die Grenzen reiner Diesseitigkeit und Naturhaftigkeit hinaus in eine andere Welt vorzudringen, das ändert nichts an der Tatsache, daß es sich letzterdings doch um rein naturhafte Menschentypen handelt. Es sind eben nur gelegentliche und vorübergehende Anwandlungen und Anläufe zu einem höheren Ich, und ihnen stehen mindestens ebensooft, wenn nicht noch öfter, Tendenzen nach abwärts entgegen, wobei naturgemäß die Neigung zu einem verfeinerten Genuß- und Luxusleben und mehr noch die Neigung zur Erotik ihre Rolle spielen. Auch schwere Abwegigkeiten und Entgleisungen sind hier möglich; allein das Charakteristische der naturhaft Gearteten besteht eben darin, daß sie das innere Gleichgewicht immer wiederfinden, immer wieder zu sich selbst zurückkehren, daß sie den Kreis ihres Lebens, den eine eruptive Triebtendenz an irgendeiner Stelle einmal durchbrach, immer wieder zu schließen wissen. Die sogenannten „höheren Motive" haben dabei prinzipiell nichts zu bedeuten; denn die Lebenswerte der Naturhaften sind wesentlich die Vitalwerte und deren Steigerung. Im Wesen des Menschengeistes liegt es freilich, daß auch in ihnen ab und zu Sehnsucht nach Ideal und Idealerfüllung auftaucht; jedoch diese Sehnsucht ist ihnen nicht leuchtender Stern, der um die ewige Zentralsonne rollt in festgelegten Bahnen, sie ist vielmehr nur

Seifenblase, Atemhauch des erglühenden Innern, der in kalter Luft verweht und vergeht. Goethe z. B. ist kein rein naturhafter Mensch, so zielbewußt er auch seine ganz eigenartige, nämlich die Goethe-Natur, ausgelebt hat. Auf dem tiefsten Grund dieser Goethe-Natur lag immerhin etwas Transzendentes, und die Selbstabrechnungen, die der Mensch Goethe fortgesetzt als Schaffender mit sich hielt, waren alles weniger als Abrechnungen und Bilanzen, die ein bloß Naturhafter vor dem eigenen Ich gefertigt hätte, sondern waren oft bewundernswerte Versuche eines großen Menschen, über sich selbst hinauszuwachsen. Dem naturhaft Gearteten ist dieses Emporkommenwollen über sich selbst hinaus eigentlich fremd. Er will vielmehr in sich selbst ruhen und beschlossen sein und bleiben und, wie gesagt, vorübergehende Versuche, die Hände nach etwas Irdischem zu erheben, ändern daran nichts.

Suchen wir das durch Beispiele zu beleben! — Ein angesehenes deutsches Blatt („M. N. N." Jahrg. 1925) brachte eine Mitteilung: „Wie d'Annunzio sein ‚Totenzimmer' eingerichtet hat". Der Dichter *Gabriele d'Annunzio* ist jedem, der seine Romane kennt, als Typus des naturhaften Menschen erinnerlich. D'Annunzio besitzt die am Gardasee gelegene Villa, die ehemals dem deutschen Professor Thode gehörte. In diesem Haus hat sich der Dichter ein „Sterbezimmer" eingerichtet, dessen Ausstattung in römischen Blättern oftmals beschrieben wird. Das „Sterbezimmer" heißt auch das „Zimmer des Aussätzigen", weil es ein ausdrucksvolles Gemälde enthält, auf dem der hl. Franz dargestellt ist, wie er einen Aussätzigen umarmt. Die Wände dieses „Sterbezimmers" sind mit Malereien ausgestattet, die „diejenigen Dinge darstellen, die der Dichter in seinem Leben am meisten geliebt hat", und zwar sind das die folgenden Dinge: ein Pferd, ein springender Hetzhund, ein Flugzeug, ein Schwert, die „zehnte Muse", die die Kraft verkörpert, ein loderndes Feuer, eine Orgel und eine Frau. Während die Wände des Sterbezimmers den irdischen Freuden gewidmet sind, sind an der Decke Malereien angebracht, die auf das Christentum und das Jenseits hinweisen; hier ist nämlich ein großes Kreuz dargestellt, umgeben von den Sinnbildern des Leidens Christi. — Man darf sich nun durch diese hier genannten christlichen Symbole nicht darüber hinwegtäuschen lassen, daß Gabriele d'Annunzio gleichwohl den Typus des naturhaften Menschen verkörpert. Niemand wird den Mut zu der Behauptung haben, daß ein kurzer Blick von den Symbolen der irdischen Freuden empor zu den Symbolen des Leidens Christi genüge, um einen Menschen von seiner heißen

Liebe zu den irdischen Dingen mit einem Male zu einer umwandelnden Liebe zu jenen Dingen zu erheben, die Schwergewicht tragen für das, was jenseits der Erde liegt. Es bedürfte denn doch mehr als eines Blickes zu einer bemalten Zimmerdecke, wollte der naturhafte Mensch den Blick ins Transzendente tun. Damit soll über den Dichter d'Annunzio absichtlich keinerlei moralisches Urteil gefällt werden; wir haben an dieser Stelle nicht moralische Werturteile zu fällen, sondern lediglich Typen zu schildern, und d'Annunzio scheint, soweit man berechtigt ist, von dem Werk auf den Schöpfer des Werkes zu schließen, ein naturhaft gearteter Typus zu sein.

Ein anderes Beispiel! Eine Anzahl Freunde und Bewunderer haben dem Dichter *Hermann Löns* ein Gedenkbuch gewidmet und darin dem Freunde, der im Weltkrieg als freiwilliger Kriegsteilnehmer vor Reims fiel, ein Denkmal gesetzt. Daß manches Lied von Hermann Löns im deutschen Volk fortleben wird, daß seine prachtvollen Naturbücher zu Lieblingsbüchern vieler geworden sind, das darf uns nicht abhalten, den Menschen Hermann Löns typologisch zu erforschen. Auch Löns ist seiner tiefsten Seelenstruktur nach ein rein naturhafter Mensch gewesen, ein erdverwurzelter, beinahe ein erdverliebter Mensch, wie man ihn selten in so reiner Ausprägung findet. Lassen wir seinen Freunden, die das Löns-Gedenkbuch schrieben, das Wort! Einer von ihnen (Castelle) sagt: „All die Wesen in Wald und Heide sind nicht nebensächliche, anekdotische Erscheinungen, sondern wirkende Kräfte, die uns in ihrer Umgebung, in ihrem Leben und Leiden als ganze, leibhaftige Geschöpfe in die Augen springen. Alles bekommt bei Löns seinen Namen, hat seine fröhliche oder traurige Geschichte und ist unter diesem Namen und mit dieser Geschichte nun und für alle Zeiten dem deutschen Gemüte neu vertraut und innig befreundet, ist für jung und alt unverlierbares Besitztum geworden dank der Treue eines Dichters, dessen Herz in all diesen Lebewesen schlägt, dessen gutes Auge uns anschaut und anspricht aus ihnen wie geheimnisvolles, dunkles Seelenleben, wie Kameradschaft und Freundschaft. Ein Gang mit Hermann Löns über die Heide oder durch eine alte Stadt war stets wie ein Erlebnis, wie eine Erneuerung und Auffrischung des Herzens. Sein scharfes, allumfassendes Auge sah Wunder und Wunderdinge in den kleinsten, unscheinbarsten Regungen der Natur. Jedes Kräutlein war ihm vertraut, jeder Vogelflughusch, jedes Zirpen im Busch erzählte ihm märchenhafte Geheimnisse aus dem unermeßlichen Reiche der Kleinwelt. Er sah den Kampf der Elemente wie der Menschheit mit fatalistischer Wut und Wucht in jenen

Gemeinschaften der unverständigen Lebewelt an jeder Wegebiegung, in jedem Kolk und Mulmhaufen sich wiederholen und gestaltete all diese kleinen Welten mit Bewußtsein zu Abbildern der menschlichen Dinge und Geschehnisse." — Und dann „das Volkstum bei Hermann Löns! Das ist wie ein Stück blühender Wiesengrund. Das flüchtige Auge sieht nur den bunten Schein, die unablässige Bewegung der abertausend lichten und schattigen Farbtöne. Aber er, der diese Wunderwelt liebt, kniet nieder in die lebendige Pracht, und im engsten Umkreis seines bewußt umgrenzten Blickes öffnen sich all die Heimlichkeiten, aus denen dieses Farbentum gemischt ist, öffnen sich in den einzelnen wirr durcheinander drängenden Wundern von Schaumkraut und Krokus, Rispe und Ringelsonne, Ziergras und Zitterhalm. So ist auch das Volkstum bei Hermann Löns. Man muß sich bei jeder seiner kleinen Schöpfungen immer aufs neue darauf besinnen, welch eine Fülle von volkstümlichen Einzeldingen da mitwiegt in dem großen, vollen Rausch . . . Oft ist's dem Leser, als höre er im Fluß der Schilderungen, im Wiegen des leise rauschenden schöpferischen Windes ein helles Jauchzen wie aus der Seele eines Kindes, das schöne bunte Steine findet." An einen Freund schrieb der 45jährige Löns (bezeichnend für die völlig naturhafte Art, wie er die Schicksalsverwachsenheit mit seiner Nation empfand): „Meine Tendenz ist, meinem Volke den Rücken mit Franzbranntwein einzureiben, es mit Freude und Grimm zu füttern und mit Wonne und Weh zu tränken, damit es so bleibt, wie es ist, sich nicht verplempert in fremder Art und nicht vergißt, daß es zwei Gesichter hat, ein gutmütiges und ein bösartiges; denn wir kriegen allmählich zu viel Gefühlsembompoint, seufzen, wird irgendwo ein Schweinehund geköpft, und stöhnen, wenn wir die Knarre zur Hand nehmen sollen. Einen Krieg, den möchte ich erleben, aber aktiv . . . Ja, wir müßten wieder einmal Krieg bekommen, — das ist das einzige, was uns helfen kann, damit wieder Männer oder besser, Kerle an die Spitze kommen statt dieser Knechte, die sich Herren schimpfen." Löns hat den Krieg erlebt und ist als deutscher Soldat gefallen. Er hat gedacht und gehandelt wie Hunderttausende seiner Wesensart, die eben typisch war: naturhaft kreisend um die Heimaterde, das angestammte Volk, den Männerkampf und den Tod durch die Kugel.

Aber sein Wesen kreiste nicht um diese Dinge allein. Bei einem so stark naturhaft gearteten Menschen müßte es fast wundernehmen, hätte nicht auch die Erotik in seinem Leben ihren Einschlag abgegeben. Wie in seiner Seele die doppelte

Jagd einen guten Teil seines Daseins mit Inhalt erfüllte (mit Inhalt . . . ob mit höheren Werten, darüber sprechen wir später), das mag eines seiner Gedichte zeigen:

„Grün ist der Wald, rot ist der Bock.
Drum zieh' ich an den grünen Rock,
Setz' auf den grünen Hut.
Ich weiß einen Bock im Holze stehn,
Auf den will ich jetzt pirschen gehn;
Denn sein Gehörn ist gut.

Halli, wie ist mein Messer rot,
Hallo, der gute Bock ist tot,
Ein Bruch am Hut mir steckt.
Nun klingt mein Lied im grünen Wald,
Daß es so laut, so lustig schallt:
Ich hab' den Bock gestreckt.

Und wenn die Sonne schlafen geht,
Und wenn der Mond am Himmel steht,
Kehr' ich beim Mädchen ein,
Sie lauert schon die dritte Nacht,
Dieweil den Bock ich ausgemacht,
Auf wird ihr Fenster sein."

Das Lied seiner Lippen klang freilich anders, als das Schicksalslied, das ihm das Leben sang. Seine beiden Ehen waren voll Tragik und Leid. Und wenn es richtig ist, was Kundige und Freunde von Löns sagen, daß sein letztes Werk „Das zweite Gesicht" autobiographischen Charakter trage, dann sind ihm, dem naturhaft Anziehenden, nicht bloß „alle Frauenherzen zugeflogen", sondern er war auch (wie sein Freund Leberecht Treu berichtet) „dem weiblichen Geschlechte gegenüber stets der Herrenmensch und Eroberer, und hauptsächlich die Empfindung, die innere Neigung und Hingabe nicht erringen zu können, reizte seine Leidenschaft und Eifersucht doppelt stark und steigerte seine poetischen Liebesergüsse zuweilen bis zur Raserei". Einige Zitate aus dem Roman „Das zweite Gesicht" mögen das naturhafte, man könnte auch sagen, wenigstens zeitweise amoralische Wesen und die Anschauungen von Hermann Löns erläutern. Da stehen Sätze wie folgende: „Sieh mal, liebes Kind, ich habe mich allein durchgerungen; ich habe mir ein Wissen angeeignet, das sich sehen lassen kann; ich habe vier Erdteile bereist, habe gehungert und verschwendet, beides reichlich; habe geliebt und gehaßt, und nicht zu knapp; habe mit Fürsten und Verbrechern

an einem Tische gesessen; habe die ganze Weltgeschichte in mich aufgenommen, alle philosophischen Systeme durchgekaut; zu vielen Göttern gebetet und vielen entsagt; mehr Wonne und Weh erlebt als tausend Menschen. — Der Mensch hat an erster Stelle Pflichten gegen sich selbst. Deine Pflicht ist, aus dir das zu machen, wozu das Schicksal dich bestimmt hat. Ich mache mir aus deiner Bibel nicht viel, sie liegt mir nicht, aber es steht doch manches vernünftige Wort darin, so von dem Pfund Sterling, mit dem man wuchern soll. — Du verabscheust den Selbstmord; aber was ist denn Glauben anderes als Selbstmord? Wer glaubt, dem ist das Leben kein Problem. Er kann sich begraben lassen; für ihn gibt es keinen Kampf mehr. Ich aber will kämpfen; sonst danke ich für das Leben. Wir Germanen sind niemals gläubig gewesen. Religion hatten wir immer, aber eine Diesseitsreligion; das Jenseits versparten wir uns für später. Mit beiden Beinen standen wir auf dieser lieben Erde, lebten unser Leben in Zucht und Sitte, berauschten uns nicht an Wollust und Grausamkeit und brauchten daher auch nicht, wie die Asiaten, Opiate wie Reue und Buße. Zu unseren Göttern standen wir wie zu unseren Fürsten; wir zahlten ihnen pünktlich den Zins, machten Front, fuhren sie vorbei, und damit holla! In unser persönliches Leben durften sie nicht hineinreden. Ich habe mehr als einmal mit dem Tode Kugel gewechselt; aber niemals ist mir dabei der Gedanke gekommen, daß ich vorher erst ein reines Hemd anziehen müsse, für den Fall, daß ich plötzlich vor jemand stehen würde, der erst meine Wäsche ansähe, ehe er mir die Tür aufmachen ließ. Wir sagen: wir sind Christen, aber wir sind es nicht; wir können es auch nicht sein. Christentum und Stammesbewußtsein vertragen sich ebensowenig wie Sozialismus und Kultur. In der Theorie sind wir Christen; aber sobald es an die Praxis geht in Politik, Geschäft und dergleichen, dann sind wir genau solche Heiden, wie die Männer, die dort (er zeigte nach Hünengräbern hin) schlafen gelegt wurden." — Wie Hermann Löns selber „schlafen gelegt zu werden wünschte", das zeigt sein Gedicht:

„Auf meinem Grabe soll stehen kein Stein,
Kein Hügel soll dort geschüttet sein,
Kein Kranz soll liegen da, wo ich starb,
Keine Träne fallen, wo ich verdarb.
Will nichts mehr hören und nichts mehr sehn,
Wie Laub und Gras so will ich vergehn,
Und darum kein Hügel und darum kein Stein,
Spurlos will ich vergangen sein!"

Man wird sich fragen, ob eine solche Naturhaftigkeit denn gar nie durchbrochen worden sei von einer Sehnsucht nach dem, was über Wald, Heide, Moor, Liebe, Becherklang, Männerkampf hinausgeht. Im „zweiten Gesicht" steht etwas wie eine Abrechnung des Helmold Hagenrieder (hinter dem sich Löns selber verbirgt) mit dem eigenen Ich. Der Maler Helmold Hagenrieder sagt da zu sich selbst: „Ich bin äußerst schöpferisch als Künstler, also auch als Mensch. Ich habe eine Welt in mir, die ich nicht nur in Kunstwerken wiedergeben kann, sondern die ich auch durch mein Leben verkörpern muß. Ich liebe alles, was sehr schön und sehr gut ist, und eine große Zärtlichkeit drängt mich, es zu umfassen. Aus Weibes Schoße bin ich geboren und fühle mich in Dankbarkeit wieder dorthin gezwungen. Ein einziges Weib kann, ohne in Flammen aufzugehen, alle die Liebe nicht ertragen, die ich dem Weibe als solchem abzustatten mich verpflichtet fühle, und verglimmen und verkohlen würde ich, dürfte ich meine Liebe nicht hellauf lodern und weithin leuchten lassen. Von jeher war, wo gesunde, einfache Sitten herrschten, die Magd die Zweitfrau des Hausherrn. Sie sorgte für ihn, sie schaffte für ihn, sie kannte alle seine Geheimnisse oft besser als seine Ehefrau, denn sie machte sein Bett und sah, ob er gut geschlafen hatte oder nicht. Er muß ihr dankbar sein, und wie kann ein Mann einem Weibe besser Dank abstatten als durch Kuß und Umarmung?" Das lautet geradezu derb naturhaft. Aber Helmold Hagenrieder hat doch schließlich noch mehr Reaktionen auf Nervenreize zu buchen. Er sitzt am Torffeuer bei Annemieken, seiner Geliebten, in tiefe Gedanken versunken. „Und er fand, daß das junge Weib ein neues Gesicht und fremde Bewegungen hatte. Sah sie eben noch wie Sophiee Pohlmann aus, so schien es ihm gleich darauf, daß sie ihn mit den Augen der Gräfin anblickte; dann wieder war sie Grete, gleich darauf Swaantje und hinterher Mariee oder Luise oder eine andere, die er geküßt hatte. Außerdem war die Diele bald hoch und hell, bald niedrig und duster; eben brannte das Feuer blau, gleich darauf grün und dann gar nicht; war die Katze jetzt ganz klein, so fing sie mit einem Male an, unheimlich zu wachsen, und während es vorhin nach Schweinefutter roch, war plötzlich ein strenger Duft von weißen Lilien da."

„Während es vorhin nach Schweinefutter roch, war plötzlich ein strenger Duft von weißen Lilien da." Das ist von symbolischer Bedeutung: die Seele hat eben doch auch noch andere als rein naturhafte Strukturschichten. Und in Symbolismen heißt es weiter: „In der Nacht hatte Helmold einen blitzblanken Traum.

Nach dem Traum ging er, von dem Naturkind Annemieken geweckt, in den Wald, in Gedankenvisionen vertieft. „Und er ging über die Heide und an dem Moore vorbei und durch den Wald, ließ den Morgen hinter sich liegen und den Mittag und den Abend, und alle seine Fußstapfen waren gefüllt, erst mit grüner Hoffnung, dann mit schwarzer Trauer und zuletzt mit grauer Angst. Seine Füße wollten ausruhen, seine Augen wollten schlafen gehen, sein Herz sprach: ‚Ich kann nicht mehr!' Er aber hörte nicht auf sie und ging weiter, immer dem roten Blute nach.

‚Ich will dir helfen!' sprach der Schnee und machte die Nacht heller, und der Mond kam auch und alle Sterne, die es gibt, und sie gingen rechts und links neben ihm, daß er die Fährte finden konnte. Er fiel hin und stand wieder auf, er setzte sich und ging weiter, er bückte sich über die Quelle und richtete sich empor, und blieb immer wieder stehen und redete seinen Füßen zu und seinen Augen und seinem Herzen und sagte: ‚Nur noch bis zum nächsten Blutsfleck, bitte nur noch dieses einzige Mal; dann sollt ihr auch schlafen, solange ihr wollt.' Aber wenn er da war und stehenblieb und um sich sah und horchte, ob er sein Edelwild nicht sah oder hörte, dann war nur der Wald da und der Himmel und der Mond, und der nickte ihm zu und sagte: ‚Immer weiter, immer weiter!'

Da kam er in einen dunklen Wald, und die Finsternis sprach zu ihm: ‚Siehe!' Da sah er, wie der Wind über den Berg gelaufen kam; in seinen Händen trug er zwölf Glockenschläge. Dann trat die Stille vor ihn hin und sprach: ‚Horch!' Da hörte er die Nacht über den Wald springen; in ihrem Mantel trug sie ein Weinen, das war ganz fern und doch so nah, war sehr leise und doch so laut, und so bitter war es und so süß. Seine Füße starben vor Angst, sein Herz fiel tot um, und seine Augen brachen. Aber als der Wind den letzten Glockenschlag vor ihn hingelegt hatte, gab ihm der Tod sein Leben wieder in die Hände; die waren so kalt wie Eis. Und kalt wie Eis war er ganz und gar und konnte nicht fühlen und nicht denken und stand da wie ein toter Baum, wie ein lebloser Fels, wie eine abgestorbene Blume.

Doch der Sturm ermunterte ihn wieder; er hielt das Weinen über ihn, und daraus flossen Tränen auf ihn und weckten ihn auf, bis das Eis von seinen Augen schmolz, und seine Füße lebten wieder, und sein Herz stand auf, und da sah er, daß die rote Fährte im Schnee dort zu Ende war, wo er stand, und daß es zwei nackte Fußspuren waren, über und über rot von Blut. Seine Füße zitterten, sein Herz fing an zu bluten und seine Augen weinten bitterlich, bis daß die beiden Fußspuren weiß-

gewaschen waren. Das Alter lehnte sich gegen seinen Rücken, Falten krochen in sein Angesicht hinein, in sein Haar aber fiel der Schnee.

Das Weinen über seinem Haupte wurde zu einem Lächeln und stellte sich über die weiße Fährte im Schnee und winkte seinen Augen zu. Und als sie ihm folgten, kamen ihnen zwei andere Augen entgegen und gingen wieder zurück und blieben vor ihm stehen, weit genug von seinen Händen. Sie sahen ihn an und weinten Tränen, die fielen als Blut in die Fußspuren und füllten sie wieder bis zum Rande, und das Lächeln schlug die Hände vor das Gesicht und weinte leise, und das Weinen sah ihn mit Augen an, die voller Furcht waren und leer von Hoffnung, aber beladen mit Verzweiflung . . . Eine Stimme, die war nicht hier noch da, nicht von gestern und nicht von heute, nicht leise und nicht laut, stellte sich vor ihn hin und sprach: ‚Du, von dem ich nicht weiß, wer du bist, den ich niemals gesehen habe, und der immer vor meinen Augen steht, vor dem ich vor Angst vergehe und vor Sehnsucht sterbe . . . ich bitte dich um alles in der Welt, höre auf, mich mit Furcht zu schlagen, mich mit Angst zu peitschen, mich mit Jammer zu geißeln, da ich dir doch nichts zuleide tat.‘ Da sah ihn die Stimme freundlich an und sprach: ‚So wisse denn: lege deine grünen Hoffnungen alle ab, wirf deine blauen Träume hinter dich und tritt weit fort von deinen roten Wünschen. Das ist das eine; aber das zweite ist dieses: zertritt das bunte Gedenken, reiße ab die lachenden Erinnerungen und rotte gänzlich aus das Wissen von dem, was du nicht wissen durftest. Das ist das andere; aber das letzte ist dieses: laß dein Lachen hier im Walde liegen und dein Weinen, wo deine Füße stehen, und all dein Fühlen mußt du der Einsamkeit geben und der Dunkelheit und der Stille.“ — Als leiblich und seelisch schwer Erkrankter kehrt Helmold Hagenrieder aus dem Walde zurück. (Daß solche Reflexionen halb phantastischer und halb sentimentaler Art keine innere Genesung und Gesundung bringen können, liegt ja auch auf der Hand.) Der Tod greift nach seiner Seele, seinem Herzen, seinem Leben. In Fieberschauern jagen alle Erlebnisse der Vergangenheit vor seinen flackernd irren Augen vorbei. Aber — das Naturhafte siegt. Wirr lacht der Fiebernde einmal auf: „Christus sagst du? Ich bin mehr für Wode. Ist ja auch gleich. Meinetwegen Maria; ich denke dabei an Frigge. Importen mag ich nicht; bekommen nicht. Frigge hilft uns schon; bete zu ihr. Du sollst sehen, sie hilft dir. Frigge fügt Hand zu Hand, Mund zu Mund, Schoß zu Schoß. Gelobt sei Frigge!“ — Später hält Hagenrieder

nocheinmal Abrechnung mit sich selbst; wieder scheint das bessere Ich durchbrechen zu wollen: „Du kamst dir doch immer als Übermensch vor und billigst dir dabei die Untermoral des waschlappigen Gesindels zu? Glaubst du vielleicht, die Borgias und ähnliche Kerle waren Helden? Jämmerlinge waren es, die sich kratzten, sobald es sie juckte. Rede dir nicht selber etwas vor! Seinen Instinkten zu folgen, ist keine Stärke; Schlappheit ist es, urmenschenhafte Schwäche oder Neurasthenie. Außerdem warst du doch stets stolz darauf, ein Mann von Wort zu sein; war dein Treueschwur vor dem Altar nicht ehrlich gemeint? Du kannst dich vor dir entschuldigen, das kannst du, mit Schwäche, mit Gedankenlosigkeit, mit was du willst; aber wenn du versuchst, dich zu rechtfertigen, dann machst du dich einfach lächerlich. Du bist polygam veranlagt, sagst du. Schön, aber dann hättest du Junggeselle bleiben sollen. Du warst ja mehr als mündig, als du vor dem Priester dein Ehrenwort gabst. Also rede nicht!" — An einer anderen Stelle des Romanes „Das zweite Gesicht" hält Hagenrieder nocheinmal einen Monolog mit sich selbst und spricht den Satz aus, sich selbst apostrophierend: „Herr Hagenrieder, jeder Mensch bleibt für sich allein; versuchen Sie logisch zu denken, und sie werden einsehen, daß Sie vom Wege abgekommen sind und sich verbiestert haben. Solange man verliebt ist, ist es anders; aber das hält nicht vor."

Jawohl, „das hält nicht vor". Aber bei den naturhaft gearteten Menschen bricht leider das nicht „verbiesterte", das bessere Ich nicht endgültig durch, und es reißt den Sieg in der Lebensführung nicht endgültig an sich. Helmold Hagenrieder schließt sein Leben nicht als Sieger über seine Naturhaftigkeit. Sein letztes Wort ist erfüllt von einem lediglich natürlichen Ethos, von der Sorge um die Frau (der er übrigens im Leben die Gattentreue oft gebrochen) und um die Kinder: „Es ist alles in Ordnung," murmelt der Sterbende, „das Testament und das andere. Alles in Ordnung, alles, alles," flüstert er, „mündelsicher angelegt." Und sein letztes Wort ist nicht einmal der Name seiner Frau, sondern der Name seiner Geliebten, des Naturkindes Annemieken.

Wir wollen nicht zu weit gehen und Hermann Löns und Helmold Hagenrieder identifizieren. Löns sagt am Ende seines Romans von dem Helden desselben: „dessen Seele war gänzlich verschwunden, weil sie schon vor dem Tode ihren Inhalt verloren hatte." Das ist nun die große Frage: Genügt blanke Naturhaftigkeit als Inhalt eines Menschenlebens? Genügt es, wenn es gar keinen andern Ertrag eingebracht hat als den, von dem

man im günstigsten Falle sagen kann: „Mündelsicher angelegt!“?

Wenn aber jemand glauben sollte, der Dichter, der Mensch, der für sein Vaterland gefallene Kämpfer Hermann Löns sei in der vorstehenden Analyse seines naturhaft gearteten Wesens ethisch und moralpsychologisch nicht richtig gezeichnet, dann erinnere er sich daran, daß im Löns-Gedenkbuch, geschrieben von einem Freund des Dichters, die Worte stehen: „Das ‚zweite Gesicht‘ ist eines der großen Künstlerbekenntnisse unserer Literatur und wird als solches auch über die Geschlechter hinaus weiterleben, die an dieses Buch noch das menschliche Interesse der wissenden Neugier fesselt. Denn dieser Helmold Hagenrieder ist niemand anders als Hermann Löns, und die jammervollen Nöte, die Hagenrieder durchlebt und durchleidet, sind ein wehmütiges Spiegelbild der unermeßlichen Leiden, die dieser Dichter durch Veranlagung und Eigenwillen zu tragen verurteilt war.“ — „Verurteilt??“ nein, verurteilt ist keiner, solange er lebt und strebt!

Man könnte sich den Menschen Hermann Löns anders denken, als er war, in Wirklichkeit war. Daß in ihm eine überaus starke Naturhaftigkeit lebte, ist gewiß. Aber ebenso gewiß ist es, daß es keine ungebrochene Naturhaftigkeit war; die Zitate aus dem Roman „Das zweite Gesicht“ beweisen das. Es gibt jedoch Menschen, die nicht so abwegig in Erotik und Sexualität verstrickt sind und dennoch eine ganz erdverbundene Naturhaftigkeit ausleben, die auch nicht zu Reueanwandlungen kommen, wie sie Hermann Löns dem edleren Zuge folgend, der in jedem Menschen schlummert, naturgemäß haben mußte. Bei Menschen, deren Lebensrhythmus mit dem Rhythmus der kosmischen Natur verbunden ist, findet sich eine ungebrochene Naturhaftigkeit am häufigsten: bei Bauern, Jägern, Forstleuten usw. Im realen Leben läßt sich manches Gegenbild zu Hermann Löns entdecken, das in keineswegs zügelloser Form seine inneren Lebenskräfte elementar auswirkt. Es möchte einem leid tun, daß Anlage und Lebenstragik einen Hermann Löns zu dem machten, was er war, und daß er sich nicht entscheidend und endgültig über sich emporriß. Denn das Verwachsensein mit Wald und Wild, Wolke und Wind, Scholle und Quelle ist etwas so Gesundes, daß es schade ist um alles moralisch Kranke und Abwegige und Verfehlte, wo immer wir es in einem naturhaft Starken als bittere Beimischung empfinden.

Wir wollen dem Mannestypus Hermann Löns einen weiblichen

Typus von Naturhaftigkeit an die Seite stellen. Zuvor aber muß darauf hingewiesen werden, daß die Naturhaftigkeit beim Weib gewöhnlich in einer feineren Form durchbricht und sich auswirkt als beim Mann. Wenn das Weib, das schon physiologisch viel mehr Naturwesen ist als der Mann (was keineswegs eine Herabsetzung des Weibes bedeutet) bitteren und trüben Beimengungen der Naturhaftigkeit verfällt, also etwa der Erotik und Sexualität, dann pflegt es freilich auch viel tiefer zu sinken als der Mann. Denn Eros und Sexus können für den Mann Episoden sein — für das Weib sind sie es nie. In dessen Natur greifen sie ungleich tiefer ein als in die des Mannes. Wehe aber, wenn sie zerrüttend eingreifen! Dann wird aus dem Weib die völlig Versinkende, sei es im Spiel ihrer Phantasie oder in der Wirklichkeit. Das Weib fällt tiefer als der Mann, eben weil es mit seiner gesamten Naturhaftigkeit fällt. Wo hingegen in einem Weib die Naturhaftigkeit stark, gesund, in voller Vitalität sich auswirkt, ohne Verdorbenheit, da mag etwas so Herzerquikkendes entstehen wie in der Frau, die wir im folgenden schildern werden. Etwas Erquickendes, vielleicht oft Derbes und allzu Derbes — jedenfalls noch lange nicht das Ideal der Frau. Jedoch schon das Erquickende verdient geschildert zu werden. Denn wir werden bei der Frage nach dem idealen Menschentypus sehen, daß es ohne gesunde, beherrschte, edle Naturhaftigkeit auch keine gesunde Geistigkeit und infolgedessen keine völlige Idealität geben kann. Es ist ein alter Satz: gratia praesupponit naturam, die Gnade setzt immer die gesunde Natur voraus. —

Am 27. Mai 1652 wurde dem pfälzischen Kurfürsten Karl Ludwig im Schloß zu Heidelberg eine Tochter geboren, die nachmals so berühmte „*Liselotte von der Pfalz*". Die unerquicklichen Eheverhältnisse des Kurfürsten können wir hier übergehen. Sie interessieren uns nur so weit, als sie das Schicksal des Kindes beeinflußten. Liselotte hatte nämlich infolge der geschichtlich bekannten „Doppelehe" ihres Vaters zwei Mütter zu gleicher Zeit: die eine, von der sie geboren worden war, war die rechtmäßige Kurfürstin, die zweite war die „andere Frau" des Kurfürsten, ein zum Rang einer Raugräfin erhobenes Kammerfräulein von Degenfeld, mit dem sich Karl Ludwig zu Lebzeiten seiner Frau 1658 in aller Form trauen ließ, sich stützend auf die Patriarchen des Alten Testamentes und auf die historisch ebenso bekannte Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen. Die kleine Liselotte nahm, wenig zur Freude ihres Vaters, energisch

Partei für ihre wirkliche Mutter, und alle pädagogischen Maßnahmen ihrer Erzieherinnen halfen dagegen nichts; denn Liselotte war ein trotzig Kind. Die Jungfer Eltz von Quadt wollte ihr einmal die Rute geben, erzählt Liselotte selbst. „Wie sie mich wegtragen wollte, zappelte ich so stark und gab ihr so viel Schläg in ihre alten Beine mit meinen jungen Füßen, daß sie mit mir fiel, und hätte sich schier zu Tode gefallen. Derowegen wollte sie nicht mehr bei mir sein." Auch die nächste Erzieherin, die Jungfer Uffeln, war machtlos, und so entschloß sich Karl Ludwig, sein Töchterlein zu weiterer Erziehung seiner Schwester Sophie von Hannover zu übergeben. Diese stand damals im 29. Lebensjahr, war also noch jung genug für ihr naturhaft heiteres Pflegekind, und das Stuartblut, das in ihren Adern rollte, trug das Seinige dazu bei, die Kurfürstin von Hannover lebensfroh zu erhalten, wenn sie auch die einzige von ihren elf Geschwistern war, in der das Stuartblut nicht wild überschäumte. Auch der Kurfürst von Hannover war ein gar lustiger Mann. So gedieh Liselotte am Hannoveranischen Hof zu Herrenhausen so gut, daß ein Onkel von ihr sagen konnte, sie „wäre gut zum Essen, wenn man sie wie ein Spanferkel braten könnte". Jedenfalls wurde das Kind bei all der Karnevalsstimmung, die am Hofe von Herrenhausen herrschte, ohne Koketterie und möglichst natürlich erzogen. Wenn es sein mußte, konnte sich Liselotte auch auf dem glatten Parkett sehr wohl bewegen, und sie scheint als Kind eine kleine Schönheit gewesen zu sein. Aber das Herumstreunen in Wald und Wiese war ihr doch am liebsten. Und ihre Tante berichtete nach Heidelberg: „Gott hat ihr die Gabe verliehen, den ganzen Tag im Wagen zu schlafen, für vier zu essen und in rechter Zeit immer guten Humors zu sein." Die religiösen Einflüsse, die Liselotte in Hannover empfing, waren allerdings wenig geeignet, ihr Respekt vor höheren Dingen beizubringen. Ihr Onkel Ernst August nahm es sehr leicht mit solchen Dingen, und man muß sich wundern, daß das Kind überhaupt irgendeinen positiven Glauben an Gott in sein späteres Leben mitnahm. Als sie elf Jahre alt war, forderte Karl Ludwig die Heimkehr seiner Tochter nach Heidelberg. Der Abschied vom fröhlichen Hof zu Hannover fiel ihr schwer. Ihre echte Mutter hatte es vorgezogen, das Schloß von Heidelberg zu verlassen und ihrer Gegnerin Luise von Degenfeld den Platz zu räumen. Eine Madame Trélon und dann ein Fräulein von Kolb wurden Liselotte als Erzieherinnen beigegeben. Aber der kleine Wildfang scheint beide gründlich zum besten gehalten und namentlich durch sein virtuoses Grimassenschneiden, wo immer

nur möglich, gereizt zu haben. Die religiöse Erziehung war auch fernerhin ziemlich gleich null. Liselotte mußte Morgen- und Abendgebet lernen, und nur eine Stunde in der Woche wurde für Bibel und Katechismus angesetzt. „Mich deucht," urteilt sie später selbst, „daß unser Herr Vater uns eben nicht gar eifrig hat in der Religion erziehen lassen." Dafür hatte die Jungfer Kolb besondere Mühe für etwas anderes aufzuwenden, denn Liselotte liebte es, „erschrecklich zu fressen". Ihr Vater, ein echter Landesvater der damaligen Zeit, nahm seine Tochter gerne mit auf die Mannheimer Kirmes, und sie hatte ihre helle Freude daran, wenn die alten Tänze der Vorfahren wieder getanzt wurden. Sie war überhaupt ein junger Treibauf, der auch in Heidelberg seinen Spitznamen beibehielt, den das übermütige Mädel von Hannover mitgebracht hatte: „Rauscheblatt, Rauscheblattenknecht". Sie selber wäre damals gern ein Junge geworden, und das Hantieren mit Flinten und Degen oder das Herumtollen im Schloßpark war ihr lieber als das Spielen mit Puppen. Sie schlug der Jungfer Kolb ein Schnippchen, wo es nur anging, und wunderte sich nachmals selber, daß sie „nicht mehr als hundertmal beim vielen Springen den Hals gebrochen habe". Schon als elfjähriges Mädchen bewährte sie sich als gute Weinkennerin, die sich gerne am großen Faß von Heidelberg herumtrieb und kein Lied lieber hörte, als wenn der Vater sang: „So lasse das Wasser den Gänsetrank sein,/Jedermann, jedermann trinket gern Wein,/Und sonderlich du und ich." — Wenn das heranwachsende Mädchen hört, daß sich irgendwo etwas Besonderes zugetragen habe, daß irgendwer „was Junges bekommen" soll, dann ist sie gleich dabei, mitunter in der Gemüsemarktsprache einen launigen Brief über die neuesten Neuigkeiten zu schreiben. Ein andermal wieder fesseln sie Bühnenstücke wandernder Komödianten; ja, im Fasching 1670 wagt sich die Achtzehnjährige selbst auf die Bretter. Aber da kommt eine Hoftrauer dazwischen, und sie müssen den Triumphwagen, den Liselotte als Aurora besteigen sollte, wieder ins Bühnenarsenal stellen. „So seindt aus lauter Göttern lauter sterbliche Menschen geworden," meldet sie traurig nach Hannover.

Merkwürdigerweise ist diesem frischen Naturkind das Herz nicht aufgegangen für die Liebe. Oder soll man nicht besser sagen: bezeichnenderweise? Sie hatte eben keinen Sinn für „Sentiments", und man merkt ordentlich, daß sie nicht leicht entzündbar war, wenn sie den nicht gerade höfischen, aber echt naturhaften Ausspruch tat: „Die Liebe ist wie der Tau, fällt ebenso leicht auf einen Kuhfladen als auf ein Rosenblatt." —

Dennoch, wenn auch die Liebe nicht kam als heißes Gefühl, so kam die Ehe als Ergebnis nüchternster Staatsraison. In Frankreich war die Gemahlin Philipps I. von Orleans jählings gestorben, und sofort beeilte sich eine der vielen Tanten Liselottens, sie dem verwitweten Bruder Ludwigs XIV. zu vermählen. Philipp von Orleans, der den Titel „Monsieur" führte, war 31 Jahre alt. Männlichkeit war nicht sein besonderer Charakterzug — nicht ohne Absicht hatte Mazarin den begabten Knaben, der seinen Bruder, den nachmaligen Sonnenkönig, geistig zu überfliegen drohte, in weibischer Art erziehen lassen. Nur einer konnte und sollte König sein in Frankreich; daher machte man aus Philipp von Orleans bewußt einen Tändler, einen Toilettenkünstler und Galanteriehelden. Der dämonische Chevalier Philipp de Lorraine hatte „Monsieur" so in der Gewalt, daß der gute Geist eines Daniel de Cosnac, der dem Prinzen immer predigte: „Werde, was du bist!" zuletzt doch unterlag.

Liselotte wurde also um der Politik willen Braut des Herzogs von Orleans. Zuvor galt es, die Calvinistin zur Katholikin zu machen. Das war nicht allzu schwer bei den dürftigen religiösen Kenntnissen, die sie besaß. Sie nahm es mit ziemlicher Gleichgültigkeit hin und sagt selbst von der Komödie: „Mir las man nur etwas vor, wozu ich ja oder nein sagen mußte, welches ich auch nach meinem Sinn getan und ein paarmal nein gesagt, wo man wollte, daß ich ja sagen sollte; es ging aber doch durch; mußte in mich selbst darüber lachen." — Der Abschied von Heidelberg war hart: „Ich habe so geschrien, daß meine Seite dick war, habe von Straßburg bis Chalons die ganze Nacht nichts getan als schreien." Aber nun wurde sie „Madame", und Ludwig XIV. fand solches Gefallen an der Frische dieses Naturkindes, daß die nörgelnden Stimmen am Hofe bald verstummen mußten. Wer hätte auch zu lästern gewagt, wo der Sonnenkönig gepriesen hatte? Die Empfangsfeste waren prunkvoll wie alles zu St. Germain und Versailles. Das Naturkind aus Heidelberg und der spießbürgerlichen Enge des pfälzischen Hofes kam nicht mehr aus dem Staunen heraus über die Balletts, Bälle, Maskenfeste oder über die Diamantrose im Wert von 40000 Skudi, die ihm die Königin geschenkt hatte. Man bedenke: ganze sechs Hemden hatte Liselotte als Aussteuer mitgebracht, die Tochter Karl Ludwigs von der Pfalz, der in seinem bescheidenen Etat jährlich nur 154 Gulden für seine Reisen aussetzen konnte . . . wie mußte sie da der funkelnde Glanz des Hofes umstrahlen und beinahe blenden! Den Sonnenkönig bewunderte sie, wie er selber an ihrer quellfrischen Art seine herzliche Freude hatte;

was ihm in dieser Frau entgegentrat, war denn doch etwas anderes als die geschminkten und gepuderten Maitressen des Hofes. Liselotte aber blieb in der parfümierten Fäulnis ihrer Umgebung die unantastbare, ganz ihrem Gatten angehörige Frau und hat ihn trotz seiner eigenen Untreue immer treu geliebt. Sie hat dreißig Jahre an der Seite dieses Mannes gelebt, dessen künstlich unterbundene Königsblutadern immer wieder und immer wieder umsonst nach Kampf und Ruhm verlangten. Sie hat ihn geliebt und bewundert, obwohl auch schwere Zeiten und tiefste Schatten für ihre Ehe kamen. „Ich sage nur dieses," erklärte Liselotte 1672, „daß Monsieur der beste Mensch von der Welt ist, wir vertragen uns gar wohl." Und an den Welfenhof von Hannover berichtet sie der Tante: „Daß Euer Liebden und Onkel über mich lachen, daß ich jetzt so gut katholisch bin und soviel vom Sakrament des Ehestandes halte, so schlägt mir aber solches Sakrament wohl genug an, um zu wünschen, daß es ewig währen möge und man kein Mittel finden möge, selbiges zu scheiden; denn wer mich von Monsieur scheiden wollte, täte mir keinen Gefallen." Mit dem „gut katholisch sein" war es freilich nicht sehr weit her. Man ging am Hof täglich zur Messe, manchmal erst um 12 Uhr, nachdem man um ½11 Uhr aufgestanden war. „Wenn ich keine große Messe habe," sagt Liselotte, „bin ich mit meiner Andacht bald fertig; denn ich habe einen Kaplan, der mir in einer Viertelstunde die Messe expediert, das ist so meine Sache." Und weiter: „Wenn wir keine andere Betrübnis hätten wie unsere Sünden, wäre es gar lustig. Wegen meiner Sünden habe ich mein Leben lang nicht weinen können." Auch die Predigt imponierte ihr wenig. Sie erklärte es als eine ihr unangenehme Empfindung, „einen Kerl auf der Kanzel rufen zu hören, dem man nicht widersprechen darf". Unter Umständen ist ihr die Predigt ein gutes Schlafmittel. „Ich hatte einmal hier," schreibt sie der Tante nach Hannover, „einen starken Husten und war drei Nächte gewesen, ohne ein Auge zuzutun, da fiel mir ein, daß ich in der Kirche schlafe, sobald ich predigen oder Nonnen singen höre; fuhr deswegen ins Kloster . . . die Nonnen fingen aber kaum an zu singen, da schlief ich ein und schlief die drei Stunden über, solange das Office währte; welches mich ganz wieder erholte." Der Sonnenkönig mußte bei der Messe die neben ihm kniende Liselotte oft mit dem Ellbogen anstoßen; „kann also weder recht einschlafen noch recht wacker werden," klagt sie. Einst schlug während der Predigt der Blitz zweimal in der Nähe ein; Liselotte ist ganz erstaunt, die Donnerschläge nicht gehört zu haben und sagt nur harmlos: „Ein süßer

Schlaf hat mich verhindert, solches zu hören." Man muß freilich bedenken, daß die „Devotion" des Königs und noch weniger der Maitressen geeignet war, ihrer Urteilskraft und Urteilsschärfe eine andere Richtung zu geben. Wenn aber der Kreis der Männer rings um Fénélon und Bossuet ihr nicht mehr imponierte, als es der Fall war, so ist das zum guten Teil auf ihre nie stark entwickelte Fähigkeit zu abstraktem Denken zurückzuführen. Sie gestand selber, um mit ihren eigenen Worten zu reden, „daß das Thema Unsterblichkeit der Seele mein Verständnis übersteigt und daß ich von ganzem Herzen wünschen würde, es zu begreifen; aber daraus folgt nicht, daß ich nun absolut des Glaubens bin, sie sei sterblich und wir würden also sterben wie die Tiere. Wenn ich dieser Ansicht wirklich wäre, so würde ich mich nicht bemühen, mein Bestes zu tun, um ein würdiges Leben zu führen, wie ich es, Gott sei Dank, bis jetzt versucht habe. Ich würde dann wenigstens bestrebt sein, mir das Leben so angenehm als möglich zu machen." Liselotte hatte in dieser Frage, die freilich mit bloßer Naturwüchsigkeit nicht zu lösen ist, manchen Disput mit ihrem ehemaligen Hofmeister Étienne Polier de Bottemps, der ihr aus der Heimat nach Frankreich gefolgt war. Er vermochte sie nicht zu überzeugen, und sie hielt seinen Gründen entgegen, was eben rein naturhaft und nicht abstrakt denkende Naturen zu sagen pflegen: „Wenn Sie eine kleine Reise in die andere Welt gemacht hätten, so würden Sie zu sagen wissen, was dort vorgeht und dann könnten Sie mit Sicherheit darüber reden, aber im Augenblick wissen Sie darüber so wenig wie ich."

Dennoch, „so angenehm" wie andere Damen des Hofes machte sich Liselotte das Leben nicht. Die gingen im großen Hofstaat zur Messe, die ihr selber nur ein „Geplärr von aaa iii ooo" war, auch wenn es sich um Palestrinas grandiose „Missa papae Marcelli" handelte. Im praktischen Leben jedoch kümmerten sich jene Hofdamen wenig um den Gott ihrer Tage, dem sie die Nächte mit Sünden ausfüllten. Die Religion, die „Madame" besaß, war einfach und fast primitiv; dafür nahm sie's mit der Moral um so ehrlicher, wenn sie auch immer calvinistisch dachte. Sie sagt: „Gott den Allmächtigen, den admirire ich, ohne ihn zu begreifen; ich lobe und preise ihn morgens und abends und ergebe mich in seinen Willen." Wenn sie Psalmen singt, so ist es mehr Singlust ihrer Kehle und die Erinnerung an ihre Jugend, die sie dazu veranlaßt, wie sie denn auch mit wenig religiöser Glut und um so drastischerem Humor von den Pauken und Trommeln spricht, die am Neujahrstag ihr „in dulci iubilo-ho-ho-, nun singet und seid froh-ho-ho" schmettern. Ihre eigentlichste

Welt war die der Familie. Ihre Tante von Hannover, eine feine Menschenkennerin, sagt von der Nichte: „Wenn sie Monsieur hat, dann fragt sie nichts nach Himmel und Erde." Liselotte hat ihrem Gatten in den ersten fünf Jahren ihrer Ehe drei Kinder geboren. Das älteste davon starb schon früh. Über die zwei andern, den kleinen Philipp und die kleine Liselotte, äußert sich die Mutter in ihrer drollig anmutenden Art: „Ich habe zwei tolle Heilige, welche den ganzen Tag ein Gerassel und Getrommel machen, daß man weder hören noch sehen kann; jedoch ist das Älteste seit vierzehn Tagen etwas stiller geworden, denn es sind ihm in der Zeit fünf Zähne durchgebrochen. Diesen Herbst wird man ihn entwöhnen, denn er frißt ein großes Stück Brot aus der Faust wie ein Bauer." Und von der Prinzessin Elisabeth Charlotte rühmt sie, sie sei „so fett wie eine gemästete Gans und sehr groß für ihr Alter". Am Hofe war man wütend über eine solch kinderfrohe Mutter. Die Kamarilla setzte später mit ihren dunklen Plänen bei Philipp von Orleans ein, um das Familienglück des Herzogs zu zerstören, das dieser verkommenen Gesellschaft wie eine ständige Predigt aus Kindermund erschien.

Die herzoglichen Kinder hatten allerdings eine physisch kerngesunde Mutter. Sie ritt mit besonderer Freude die Hofjagden mit, diese Jägerin aus Kurpfalz, die von morgens fünf bis abends neun im Sattel zu bleiben vermochte, obwohl sie erst in Frankreich das Reiten gelernt hatte. Bald war sie die tollkühnste Reiterin am Hof, nicht selten in Gefahr, den Hals zu brechen. „Ventre à terre" hinter dem gehetzten Hirsch oder Wolf in den Forsten von Marly und Fontainebleau herzujagen, das war ihre liebste Lust, „eine rechte Lust für einen Rauscheblattenknecht, wie ich bin," sagt sie einmal, „denn man braucht sich da nicht viel putzen noch schminken wie bei einem Balle". Und nach solchen Ritten gab es einen kerngesunden Hunger, den Liselotte so gründlich stillte, daß sie nach einem Jagdgelage jammerte: „Ich aß mich so dick, daß ich mich nicht rühren konnte." Es ist eine belustigende Illustration dazu, daß der Sonnenkönig in höchsteigener Person ihr Bettruhe und Klistiere verordnete. Freilich Se. Majestät gab selbst das beste Beispiel eines tüchtigen Essers. Liselotte beobachtete einmal, daß der König bei einer einzigen Mahlzeit zu sich nahm: vier Teller voll unterschiedlicher Suppen, einen ganzen Fasan, ein Feldhuhn, geschnittenes Hammelfleich in feiner Brühe mit Knoblauch, zwei gute Stück Schinken, Salat und als Nachtisch noch Obst und Konfitüren. Auch ein Stück Naturhaftigkeit, wenngleich verbrämt vom königlichen Purpur und dem Glanz der Feste. —

Aber über diesen Festen des französischen Hofs hat Liselotte die deutsche Heimat und ihre Blutsverwandten nie vergessen. Sie besaß einen Halbbruder, ihren geliebten Karllutz, dem wollte sie so gerne die leichte, sonnige Heiterkeit des Pariser Hofes gönnen und lud ihn so lange ein, bis er schließlich kam. Die hochentzückte Schwester konnte sich nicht enthalten, „aus ihrem Bett morgens um 10 Uhr" den Bruder zu begrüßen mit einem Brieflein: „Herzliebster Schwarzkopf, es freut mich im Herzhäusele drinne, daß du, mein geliebter Bub, angekommen bist. Keine Entschuldigung! Ihr müßt heute gegen Abend herkommen. Ihr mögt auch machen, wie Ihr wollt, denn es verlangt mich, Euch zu sehen und zu embrassieren. Nirgends als hier werde ich Euch sagen, was Ihr zu tun habt." Und die treudeutsche Frau hat schweres Leid um die Heimat getragen, als die Pfalz unter den Eroberungskriegen Ludwigs XIV. Unsägliches zu leiden hatte. Sie selbst flehte den Sonnenkönig um Hilfe an — es war umsonst. Sie mußte 1680 den Tod ihres Vaters erleben, der nicht bloß an physischer Krankheit, sondern im Anblick der Franzosengreuel am gebrochenen Herzen starb. Auf dem Wege von Friedrichsburg nach Heidelberg schlossen sich seine Augen für immer, nachdem sie nocheinmal die Schönheit des Augusttages und die fernen Zinnen des Heidelbergers Schlosses geschaut; schlossen sich die lebensdurstigen Lippen für immer, nachdem sie im Anblick der Erdenherrlichkeit nocheinmal leise gesprochen: „Wie wohl das tut!" Fünf Tage nach der Botschaft von seinem Tode schrieb Liselotte, daß ihr die Augen vom vielen Weinen so wehe täten, daß sie kaum recht daraus sehen könne und große Mühe beim Schreiben habe; ja, die so lebensstarke Frau nennt sich „ganz melancholisch, wenn sie nur daran denke". Sie verlor dann auch noch den Bruder. Aber es ist wieder ganz naturhaft, wenn sie sich in der Erbschaftsfrage vor allem um den wohlgefüllten Weinkeller von Heidelberg sehr interessiert zeigt. Liselotte war nämlich für den Fall, daß ihre angestammte Linie keine männlichen Nachkommen mehr habe, im Testament ihres Vaters zur Universalerbin seines Privatbesitzes, Bibliothek und Artilleriepark ausgenommen, eingesetzt worden. Wer Land und Leute erben sollte, darüber stand leider nichts im Testament. Ludwig XIV. erhob nun im Namen, wenngleich ohne jeden Auftrag der Privaterbin, Anspruch auf die Pfalz. Die Folge war der Pfälzer Erbfolgekrieg, und Liselotte erduldete all seine Schrecken in der Seele mit. Die Parole „Brûlez le Palatinat", ausgegeben von Louvois im dritten französischen Raubkrieg, ließ die Banden des Generals Mélac morden und sengen. Die Ortschaften auf

dem linken Neckarufer gingen in Flammen auf, Mannheim loderte im Feuer, und am 2. März 1689 flogen die französischen Brandfackeln und Pechkränze in den stolzen Ottheinrichsbau des Heidelberger Schlosses. Liselotte konnte kaum mehr Schlaf finden, wenn sie an die Greuel des „wüsten Mélac" dachte. Sie ließ aber ihre Umgebung nicht im unklaren darüber, wie sie innerlich fühlte. Bevor der Dauphin zur Armee abreiste, sagte sie ihm kühn ins Gesicht: „Wenn Sie meine Meinung hören wollen, so werden Sie nicht gehen, denn ich gestehe Ihnen, daß ich nur Schmerz haben kann, da ich sehe, daß man sich meines Namens bedient, um mein armes Vaterland zu ruinieren." Sie erhob schärfsten Einspruch bei Louvois, „dem bösen Teufel" — es war wiederum alles vergebens . . .

Das Leid um die nie vergessene deutsche Heimat, die sie mit heißer Liebe liebte, war nicht das einzige Leid im Leben dieser Frau. Sie hatte die Intrigen der Hofkamarilla bis zur bittersten Hefe zu durchkosten. Das elende Kleeblatt Lorraine (wir kennen ihn schon als den bösen Dämon der Jugendzeit Philipps von Orleans), der Oberstallmeister Marquis d'Effiat und die Marschallin Frau von Grançay bemühten sich, Philipp von Orleans wieder für die Verdorbenheiten des Hoflebens zu gewinnen, denen ihn seine gesunde Ehe und herzenstreue Neigung zu Liselotte entrissen hatte. Vor allem Lorraine stand als Mephisto hinter dem, was nun kam. In gemeiner Tuschelei brachte man Monsieur das Gerücht zu Ohren, seine Frau stehe in unlauteren Beziehungen zu einem Offizier des königlichen Hofes, dem Ritter von Sinsanct, und Liselottes Hofdame und Freundin, Fräulein von Théobon, diene den beiden als Postillon d'amour. Philipp von Orleans glaubte dem Dämon Lorraine mehr als seiner untadeligen Frau. Er wurde kühl gegen sie, so daß Liselotte ihre Zuflucht nahm zum König selbst, der ihr bei all seinen Schwächen und seiner Sinnlichkeit doch als ritterlicher Mann bekannt war. Der König klärte sie über die kursierenden Gerüchte auf. Sie hatte noch keine Ahnung davon und geriet so außer sich über die Schmach, die man ihr antat, daß sie allen Ernstes daran dachte, in das Kloster Maubuisson zu gehen. Diesmal fühlte sich die naturhafte Frau an einer Stelle ihres Wesens getroffen, an der gerade die Naturhaftigkeit einer Frauenseele keine überschwere Belastungsprobe erträgt. Sie soll die völlig schuldlos Théobon entlassen, fordert die Kamarilla — nein, so erklärt sie ein zweites Mal dem König, sie werde einen solchen indirekten Beweis ihren Gegnern niemals liefern und beharrt bei ihrem Entschluß, ins Kloster zu gehen. Da spricht Ludwig XIV. das entscheidende

Königswort. Er verlangt, daß die drei Kamarillamenschen Madame persönlich um Verzeihung bitten und setzt die Formel hinzu, gegen die es keinen Einspruch mehr gab: „Car tel est notre plaisir."

Aber die drei Verschworenen setzen ihr gemeines Werk fort, wenn auch im stillen. Leider lieferte ihnen Liselotte selbst in Bälde den Stoff für ihre unsauberen Quertreiberein. Am 30. Juli 1683 nämlich starb Maria Theresia, die Gemahlin Ludwigs XIV. Ihre Nebenbuhlerin im Herzen des Königs war schon lange die Frau von Maintenon, deren Leben selber ein Roman ist. Jetzt, nach dem Tode der Königin, bezog die Maintenon deren Gemächer, und um die Wende des Jahres 1683/84 wurde in der Schloßkapelle zu Versailles die Trauung des Königs mit Frau von Maintenon vollzogen. Wahrlich, die ehemalige Franziska d'Aubigné, nachmalige Witwe des Burleskendichters Scarron, dann Erzieherin der Kinder, die Frau von Montespan ihrem königlichen Geliebten Ludwig XIV. geboren hatte, dann selbst Kurtisane des Königs . . . sie hatte es weit gebracht. Aber Liselotte schäumte förmlich auf vor Wut gegen die Maintenon. Das Naturkind, das dem König alle Maitressen verzieh, konnte sich in eine solch unebenbürtige Heirat des königlichen Herrn nicht finden. Sie hatte nichts eingewendet (außer ihrem eigenen besseren Beispiel!) gegen die La Vallière, die Fontanges, die Frau de Ludre und die Marquise von Montespan, solange nur eine wirkliche und ebenbürtige Königin auf dem Throne saß. Aber jetzt klagte sie: „Unser König ist gar hochgeboren, sollte sich also nicht verquackelt haben." Keine Geschichte aus der romantischen Vergangenheit der Maintenon ist ihr jetzt anrüchig, kein Witz über sie und die königlichen Bastarde ist ihr derb genug. Sie erzählt überall und berichtet überallhin, was eine Ninon de l'Enclos von der Maintenon und einem berüchtigten „gelben Zimmer" in deren Haus gezischelt hatte. Sie sagte laut von der neuen Königsgemahlin: „Es sind wenige bei Hof, die sich nicht rühmen können, ihre bonne grâce gehabt zu haben", und als die Maintenon moralische Reformbestrebungen am Hof durchführen will und in dem Jesuiten Père La Chaise einen eifrigen Helfer findet, da entlädt sich Liselottes Zorn auch über den Ordensmann, dem selbst seine Feinde Achtung zollten, und sie schimpft ihn einen „langohrigen Jesuiter". Eine Zeitlang sah der König diesem Treiben seiner Schwägerin zu, dann ließ er sie seine Ungnade fühlen: sie wurde vom Hofe verbannt.

Das Kamarillakleeblatt hatte nun wieder freies Feld gegen sie. Und es nutzte die Sachlage aus zu einem neuen Plan: die

unehelichen Kinder Ludwigs XIV. und der Montespan sollten mit den Kindern Liselottes verheiratet werden. Philipp von Orleans war leider schwach genug und zeigte sich den Wünschen Lorraines zugänglich, hinter denen der königliche Wille selber stand. Dafür aber setzte ein Ringen ein zwischen der in ihrem Blut- und Ahnenstolz wie in ihrer Mutterehre gekränkten Liselotte und der Kamarilla. Sie verlor den Kampf, wenigstens was ihren Sohn, den Herzog Philipp von Chartres und die ihm zugedachte Braut, die uneheliche Königstochter Mademoiselle de Blois anging. Als aber das junge Brautpaar sich bei Hofe vorstellte, da brach Madames Naturhaftigkeit in einer am Hof von Versailles unerhörten Weise durch: in der Spiegelgalerie des Schlosses gab sie ihrem jung verlobten Sohne in dem Augenblicke, wo er ihre mütterliche Hand küssen wollte, vor dem versammelten Hof eine schallende Ohrfeige. Von diesem Moment einer Explosivreaktion an war sie aber wenigstens mit dem Sohne ausgesöhnt. Nicht mit dessen Frau. Der sagte sie nur „bon jour" und „bon soir" und kein Wort weiter und ließ im übrigen nichts Gutes an ihr, dem schönen Fräulein von Blois. Unter anderm behauptete sie: „Meines Sohnes Gemahlin ist ein widerlich Mensch, seufft sich alle Tage drei- oder viermal sternsvoll; ihre Hoffart und böser Humor unleidlich und ihre Figur perfekt unangenehm; sie ist ganz schief, hat eine abscheuliche Aussprache, als wenn sie immer das Maul voll Brei hätte, und der Kopf zittert ihr allzeit." So sahen Liselottes Augen . . . der Gesandte Friedrich Wilhelms von Brandenburg z. B. sah das genaue Gegenteil. Auch gegen die Gemahlin des Königs werden die Ausfälle Madames immer toller, und sie gebraucht rundweg ordinäre Ausdrücke, um Frau von Maintenon zu treffen, wo sie nur kann; so trüb war ihr sonst so klarer und heller Blick. Die Maintenon dagegen blieb ihrer Feindin gegenüber ruhig, kühl, fast olympierhaft reserviert und vergalt nicht Gleiches mit Gleichem. Im Gegenteil, die Zeit sollte kommen, wo Liselotte der Frau von Maintenon die Rettung vor schwerem Geschick zu verdanken hatte.

Der Pater de Trévou hatte nämlich im Laufe der Zeit den Herzog von Orleans zur Erkenntnis seiner Ausschweifungen und zur Umkehr gebracht. Er näherte sich, einem schlechten und treulosen Leben entsagend, wieder seiner Frau. Dazu kam, daß der König den tatendurstigen jungen Herzog von Chartres genau so niederzuhalten versuchte, wie er einst dessen Vater Philipp von Orleans hatte unterdrücken lassen. Wiederum lautete die Maxime der königlichen Politik, kein Orleans dürfe den Ruhm der Bourbonen, und seien es Königsbastarde, verdunkeln. Diese

Politik seines Bruders trieb Philipp von Orleans noch mehr an die Seite seiner Frau. Lorraines Sterne verblichen . . . ein Schurke im Leben, ist der saubere Chevalier plötzlich und mitten im Prahlen mit seinen Schmutzereien gestorben. Nun konnte Philipp von Orleans frank und frei mit dem König reden, ohne daß Mephisto sich zwischen die Brüder stellte. Der Herzog redete aber so gründlich, daß ihn nach einer hocherregten Aussprache mit Ludwig XIV. im Schloß zu Marly der Schlag traf, während er auf seinem Sommersitz zu St. Cloud weilte, und zwei Tage darauf, am 10. Juni 1701, starb er. Nun war die Frage, was aus Liselotte werden sollte. Würde die Kamarilla, würde namentlich die so oft gekränkte Frau von Maintenon sich gegen sie erheben? Seit fünfzehn Jahren hatte man der Herzogin von Orleans mehr oder minder deutlich gedroht, man werde sie in ein Kloster stecken, wenn sie gegen die Gemahlin des Königs und die unehelichen Königskinder weiterhetze. Während ihr Gatte im Todeskampfe lag, soll Liselotte, wie Saint Simon berichtet, laut geschrien haben: „Kein Kloster! Daß man mir nicht davon spricht! Ich will in kein Kloster!" Und 24 Stunden später vermittelte der Geängstigten keine andere als Frau von Maintenon eine Audienz beim König. Die Folge war: die beiden Frauen versöhnten sich. Und jetzt enträtselte Liselotte das tiefste Geheimnis ihres langjährigen Hasses, indem sie zum König sprach: „Wenn ich Sie nicht geliebt hätte, würde ich Madame de Maintenon nicht so sehr gehaßt haben." Da liegt sie also klar zutage, die ganze Naturhaftigkeit dieser Frau im Lieben (wenn sie auch ihrer Ehre nie etwas dabei vergab) wie im Hassen (wobei sie ihrer Hellsichtigkeit nicht gerade ein rühmliches Zeugnis ausstellte).

Der Herzog von Orleans hatte 7½ Millionen Livres hinterlassen, leider nicht als Vermögen, sondern als Schulden. In seinem Testament stand Liselottes Name überhaupt nicht. Universalerbe ohne jede Klausel war der Herzog von Chartres. Madame kam nur der bei der Heirat ausbedungene Witwenbesitz zu, das Schloß Montargis, das 3—4 Tage von Paris entfernt lag und dazu ziemlich mäßige Einkünfte besaß. Nun war es vorbei mit „gloire et grandeur" . . . Da zeigte sich der Sonnenkönig wiederum in ritterlicher Großmut. Er erhöhte ihr Einkommen und schien gnädig gegen sie gesinnt. Gleichwohl, Madame nimmt allmählich nur eine dekorative Bedeutung an, soweit Hofzeremoniell und Etikette es eben erheischen. Aber das Naturkind weiß sich in sein Schicksal zu ergeben. „Wenn mich was bekümmert," sagt sie, „suche ich hundert Sachen hervor, so mir Distraktion geben

können, und überwinde es so in wenigen Tagen; weil alles so vergänglich ist, darum muß man sich lustig machen, denn man kommt nicht zweimal wieder, und ich glaube, daß unser Herrgott auch lieber hat, daß man ihm mit Lust als mit Kummer dient. Was gewinnt man denn mit traurigsein? Nur Schmerzen und Krankheiten; nein — nichts ist gesünder als vergnügt zu leben." Aber neben diesem Wort steht doch auch ein anderes, das ihre Gerafftheit beweist: „Die jungen Leute wissen nicht, worin der Respekt besteht. Ich gestehe, daß das ganze unordentliche Wesen mir abscheulich mißfällt. Das verleidet alle Lust und macht die Einsamkeit lieben." In ihren einsamen Tagen tauchen die Träume aus der Jugendzeit, die Bilder der deutschen Heimaterde wieder auf vor ihrem Blick. „Mich deucht," schreibt sie, „es ist recht natürlich, sein Vaterland allem andern vorzuziehen; aber unser Vaterland ist doch in der Tat gar schön und wird von jedermann, die es sehen, admirirt . . . bin wie die alten Kutscher oder Fuhrleute, die noch gerne die Peitsche klacken hören, wenn sie nicht mehr fahren können." Bis auf den roten Schnauzbart eines ehemaligen Heidelberger Leibkutschers gehen ihre Erinnerungen zurück. Von Deutschen läßt sie nur Deutsch an sich schreiben, und einen jungen Landsmann, der in Paris weilt, den Neffen eines Geheimrats von Harling, überhört sie in deutscher Grammatik und läßt ihn — zwar nicht beten — aber doch seine deutschen Gebete aufsagen. Sie freut sich köstlich, als man findet, daß sie noch „gut Teutsch schreibe". Alt-Heidelberg und seine trauten, lieben Winkel sind die Gegenstände ihrer Briefe, ihrer Träumereien an französischen Kaminen. Ach, wenn sie nur das zusammengeschossene, niedergebrannte Schloß wiederherstellen könnte in seiner alten Herrlichkeit. Wie ein Lied aus der Jugendzeit voll Wehmut klingt ihr Wort: „Mein Gott, wie oft habe ich auf dem Schloßberg Kirschen gegessen morgens um fünf Uhr mit einem guten Stück Brot, damals war ich lustiger als nun."

Das Alter naht. Auch damit wird sie handelseins. Sie war, von der frühesten Kindheit abgesehen, nie eine Schönheit; aber jetzt ist sie das gewiß nicht. Sie nennt sich „summa summarum, gar ein häßlich Schätzchen" und meint, ein Maler müsse schon ein Hexenmeister sein, um ein solches „Bärenkatzenaffengesicht" zu stilisieren. Sie übertreibt wohl. Immerhin sie rührt Schminke und Puder nicht an. Ihr Leben lang hat sie der Natur nicht ins Handwerk gepfuscht, so will sie auch keine einzige Runzel des Alters künstlich verdecken. Sie hält sich an ein gutes Wort ihrer Tante in Hannover: „On peut voir une belle vieille, mais

jamais une vieille belle." Auch die damals noch als etwas exotisch bewerteten Getränke Kaffee und Schokolade verschmäht sie und meint, Rindfleisch mit Meerrettich, Sauerkraut und brauner Kohl würden ihr „besser bekommen als alle Ordonanzen von den Doktoren". Moselwein, Rheinwein, ab und zu Champagner mag sie leiden, dem Burgunder ist sie abhold. Die Musik stand nicht in besonderer Gunst bei ihr, am wenigsten die Koloraturmusik der Italiener, über die sie urteilt: „Deucht mir, daß es lautet, als ob die Katzen auf dem Dach miteinander miauen." Die Natur geht ihr über alles und sie schreibt der Tante nach Hannover: „Ich höre lieber die Nachtigallen als alle Musik der Welt, und was die Natur macht, finde ich allzeit schöner, als was die Menschen machen." An Paris fesseln sie nur noch die großen französischen Klassiker und deren vollendete Bühnenaufführungen. Sie ist aber am liebsten zu St. Cloud. Die Schloßräume des Palais Royal flüsterten ihr zu viel von den traurigen Dingen zu, an denen sie so „erschrecklich gelitten" hatte.

Es wurde zusehends einsamer um die Herzogin-Witwe. Stundenlang saß sie in ihrem Kabinett, betrachtete ihre wertvolle Münzensammlung, ihre Kupferstichsammlung, ihre geschnittenen Steine, oder schrieb Briefe. Der Spanische Erbfolgekrieg, der die Welt nocheinmal aufwühlte, hätte die einsame Frau wohl nicht mehr sonderlich berührt, wäre nicht ihrem Sohn, dem Herzog von Chartres, eine entscheidene Rolle in dem großen Ringen der europäischen Mächte zugefallen. Er erhielt keine geringere Aufgabe als die, sich dem Prinzen Eugen gegenüberzustellen. Seine persönliche Tapferkeit bei Turin trug ihm einen Musketenschuß in die Hüfte und einen zweiten in den linken Arm ein, aber er konnte es nicht hindern, daß die Trompeten der kaiserlichen Truppen Viktoria bliesen. In Spanien hatte der Herzog von Chartres zunächst mehr Glück. Aber plötzlich fing man an, von hochverräterischen Plänen zu munkeln, die er insgeheim mit England gegen Frankreich angezettelt habe, um sich persönlich das Königreich Navarra und einen Teil der Languedoc zu sichern. Die Rehabilitierung ihres in Ungnade gefallenen Sohnes am Hofe beschäftigte Liselotte in jenen stürmischen Tagen so stark, daß sie nocheinmal neu aufzuleben schien. Und dann kam ein Ereignis, das ebenso tragisch als folgenschwer werden sollte: der Tod Ludwig XIV. Die letzten Lebensjahre des Sonnenkönigs waren schwer umschattet. Der Spanische Erbfolgekrieg verschlang solche Summen, daß das Goldservice der königlichen Tafel in die Münze wanderte, um in Geld umgeprägt zu werden. Ein Todesfall im Bourbonenhaus folgte dem andern,

so daß schließlich als nächster Thronfolger nur mehr ein kleines Knäblein übrig blieb. Das königliche Jupiterhaupt beugte sich in mancher Stunde tief vor Gram. Da stand dem Herrscher Frankreichs in einer merkwürdigen Ironie der Weltgeschichte die deutsche Treue in der Person seiner Schwägerin Liselotte zur Seite, so daß Ludwig XIV. sprechen konnte: „Nur Madame verläßt mich nicht." Und der Jesuitenpater Cathalan hat ihr das ruhmvolle Zeugnis ausgestellt: „Sie liebte jenen großen König, als er größer war denn sein Glück, sie liebte ihn noch mehr als er größer war denn sein Unglück." Am 1. September 1715 morgens um ½9 Uhr stand Liselotte an seinem Sterbebett. Ein Jahr vorher hatte sie ihre Tante, die Kurfürstin Sophie von Hannover, durch den Tod verloren und tief betrauert.

Aber die Dinge, die sich nun ereigneten, ließen ihr keine Zeit zum Sinnen und Grübeln. Das Testament des toten Königs hatte dem Herzog von Maine die Regentschaft für den fünfjährigen Thronfolger übertragen und den Herzog Philipp von Chartres nur zum Landesverweser bestimmt, das heißt der Orleans sollte durch den königlichen Bastard wiederum in den Schatten gestellt werden. Aber der Orleans war ein Mann, und mit kühnem Griff riß er die Macht an sich, die schon am Abend des 2. September 1715 in seinen Händen lag. Mit einem Schlage war „Madame" zur „Mère du régent" geworden. Das war überraschend, aber sie bewies sich in diesem Augenblicke als eine große Frau, die nicht eine neue Kamarillaherrschaft inszenieren wollte. „Frankreich," so erklärte sie, „ist leider nur gar zu lang durch Weiber regiert worden; es ist nicht nötig, daß auch ich daran künstle. Ich will nicht Ursache sein, daß man dasselbe von meinem Sohn sagen mag. Ich mische mich ausdrücklich in nichts, um meines Sohnes Gemahlin und ihren Töchtern das Beispiel zu geben, damit sie es auch so machen mögen. Ich will meinem Sohn dadurch die Augen öffnen, sich von keinem Weib, welches es auch sein mag, regieren zu lassen." Wenn sie mit ihrem Sohn überhaupt redete, so tat sie es als Mutter und Freundin und warnte Philipp, dem die Weiber nur so nachliefen. Er selbst hatte, wie Liselotte bemerkt, nicht die Fähigkeit, „ein Mensch lange zu lieben." Als Regent stark beschäftigt, scheint er Ablenkungen in Freundes- und Freundinnenkreisen gesucht zu haben, aus denen ihn seine Mutter immer wieder herauszureißen wußte. Und es ist ein schönes Ergebnis ihrer Erziehung, daß er sie jeden Abend besuchte zu vertraulicher Aussprache, der nämliche Sohn, den sie in seiner Kinderzeit nach dem Grundsatz erzog: „Meine Kinder fürchten mich, allein sie haben mich doch lieb dabei; ich

filze selten, aber wenn es sein muß, geb ich's dicht; das macht desto mehr Impression." Jetzt war nichts mehr zu „filzen"; aber „Impression" hat der gute Rat der Mutter doch auf den Sohn gemacht, wenn sie miteinander „lachten und schwätzten wie gute Freunde". Die Aufgabe jedoch, die dem Regenten von Frankreich gestellt war, war allzu schwer. Das Finanzelend, das später zur Revolution führen sollte, begann. Eine Hexenküche von Intriganten und Intrigantinnen braute rings um den Regenten ihre Gifte. Der Engländer John Law leitete, um die lawinenartig anschwellende Schuldenlast des Staates zu beheben, eine Ära des Spekulationswahnsinns ein, dem naturgemäß der Zusammenbruch und mit ihm der Haß gegen die Orleans folgte. Alles hatte toll spekuliert, und wer nun sein Geld verloren hatte, der machte den Orleans dafür haftbar und dessen völlig schuldlose Mutter. Drohbriefe kamen jeden Tag in die Hände von Mutter und Sohn. Am 17. Juli 1720 suchte das wütende Volk das Palais Royal zu erstürmen . . . ein erstes Vorspiel des späteren Sturms auf die Bastille. Die Donner der Zukunftswetter grollten . . . da flüchtete sich Liselotte dorthin, wohin sie immer geflohen war in schwerer Zeit: „Ich bitt Euch," schreibt sie nach Heidelberg, „kauft mir, wo es zu finden ist, eine Landkarte vom Amt Heidelberg, laßt sie sauber auf ein Buch kleben, damit sie nicht zerreißt und schickt sie mir!" Die deutsche Heimat wird ihr letzter Trost. Sie fühlt ganz klar, daß es wirklich der letzte ist. „Ich werde alt und baufällig," schreibt sie 1718. Atemnot und Gliederschmerzen machen ihr das Gehen sauer. Vier Jahre lang siecht sie, mehr an den Medikamenten des Doktor Terray als an ihrer Krankheit, dahin. Nocheinmal reißt sie sich im Oktober 1722 hoch, um trotz der Atemnot und der geschwollenen Füße zur Krönungsfeier Ludwigs XV. nach Reims zu gehen und dort zugleich ihre Tochter Elisabeth Charlotte, Herzogin von Lothringen, und ihre Enkelkinder ein letztesmal zu sehen. Der Tochter stürzen die Tränen aus den Augen, wie sie die abgezehrte und entstellte Mutter erblickt. Krank kehrt Liselotte am 3. November zurück nach St. Cloud. Sie weiß, das Ende naht . . . aber mit calvinistischem Gleichmut sieht sie ihm entgegen.

Ihr letzter Brief geht in die deutsche Heimat. Wir können seinen Inhalt nicht mehr ganz deuten . . . vielleicht waren es schon beginnende Todesdelirien, die sie zwangen, die Feder niederzulegen. Am 8. Dezember 1722, morgens um drei Uhr, schloß Liselotte für immer die Augen, die ein Leben lang in so viel Glanz und so viel Trauer geleuchtet. Aber auch dieses Naturkind ging nicht in das Jenseits hinüber, ohne daß ihre letzte

Stunde ein übernatürlicher Gedanke verklärt hätte. Sie bekennt: „. . . Ob ich noch davonkommen werde, mag Gott wissen; die Zeit wird's lehren, aber ich bin noch nicht so übel gewesen, als nun . . . Nimmt mich Gott zu sich, müßt ihr euch in dem getrösten, daß ich ohne Reu noch Leid sterbe, die Welt gern verlasse in der Hoffnung, daß mein Erlöser, der für mich gestorben und auferstanden ist, mich nicht verlassen wird, und wie ich ihm treu geblieben, daß er sich auch meiner an meinem letzten Ende erbarmen wird. Auf dieses Vertrauen lebe und sterbe ich . . ." Man wird nicht lange Umschau halten müssen in der Welt, um Analogien zur Liselotte zu finden. Sie leben, urwüchsig, derb, gesund, mit hausbackenem Verstand und praktischer Lebensphilosophie begabt, auf Bauernhöfen, Gutshöfen, in Bürgershäusern. Sie sind zu finden in den Kreisen des Mittelstandes, in denen noch der gesunde, natürliche, unverbildete Lebenssinn sich erhalten hat. Und Analogien zur jugendlichen Liselotte werden noch leichter zu entdecken sein als zu der späteren Herzogin von Orleans. Es gibt ja ein glückliches Alter, in dem unter glücklichen Daseinsbedingungen ein junges Menschenkind sich zu einem echten „Rauscheblatt" entwickelt, ohne Blasiertheit, ohne verfrüht erwachenden Eros und ohne ein sonderliches Bedürfnis, die welttrunkenen Augen zu dem zu erheben, von dem alle Hilfe kommt. In diesem Alter ist das Gefühl der Hilfsbedürftigkeit, der Abhängigkeit, der Armseligkeit, der Relativität gegenüber dem Absoluten, gegenüber der göttlichen Heiligkeit und Majestät oft noch so wenig ausgeprägt, daß dieser Rauscheblatt-Typus höchstens zu einer traditionellen Familien-, Schul-, Internats-, Pensionatsfrömmigkeit kommt. Je älter aber der naturhaft veranlagte Mensch wird, um so schwerer wird es ihm freilich gemacht, rein naturhaft zu bleiben. Das Leben hält immer weniger von dem, was es ursprünglich versprach oder zu versprechen schien. Immer häufiger werden die Enttäuschungen. Nicht bloß die Ehe, sondern das gesamte Leben kennt nur Flitterwochen und nicht Flitterjahre; höchstens Flitter- und Flattertypen täuschen sich darüber. Bei den tiefer Veranlagten regen sich immer lauter die mahnenden Stimmen des höheren Ich. Ein so rein naturhaft in seinem geschlossenen und gerundeten Sein verharrender Typus, wie ihn die Liselotte verkörperte, ist selten. Seltener noch beim Weibe als beim Mann. Aber die Liselotte von Kurpfalz beweist, daß es diesen Typus gibt. Vielleicht ist er nur auf Grund einer kalvinistisch, besser gesagt fatalistisch eingestellten Geistesrichtung möglich, und selbst hier nur in den wenigen Fällen, wo robuste Naturhaftigkeit und Kerngesundheit

von Seele und Leib in Verbindung mit verhältnismäßig glücklichen Daseinsbedingungen eine Höhensehnsucht nicht gerade hochschießen lassen und wo mangelnde Abstraktionsfähigkeit den Menschen geneigt macht zum Sichbegnügen mit den Freuden seines empirischen Seins. — Wir brauchen uns jedoch den Löns-Typus und den Liselotte-Typus nur einen Augenblick in total andere äußere Verhältnisse hineinzudenken: also den Mann etwa als Fabrikarbeiter, der schwer mit dem Leben zu ringen hat, die Frau statt einer Herzogin als Taglöhnersfrau, die nicht weiß, wo sie von heute auf morgen für ihre hungernden Kinder das trockene Brot hernehmen soll . . . wir brauchen das nur einen Augenblick ernstlich in Rechnung zu stellen, und wir werden zum mindesten daran zweifeln, ob die geschlossene Naturhaftigkeit solcher Menschen nicht ins Wanken oder Abwärtsgleiten geriete. Sicherlich gibt es drei Dinge, die die stärkste Probe aufs Exempel sind, ob ein Mensch in reiner Naturhaftigkeit verharren vermag oder nicht.

Das erste dieser drei Dinge heißt: schweres Leid. Lassen wir es dahingestellt, wie der Mensch Hermann Löns seine Ehetragik empfand und wieviel er darunter litt. Hätte oder hat er sie ähnlich empfunden wie August Strindberg, der sich in seiner Jünglingszeit „ein Quadro aus Romantik, Pietismus, Realismus, Naturalismus" nennt, dem also, wenn man den Pietismus streicht, vieles mit dem Löns-Typus gemeinsam war, dann wäre wohl auch Löns, genau wie Strindberg zum Zerbrecher seiner eignen Naturhaftigkeit geworden. „O holde Geisel!" ruft Strindberg in der Erinnerung an seine Ehetragödien aus und sagt weiter: „Philemon und Baucis! Es war der Traum meiner Jugend, mit meiner ersten und einzigen Gattin und unsern Kindern zusammen zu altern." Das klingt gut naturhaft. Aber der gleiche Strindberg sprach zu Georg Brandes: „Ich habe Frau Strindberg als Frau abgeschafft, sie aber als Geliebte behalten." Geht in dem Löns-Roman „Das zweite Gesicht" nicht ähnliches und mehr noch vor? Und es fehlt ja auch die Selbstanklage nicht, so wie sie bei Strindberg in seinem Bekenntnisbuch „Die Beichte eines Toren" sich findet, wenn er sagt, er habe den „alten Leichnam gewaschen, bevor er für immer in den Sarg gelegt wurde". Mit einem Worte: Vor schwerem Leid und dem Bewußtsein eigener Schuld bricht Naturhaftigkeit eben doch zusammen. Der Liselotte-Typus beweist das gleiche. Ihr Wort „Monsieur liebt mich nicht und hat mich nicht geliebt", klingt es nicht wie ein Aufschrei? Und ihre Angst vor den Gemächern im Palais Royal, deren Seidendamastwände ihr traurige Erinnerungen zuflüsterten,

ist es nicht eine geheime Angst dieser Frau vor sich selber? Wer seiner selbst, seiner naturhaft starken Art absolut sicher wäre, der klagte nicht und schriee nicht auf. Tut er's doch, so zeigt er nur, daß zwei Seelen in seiner Brust wohnen: „Die eine hält in derber Liebeslust sich an die Welt mit klammernden Organen. Die andre . . .“ Ja, die andre! Sein oder Nichtsein in einer höheren Ebene und reineren Sphäre, als bloße Naturhaftigkeit sie besitzt, das wird hier zur großen Frage. Und diese Frage mündet ein in das Problem: Ist die Seele, die in derber Liebeslust und Lebenslust an die Welt sich hält mit klammernden Organen, ist das die reife, allseitig gereifte Menschenseele, die fertige Menschenseele zu nennen — oder gilt die Einzelbezeichnung „fertig“ von der andern Seele im Menschen, von der es heißt: Sie „hebt gewaltsam sich vom Dust zu den Gefilden hoher Ahnen“?

Das zweite von den drei Dingen, durch welche blanke Naturhaftigkeit auf die Belastungsprobe gestellt wird, heißt: eine große Versuchung. Hier jedoch entsteht ein neues Problem. Der rein naturhafte Mensch erkennt das Wort „Versuchung“ und dessen mögliche Inhalte nicht an. Für ihn gibt es keine Versuchung im Sinne eines sittlichen Widerstreites zwischen Sollen und Wollen. Für ihn gibt es nicht ein Gesetz in den Gliedern, das dem Gesetz des Geistes widerstreitet. Für die Naturhaften verhallt echolos das Wort: Der ich bin grüßt trauernd den, der ich könnte sein. Doch gemach, laßt uns genauer zusehen, ob es sich wirklich so verhält. Man wird getrost und sicher nein sagen dürfen. Der Löns-Typus kann in besseren Stunden den Widerspruch zwischen Sein und Seinsollen sogar sehr stark empfinden; das „zweite Gesicht“ beweist das zur Genüge. Ob von dem Menschen Löns dieser Widerspruch als endgültig, als Lösung und Erlösung heischend gefühlt wurde, ob die Konsequenzen definitiv gezogen wurden, das ist eine Sache, die den Menschen Löns als Individuum und Persönlichkeit ganz intim anginge und über diesen Menschen Werturteile zu fällen, wollen wir unterlassen. Für uns genügt, daß der naturhafte Typus, dem er angehörte, den Widerspruch zwischen Moral und Triebhaftigkeit, zwischen sittlicher Forderung und naturhaftem Sichausleben überhaupt empfand und, wie die Selbstkritik im „zweiten Gesicht“ zeigt, gründlich empfand. — Was sodann den Liselotte-Typus, also die weibliche Naturhaftigkeit angeht, so war bei der Herzogin von Orleans persönlich und individuell ihren glaubwürdigen Selbstbekenntnissen nach von schweren Versuchungen kaum je die Rede. Die Liselotte war nicht vom Schlage der Maintenon,

die auch einmal und in ganz anderer Weise naturhaft gewesen und schließlich doch zur Sittenreformerin am Hofe des Sonnenkönigs wurde. Mit Sicherheit darf man behaupten: Wenn an eine bloß naturhaft strukturierte Mädchen- oder Frauenseele eine schwere Versuchung herantritt, dann wird reine Naturhaftigkeit auf die Dauer nicht ausreichen, um sie zu überwinden. Dann wird, mit einem schlagenden Wort der Liselotte gesprochen, die Liebe der bloß naturhaft sich Entscheidenden gegebenenfalls auf einen Kuhfladen fallen, anstatt wie der Tau in einem Rosenblatt zu schimmern.

Das dritte und letzte von den drei Dingen, in denen die Naturhaftigkeit sich zu bewähren hätte, wenn sie's vermöchte, ist eingeschlossen in der Frage nach dem letzten Daseinszweck, der letzten Sinnbeziehung des Menschen. An dieser Frage werden sich immer und werden sich immerfort die Geister scheiden. Hier ist der Punkt, an dem die bloße Naturhaftigkeit entweder entscheidend durchbrochen wird oder entschieden in sich geschlossen und verschlossen bleibt. Hier wird die Wendung nach oben oder nach unten erfolgen: entweder das Sicherschließen der Menschennatur für etwas, was Übernatur ist und die bloße Natur wesenhaft überragt — oder aber das bewußte und gewollte Sichverriegeln des Menschen gegenüber der Übernatur, das von Moralpsychologie und Moraltheologie einstimmig als status damnationis, als Zustand der Reife für das Verwerfungsgericht bezeichnet wird.

Ein ernstes Wort, ja des furchtbarsten Ernstes voll! Aber es verhält sich nun einmal so und nicht anders. Freilich, das letztinstanzliche Urteil von objektiver und ewiger Gültigkeit steht auch hier nur Gott allein zu. Die Moraltheologie hat die objektiven, die Moralpsychologie die subjektiven Vorbedingungen dieses zu erwartenden Gottesurteiles festzustellen und dem konkreten Menschen in heiligem Ernste und mit tiefem Mitleid, aber auch ihrer ganzen Verantwortung sich bewußt, klar zu sagen, daß reine Naturhaftigkeit, so bezaubernd, so süß, so stark, so hinreißend sie auch auf uns wirken mag, in sich allein nie und nimmer ihren letzten Daseinszweck und ihre letzte Sinnbeziehung tragen kann. Wer immer den inneren Ruf zur Höhe und zum besseren Ich vernimmt — und es vernimmt ihn jeder in der Stimme seines Gewissens —, und wer diesem Ruf gegen bessere Einsicht und aus verschuldeter Energieschwäche nicht folgen will, der mag an Naturwerten rein vitaler Art, an unbenützten, in der Eigengesetzlichkeit bewußt und freiwillig schlechten Handelns verschwendeten Geistesgaben besitzen, soviel es nur immer sei: vor dem Urteil Gottes kann er nicht bestehen. Den Maßstab

Gottes bildet nicht die natürliche Liebenswürdigkeit, sondern die übernatürliche Liebenswürdigkeit einer Seele.

Wer nun aus diesen Worten, die gesagt werden mußten um der Wahrheit und Heiligkeit der Sache willen, herauslesen wollte, wir Menschen könnten uns Verdammungsurteile anmaßen über andere, der vergäße, daß uns kein Wort so hoch steht wie die Heilandsmahnung: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet!" Der vergäße auch, daß von Ungezählten das Wort gilt: „Sie wissen nicht, was sie tun." Der vergäße, daß Zahllose im Augenblick objektiv schwerer Verfehlungen subjektiv nicht oder nur dumpf das Bewußtsein haben, jetzt werde ein ewiges Jenseitsgeschick entschieden, oder daß sie nicht voll verantwortlich zu machen sind für ihr Tun und Lassen, weil sie unter Hemmungen und Hemmungslosigkeiten stehen, welche die zum peccatum grave objektiv notwendige Willensfreiheit subjektiv einschränken. Und steht das alles nicht klar und unzweideutig genug in den Kapiteln dieses Buches? — Aber gerade weil es so klar und unzweideutig dasteht, muß auch die andere Behauptung nicht minder klar und laut ausgesprochen werden: Mit der reinen Naturhaftigkeit ist es nicht getan. Reine Naturgebundenheit bringt es nicht einmal zu einer natürlichen Ethik, die auf die Dauer den Geistwillen hoch hielte über dem Triebwillen, geschweige denn zu einer übernatürlichen.

Wer ist liebenswürdig vor Gott? Das ist hier die Frage. Und die Antwort — ?

Menschenleben haben Symbolwerte: der gleiche Kriegstod, der einen Hermann Löns hinwegnahm, raffte den jungen Dichter *Reinhold Johannes Sorge* dahin. Ein tiefes Wort von ihm lautet: „Nun muß ich wieder in den Tiegel steigen, die siedenden Erze mit den Händen greifen und läutern . . . läutern . . ."

Das klingt anders als das Lönswort: „Will nichts mehr hören und nichts mehr sehn, wie Laub und Gras will ich vergehn." Dort ist heiliger Läuterungswille, der alle siedenden Erze der Wesensstruktur umschmilzt und den Kreis bloßer Naturhaftigkeit und Diesseitigkeit durchbricht — hier bleibt der Zirkel von Werden und Vergehen und was er mit seinem Feuerband umschlang, in Naturgebundenheit geschlossen.

Menschenleben haben Symbolwerte: In dem gleichen Paris, in dem das frohe und trübe Leben der Liselotte einst ablief, läßt August Strindberg in seiner Komödie „Rausch" zwei naturhafte Menschen aus dem Wogenschwall ihrer Sinnenlust wie Strandgut hingespült werden vor die Statue Adam und Eva im Luxembourg-Garten und kündet als letzte Weisheit: „O Crux! Ave spes

unica!" Ist das nicht bessere End-Weisheit, als Münzensammlungen und Kupferstiche betrachten und Heimweh-Heimatbriefe schreiben, bis . . .?

In seinem Zwiegespräch „Held und Heiliger" sagt *Werfel*:

„Nennst du Leben die verruchten Stunden?
Erst die Stunde, die dich überwunden,
Erst das Weh, zu dem er dich erkoren,
Hebt in Gnad' dich an. Du wirst geboren . . .
Daß er fruchtbar seine Gnade wähle,
Rüste die noch nicht verdammte Seele!"

2. — Noch einmal wollen wir dem rein naturhaften Menschen das Wort lassen. Er soll sich aussprechen dürfen bis zum letzten. Er wird wahrscheinlich eine Frage aufwerfen: Warum soll ich meinem Schöpfer nicht gefallen, so wie ich nun einmal bin? Warum soll ich in meiner frischen Naturhaftigkeit nicht wirklich auch vor Gott liebenswürdig erscheinen? Warum soll ich „gnadenhaft übernatürliche" Ergänzungen, Überhöhungen, Übersteigerungen meines Wesens suchen? — Die Antwort lautet: Weil du nicht bloß ein Naturwesen bist, mein Bruder Mensch! Verwechsle nicht das Natürliche und Natürlich-Edle mit dem Naturgebundenen, dem Naturhaft-Triebmäßigen, dem Bloß-Natürlichen in dir! Das Natürliche und Natürlich-Edle hat seinen Platz vor Gott, und die Theologie hat immer betont, daß die Übernatur an die Natur anknüpft. Aber das rein Naturseitige, das rein Diesseitige an dir vergeht. Wenn nichts weiter in dir wäre als dieses rein Naturseitige und Diesseitige, das Erdverwurzelte, Erdverwandte und der Erde Zugewandte, dann würdest du allerdings eingeschlossen sein in den bloßen Naturkreis von Werden und Vergehen, so wie Pflanze und Tier es sind. Von den Naturwesen Pflanze und Tier wird keine Erhebung ins Übernatürliche verlangt. Wohl aber von dir, weil du Mensch und als Mensch Naturwesen und Geistwesen bist. Und Geistwesen, das ist das Ausschlaggebende. Das Tier wird geboren, lebt sich aus und stirbt. Sein Daseinszweck erfüllt sich in der Erhaltung des Individuums und in der Fortpflanzung der Art. Bei dir, Mensch, ist das wesentlich anders. Lassen wir *Fechner* reden, der in seinem „Büchlein vom Leben nach dem Tode" spricht: „Der Mensch lebt nicht einmal, sondern dreimal. Seine erste Lebensstufe ist ein steter Schlaf, die zweite eine Abwechslung zwischen Schlaf und Wachen, die dritte ein ewiges Wachen. Auf der ersten Stufe lebt der Mensch einsam im Dunkeln; auf der zweiten lebt er gesellig, aber gesondert neben und zwischen anderen in einem Lichte, das ihm die Oberfläche abspiegelt; auf der dritten verflicht sich

sein Leben mit dem von anderen Geistern zu einem höheren Leben in dem höchsten Geiste, und er schaut in das Wesen der endlichen Dinge. Auf der ersten Stufe entwickelt sich der Körper aus dem Keime und erschafft sich seine Werkzeuge für die zweite; auf der zweiten entwickelt sich der Geist aus dem Keime und erschafft sich seine Werkzeuge für die dritte; auf der dritten entwickelt sich der göttliche Keim, der in jedes Menschen Geiste liegt und schon hier in ein für uns dunkles, für den Geist der dritten Stufe tageshelles Jenseits durch Ahnung, Glaube, Gefühl und Instinkt des Genius über den Menschen hinausweist. Der Übergang von der ersten zur zweiten Lebensstufe heißt Geburt; der Übergang von der zweiten zur dritten heißt Tod. Der Weg, auf dem wir von der zweiten zur dritten Stufe übergehen, ist nicht finsterer als der, auf dem wir von der ersten zur zweiten gelangen. Der eine führt zum äußeren, der andere zum inneren Schauen der Welt. Wie aber das Kind auf der ersten Stufe noch blind und taub ist für allen Glanz und alle Musik des Lebens auf der zweiten und seine Geburt aus dem warmen Mutterleibe ihm hart ankommt und es schmerzt, und wie es einen Augenblick in der Geburt gibt, wo es die Zerstörung seines früheren Daseins als Tod fühlt, bevor noch das Erwachen zum äußeren Sein stattfindet, so wissen wir in unserem jetzigen Dasein, wo unser ganzes Bewußtsein noch im engen Körper gebunden liegt, noch nichts vom Glanze und der Musik und der Herrlichkeit und Freiheit des Lebens auf der dritten Stufe und halten leicht den engen, dunklen Gang, der uns dahin führt, für einen blinden Sack, aus dem kein Ausgang sei. Aber der Tod ist nur eine zweite Geburt zu einem freieren Sein, wobei der Geist seine enge Hülle sprengt und liegen und verfaulen läßt, wie das Kind die seine bei der ersten Geburt.“ Suchen wir diese Worte zu ergänzen: Tierleib und Menschenleib haben ihre eigene Triebdynamik und beide besitzen die physiologischen Organe, die der Erfüllung dieser Triebdynamik dienen. Der Menschengeist dagegen verwirklicht sein tiefstes Selbst dadurch, daß er die Inhalte, die seinem Bewußtsein auf dem materiellen Wege der Nervenbahnen, der Molekularschwingungen im Gehirn zugeführt werden, fortwährend durch die Geistfunktionen der Abstraktion, Begriffsbildung, Urteilbildung, Idealbildung, der Zielsetzungen sittlicher Art entmaterialisiert, entstofflicht, vergeistigt und sich auf diese Weise eine völlig neue, vom Stoff grundwesentlich verschiedene Innenwelt aufbaut. Der personale Kern dieser Innenwelt aber sind die Werte. In welchem Sinne nun man beim Menschen von Werten zu reden hat und von Wert-

haltigkeit seiner Person, das ergibt sich sofort, wenn man die Urteile „eine wertvolle Pflanze, ein wertvolles Tier, ein wertvoller Mensch" nebeneinander stellt. Was am Menschen wertvoll ist, das ist grundwesentlich verschieden etwa vom „Werte" einer Rose, einer Orchidee, eines Rennpferdes. Beim Tier besteht die Werthaltigkeit in der vollendeten und harmonischen Ausbildung all seiner Organe, im exakten Zusammenspiel ihres Kräftesystems, in der Brauchbarkeit und Benützbarkeit der rein vitalen oder ästhetischen Eigenschaften für die Zwecke des Menschen. Die total anders geartete Werthaltigkeit des Menschen aber besteht darin, daß unvergleichlich mehr noch als seine leiblichen Organe die menschlichen Geistorgane sich zum Ziel der Werterfassung und Wertverwirklichung hin entwickeln. M. a. W. der Mensch muß aus dem quasi-embryonalen Zustande seines geistigen und sittlichen Werdens immer mehr dem entgegenreifen, was Fechner „die zweite Geburt zu einem freieren Sein" nennt, „wobei der Geist seine enge Hülle sprengt und liegen und verfaulen läßt, wie das Kind die seine bei der ersten Geburt". Die Fruchthülle, die das Kind während des embryonalen Werdeprozesses schützt, hat nur vorübergehende Bedeutung. Die Hülle Menschenleib, die den Geist als schirmendes Gefäß birgt, ist nicht minder von vorübergehender Bedeutung; Ewigkeitswert kommt zunächst nur dem personalen Kern des Menschen, nämlich seinem werterfüllten Geiste zu.

„Womit (die Menschen)," sagt Fechner, „Gott diesseits zu dienen beginnen, das werden sie jenseits als Teilhaber seiner himmlischen Herrschaft weiterführen. Unser ganzes Handeln und Wollen in dieser Welt ist eben nur berechnet, uns einen Organismus zu schaffen, den wir in der folgenden Welt als unser Selbst erblicken und brauchen sollen." Ja, so ist es. Die Organe unseres Leibes werden verfaulen, wenn sie einmal ihren Dienst am Geiste getan haben. (Von der Auferstehung der Leiber, die uns lediglich durch die positive Offenbarung sicher verbürgt ist, haben wir nicht zu reden.) Die Organe der Werterfassung und Wertverwirklichung — denke niemand dabei an einen Astralleib! —, diese Organe, die der Mensch während seines Erdenlebens durch möglichst vollendete Ausbildung seiner geistigen, seiner spekulativen, kontemplativen und affektiven Fähigkeiten sich schafft, sie können nicht verfaulen, weil sie nichts Stoffliches sind, sie können nicht vergehen, weil sie etwas Geistiges sind — oder aber der Schöpfergott müßte diese geistigen Organe, diese unstofflichen Spiegel, die bestimmt sind, ewiges und unvergängliches Licht aufzufangen und widerzustrahlen, durch einen förm-

lichen Vernichtungsakt zerbrechen und ins Nichtmehrsein zurückstoßen. Allein Gott arbeitet nicht negativ. Er arbeitet nirgends negativ in der außervernünftigen Natur, deren Todesgesetz schließlich doch nur den Lebensgesetzen dient. Er arbeitet noch weniger negativ und nihilistisch an der geistbegabten Menschennatur, deren höchstes Lebensgesetz Wertverwirklichung heißt, ein Gesetz, das die personale Wertvernichtung durch ein definitives Ausgelöschtwerden des wertbejahenden oder wertablehnenden Menschengeistes rundweg ausschließt. Gott ist „ein Gott der Lebendigen und nicht der Toten". Das heißt: er ruft nicht Geistesleben wach, um es aufblühen, sich entfalten, ewigkeitswerthaltig werden zu lassen und dann in das pure Nichts zurückzuschleudern. Wir haben schon „per analogiam entis" ein vernunftbegründet sicheres Recht zu dieser Behauptung. Jeder Biologe schließt vom werdenden Auge, vom werdenden Ohr eines Kindes im Mutterschoß auf dessen Bestimmtsein und auf die Sinnbezogenheit seines Werdens für eine Welt des Lichtes und der Klänge, auch wenn das embryonale Menschenwesen diese Welt des Lichtes noch nicht schauen, dieser Welt der Klänge noch nicht lauschen kann. Jeder denkende Mensch, sei er Biologe oder Theologe, komme er also von der Naturwissenschaft oder von der Geisteswissenschaft her, darf mit vernunftbegründeter Sicherheit das Wort anerkennen: „Kein Auge hat es gesehen, und kein Ohr hat es gehört, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben." Tragen wir nur für eines Sorge: daß wir innerlich Auge und Ohr für dieses uns Bereitete besitzen, daß wir allmählich geistig „ganz Auge und Ohr" für die künftige Welt werden.

Ganz Auge und Ohr dafür werden, das bedeutet aber: innerlich, sittlich aufgeschlossen sein für die Überwelt; das bedeutet ferner: in Bereitschafthaltung sein und bleiben für alle Forderungen, die aus dieser Überwelt herantreten werden an den Menschen von Fleisch und Blut. Gesunde und edle Diesseitsfreudigkeit wird dabei keineswegs verkürzt und in ihrem Recht geschmälert. Wir dürfen und sollen die Augen des Leibes offenhalten, daß sie „solang' die Wimper hält, trinken von dem goldnen Überfluß der Welt". Aber das Auge des Leibes schließt sich einmal im Tod — und dann, bei der zweiten Geburt, wird das Auge der Seele sich öffnen für den strahlenden Überfluß der Jenseitswelt, für die visio beatifica, vorausgesetzt, daß dieses Innenauge so gotthaft eingestellt ist, wie die Blickrichtung des leiblichen Auges sonnenwärts geht. Für Wertblinde und Gottblinde wird nichts sein als äußerste Finsternis. „Selig sind, die

nicht sehen und doch glauben!" Diesem Wort, das den Geistesmenschen gilt, kann man ein anderes zur Seite stellen, das an den rein naturhaften Menschen sich wendet: „Weh dem, der nicht mehr zu sehen verlangt als die Sonne Homers und der Griechen!" Denn letzte und höchste Aufgabe des Menschen ist dieses: das innere Auge öffnen, schärfen, weiten für die Jenseitsschau, das innere Ohr öffnen und immer feinhöriger machen für die Jenseitsmahnungen, für den pochenden Gottesfinger des Gewissens, für das Geisteswehen der Gnade. Und diese Zentralaufgabe des Menschenlebens löst der rein Naturhafte nicht.

Er wird deswegen als Wert-Armer, als Wert-Loser vor dem stehen, was der Mensch schon mit rein natürlicher Erkenntnis als das Absolute zu erfassen mag. Und es ist notwendig, gerade den naturhaften Menschen auf seine Relativität hinzuweisen. Der in sich Gerundete, Geschlossene, Gegründete steht ja in ganz besonderer Weise vor der Gefahr, sich für etwas Selbständiges, Selbstherrliches, Unabhängiges, Absolutes zu halten. Je naturhafter er geartet ist, um so weniger pflegt er zu fühlen, daß ihm zur Vollendung seines Menschentums noch vieles mangelt. Er genügt sich selbst, weil er an sich selbst, an seinesgleichen, an seiner starken Verbundenheit mit allem Geschöpflichen genug hat und glaubt in einer häufig zu findenden Unklarheit seiner Logik, wer genug habe, der sei auch genug; der brauche, wenn er sich selbst nur hat und alles, woran seine lebenshungrige Seele sich klammert mit naturhafter Inbrunst, nichts weiter mehr zu suchen im Himmel und auf Erden. Er macht sich die Erde zum Himmel, soweit das geht, und macht sich selbst zum Gott seines Himmels, soweit er kann. Er maßt sich eine Aseität an, die ihm nicht zukommt, die sogar tragikomisch wirkt, sobald man bedenkt, daß das Springen einer kleinen Ader im Gehirn genügt, um aus einem Genie einen Idioten zu machen; daß einige Spirochäten der dionysischen Selbstherrlichkeit eines Lusttaumlers das trübselige Ende eines Paralytikers zu bereiten vermögen. Und selbst wo ein Mensch seine Naturhaftigkeit zur rein natürlichen Ethik seiner Menschenwürde emporadelt, da kann ein Blitz aus dem heiteren Götterhimmel, den er selbstherrlich über sich wölbte, ihm jählings alle purpurnen Seile, die seine naturgebundene Liebe um ihn und die Geschöpfe wand, verbrennen.

Kurz gesagt: vor den Absoluten, vor Gott, kann der Relative, der Mensch, am Tage seiner „zweiten Geburt" nicht hintreten, wenn er nicht in seiner erdenzeitlichen Daseinsform sich die inneren Organe schuf, um den Absoluten zu erfassen; wenn er

nicht der Struktur seines Wesens den Kristallschliff gab, der die Natur befähigt, zum Gefäß der Übernatur zu werden. Aber immerfort raunt dem naturhaften Menschen die alte Schlange zu: „Ihr werdet sein wie Götter, erkennend Gutes und Böses.“ Und immer wieder ist es die letzte Erkenntnis und ewige Enttäuschung des naturhaften Menschen, daß er bloß nackt ist — dem Leibe nach, der Wertentblößtheit seiner Seele nach, der Ohnmacht seiner Kraft nach, die nach Sternen zu greifen glaubt und am Ende doch nur die Raketenasche naturhafter Sehnsüchte in Händen hält. Jenen anderen aber, die innerlich Auge und Ohr, flehender Mund und gottoffenes Herz geworden sind, gilt die Verheißung: „Selig sind, die Hunger und Durst haben nach Gerechtigkeit, denn sie werden gesättigt werden!“

Aufbruch

1. — Der deutsche Mystiker *Heinrich Suso* schreibt in seiner Autobiographie: „Des Dieners erster Anfang geschah in seinem 18. Lebensjahr. Und obgleich er davon fünf Jahre geistliches Gewand getragen hatte, war dennoch sein Gemüt ungesammelt. Wenn Gott ihn nur von den meisten Fehlern, die seinem Leumund schaden könnten, behüte, so deuchte ihn, es möchte wohl so in gewöhnlicher Weise fortgehen. Davor wurde er jedoch von Gott bewahrt. Er fühlte nämlich, zu welchen Dingen, die ihm begehrlich schienen, er sich auch wenden mochte, in sich ein Unbefriedigtsein, und es war ihm, als müßte es wohl etwas anderes sein, das sein wildes Herz zum Frieden bringen sollte. Und es ward ihm weh in seiner unruhigen Weise. Er fühlte allezeit ein schmerzliches Widerstreben und konnte sich doch selbst nicht helfen, bis ihn der milde Gott durch eine plötzliche Bekehrung davon befreite. Man wunderte sich ob der plötzlichen Änderung, die mit ihm vorgegangen sei, und der eine sprach dies, der andere das. Wie es aber in Wirklichkeit war, das traf niemand, denn es war ein verborgener, lichtreicher Zug von Gott, der erwirkte plötzlich die Umkehr.“ Das ist ein typischer Bekehrungsvorgang. Setzen wir die Bezeichnung Aufbruch für das Wort Bekehrung und nehmen wir es in dem Sinne, daß ein Mensch, von irgendeiner Unrast der Seele, irgendeiner Unzufriedenheit mit dem, was er ist, sich aufmacht zu dem, was er sein soll, dann hat sich Susos Erlebnis in ähnlicher Form wohl millionenmal zugetragen. Ob in der unbekannt gebliebenen Seelengeschichte der Namenlosen, ob in der berühmt gewordenen der Hochnamigen, angefangen von Saulus, Augustinus, Benediktus, Franz von Assisi, Ignatius von Loyola bis herauf zu Coppée, Huysmans, Psichari, Brunetière, Bourget, Claudel, Jammes, Le Cardonel, Ghéon, Peguy, Faguet, Lemaitre, Strowski, van Eeden, Joergensen, Chesterton, sich der große Aufbruch vollzog, das tut nichts zur Sache: einmal muß jeder, der nicht naturgebunden und diesseitsbefangen bleiben will, ringen um einen Sinn seines Lebens,

um einen Dauerinhalt und Ewigkeitswert seines Daseins. Ich sage: der nicht naturgebunden und diesseitsbefangen bleiben will. Es gibt nun ohne Frage Menschen, die das bleiben wollen, mögen sie ihre sogenannten philosophischen oder ihre moralischen Gründe (die auch gelegentlich unmoralische sein können) oder mögen sie gar keine Gründe dafür haben und in letzterem Falle einfach Positivisten des Lebens und Nihilisten des Lebenssinnes sein, denen das dunkle Fragezeichen des Todes das Dasein nie zu einem Problem macht. Eigentlich unterscheiden sich die Menschen im Tiefsten ja bloß dadurch, daß der eine das Leben als Problem aller Probleme empfindet, während der andere sein Dasein lebt, ohne nach einem Sinn zu fragen und sich mit einer halben Weltanschauung begnügt.

Wir müssen, bevor wir über den aufbrechenden Menschen reden, kurz bei diesen halben Weltanschauungen verweilen.

Am primitivsten und einfachsten, allerdings auch am leichtesten und oberflächlichsten, nimmt die Sache der Positivist des Lebens, der ein Nihilist des Lebenssinnes ist. Ich wohnte einmal zufällig auf einem Weltstadtfriedhof einem „hochvornehmen" Begräbnis bei. Blitzende Sargbeschläge, schimmernde Kerzen auf Silberkandelabern, eine Überlast von Nachrufen und Kränzen, Teilnehmer aus den ersten Gesellschaftsschichten, eine in die Seele greifende Orgelmusik voll gedämpfter Trauer und wundervoller Süßigkeit, das war die letzte äußere Aufmachung, die das Leben einem berühmten Toten mitgab. Ein Herr in schwarzem Frack hielt eine formvollendete Rede, die ausklang in dem Schlußsatz: „Du wirst weiterleben in unserem Gedächtnis — der Rest ist Schweigen." In meinem Leben ist mir die Tragik des Positivismus nie so zum Bewußtsein gekommen wie damals. „Der Rest ist Schweigen!" Ja, wenn dem nur so wäre! Allein „Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage", die sich auch dem Zerstreuten und an das Leben Verlorenen immer wieder in das Bewußtsein klemmt wie ein schmerzender Keil. Das Auge des ökonomischen Menschen strahlt beim Anblick von Ölquellen oder blitzenden Maschinenrädern und sausenden Kolben; das Auge des Ästheten wird trunken von der Schönheit der Bergseen, sein Ohr wird berauscht vom Heroismus einer Brucknerschen Symphonie oder von der Lyrik der Lerche und Nachtigall; der Blick des Forschers wird hingerissen, wenn er in die Weltfluten der Milchstraßen oder in die Weltinseln der Sternnebel schaut oder wenn er im Atom-Modell, schöpferisch fast, die Gesetze des Weltalls nachzukonstruieren vermag; der Blick des Imperators der Macht oder Wirtschaft flammt, wenn er Kontinente wägt —

aber nach den 70 oder 80 Jahren eines Menschenlebens ist alles vorbei, und jedes Auge schließt sich zu. „Sein oder Nichtsein, das ist dann die Frage." Die sogenannte Unsterblichkeit im Nachruhm bedeutet für den Toten gar nichts, ganz abgesehen davon, daß auch der Nachruhm einmal doch erlischt. Mit Schweigen als der Weisheit letztem Rest ist ebensowenig getan. Antwort, klare Antwort will ich haben: Geht der Mensch zugrunde wie fallendes Laub und gefallenes Tier . . . oder strahlt bei der zweiten Geburt, die wir Tod nennen, die eigentliche Lebenswelt des Geistes in ihrer ganzen Herrlichkeit dem auf, der seine seelischen Organe ein Leben lang ausgebildet hat für die Erfassung der Dinge, die noch kein Auge gesehen und noch kein Ohr gehört, die aber denen bereitet sind, die den Hunger und Durst des Geistes fühlten und um so mehr fühlten, je weniger im Erdenleben für sie eine Möglichkeit bestand, ihn zu stillen? — Wer Fechners schöne Begründung der Unsterblichkeit ernsthaft durchdacht hat, der wird gestehen müssen, daß in ihr doch größere Weisheit liegt und tieferer Sinn als in dem weisheitslosen und tiefenlosen, d. h. in dem sinnlosen und oberflächlichen Satze des Positivisten: „Der Rest ist Schweigen."

Nicht besser als die positivistische und nihilistische Antwort auf die Frage nach dem letzten Sinnbezug des Daseins ist die monistische. August Strindberg hat sie klassisch formuliert in seinem Roman „Am offenen Meer". Da läßt er den Fischmeister Dr. Borg, den einsamen Wahrheitsforscher, ausgerechnet am Weihnachtsfest hinaussegeln auf die hohe See, dem Stern Beta im Sternbild des Herkules zu, jenes Herkules, den er als das autonome sittliche Hellenenideal betrachtet, und sagt: „Hinaus, dem Selbstverbrenner entgegen, der durch seine eigene starke Hand fallen konnte, ohne beim Kelch um Gnade zu betteln, Herakles entgegen, der den Lichtbringer Prometheus befreite; selber Sohn eines Gottes und einer menschlichen Mutter, den dann die Wilden zu dem Knäblein einer Jungfrau verfälschten, dessen Geburt von milchtrinkenden Hirten und schreienden Eseln begrüßt wurde. Hinaus, dem neuen Weihnachtsstern entgegen ging die Fahrt. hinaus übers Meer, die Allmutter, aus deren Schoß der erste Funke des Lebens sich entzündete, den unerschöpflichen Quell der Fruchtbarkeit und der Liebe, des Lebens Ursprung und des Lebens Feind." Rauschende Worte! Aber auch nur rauschende Worte und nichts weiter, wenn man sie ihrer Poesie entkleidet und von ihnen den diamantklaren Sinn einer Antwort auf die letzte Lebensfrage fordert. Glaubt denn jemand im Ernst, dieser Dr. Borg werde irgendwo an mythischen

Gestaden die „Allmutter" finden? Er werde mit seiner Nußschale von einem Segelkahn dem Herkulesstern näherkommen? Nehmt doch das Gedröhn solcher Komödiantenworte nicht für den Siegesfanfarenklang einer Schlacht! Die Gestade, an denen eine suchende Menschenseele vor Anker gehen kann, sind nicht mythischer, sondern transzendentaler Art. Kein Kompaß und kein Sternbild weist nach ihnen hin. Zu ihnen führt nur eines: die ewige Sehnsucht des Geistes und des Gewissens, das dieser Sehnsucht Richtung gibt.

2. — Dem Gewissen kommt beim Aufbruch des Menschen zu seinem besseren Ich hin eine entscheidende Rolle zu. Es ist der Erwecker aus Schlummer und Traum, und keiner wird zum Erwachten, bevor er sich mit dem Erwecker Gewissen auseinandergesetzt hat. In seiner Weltanschauung, sie sei nun genügend oder ungenügend, sucht der Mensch nach einem Sinngehalt seines Daseins; im Gewissen erfährt und erlebt er den positiven oder negativen Wertgehalt seiner Persönlichkeit. Das Gewissen ist ein Phänomen von absoluter (nicht relativer) Normalität, d. h. vor seinem Gewissen und dessen kategorischem Imperativ wird der seiner Unidealität, seiner Wertwidrigkeit und Schuld bewußte Mensch nicht mit sich fertig, weil es ihn gleichsam zwischen zwei Mauern einklemmt. Die eine Mauer heißt: das unabänderliche und unwiderrufliche Geschehensein der wertverneinenden Tat — die andere Mauer heißt: das unabwälzbare Verantwortlichkeitsgefühl, dem der Täter nicht entrinnen kann. Was geschehen ist, läßt sich nie wieder ungeschehen machen — ein furchtbarer Gedanke! Was man zu verantworten hat, läßt sich nicht wie eine Theaterkulisse beiseiteschieben — ein zweiter furchtbarer Gedanke! In ihrer ehernen Unverrückbarkeit stehen diese beiden Gedankenmauern da, auch wenn man die Augen davor zu schließen versucht. Auch wenn man mit tobender Faust gegen diese Mauern hämmert — umsonst, sie weichen nicht und geben nicht nach. Das oft gebrauchte Wort von der Gewissensklemme ist ein treffendes Gleichnis; es gilt nicht von den Pflichtenkollisionen des Lebens allein, sondern vom bösen Gewissen schlechthin. Der Gewissensgeplagte steht wirklich in der Klemme zwischen den granitenen Mauern Schuld und Verantwortlichkeit. Kein salto mortale bringt den Täter jenseits seiner eigenen Tat; kein salto mortale bringt ihn jenseits von Gut und Böse, mit andern Worten gesprochen, jenseits seiner eigenen Verantwortlichkeit. Gerade der Umwerter von Werten erkennt heimlich an, daß es eben Werte sind, die er zerbricht. Wer sich eingeklemmt fühlt zwischen die Mauern Schuld und

Verantwortlichkeit, für den gibt es nur zwei Auswege: entweder er muß wieder zurück zu dem, was er war, oder er muß vorwärts zu einem Neuen, Besseren, Höheren. Zurück ins alte Dunkel oder vorwärts in ein neues Licht — es gibt nichts anderes.

Im Gewissen ist ein phylogenetischer, psychogenetischer und momentogenetischer Faktor zu unterscheiden. Phylogenetisch betrachtet ist das Gewissen die Stimme vergangener Generationen und gegenwärtiger Gemeinschaften im Einzelmenschen; psychogenetisch betrachtet ist es die moralische Einsicht in die Welt der sittlichen Werte, die der einzelne im Verlauf seiner Lebensentwicklung und ihrer Phasen gewann und die sich im Bewußtsein seiner personalen Wertqualität äußert; momentogenetisch betrachtet ist das Gewissen ein plötzliches Erwachen, ein blitzartiges Getroffenwerden von dem Distanzgefühl des sittlichen Seins und des Seinsollens im Einzelmenschen, ein Erwachen, das alle Nebelschleier jäh zerreißt, die den personalen Kern und seine Wertqualität bisher verhüllten, ein schamvolles Nacktwerden des Menschen vor sich selbst. Phylogenetisch und psychogenetisch ist das Gewissen in bezug auf seine Inhalte stark soziologisch beeinflußt und infolgedessen verfälschbar (in bezug auf seine Inhalte). Das ändert nichts an der Tatsache, daß wirkliche Gewissensurteile immer mit dem Anspruch auf Geltungsabsolutheit auftreten.

Beim Aufbruch eines Menschen zu seinem besseren Ich spielt das psychogenetische Gewissensmoment eine ausschlaggebende Rolle bei den Entwicklungstypen, das momentogenetische dagegen bei den Bruch-, Durchbruch- und Bekehrungstypen. Der Entwicklungstypus ist gleichsam von Eis umkrustet, unter dessen Tiefenschichten doch warme Fluten strömen, die langsam nach oben quellen. Der Bruchtypus wird innerlich wie von einem heißen Föhn getroffen, und seine Eiskrusten springen jählings auf. Der Seelsorger wird diese Haupttypen leicht feststellen können: den einen muß man langsam und mühsam auftauen, während der andere unter dem gewaltigen Eindruck eines seelischen Erlebnisses förmlich aufbricht und nicht selten in Tränenfluten das jähe Durchbrechen des besseren Ich bekundet. Vielleicht sind die zyklothymen Naturen mehr der psychogenetischen, die schizothymen mehr der momentogenetischen Wandlung zugänglich. Jedenfalls mag es gut sein, die zyklothyme oder schizothyme Basis eines Seelenlebens im Auge zu behalten, wenn es gilt, einem Menschen zum Aufbruch und Durchbruch zu verhelfen. Der phylogenetische Gewissensfaktor kann insofern unterstützend mitwirken, als liebe, freundliche, heilige Erinnerungen

und Gebundenheiten, von denen ein Mensch sich losgelöst hatte, wiedererkannt und wieder anerkannt werden.

Metaphysisch betrachtet verkörpert das Gewissen stets den Gedanken: Mensch, du bist nicht, was du sein sollst! Hinter ihm steht immer ein Ruf zur Höhe, sicherlich nicht im Sinne einer mittelbaren Stimme Gottes, eines göttlichen Orakels, sondern im Sinne eines Aufstöhnens des unterdrückten Gottesebenbildes, das sich von dem Gesamtaspekt einer menschlichen Persönlichkeit ebensowenig trennen läßt, wie das körperliche Angesicht von der menschlichen Gesamtgestalt. Insofern also ist das Gewissen primär-genetisch unmittelbar in Gott begründet und läßt sich nicht wegdisputieren und verscheuchen. Es läßt sich zwar entstellen, aber es läßt sich nicht austilgen. So oft ein Mensch in einen Spiegel blickt, schaut er ein Menschenangesicht; und so oft er in der seelischen Selbstbespiegelung, in der sittlichen Reflexion seine Persönlichkeit schaut, schaut er, ob er will oder nicht, das (bewahrte oder entstellte) Ebenbild Gottes mit.

Aber damit sind wir zum Angelpunkt der ganzen Frage vom Aufbruch einer Menschenseele gelangt: Warum kommt nicht jeder ohne Ausnahme zu diesem Aufbruch? Warum ist es dem einen wohl auf den Wegen des verlorenen Sohnes — und warum stöhnt ein anderer auf wie *August Strindberg*:

„O Ewiger, ich lasse deine Hand nicht,
Die harte Hand nicht, bis du mich segnest!
O segne mich und segne deine Menschheit,
Die leidet, leidet unter dem Geschenk des Lebens!
O segne mich, der litt am meisten —
Der litt am meisten unterm Schmerz,
Nicht sein zu können, der er wollte."

Also, um es noch einmal zu sagen: warum bäumt sich der eine empor, und warum bleibt der andere wie ein Trunkener oder Träumender liegen? — Die Antwort kann nur lauten: Es kommen viele nicht zu jener sittlichen Reflexion, Gewissenserforschung genannt. Sie trinken den bunten, süßen Schaum des Geschehens, berauschen sich daran und gedenken nicht des letzten, unsäglich bitteren Tropfens auf dem Grunde ihrer Becher, des Tropfens, der das furchtbare Aroma der Schweißtropfen besitzt, wie sie den Sterbenden über die Stirne rinnen. Hin und wieder wird ihnen ein Lebensbecher schal und fad. Irgend etwas ereignete sich, das ihn nach Hefe schmecken ließ. Aber wie halb umdämmerte Zecher verlangen sie von den stets bereiten Kellnern des Lebens ein neues Glas und einen neuen Trank und trinken

alten oder neuen Freunden, Freundinnen oder Lebensgefährten zu, uneingedenk, daß die scherzend aufblühende Lippe einmal doch sich verziehen wird zum hypokratischen Grinsen, daß der helle Schein des lebensprühenden Angesichtes übergehen wird in die marmorne Starrheit, die über den Zügen der Toten liegt wie die große Frage: Was dann? Was nun? — Wem aber diese Frage nur ein einziges Mal wie Feuer in die Seele gefallen ist, der wird — sicherlich nicht trübsinnig! — wohl aber ernst. Dem geht es nicht mehr um die schimmernden Mosaikstückchen seines Daseins, sondern um das Ganze und Letzte und um des Daseins Sinn. Wenn es gelingt, einen allzu nachdenklich Gewordenen noch selbst-nachdenklich, selbstwert-prüfend zu machen, ihn zur sittlichen Reflexion, zur unbestechlich ernsten Gewissenserforschung zu bringen, dann ist der erste Schritt zum Aufbruch schon getan.

Damit ist bereits gesagt, daß dem momentogenetischen Gewissensfaktor beim sittlichen Aufbruch eine überragende Bedeutung zukommt. Phylogenetisch und psychogenetisch kann ja das Gewissen nicht bloß gebildet, sondern auch verbildet werden; momentogenetisch bricht bei der Gewissenserforschung die Sehnsucht nach dem besseren Ich sich Bahn in Form der Gewissensanklage: Du bist nichts! Deine Hände sind leer! Deine Seele ist leer! Dein Leben, am Guten und am Ideal gemessen, war nur eine Tangente, die den Kreis des Guten kaum berührte und auch in der Unendlichkeit das Ideal nicht trifft! Wer einem Menschen zum sittlichen Aufbruch verhelfen will, der kann den momentogenetischen Gewissensfaktor nicht genug betonen. Und wem Gott selber zum Aufbruch verhilft, dem pflegt er irgendwann seinen Damaskustag zu schenken. In dem Wort „Tag" liegt das Momentogenetische klar genug. — Als Folge der Gewissenserforschung und Gewissensanklage ergibt sich dann naturgemäß eine Konfrontation des Menschen, wie er ist, mit dem Menschen, wie er sein soll, eine Konfrontation des Zerrbildes und des Ebenbildes Gottes im Menschen, eine scharfe Prüfung von Schein und Sein, von Soll und Haben im Reich der Werte. Das Resultat dieser Prüfung ist das Bewußtsein der mehr oder minder großen Lebenslüge, die der einzelne personal darstellt, wenn er sich vergleicht mit der Wertobjektivität des göttlichen Schöpfergedankens, den er verwirklichen sollte. Die gesamte Natur unterhalb des Menschen kennt keine Lüge. Jede Kreatur unterhalb des Menschen ist, was sie nach ihrem Schöpfergedanken sein soll. Die Kreatur unterhalb des Menschen ist daher auch völlig naiv, niemals reflexiv, sie ist gewissen-los. In ihr liegt ein un-

bewußt gestaltendes Prinzip, eine Entelechie, ein eidetisches Gesetz, das unter allen Umständen verwirklicht wird. Die Kreatur kann unter sich hinab und nicht über sich hinaus. Beim Menschen ist das wesenhaft anders. Der Mensch besitzt eine Art von Aseität. Verstehe niemand diesen Satz falsch! Es handelt sich nicht um Aseität des Seins, sondern um Aseität des Wollens, und auch diese ist eine aseitas derivativa, eine abgeleitete, geschenkte Aseität im Vergleich zur aseitas originalis et incomparabilis Dei, der ursprünglichen und unvergleichlichen Aseität Gottes. Aber die dem Menschen geschenkte, als Gotteslehen gegebene Aseität macht es ihm möglich, sittlich (selbstverständlich nicht organisch und physiologisch) unter sich selbst hinabzusinken zum Tier und über sich selbst emporzusteigen durch Verwirklichung der Gottebenbildlichkeit. Sie macht es ihm möglich, seine gottgeschenkte Aseität ganz in Gottes Dienst zu stellen und damit Gott die denkbar höchste Verehrung zu erweisen. Sie macht es ihm möglich, im Vergleich zu dem, was er nach Gottes Schöpfergedanken sein sollte, eine wandelnde Fälschung oder die personifizierte Realität dieses Gottesgedankens zu sein. Wer aber erkannt hat, daß er, an Gottes Schöpfergedanken gemessen, eine Fälschung ist, der steht schon vor dem zweiten Schritt des sittlichen Aufbruchs.

3. — Dieser zweite Schritt kostet Mühe des Nachdenkens und des Sichüberwindens.

a) Er kostet die Mühe des gründlichen Nachdenkens über die Frage: Kann ich denn eigentlich über mich hinaus? Es handelt sich um nichts Geringeres als um die Frage der Willensfreiheit, und zwar einer Willensfreiheit, die fähig ist, eine naturgegebene Struktur entscheidend zu durchbrechen und auch deren starrste Erze umzuschmelzen und zu läutern. Also, wie steht es: können wir wirklich über uns hinaus? Liegt es in unserer Kraft oder geht es über unsere Kraft? — Unser Bewußtsein sagt uns, daß wir frei sind gegenüber den Motiven, die unser Handeln bestimmen, und daß wir frei sind in der Wahl der Objekte. Die Erfahrung aber zeigt, daß es über die Kraft vieler geht, ihre Wesensstruktur zu durchbrechen. Sie sind Adler oder meinetwegen auch Hausschwalben mit halbgelähmten Schwingen. Andrerseits zeigt die Erfahrung, daß viele wirklich über sich hinauskommen. In welcher Kraft? In keiner anderen als in der Kraft der Gnade, die sich freilich der natürlichen Kräfte eines Menschen bedient, indem sie dieselben heilt, stärkt und zu einem an sich übermenschlichen Ziele hinlenkt. Durch die Gnade vermag der Mensch mit seiner Kraft, was an sich über seine

Kraft geht. Und jeder erhält die Gnade, wenn er darum bittet. Jeder erhält, worauf es zuletzt ankommt: das Wollen des Wollens. Die Leugner der Willensfreiheit behaupten: „agere videmur, sed agimur", wir scheinen nur zu handeln, in Wirklichkeit werden wir getrieben. Das ist, wie unser Selbstbewußtsein bezeugt, ein großer Irrtum; allein er enthält ein Körnchen Wahrheit: wir handeln in der Tat unzähligemale triebhaft, unterbewußt, halbbewußt, wahnumdämmert, irrtumbefangen. Das ist ein wahres Handeln, für das jeder die Verantwortung trägt, soweit seine Einsicht reicht. Aber mag dieses Handeln auch tausendmal frei sein von innerer Nötigung und äußerem Zwang, die Triebhaftigkeit eines Menschen, die aus seiner naturgegebenen Wesensstruktur stammt, wird es doch nicht entscheidend durchbrechen. Entscheidende Durchbruchskraft kommt nur dem wachbewußten, illusionsfreien, geistesklaren, kristallhell motivierten Handeln zu, und zu solchem Handeln ist die Gnade unentbehrlich. Die bittere Erfahrung beweist das zur Genüge. Wem aber diese Erkenntnis einmal aufgegangen ist, der wird sich nicht allzu schwer entschließen zu dem ersten und anfänglichsten aller Gebete: Herr, heiße mich zu dir kommen!

b) Die Antwort Gottes auf diesen Notruf liegt darin, daß Gott ein neues Wollen in dem Menschen aufquellen läßt. Dieses neue Wollen hat eine Wurzelkraft, eine Radikalkraft, die den Menschen in seinen Wesenstiefen erfaßt, während das alte Wollen nur ein triebhaftes, dämmerhaftes traumhaftes Aufzucken war. Aus dem alten Wollen kamen nur geile, unfruchtbare Zweige, Wildschößlinge der Seele, aus dem neuen hingegen steigen umwandelnde Mächte und Kräfte auf. Aber dann beginnt ein Kampf, oft von furchtbarer Art. Die alten „psychochemischen" Verbindungen müssen gelöst, neue müssen hergestellt werden. Der personale Wesenskern des Menschen stößt ab, was ihn bisher umschalte und umkrustete, und er kristallisiert neue, werthaltige Wesensschichten um sich. Zuerst vollzieht sich ein Vorgang der Dekomposition: die Reue; ihm folgt ein Vorgang der Synthese neuer seelischer Elemente: die Wiedergeburt genannt. Bisher besaß der Mensch nur eine Außengeschichte oder eine wertunhaltige Innengeschichte; von nun an erhält er eine Innengeschichte, die ihn zum Wertverwirklicher und Wertträger macht. Der neue Mensch lebt in einer tiefen Feindschaft gegen die typische Trieb- und Erlebnisstruktur des alten. Diese Feindschaft währt so lange, bis die Trieb- und Erlebnisstruktur durchtränkt ist von Wesenswahrhaftigkeit, Wesenslauterkeit, Wesensgüte, Wesenstreue, gleichwie eine kandierte Frucht durchtränkt wird

von der Süßigkeitsqualität der Lösung, in die sie eingetaucht wurde.

4. — Welche spezifische Art von Wertverlangen, von Werthunger einen Menschen zum Aufbruch veranlaßt, das richtet sich nach der Art und dem Grade von Wertmangel, den der einzelne fühlt. Wer die bloßen Daseinswerte einmal auf die Goldwage legt, der wird zur Einsicht kommen, daß es nicht die letzten Werte sein können. Diesem Gedanken hat *Albernon Charles Swinburne* Ausdruck gegeben in seiner „Ballade von den Bürden“:

„Die Bürde schöner Frauen: Eitle Lust
Und Liebe, die sich selbst in süßer Schmach erschlägt,
Dann sorgenvolles Alter, Dieb, der in der Brust
Den Mut, am hellen Tag zu kommen, feig nicht trägt
Und dafür nachts daherschleicht! Armer Tausch,
Der heitre Wangen vorfand und sie fahl
Zurückläßt! Wache Müdigkeit, die, was holder Rausch
Dereinst geflüstert, nun um Jammerlohn
Nocheinmal sagt in kummervoller Fron —
Das ist das Ende jeder, jeder Sehnsuchtsqual.

Die Bürde der gekauften Küsse: Sie ist schwer,
Ist Bürde ohne Fruchtgewinn im Kind, ist leer,
Hundertmal leer zwischen Nacht und Tag,
Hundertmal leer in dem, was lag
Zwischen Nacht und Tag in der Lippen Erbeben,
Im Zucken der traurigen Lider, im Weben
Der Glut, durch die sich Verachtung der Liebe stahl —
Das ist das Ende jeder, jeder Sehnsuchtsqual.

Die Bürde süßer Reden: Nein, knie nieder du,
Verhüllten Haupts und weine! Sieh nur zu:
All diese Makler um dein Weiß und Braun
Werden in deinen letzten Tagen nicht nach dir schau'n.
In deinen letzten Tagen bist du wie Erde fahl,
Bist wie die Marschen der See, von Salzwasser dick,
Ja, wie die kranke Marsch, geschwollen, von Schlamm und Schlick —
Das ist das Ende jeder, jeder Sehnsuchtsqual.

Die Bürde langen Lebens: Wenn du nachts erwachst,
Liegst du voll Angst auf dem Lager, bis du dich müde machst
Vor lauter Trauer. Dann sprichst du: „O wär's doch Tag, mein Gott!“
Und sagst am Morgen: „Ach, wäre der Tag schon tot!“

Und die müden Tage, sie werden dein Brot und dein Kleid,
Des Herzens Vorwurf trägst du als dunkles Geschmeid',
Dein Gürtel heißt Mühe, Leid macht das Haupt dir kahl —
Das ist das Ende jeder, jeder Sehnsuchtsqual.

Die Bürde heller Farben: Gold wird matt und trüb
Deinem Blick, und über dem Grünen blieb
Zuletzt das Grau. So wird dein Antlitz sein,
Und nicht wie der Dinge verblichener Jugendschein.
Du wirst von der Gnade sagen: „Vorbei, vorbei!",
Wirst im Leben noch sterben sehen die alte Lieb und Treu,
Bis Sprache und Atem erstickt in der Tränen Fall —
Das ist das Ende jeder, jeder Sehnsuchtsqual.

Die Bürde arger Reden: Kommen wird Tag und Stund',
Da erzählt von den alten Tagen dein eigner Mund,
Erzählt von Zeiten und Wegen und Worten der Lieb'
Und spricht von dem einen, das wert und teuer blieb.
„Süß war das Leben," so sagst du, „mit seinem Klang und Duft!"
Aber dann kommen die Schatten, Lichtstunden zerrannen in Luft,
Und die letzte Stunde trägt schon der Hölle Feuermal —
Das ist das Ende jeder, jeder Sehnsuchtsqual.

Die Bürde der vier Jahreszeiten: Regen und Wind
Und Rauhreif im Lenz. Erschaudert sind
Die zarten Bäume. Im grünen Sommer steht
Die graue Sorge. Den üppigen Herbst umweht
Das Nebelkleid der Not. Sein trauernd Antlitz zugewandt
Dem sterbenden Jahr, sieht aus sterbendem Scheiterbrand
Er gleiten verkohlte Asche und den Winter, krankheitsfahl —
Das ist das Ende jeder, jeder Sehnsuchtsqual.

Die Bürde der Totenmasken: Aus den Augen, aus dem Sinn.
Wo die Toten wandern, da reicht keine Hand mehr hin.
Verwandelt durch den Wandel von Dunkelheit und Licht,
Schreiten sie weinend durch Lande, die kein Fruchtkeim mehr durchbricht,
In denen nicht Saaten mehr reifen, kein Speicher voll Korn mehr steht,
In denen der Rätseltage kurzer Atem nur weht,
Wo aus dem gewendeten Zeitglas der Sand rinnt mit Seufzerhall —
Das ist das Ende jeder, jedweder Sehnsuchtsqual.

Die Bürde großer Freude: Leben und Lebenslust
Verlassen dich, und es ändert das Herz sich in deiner Brust.
Zu deinen Füßen streuet die schwere Stunde Staub,
Zu deinen Häupten brennen seltsame Wetter und drohen Raub:
Wo vordem Rot war, siehe, da ist jetzt blutleeres Weiß,
An Stelle von Treue und Glauben steht lügnerisch Gegleiß.
Nacht wird es, wo du wähntest: Hier war es Tag einmal —
Das ist das Ende jeder, jedweder Sehnsuchtsqual.

Zueignungsstrophe:

Vornehme ihr und alle, die noch die Freude tränkt,
Merkt euch, bevor ihr trunken und müde, den Vers da, euch geschenkt:
Süß ist das süße Leben — doch einmal kommt der Tod:
Das ist das Ende jeder, jedweder Sehnsuchtsnot."

Nein, aller Sehnsucht Ende ist das nicht. Es ist nur das Ende der Sehnsucht nach Diesseitswerten. Wo aber die Sehnsucht eines Menschen auf Ewigkeitswerte sich richtet, da hat sie andere Wirkung als die trostlose Resignation. Da schickt der aufbrechende Mensch sich an, zu seinem Welt- und Wesensbild, das er als Negativ geschaut hat, das Positiv zu suchen. Alle Typen, die in diesem Buche behandelt wurden, wären hier noch einmal aufzuzählen, nur mit anderen Vorzeichen: der Gehemmte will zum Befreiten, der Hemmungslose zum zuchtvoll Gebundenen werden; der von einer Wesensdämonie Umfangene will dem guten Genius seiner Wesensart zum Siege über deren dämonische Gewalten verhelfen; der Problematiker will einfach und schlicht, klar und kindhaft werden; der Skeptiker will aus dem Fragmentarischen zur Totalität; der Autonome und Selbstherrliche will seine Eigengesetzlichkeit gegen die Ideal-Gesetzlichkeit eintauschen; der Pathologische will alle Gesundungskräfte aufrufen gegen das Niederziehende seiner Struktur. M. e. W. der aufbrechende Mensch will über sich selbst empor und zu einem Ziele kommen. Ob das in langsamer Katharsis oder in akuter Krisis geschieht, das hängt von äußeren und inneren Umständen ab und nicht zuletzt von der zyklothymen oder schizothymen Wesensart des einzelnen. Seinen typisch eigenartigen Weg kann man jedem nur zeigen — gehen muß er ihn selber.

5. — Auf dem Weg zu seinem neuen, schöneren Ziele kann aber der aufbrechende Mensch Fehler begehen, vor denen man ihn warnen muß:

a) Der eine sucht Erlebnisse. Vielleicht könnte man besser sagen: Sensationen. Sicher gibt es religiöse Erlebnisse von entscheidender Gewalt, und nur wer die echte Mystik leugnen wollte, möchte diesen Satz bestreiten. Aber das Wesentliche für den aufbrechenden Menschen ist nicht der Erlebnishunger, sondern der schlichte, ehrliche Hingabewille, der in dem Worte liegt: „Ecce adsum, sieh, hier hast du mich!" Vielleicht findet dieser Hingabewille vorerst nur stammelnde Worte, oder er ist nur ein stummes und doch so beredtes Armebreiten des inneren Menschen, ein Sicherschließen des Herzens für Gott, ein Dienenwollen mit jeglicher Kraft der Seele, mit jedem Glied und Nerv des Leibes. Der Hingabewille ist die Norm, Erlebnisse sind die Ausnahme. Jener ist das gesunde tägliche Brot, diese sind das Manna, das nicht alle Tage vom Himmel fallen kann. Das Tiefste, was wir Christen über Christus sagen können, bezieht sich nicht auf Stimmungen und Gefühle, von denen der Herr zu seinen Jüngern keine Silbe geredet hat, sondern es liegt in dem gewaltigen und inhaltsschweren Wort: „Er ist gehorsam geworden bis zum Tode, ja bis zum Tode des Kreuzes." Die Mehrzahl der Menschen kann nicht in den himmelhohen Sternenbahnen der Mystik um die Zentralsonne ihres inneren Lebens, den Gott der Erleuchtung und des Trostes, kreisen; die allermeisten müssen in der staubigen Rennbahn dieser Erde um den Kampfpreis ringen.

b) Wenn ein gewisser Typus nach Erlebnissen sucht, so gibt es einen andern, dem es vor allem auf Erkenntnisse ankommt. Ihm wäre es am liebsten, wenn das Glaubensbekenntnis anfinge mit dem Wort: „Ich weiß" und nicht mit dem Wort: „Ich glaube". Von den drei berühmten Fragen Kants: „Was können wir wissen? Was dürfen wir hoffen? Was sollen wir tun?" interessiert diesen Typus vor allem die erste und etwa noch die zweite. Er möchte aus der Theologie überaus gerne eine Art Theometrie machen, und weil das nie gelingt, weil man Gottesbeweise nicht nach der Analogie geometrischer Beweise führen kann, gerät dieser Typus so leicht zur Anthroposophie, zum Spiritismus, zur zukunftsdeutenden Astrologie. Aber Gott ist mit keinem Metron zu ergründen, sondern nur zu erkennen durch den Logos der Vernunft und der Offenbarung. Von dem menschgewordenen Logos der Offenbarung aber heißt es: „Denen, die ihn aufnahmen, gab er die Macht, Kinder Gottes zu werden." Und jeder nimmt vom Logos nur so viel erkennend auf, als er den Logos liebend umfaßt. Jedem wird nur so viel Einsicht in den Logos von Welt und Überwelt, der alles scheinbare Chaos

und alle Dunkelheiten überstrahlt, als er göttlichen Logos in sich trägt; denn jeder begreift nur, was ihn zuvor ergriff. Der Anfang zum Ergriffenwerden aber ist das kindliche Staunenkönnen, das Ahnenkönnen der Gottesrätsel, die notwendigerweise in der Wesenheit Gottes beschlossen sein müssen. Der Anfang eines aufbrechenden Menschen vom Erkenntnistypus wird also unter allen Umständen ein sittlicher Willensaufschwung sein müssen, der das Licht der Erden- und Gotteswelt bejaht, anstatt um der Schatten willen, die in dieser realen Welt nun einmal mit dem Licht verbunden sind, das Licht prinzipiell zu verneinen.

c) Es gibt eine dritte Gefahr für den aufbrechenden Menschen. Mancher erliegt ihr dadurch, daß er mit allzu jäher Geste nach der Übernatur greift und deren Voraussetzung, die gesunde und edle Natürlichkeit, verachtet. Natürlichkeit ist, wie wir früher ausführlich genug dargelegt haben, keineswegs gleichzusetzen mit bloßer Naturhaftigkeit und Naturgebundenheit. Aber war, um an das Beispiel zu erinnern, in der Liselotte von Kurpfalz nicht etwas gewinnend Natürliches verkörpert? Denken wir, diese Frau, die leider nicht zur Höhe des Ideals über sich emporwuchs, hätte an religiösem Wissen von Kindheit an mehr besessen, als sie besaß; sie hätte den Katholizismus, zu dem sie nur komödienhaft übertrat, innerlich ergriffen und ganz tief erfaßt; sie hätte in einer reineren Lebensluft atmen und erblühen können, als die parfümierte Hofluft von Versailles es war; nehmen wir an, sie wäre von Bossuet oder Fénelon hingerissen worden zu Höherem als zu der naturhaft naiven Verehrung, die sie mit den Worten ausdrückt: „Ich bin mit Mons. de Cambray und Mons. d. Meaux wie die Kinder, die Papa und Mama lieb haben, ich halte viel von beiden" . . . nehmen wir an, das alles wäre gewesen: wer möchte von der frischen Kernnatur dieser Frau, die uns dann natürlich geadelter, feiner, vergeistigter entgegenträte, auch nur ein Quentlein weggenommen sehen? Nein, der aufbrechende Mensch muß nichts, was Gott ihm gab an edler Ausstattung von Leib und Seele, an Weltaufgeschlossenheit und starkem Lebenswillen zertreten und zerschmettern. Gattenliebe, Elternliebe, Kindesliebe, Freundesliebe sind doch zunächst im Naturboden des Menschenwesens verwurzelt. Nicht die Wurzeln gilt es auszureißen aus der Muttererde, sondern der Stamm ist gerade zu richten, die Fruchtäste und Zweige sind zur sonnenoffenen Krone zusammenzufassen, die Triebgeilheit, nicht die Triebgesundheit ist zu unterdrücken. Pius XI. stand vor seiner Erhebung zur höchsten kirchlichen Würde auf den Gipfeln des

Monte Rosa, des Matterhorn, des Montblanc; das Auge des Papstes ist wahrlich nicht dadurch getrübt worden für die Mysterien Gottes. Michelangelo schuf aus elementarer Triebgewalt seines genialen Geistes und sprach das schöne Wort als Künstler: „Nichts bringt Gott so nahe, wie das Bestreben, ein vollkommenes Werk zu gestalten, denn Gott ist Vollkommenheit", und erklärt, daß er immer gearbeitet habe: „weinend, liebend, begeistert und seufzend, denn kein menschliches Gefühl ist mir fremd". Seine Finger sind dabei nicht ungelenk und steif geworden zum Händefalten vor dem Gekreuzigten. Und auf seinem Sterbebett hat er Natur und Übernatur geistesgewaltig zusammengefaßt in die Klage: es reuten ihn nur zwei Dinge: erstens, daß er nicht alles für sein Seelenheil getan habe, was er hätte tun sollen; zweitens, daß er sterben müsse, wo er in seinem Berufe erst zu buchstabieren anfange. —

Man kann diesen Beispielen schöner Verbindung von Natur und Übernatur nicht entgegenhalten, die großen Heiligen hätten als aufbrechende Menschen zuerst alles, was natürlich an ihnen war, mit Geißeln gepeitscht und zu ertöten versucht. Jawohl, viele taten das. Aber wo sie nicht im stürmischen Überschwang des Aufbruchs handelten, sondern besonnene Askese (etwa im Sinne der benediktinischen „discretio", des klassischen Maßhaltens) übten, da bekämpften jene Heroen der Selbstüberwindung nicht ihre Natur an sich, sondern ihre Naturgebundenheit und Naturverstricktheit. Die Triebe legten sie an die unzerreißbare Kette eines gottverbundenen Willens. Den trägen oder zuchtlos aufzuckenden Körper machten sie mit allen Mitteln zum gefügigen Werkzeug des Geistes. Jedesmal aber, wo einer maßlos handelte am Anfang, da kam später die reifere Einsicht seinem ungestümen Eifer zu Hilfe. Wie viele Peinen hat sich ein Heinrich Suso zugefügt, um unbedingt Herr zu werden über sich selbst! Er ging gewiß zu weit darin. Jedoch er sagt: „Als der Diener solch übungsreiches Leben nach dem äußeren Menschen von seinem achtzehnten bis zu seinem vierzigsten Jahr geführt hatte und seine ganze Natur so verwüstet war, daß nichts mehr übrigblieb als sterben oder von derlei Übungen ablassen, da ließ er davon ab, und es ward ihm von Gott gezeigt, daß diese Strenge und diese Weisen allesamt nichts anderes gewesen seien als ein guter Anfang und ein Durchbrechen seines ungebrochenen Menschen." Seine Marterwerkzeuge aber nahm der zur Einsicht Gereifte, freilich auch über jede bloße Naturgebundenheit Hinausgewachsene, „und warf alles in ein fließendes Wasser". Franziskus von Assisi ist durch die Schule einer

harten Askese hindurchgegangen, einer überharten oft, aber zuletzt steht er doch vor uns als der Dichter des Sonnengesanges, der in der Liebe zu seinem Schöpfer liebend jede Kreatur umschließt. Der Heilige hat seine Brüder gemahnt, dem Leib zu geben, was des Leibes ist (vgl. Kap. 97 des Speculum perfectionis), damit dem Geist um so leichter zukommen könne, was des Geistes ist. Auf die stilreine Lebensform kommt alles an, und animalisches Sichausleben ist so stilunrein für den Menschen, wie eine übertriebene und ins Unmögliche sich versteigende Geistigkeit stilwidrig ist.

d) Eigenartige Gefahren bedrohen noch den Menschen, der als Konvertit von einer bisher festgehaltenen Weltanschauung oder Konfession dem Idealtypus „der katholische Mensch" nahezukommen sucht. Der Konvertit, mag er sog. Neuheide, heimkehrender Apostat oder christlicher Nichtkatholik sein, ist zunächst von einem eigenartigen Mißtrauen gegen jenen Typus des katholischen Menschen beseelt. Lassen wir den Konvertiten *Verkade* reden. In seinem Buche „Die Unruhe zu Gott" schreibt er: „Ich brachte von Haus aus eine angeborene Abneigung gegen die katholische Kirche mit. Wenn wir Buben einen Katholiken „roomsche pap, römischen Papst' schalten, verbanden wir mit diesem Ausdruck einen wahren Haß. Spanisches Joch, Greuel der Inquisition und Katholizismus waren durch einen einseitigen Geschichtsunterricht für mich gleichbedeutende Begriffe geworden. Ich hatte eine geradezu teuflische Abneigung gegen ‚die Maria', die Mutter Christi; ‚Priesterherrschaft' war zu Hause ein geflügeltes Wort. Katholisch und dumm waren mir immer gepredigt worden als zwei Dinge, die sich vollständig decken." So ähnlich wie Verkade ergeht es vielen. Ist aber diese unbegründete Meinung einmal überwunden, dann gibt es mancherlei Wege des Aufbruchs für den Konvertiten. Ihr Sammelname mag wohl heißen: „Unruhe zu Gott". Im einzelnen mögen diese Wege sehr verschieden sein, sie münden doch alle im gleichen Ziel. Der eine Mensch kommt vom intellektuellen Suchen her. Der andere fühlt sich angezogen durch die Festigkeit und den Gehalt des Dogmas, das die Speise der Starken ist, oder durch die majestätische Autorität der Kirche, für die kein Preis zu hoch erscheint, wenn die Bewahrung des Glaubensgutes in Frage steht. Ein dritter, wie z. B. Huysmans, steigt auf der Leiter des Ästhetizismus, auf der man sehr leicht auch abwärts steigen kann, nach aufwärts, und sie wird ihm zur Himmelsleiter, von der Schönheit der religiösen Kunst umstrahlt und von der Weihe der heiligen Liturgie umweht. Ein vierter fühlt, wie sein wild pulsierender

Herzschlag den rechten Rhythmus bekäme durch die Zucht und klassische Formung, die vom religiösen und speziell geistlichen Leben der Kirche ausgeht. Ein fünfter kommt auf den Wegen der Romantik aus dem Irdisch-Gleichnishaften ins Ewige. Ein sechster, zerbrochen an den Verstiegenheiten des Übermenschentums, erhält, wie z. B. *Papini* aus den barmherzigen Händen des Gottmenschen, was keine Übermenschentheorie ihm geben konnte. Ein siebter bricht, von schwerem Schicksalsschlag getroffen, in die Knie und greift mit zitternden Händen so lang ins Leere, bis er sich entschließt, nach Gottes Hand zu tasten. Wie immer der gütige Gott den einzelnen führen mag: alle Wege der Aufbrechenden sind Wege der Unruhe zu Gott. Aber ein Mann wie Verkade mahnt aus eigener Erfahrung und Erinnerung: „Ich mag manchmal unausstehlich gewesen sein. Neubekehrte und Verliebte sind es ja oft. Sie haben etwas so Unfertiges, Übertriebenes und Kindisches. Sie sind wie der Mann im Evangelium, der alles, was er besitzt, verkauft, um einen Acker zu kaufen, in dem er einen großen Schatz verborgen weiß, nur haben sie den ganzen Schatz noch nicht gefunden. Alles früher Erworbene, auch das Gute, halten sie für unnütz und werfen es weg, ohne das Neue und Bessere schon zu besitzen. Sie sind zu gleicher Zeit ärmer und reicher als vorher. Ihre Armut tritt hell ans Tageslicht, während ihr Reichtum den meisten verborgen bleibt. Das ist die Tragik der Bekehrungen."

6. — Dieser Tragik aber muß jeder gerecht werden können, der einem Aufbrechenden helfen will, am allermeisten der Priester.

Der aufbrechende Mensch ist wohl in den meisten Fällen noch mitten zwischen der Triebdynamik einer bloßen Naturgebundenheit und der Motivdynamik geistiger Werte, deren höchster Gottebenbildlichkeit, personale Gottähnlichkeit heißt. Zwischen dieser Doppeldynamik schwankt die Wesensflamme des zyklothym Gearteten, zuckt die Wesensflamme des schizothym Gearteten hin und wider. Daß doch jeder seinen Helfer fände, der ihm weise und treu an der Seite, dem er vertrauend und beharrlich an der Seite bleibt! Was wäre aus dem unglücklichen *Oskar Wilde* geworden, wenn die Erkenntnis einer Gnadenstunde durch einen erleuchteten Führer für diesen willensschwachen Menschen zu einem Dauerweg geworden wäre! In seinem Gedicht „San Miniato" fleht er:

„O sieh, ich klomm den Berg hinan
Zu Gottes heiligem Haus empor,
Der Engel-Maler sah zuvor
Den Himmel weit hier aufgetan.

Und überm Mond, der halb erblüht,
die süße, weiße Himmelsbraut,
Maria! hätt' ich dich erschaut,
Mir käme nicht der Tod verfrüht.

O Mutter du, geheimnisvoll
Von Gott gekrönt mit Dorn und Schmerz!
Des Lebens müde ist mein Herz,
Und müde, daß es singen soll.

O du, von Flammenglut erfüllt,
Von Gott gekrönt von Lieb und Weh!
Die Sonne sucht. Erhör mich, eh
Sie meiner Sünden Schmach enthüllt."

Die Gefahr des aufbrechenden Menschen ist immer das Für und Wider, das Hin und Her, sein eigenes Janusgesicht, das Zwielichtgrau, in dem rückwärtslockende Erinnerungen und vorwärtsrufende Sehnsucht ineinanderfließen. Je weniger die Flamme seines Wesens und Wollens — oft ist's nur die eines schwachen Lichtleins — oszilliert, desto näher kommt der Aufbrechende seiner Reife und Vollendung. „Denn Gott ist Licht, und keine Finsternis ist in ihm" (1. Joh. 1, 5) und Gott ist „der Vater der Lichter, bei dem es keinen Wechsel gibt und keinen Schatten von Veränderlichkeit" (Jak. 1, 17).

Die Frage ist nur, wie der Priester zu einem guten Führer für den aufbrechenden und suchenden Menschen werde. Es mögen hier einige Ratschläge erlaubt sein.

a) Der Priester darf nicht bloß Moraltheologe, sondern er muß auch Moralpsychologe sein. Er muß sich einfühlen können in die Seele des Menschen, die seine Hilfe sucht, und jeder Mensch ist eigentlich ein Unikum. Jeder muß seiner Eigenart, seiner Eigenschuld, seiner Eigengeschichte, seiner Eigendynamik der Triebe und Motive gemäß behandelt werden. Fordere niemand von einem Priester, daß er die notwendigen Heilsmittel verordne nach den eigenwilligen oder eigensinnigen Wünschen des Patienten oder Pönitenten; nicht der Kranke, sondern der Arzt schreibt die Rezepte. Aber verlange auch kein Priester, daß der Hilfesuchende, der Sünder, der Fragende sich mit einer bloß formelhaften und bloß schematischen Anweisung begnüge! Das ernste, heilige Wort „ich will" muß jeder Aufbrechende und Suchende einmal sprechen. Aber es kommt darauf an, aus welcher Wesenstiefe, aus welcher Strukturschicht dieses „ich

will" am leichtesten und am nachhaltigsten hervorbricht. Die geeignete Strukturschicht mit dem Mosesstabe seines Wortes anschlagen, die Psychomotilität eines Menschen gleichsam flüssig machen, das ist die große priesterliche Kunst in der Seelenleitung. Ganz allgemein gesprochen sind drei Maßnahmen notwendig: 1. Der Priester suche mit absoluter Objektivität, mit Güte und Ruhe den Tatbestand, den seelischen Habitus festzustellen; dabei gibt es unter gar keinen Umständen ein Abweichen von den Grundsätzen der absoluten Moral. 2. Der Priester suche die ganz personalen Motive, aus denen Frage oder Schuld eines Menschen stammen, aufzudecken. Dazu gehört Diskretion, Teilnahme, in manchen Fällen (bei den Psychopathen) Vorsicht; dazu gehört aber ganz besonders die Struktur- und Motivkunde, die Kenntnis der typischen Eigenart des konkreten Menschen, selbstverständlich wiederum ohne totes Schema und erstarrte Formeln. 3. Der Priester — und das ist die schwerste, aber auch lohnendste Aufgabe — suche in der Seele des Menschen, dem man helfen soll, die positiven Motive auf, die in Zukunft an Stelle der negativen und destruktiven treten müssen. Der Priester muß Seelenarzt sein können. Er muß die Diagnose stellen, mag diese auch momentan noch so wehe tun. Er muß die Therapie der Seele kennen, selbstverständlich nicht die Psychotherapie, sondern die Heilstherapie. Er muß die Prognose aufstellen und alle positiven Kräfte, die auch im Elendesten noch schlummern, zu Hilfe rufen, muß vor allen negativen Möglichkeiten, die auch den Besten noch bedrohen können, warnen. Der Priester kann das alles nicht tun ohne Moraltheologie, aber auch ebensowenig ohne Moralpsychologie.[1]

Suchen wir das hier Gesagte durch Lebensbeispiele zu erläutern! Im Jahre 1884 schrieb der französische Schriftsteller Karl Joris Huysmans seinen berüchtigten Roman „A rebours" („Gegen den Strich"), dem er 1891 den Roman „Là bas" („In der Tiefe") folgen ließ. Das erste Buch war die Dekadenz, das zweite die Verworfenheit selber, man kann nicht anders urteilen. Da flog im Juli 1892 durch die Presse die Nachricht, die alle Huysmansleser wie ein Blitz aus wolkenlosem Himmel überraschte, der Autor dieser Romane sei — Trappist geworden. Das stimmte wohl nicht ganz, aber es war richtig, daß Huysmans sich in einem Kloster bekehrt hatte. In seinem Roman „En

[1] Im Rahmen des hier vorliegenden Werkes ist mit Rücksicht auf den Raummangel nur diese allgemein gehaltene Anweisung zur Hilfe möglich. Der Verfasser gedenkt noch speziellere Arbeiten für Laien und Seelsorger zu veröffentlichen.

route" („Unterwegs"), der 1895 erschien, hat Huysmans seine Bekehrungsgeschichte selbst beschrieben. Im Vorwort zur 19. Auflage von „En route" nannte er sogar das Kloster, in dem seine Bekehrung sich vollzog, nämlich Notre Dame de l'Igny in der Nähe von Fismes im Departement Marne. Was uns besonders interessiert, ist die Schilderung der Beichte Durtals, der kein anderer ist als Huysmans selber — eine Schilderung, in der die Psychologie des Sünders wie die seines Helfers meisterhaft dargestellt ist. „Er suchte sich," so heißt es von Durtal, „einen Schlupfwinkel auf, wo er seine Gedanken ordnen könnte. Ohne zu wissen wie, war er in eine Allee von Nußbäumen gekommen. Die Bäume waren riesig; er verbarg sich hinter einem der Stämme. Auf dem Moose sitzend blätterte er in seinem Gebetbuch. Wie ein Springbrunnen von Schmutz quoll ihm sein ganzes Leben entgegen. Seine Sünde zeigte sich ihm. Erst auf dem Kolleg, wo alle sich selbst zerstörten und die andern ansteckten, affenhaft und geheim. Dann eine gierige Jugend, die sich in Kneipen herumgetrieben, unter den Schweinen ihr Futter gesucht und in den Rinnsteinen der Dirnen sich gewälzt hatte. Endlich ein unedles, beschmutztes Mannesalter . . . schändliche Erinnerungen belagerten ihn, er entsann sich all der niedrigen Kunstgriffe, durch die er die Bosheit des Aktes noch gesteigert hatte. Und an ihm vorüber zogen seine Mitschuldigen, die Werkzeuge seiner Ausschweifungen, vor allem Madame Chantelouve . . . und eine gewisse Florence, lächelnd wie ein kleiner Straßenjunge und mit Augen wie ein Schulmädchen . . . Aber ich kann doch dem Beichtvater nicht all das erzählen, was im parfümierten Schatten ihrer Laster brodelte, rief Durtal aus . . . Und hinter dieser Sündenlache gab es noch andere. Alle jene Gegenden des Lasters, die das Gebetbuch geduldig nannte, er hatte sie alle durchwandert. Seit seiner ersten Kommunion hatte er nicht gebeichtet, und mit den sich häufenden Jahren hatten sich auch die Anschwemmungen der Sünde gemehrt. Er ward bleich bei dem bloßen Gedanken, daß er einem andern Menschen all diesen Schmutz unterbreiten soll . . . Er schwitzte vor Angst; dann ergriff ihn ein Ekel an seinem ganzen Wesen; wie ein körperliches Unwohlsein durchwühlten ihn die Gewissensbisse; er übergab sich; das Bewußtsein durchbohrte und kreuzigte ihn, daß er so viele Jahre in einer Kloake vergeudet hatte; er weinte lange, wagte nicht auf Vergebung zu hoffen, wagte nicht einmal, sie zu wünschen, denn er fühlte sich ihrer so ganz und gar unwürdig . . . Einen Augenblick dachte er daran, davonzulaufen, schnell seinen Koffer zu holen und (aus dem Sprechzimmer des Klosters, in das er sich

nach jener furchtbaren Gewissenserforschung unter den Nußbäumen begeben hatte, davoneilend) sich in den Zug zu werfen. Er stand unentschlossen da, zitternd nach jedem Laut spähend. Sein Herz schlug gewaltsam. Und jetzt hörte er Schritte, die sich aus der Ferne näherten. Mein Gott, dachte er, wer wird es sein? — Die Schritte schwiegen und die Tür ging auf. Durtal wagte es nicht, den Beichtvater zu betrachten . . . er vermochte kein Wort hervorzubringen, ging einige Schritte rückwärts. Von diesem Schweigen überrascht, sagte der Prior: ‚Sie haben gewünscht zu beichten?‘ Und als Durtal mit einer Kopfbewegung die Frage bejahte, deutete er auf den gegen die Wand gestellten Betschemel und kniete selber auf der bloßen Erde nieder. Durtal raffte sich auf, sank über dem Betschemel zusammen — und verlor völlig den Kopf. Er hatte sich doch die Sache ungefähr geordnet, gewisse Hauptpunkte sich eingeprägt, aber alles war ihm jetzt entschwunden. Der Mönch erhob sich von seinem Gebet und nahm auf einem Rohrstuhl neben seinem Beichtkinde Platz und neigte sich ein wenig, um besser zu hören. Und er wartete . . .

Durtal wünschte sich den Tod, um nicht reden zu müssen. Es gelang ihm aber, sich zu meistern, das Schamgefühl zurückzudrängen. Er öffnete den Mund, jedoch kein Laut kam hervor. Überwältigt lag er da, den Kopf in die Hände stützend und fühlte, wie ihm die Tränen hervorquollen. Der Mönch saß unbeweglich da . . .

Mit einer verzweifelten Anspannung der Kräfte gelang es Durtal endlich, den Anfang des Confiteor hervorzustottern. Dann sagte er: ‚Ich habe alle Ausschweifungen begangen, ich habe alles getan . . . alles . . .‘ Er erstickte, die Tränen rannen. Das Gesicht in den Händen verborgen, schluchzte er, daß sein Körper zitterte. Als aber der Prior noch immer sich nicht regte, rief er: ‚Ich kann nicht, ich kann nicht!‘

Da berührte eine Hand seine Schulter leise, und gleichzeitig sprach eine sanfte, tiefe Stimme: ‚Ihre Seele ist zu matt, deshalb will ich Sie nicht mit weiteren Fragen belästigen. Kommen Sie morgen früh um neun Uhr wieder, dann haben wir mehr Zeit und brauchen uns nicht zu beeilen. Bis dahin denken Sie an das Ereignis auf dem Kalvarienberg. Das Kreuz, das aus den Sünden der ganzen Welt zusammengesetzt war, bedrückte die Schultern des Erlösers so schwer, daß dessen Knie wankten und daß er unter der Last zusammenbrach. Ein Mann aus Cyrene, der vorüberging, half ihm das Kreuz tragen. Indem Sie nun Ihre Sünden verabscheuen und beweinen, haben Sie das Kreuz

25*

erleichtert und es sozusagen von der Last Ihrer Sünden befreit, und so ist es weniger schwer geworden, der Herr vermag es jetzt aufzuheben. Er hat Sie durch ein überraschendes Wunder belohnt, indem er Sie aus so weiter Ferne hierher gezogen hat. Danken Sie also Gott von ganzem Herzen und verzagen Sie nicht mehr! Als Bußübung beten Sie heute die Bußpsalmen und die Litanei von allen Heiligen. Jetzt will ich Ihnen den priesterlichen Segen geben.'

Der Priester segnete ihn und verschwand."

Am nächsten Tage, so heißt es in „En route", fand sich Durtal wieder in der Beichtkapelle des Klosters ein. Der Prior war ein weiser Mann gewesen, als er wartete, bis die Geschwüre dieser Seele völlig reif seien und bereit zum Lanzettenstich.

„Von neuem peinigte Durtal der Gedanke, auf dieser Marterbank Platz nehmen zu müssen. Er versuchte, sich zu besinnen, sich kurz zu fassen. Da vernahm er den Schritt des Mönches und fuhr erschreckt zusammen. Ohne es zu wollen, richteten sich seine Blicke auf den Betstuhl, auf dem er so grausam gelitten hatte. Die Türe öffnete sich, und Durtal wagte es zum ersten Male, dem Prior ins Angesicht zu blicken. So streng und herb das Profil auch erschienen war, so sanft zeigte sich das ganze Antlitz. Das Auge milderte die stolze Kraft der Züge; es flößte Vertrauen ein, und in seiner unergründlichen Tiefe ruhte gleichzeitig eine friedvolle Heiterkeit und ein inniges Mitleid. ‚Fassen Sie Mut,' sagte der Mönch, ‚beunruhigen Sie sich nicht; denn Sie sollen nur mit Gott, dem Herrn sprechen, der Ihre Fehler kennt!" Und diesmal gelang die Beichte.

Am Schluß derselben gibt der Prior diesem Durtal(-Huysmans) eine Ermahnung, die von tiefster Seelenkunde, von priesterlicher Güte und von der Kunst der Diagnose, der Therapie und Prognose Zeugnis ablegt. Er sagt: „Ich bin heute noch mehr als gestern über das auffallende Wunder betroffen, das der Himmel an Ihnen gewirkt hat. Sie waren krank, so krank, daß man wahrlich von Ihrer Seele sagen konnte, was Martha vom Leichnam des Lazarus sagte: er riecht schon! Christus hat Sie gewissermaßen zum Leben wieder erweckt. Aber nun täuschen Sie sich nicht! Die Bekehrung des Sünders bedeutet noch keineswegs eine völlige Heilung, sie ist höchstens eine Genesung. Die Genesung dauert manchmal Jahre lang und ist häufig langwierig. Es kommt also darauf an, daß Sie sich entschließen, von jetzt an vor allen Rückfällen auf der Hut zu sein und alles, was sie können, aufzubieten, um wieder zu Ehren zu kommen. Diese vorbeugende

Behandlung setzt sich zusammen aus dem Gebet und dem Empfang der hl. Sakramente der Buße und des Altars. Das Gebet — Sie kennen es schon! Die Beichte ferner — sie war Ihnen beschwerlich; von nun an wird sie Ihnen leichter sein. Das heil. Abendmahl — Sie haben es nötiger als mancher andere; denn Sie sind unglücklicher als die weniger gebildeten, einfacheren Gemüter. Die Phantasie wird Sie peinigen. Mit ihr haben Sie viel gesündigt, und infolge einer gerechten Vergeltung werden Sie auch dadurch viel zu leiden haben. Die Phantasie wird die schlecht bewachte Pforte zu Ihrer Seele sein, und durch sie wird der Dämon eindringen und sich in Ihnen ausbreiten. Wachen Sie also auf diesem Gebiete und beten Sie eifrig, damit der Herr Ihnen zu Hilfe komme! Morgen werden Sie die hl. Kommunion empfangen. Nach so vielen Jahren wird der Herr in Ihre Seele eingehen und dort Wohnung nehmen. Nehmen Sie ihn mit vollkommener Demut auf und bereiten Sie sich durch Gebet auf diesen geheimnisvollen Herzensbund vor, den seine Güte und Barmherzigkeit wünscht. Zur Buße könnten Sie wohl täglich einen Monat lang ein Gesetz des Rosenkranzes beten. Der Rosenkranz versetzt die Dummen in Wut, das ist ein sicheres Zeichen seines Wertes. Erwecken Sie jetzt nochmals Reue und Leid, dann werde ich Ihnen die hl. Lossprechung erteilen."

Nicht minder meisterhaft ist die Schilderung der Gefühle des bekehrten Durtal, des zum Vater heimgekehrten verlorenen Sohnes, der wieder am großen Gastmahl der göttlichen Liebe teilgenommen hat. „Sobald die hl. Messe beendigt war," heißt es in „En route", „verließ er die Kapelle und ging in den Park hinaus. Und ganz leise, unmerklich sacht fing das Sakrament zu wirken an. Der Heiland öffnete nach und nach die verschlossene Wohnung der Seele Durtals, die frische Luft und der Tag brach in hellen Strömen ein. Früher war es immer, als gingen die Fenster seiner Sinne wie auf einen Hof, auf irgendeine feuchte, dumpfe, dunkle Örtlichkeit. Jetzt war mit einemmale dem Lichte ein Weg geöffnet worden, und er sah den unendlichen Himmel . . . Durtal verlor sich in entzücktem Schauen. Er hätte seine Begeisterung, seinen Glauben in alle Welt hinausrufen mögen. Endlich fühlte er Freude am Leben. Nichts Irdisches war imstande, eine solche Wonne zu schenken. Nur Gott vermochte es, seine Seele so zu füllen und sie in Freudenströmen überquellen zu lassen."

Das alles ist nun nicht bloße Literatur, sondern es ist erlebte Wirklichkeit — die erlebte Wirklichkeit eines zu Gott hin aufgebrochenen Menschen. Und Huysmans hat in seinem späteren

Lebensschicksal die Probe aufs Exempel einer wirklichen Bekehrung bestanden. Eine Augenkrankheit, die sich entwickelte, zwang ihn den ganzen Winter 1905/06 mit verhüllten Augen und hinter herabgelassenen Vorhängen zu verbringen. Eine Zeitlang waren ihm die Augenlider sogar völlig vernäht worden. Als man ihm zur Linderung seiner Schmerzen Morphium geben wollte, wies er es zurück mit dem Worte: „Ich leide durch den Willen Gottes, die Prüfung will getragen werden." Dann ergriff ein fressendes Krebsübel seine Ohren, den Mund, den Hals. Der Oberkiefer mußte zum Teil entfernt werden. Dann wurde die Zunge vom Leiden befallen, und schließlich konnte der Kranke nicht einmal mehr die Lippen schließen zu einem Wort oder Lächeln, so klafften sie auseinander. Es war in der Tat eine furchtbare Probe, ob das Ende des bekehrten Huysmans Leben aus dem neuen Geiste oder, wie er selbst sagte, „nur Literatur" sei. Nein, es war nicht Literatur; es war ein heldenmütiges Kreuztragen. Am Karfreitag 1907 stöhnte er auf: „Ach, wenn der Herr mich doch heute mit dem Schächer zu sich riefe!" Aber noch zehn qualvolle Tage und Nächte mußte er warten und dahinhungern, denn man konnte ihm kaum mehr ein wenig Nahrung einflößen in den zerstörten Gaumen und Schlund. Am 12. Mai 1907 verschied Huysmans, gestärkt durch die hl. Ölung der Sterbenden. Das letzte, was er auf Erden tat, war, daß er aus seinem Brevier, im Lehnstuhl sitzend, die kirchlichen Sterbegebete betete — unter ihnen jenes herrliche, von Trosteskraft überströmende Gebet: „Sei nicht eingedenk, o Herr, seiner früheren Sünden und Trunkenheiten, die aus dem Glutbrand der schlechten Begierde entsprangen. Denn wenn er auch gesündigt hat, so hat er doch den Vater und den Sohn und den Heiligen Geist nicht verleugnet, sondern geglaubt, den Eifer für Gott in sich getragen und Gott, der alles geschaffen hat, getreu angebetet."

Das war das Ende eines Menschen, der von der Gnade Gottes ergriffen und von dem menschlichen Werkzeug der Gnade, einem erleuchteten Priester, gut geführt wurde: das Ende eines Sünders, der zum aufbrechenden und heimkehrenden Kinde Gottes ward.

Nicht immer muß ein Mensch als Sünder, er kann auch als Fragender und Suchender zum Priester kommen. Nun ist eine Erfahrung, die jeder Seelsorger macht, daß viele Menschen unvergleichlich mehr fragen, als man ihnen beantworten kann. Namentlich der intellektualistische Typus möchte wissen und nur wissen. Aber er vergißt, daß schließlich die gesamte Wissenschaft

letzterdings doch nur ein Glauben an Hypothesen ist, die rein deduktive Mathematik ausgenommen. Kausal gedacht, wissen wir fast gar nichts. Wir glauben, und der Glaubensbekenntnisse der Wissenschaft gibt es unzählige. Die rein beschreibenden Wissenschaften vermögen Wissen zu vermitteln — aber die erklärenden können das nicht. Das Wie der Dinge ist uns auf weite Strecken der Forschung hin bekannt; das Woher und Wohin und Wozu beantwortet kein geschaffener Geist, wenn es auf die völlig und restlos erschöpfende Antwort ankommt. Hier beginnt schon der natürliche Glaube. Der übernatürliche Glaubensakt gibt Licht für die Überwelt, die Jenseitswelt, nicht wenig Licht auch schon für die Diesseitswelt und ihre Probleme. Aber das Allerletzte in Natur und Übernatur ist immer ein Mysterium, das kein geschaffener Geist mit seiner begrenzten Kraft durchdringt. Wer einen Fragenden vor sich hat, wird ihn immer darauf hinweisen müssen. Unterschätzen wir die Vernunft nicht: ihr Licht ist das Höchste, was die Menschennatur besitzt! Überschätzen wir die Vernunft nicht: ihr Licht ist nicht hell genug, um die Mysterien von Natur und Übernatur in Erkennbarkeiten und blanke Durchsichtigkeiten aufzulösen. Daß es einen Gott gibt; daß dieser Gott sich offenbaren kann; daß es der Güte Gottes angemessen und für die menschliche Geistesbegrenztheit notwendig war, wenn sich Gott in seinem menschgewordenen Logos offenbarte, damit das Alogische dieser Welt für uns logoshaltig, sinnhaltig werde; daß die Gottesoffenbarung durch ein gottgeleitetes Lehramt behütet und weiter geleitet, daß die Gottesgnade durch bevollmächtigte Gnadenspender mittels sichtbarer Zeichen vermittelt und nicht dem Wünschen und Wähnen des einzelnen überlassen werden sollte — das alles sind vernunftmäßig erweisbare Dinge. Aber das Mysterium bleibt am Ende doch, und man erweist einem Fragenden keinen guten Dienst, wenn man ihm rein rational machen will, was seinem innersten Wesen nach irrational sein muß, weil es suprarational ist. „Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße?" sagt Goethe, und in dieser Frage liegt sehr viel Wahres. Denn Gott ist der Welt und den Geistern immanent; er ist das Licht, das jeden Menschen (im Gewissen) erleuchtet, der in diese Welt kommt. Aber als die unendliche Fülle eines in seiner Schöpfung nicht aufgehenden Seins ist Gott transzendent, und man kann jenem Dichterwort ruhig die Frage zur Seite setzen: „Was wär' ein Gott, der völlig sich beweisen ließe?" Du gleichst nicht nur dem Geist, den du begreifst, du begreifst auch nur den Geist, so weit du ihm gleichst. Die Angleichung des Menschengeistes an den Gottesgeist aber,

das Sichaufschwingen über Experiment und Demonstration zum personalen Erfassen Gottes, zu jenem Akt, in dem Verstand und Wille und Gemüt zusammenklingen: das ist Glaube. Die geschaffene Welt und die geoffenbarte Überwelt sind so voll Licht, daß der Glaubensakt weder menschenunwürdig noch menschenunmöglich ist. Aber die Welt enthält so viel Rätsel und Probleme, daß der Glaubensakt an die Mysterien der Überwelt immer notwendig sein wird . . . und sein schönster Ausdruck heißt doch: „In Demut bet' ich dich verborgne Gottheit an."

Um wieviel besser es ist, einen suchenden Menschen zur Ehrfurcht vor dem Mysterium und seiner Heiligkeit hinzuleiten als ihm Aufschlüsse geben zu wollen, die bei näherem Zusehen doch in nichts zerrinnen, das beweist der Bericht, den die englische Konvertitin Miss *Anstice Baker* in ihrem Buch „A modern Pilgrims Progreß" von ihrem Besuch bei Kardinal Newman berichtet. Miß Baker, das muß zur Erklärung vorausgeschickt werden, war mit allen ungläubigen Systemen und Theorien in Berührung gekommen, mit dem Agnostizismus, mit dem Materialismus, dem Pantheismus, mit der Philosophie eines Herbert Spencer, eines Kant, eines Schopenhauer, bis ihr zuletzt als Lohn für ihr unermüdliches und treues Suchen nach Wahrheit die Heimkehr zur katholischen Mutterkirche beschieden wurde. Sie erzählt: „Ich suchte eine Unterredung mit *Kardinal Newman*, und ich werde nie mein erstes Zusammensein mit ihm in Edgbaston vergessen. Da ich nicht gern reiste, überredete ich meine Schwester, mit mir zu fahren, und ich erinnere mich der Reise gut. Niemals noch war mir eine solche Persönlichkeit begegnet, noch hatte mich die Kraft und Zurückhaltung eines Mannes so bewegt. In seinem Wesen war eine große Einfachheit, die mich sowohl entzückte als auch erschreckte, und obgleich er anfangs strenge schien, beruhigte mich seine Freundlichkeit bald. Er berief sich nicht auf alte Dokumente, erörterte keine fernliegenden historischen Fragen, sondern wandte sich an die Stimme des Gewissens, jene Stimme, die eine ‚sichere Kenntnis von Gott' gibt, und alle Streitfragen unberücksichtigt lassend, ‚betonte er die Notwendigkeit, meine Pflichten als göttliche Gebote zu betrachten, wies darauf hin, ‚sollen' nicht ‚müssen' sei der Ruf des Gewissens, und diese Stimme bezeuge nicht nur die Freiheit des Menschen, sondern auch die Existenz einer äußeren Autorität, die uns mit Recht moralische Pflichten auferlege.' So sprach er also eher über das Gewissen mit mir als über geoffenbarte Dogmen, nannte ersteres eine Stimme, welche die Heiligkeit Gottes bezeuge, und zwar nicht nur seine Macht und Weisheit, sondern hauptsächlich seine Per-

sönlichkeit und Liebe. Ich wagte Dr. Newman zu fragen, wie er den augenscheinlichen Triumph des Bösen über das Gute und die Sünde sowie das überall herrschende Elend erkläre. Was er mir antwortete, weiß ich nicht mehr genau, aber er zeigte mir gerade darin Beweise für die Wahrheit des Christentums. In diesem schien er nicht allein die Stimme zu vernehmen, ‚die das menschliche Ohr mit Klagen über das größte Elend erfüllt', sondern auch die von Gott gegebene Antwort auf alle Not des Menschen. Er betonte zuerst die Güte Gottes, und von dieser Basis aus löste er meine Schwierigkeiten; denn setzen wir Gottes Güte und unsere Sündhaftigkeit voraus, so löst nur das Christentum die Rätsel des Lebens, es allein wird dem Widerspruch der Welt gerecht, wo jedes Vergnügen getrübt, jede Freude geteilt ist, und wo Sünde und Elend vorherrschen. Ich kann mich nicht genau seiner Worte erinnern, weiß nur, daß ich voll Ehrfurcht verstummte und all meine Schwierigkeiten zu schwinden schienen. In der Sünde und dem Elend der Welt fand ich beinahe klar die Ursache, weshalb Gott denen, die entrinnen wollten, einen Weg bereitet habe, und diesen Weg schien ich im Christentum zu sehen, welches für mich gleichbedeutend war mit der katholischen Kirche. Dr. Newman leugnete weder die Existenz von Sünde und Leiden, noch versuchte er sie abzuschwächen; er bekannte offen, sie wären ein Übel, und wir könnten sie nicht beseitigen. Die ruhige Art, wie er — der große Denker — die Schwierigkeiten betrachtete und die Unmöglichkeit, sie zu lösen, eingestand, gab mir einen tieferen Einblick in seinen Glauben und sein Vertrauen auf Gott und die Wahrheit seiner Religion, als dies irgendwelche gelehrten Argumente oder eine glaubwürdige Lösung von Schwierigkeiten hätten tun können. Er bauschte weder schwache Punkte auf, noch stritt er Probleme ab, sondern zeigte nur furchtlose Sicherheit und Vertrauen.

Der Gott, von dem er zu mir sprach, war keine bloße Kausalität, die in der Vergangenheit existierte, sondern ein allheiliger Richter, keine ‚nur im Raume wirkende Kraft', kein bloßes Sein, das in einem weitentfernten Himmel wohnt, sondern ein allgegenwärtiger, immer tätiger Gott, der durch die leise Stimme des Gewissens zu den Menschen redet; kein effroyable solitaire, vivant dans un égoisme infini, sondern ein Gott der Liebe, ‚der nicht allein mächtig und weise, sondern heilig ist', und dem wir Rechenschaft geben müssen; kein Gott, der abwesend und daher ‚taub für unsere Gebete und blind für unser Elend ist', sondern ein Gott, der die Geschöpfe liebt, die er erschaffen hat. Wilfrid Ward hat gesagt, das Gewissen wäre die Grundlage seiner (Newmans) ganzen

Überzeugung, der Gehorsam die Schlußnote all seiner Lehre, und im Pflichtgefühl allein suche er die Wurzeln des Glaubens.' Dieser Ausspruch erklärt deutlicher, als es meine Worte tun könnten, den Eindruck, den Kardinal Newman während jener denkwürdigen Unterredung auf mich machte. Als ich mit ihm über den freien Willen sprach, erinnerte er mich an die schreckliche Verantwortlichkeit, die uns damit auferlegt ist, und hieß mich lieber darüber nachdenken als über die Beweise seiner Existenz; er schien sich eher an meine moralische als an meine intellektuelle Natur zu wenden; seine Worte drangen mir tief in die Seele.

Nie vorher hatte die erhabene Persönlichkeit eines Mannes so auf mich eingewirkt, und nie wieder, bis ich zu den Füßen des Papstes kniete, verstand ich, was es heißt, von menschlicher Größe, offenbart durch vollkommene Einfachheit, überwältigt zu werden. Viele, welche die Welt für groß hält, habe ich kennen gelernt, doch außer diesen beiden hat niemals wirklich jemand auf mich Eindruck gemacht. Diese Unterredung half mir mehr, als ich sagen kann." — Noch war Miß Baker dem Ziele nicht ganz nahe. Ein zweiter Priester, der Dominikaner *P. Etienne* verhalf ihr zum Abschluß ihres Ringens um die Wahrheit. „Schon lange," schreibt Miß Baker, „hatte ich erkannt, daß ich nicht hoffen dürfe das Ganze zu begreifen, ehe das Ende erreicht war, und nun sah ich klar ein: verwerfen wir die uns von Gott geoffenbarten Wahrheiten, nur weil es uns nicht möglich ist, sie ganz zu erfassen, so ist es ebenso, als weigerten wir uns, den Durst zu stillen, bloß weil wir den Ozean nicht austrinken können, oder als stießen wir den Koh-i-noor von uns, weil nicht alle Diamanten unser sind, und weil wir nur bei dem Schein einer Wachskerze seine Vollkommenheiten prüfen können. Es wäre äußerst töricht, die Macht der Vernunft zu leugnen und ihre Schlußfolgerungen von uns zu weisen, weil ihre Sphäre begrenzt ist. Der Pater stellte mir die Glaubensmotive und die Beweise für die Kirche vor und sagte, mein Verstand wäre verpflichtet, diese anzunehmen und die Beweise zu erwägen; aber er ermahnte mich, einmal befriedigt, sei es meine Pflicht, mich ihrer Autorität zu unterwerfen. Mit glühendem Eifer widerlegte er meine Irrtümer. In einer Weise, die jedes Mißverständnis ausschloß, bekämpfte er meine Argumente, und mit fehlerloser Logik zeigte er mir, die Unterwerfung unter die Lehre der katholischen Kirche sei die höchste Tätigkeit der Vernunft, eine Tat, die den Geist befreit, indem sie ihn von den Ketten des Irrtums löst. Wiederholt machte er mich darauf aufmerksam, daß die Mitwirkung des Willens, der als bestimmende Ursache daran teilzunehmen hat, in diese Tätigkeit der Intelligenz

eingreifen muß. Zuerst erklärte er mir, daß Vernunft, Wille und Gefühl nur Kundgebungen des menschlichen Geistes sind, dessen Einheit durch das Selbstbewußtsein bezeugt wird, und daß allein durch ihr Zusammenwirken die begründete Gewißheit vollständig werden kann. Dann bemerkte der Pater, der Glaube sei eine Gabe Gottes, die Gott niemand aufdrängen wird, und die Annahme derselben sei keine bloße Zustimmung zu einem intellektuellen Vorschlag, sondern ein Akt des ganzen menschlichen Geistes, eine Tat, welche die Einheit seines Selbstbewußtseins einschließt und folglich die Mitwirkung von Vernunft, Gefühl und Willen bedingt. Überdies wies er darauf hin — doch ich will die Worte Francis Cobbes anführen —, daß ‚der Glaube einzig durch Gebet erlangt, einzig durch Gehorsam bewahrt werden kann; es ist unmöglich, durch Beweisgründe zu ihm zu gelangen, unmöglich, ihn durch Logik in einem Leben der Sünde zu bewahren.' In der Religion verlangt Gott die Huldigung der ganzen Natur des Menschen, und Herz und Willen müssen ebenso teilnehmen wie die Vernunft, ja ‚insoweit Liebe und Güte mehr gelten als das Wissen, so ist ihr Anteil der größere.'

Vor allem ersuchte mich P. Etienne, meinen Glauben auf der Vernunft aufzubauen und sie als die Basis des Glaubens an Gott und die Autorität der Kirche anzunehmen. Von Anfang an bis zuletzt trachtete er nicht danach, die Autorität auf Kosten des Verstandes zu verherrlichen, sondern sie auf die Basis desselben zu gründen; denn obgleich der Verstand die von Gott geoffenbarten Geheimnisse nicht begreifen kann, so ist es doch seine Pflicht, die Autorität anzuerkennen, auf der sie gegründet sind. Etwas dem Verstande Widersprechendes kann die Offenbarung nicht enthalten, sondern nur Wahrheiten, die ersterer ohne Führer nicht erfassen kann; sie wurde nicht gegeben, um den Geist zu hemmen oder den Willen zu zwingen, sondern um Wahrheiten bekannt zu machen, die über die Erkenntnissphäre des Verstandes gehen. Die Offenbarung erkennen und sie annehmen ist die größte Tat des menschlichen Geistes, eines Geistes, dessen Einheit des Selbstbewußtseins es unmöglich macht, bei der vollständigen Annahme der Wahrheit Gefühl und Willen von der Vernunft zu trennen. Diese Akte sind so hehre, daß sie der Mensch ohne den Beistand der göttlichen Gnade nicht vollführen kann. Weit davon entfernt, eine Verleugnung der Vernunft zu sein, ist die Unterwerfung unter die Autorität der katholischen Kirche der erhabenste Akt des Geistes."

b) Es ist nicht überflüssig, einen aufbrechenden Menschen darauf hinzuweisen, daß sein letztes Ziel nicht im schönen Men-

schentum, sondern in etwas wesenhaft Höherem liegt. So wenig überflüssig ist dieser Hinweis, daß man vielmehr die Frage nach diesem Höheren geradezu als die Kardinalfrage des sittlichen Strebens zu betrachten hat. Menschentum ist durch Seelenkultur zu erreichen — Menschenheil nur durch Seelsorge im theologischen Sinn dieses Wortes. Seelenkultur hat ästhetische und natürliche, Seelsorge ethische und übernatürliche Ziele. Vielleicht war das größte, wenn auch nicht ganz schattenlose Vorbild von Seelenkultur *Goethe* — das Vorbild der Seelsorge ist der „homo sanctus", der Mensch der Gnade. Die Seelenkultur erschließt den Menschengeist für die Welt und all ihre Herrlichkeit; sie ist keineswegs zu verachten, das edle Menschentum ist vielmehr auch in der christlichen Ethik immer als eine wundervolle Sache gewertet worden. Die Seelsorge dagegen will den Menschen für seinen Gott erschließen. Ihre Mittel wollen infolgedessen der sittlichen Bewegung des Menschengeistes bis in die unergründlichen Tiefen des göttlichen Lebensmysteriums hinein dienen. Das nun ist die alles entscheidende, leider auch die Geister in zwei Lager scheidende Frage, wie sie *Ibsen* in seinem Drama „Brand" formuliert hat: „Reicht nicht zur Lösung aus Manneswillen ‚quantum satis'?"

Der Ausdruck „quantum satis" ist bekanntlich der medizinischen Rezeptursprache entnommen. Auf die Moral angewendet bedeutet er: Reicht nicht zur Erlösung aus jenes Quantum Menschenwillen, das ein Vollmensch, ein anständiger, vornehmer Mensch besitzt? — Nein, es reicht nicht aus! Denn der wesenhaft unendliche Gott ist von einem wesenhaft endlichen Wesen, wie der Mensch es ist, mit den endlichen Mitteln dieses Wesens in alle Ewigkeit nicht zu erfassen. Die Erhebung der menschlichen Lebensfülle zur Teilnahme an der göttlichen Lebensfülle ist durch rein menschliche Anstrengung allein in Ewigkeit nicht zu erreichen. Nur der Gnade, die Gottes Güte spendet, ist es möglich, die Menschennatur zur Übernatur und zur Teilnahme an der Gottesnatur zu erheben. Diese Erhebung vollzieht sich niemals ohne menschliche Mitwirkung, aber sie ist auch niemals das Ergebnis menschlicher Anstrengungen allein. Wasser, sei es auch noch so lauter und rein und klar, wandelt sich nie und nimmer durch eigene Kraft in Wein. Erst wenn es in den Weinstock aufgenommen wird, ist die Voraussetzung gegeben, daß Rebensaft und Wein daraus werde. Ist das nicht in dem Gleichnis Christi vom Weinstock und den Reben bestimmt genug ausgesprochen? Der menschgewordene Gott hat die Menschennatur mit seiner Gottesnatur vereinigt, damit in ihm und durch ihn die Vereinigung jeder individuellen Menschennatur mit der Gottheit

auf dem Gnadenwege möglich werde. Die Kirchenlehre spricht von einer „Vergöttlichung der Menschennatur". Ein kühner Ausdruck, aber exakt der Ausdruck für das, was das letzte persönliche Menschenziel ist. Eines der menschenfreundlichen Worte Christi lautet: „Wer zu mir kommt, den weise ich nicht zurück; denn ich bin vom Himmel herabgestiegen, um den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat. Das aber ist der Wille dessen, der mich gesandt hat, daß ich nichts von all dem verloren gehen lasse . . daß jeder, der den Sohn sieht und an ihn glaubt, das ewige Leben habe." Daß der Sohn Gottes, der in Jesus Christus Menschengestalt angenommen hat, wirklich die Macht besitzt, das ewige Leben zu verleihen, das hat er selbst erklärt in dem majestätischen Satze: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden." Aber er spendet das ewige Leben der Seele nicht mehr in seiner menschlich historischen Gestalt, wie er sie während seines irdischen Wirkens besaß, sondern er spendet das übernatürliche Leben durch menschliche Werkzeuge, die er bevollmächtigt und beauftragt hat. Das ist ebenso klar ausgesprochen in seinen Worten: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Wer euch hört, der hört mich; wer euch verachtet, der verachtet mich; wer aber mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat." Wer den Sohn Gottes nicht verachten kann, weil er als „Heide" ihn überhaupt nicht kennen gelernt hat, für den hat der Gott der Barmherzigkeit außerordentliche Gnadenwege. Denn der Logos Gottes ist „das Licht, das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt". Aber wer den Sohn Gottes kennen gelernt hat, der kommt nicht zum Vater, als durch den Sohn und durch die sichtbaren Zeichen sakraler Art, die Sakramente, in denen die Gnade des Sohnes wirksam ist und der Seele das übernatürliche Leben mitteilt. Es ist allerdings Tatsache, daß es einen Menschentypus gibt, den man rundweg als den „protestantischen Typus" bezeichnen kann. Diese Bezeichnung ist hier selbstverständlich nicht im Sinn der protestantischen Konfessionalität gemeint, sondern in einem viel weiteren. Es handelt sich um jenen Menschentypus, der aus seiner inneren Struktur heraus Protest einlegt gegen jede Vermittlung zwischen Gott und dem Menschen; dessen Lieblingswort lautet: „Mein Weg zu Gott ist der gerade und unmittelbare." Daß für diese Art von Menschen, die etwas Geradliniges, beinahe Schnurgerades in ihrem Wesen haben, der Anschluß an die sakrale Gnadenvermittlung ein Gehorsamsakt gegenüber den Weisungen Christi ist, das ist nicht zu bestreiten. Ihr Gehorsam ist umso wertvoller, je mehr Demut und Selbstverleugnung er voraussetzt. Wo aber der Anschluß an die sakrale

Gnadenvermittlung abgelehnt wird, da bleibt dem Menschen keine andere Wahl, als zugleich eine ganze Anzahl von Worten Christi abzulehnen. Die Folge ist dann der Typus des religiösen Subjektivisten, und dieser stellt schließlich alles negierend in Frage — oder aber wenn er noch eine positive Frage stellt, dann gibt er sich die Antwort, die ihm persönlich, oft sogar nur der augenblicklichen Stimmung gemäß, behagt.

c) In „Rosmersholm" läßt *Ibsen* den verkommenen Ulrik Brendel sagen: „Unsicheres Gewissen — und das ist's, was wir alle geerbt haben, einer wie der andere. Darum ist der Menschheit nicht zu helfen. Unheilbar. — — Der Meister hat vergessen, uns Schwingen zu geben. Innerlich und äußerlich. Laßt uns also auf der Erde krabbeln, solang es geht. Es hilft nun einmal nichts." Aber dieses Wort ist falsch! Der Meister hat uns Schwingen gegeben, innerlich und äußerlich: die innere Gnade unter äußerer Hülle sichtbarer Zeichen. Und mit der Gnade kann auch die sonst armselig krabbelnde Menschennatur zur Übernatur gelangen. Wahr ist nur, daß alles andere auf die Dauer wirklich nichts hilft. Jedoch die Voraussetzung der Gnade ist das innere Aufgeschlossensein für ihr Wirken. Unheilbar ist nur, wer keine Heilung will. Ein Wurm, der am Staube klebt, bleibt nur, wer keine innere Metamorphose durchmachen will.

Das aber soll den Suchenden wie ihren Leitern eindringlich gesagt sein: es ist manchem Menschen auf Grund seiner gegebenen Wesensstruktur, seiner unverschuldeten und häufiger noch seiner verschuldeten Wesensverdorbenheit wirklich schwer gemacht, aus der Rückenlage im Staube auf die Knie und dann in die Höhe zu kommen. Wenn man den ganzen Jammer bedenkt, den mancher mit sich herumschleppt, so wird man milde in seinem Urteil. Es muß deswegen kein Jota von den Geboten, kein Satz von der absolut gültigen Moral weggestrichen werden. Es muß keine relative Moral und keinerlei Relativismus der Werte angenommen werden. Aber es gibt eine konkrete Moralität — wir haben am Eingang dieses Buches schon darauf hingewiesen. Wenn ein Mensch moralisch genommen nur nicht „là bas, in der Tiefe" bleibt, wenn er nur „enroute, unterwegs" ist und bleibt, zur möglichst vollkommenen Gesinnungslauterkeit, zur Güte seines Tuns, zur Klarheit über Müssen und Unterlassendürfen, zum Einklang von Sollen und Wollen, dann besitzt er diese konkrete Moralität. Unterwegs sein heißt aber noch lange nicht am Ziel sein.

Diese konkrete Moralität kann noch etwas unendlich Geringes sein . . . aber immerhin, sie ist ein Etwas. Sie ist nicht mehr der

moralische Nihilismus, die Gottesnegation, die Eigenwilligkeit und Eigenherrlichkeit des Bösen. Sie ist nicht mehr das träge Verweilen in der lauwarmen Atmosphäre, in der man sich nicht für Gut oder Böse, für Wahr oder Falsch entscheiden mag. Sie ist nicht mehr die Gleichgültigkeit gegenüber der schweren Schuld und dem Verharren in schwerer Schuld. Sie ist nicht mehr wie das trostlose Hinsinken des „Sterbenden Jünglings", den Michelangelo schuf: der Finger der einen Hand liegt in der Todeswunde, während die andere sich unter das Haupt schiebt zum Schlummer ohne Erwachen. Konkrete Moralität zeigt wenigstens schon die Geste des „Gefesselten Sklaven" Michelangelos, der sich in seiner schmerzvollen Umschnürung krümmt und windet. Konkrete Moralität ist das erste Sichaufbäumen gegen Fesseln, die man als Sklavenketten fühlt, unwürdig eines Menschen, der sich seiner Menschenwürde und Gottesebenbildlichkeit bewußt wurde. Konkrete Moralität sprüht noch lange nicht von dem heiligen Feuer, das im Blick, in der Haltung, in der geballten Kraft von Michelangelos „Moses" flammt. Aber sie ist wenigstens ein Glimmen des Dochtes, der von heiligem Öl noch einen Tropfen, ein paar Tropfen wahrte . . . wer wollte den glimmenden Docht auslöschen und das geknickte Rohr zerbrechen?

Anderseits — wer dürfte es wagen, vermessen auf irgendeiner bestimmten Stufe konkreter Moral stehenbleiben zu wollen, ohne daß er Gefahr liefe, rückwärts, abwärts, in die moralische Unwertigkeit, in das moralische Nichts hinabzugleiten? Konkrete Moralität ist immer nur ein Aufbruch . . . befindet sich immer nur auf einer Station des Wegs . . . weiß sich niemals schon am Ziel. Nie spricht sie zum Augenblick: „Verweile doch, du bist so schön!" Ein verweilender Augenblick ist für eine Ewigkeit nur dann erträglich, wenn es ein substantiell gottdurchtränkter Augenblick ist. Nur die Seligkeit der Ewigkeit Gottes vermag eine Ewigkeit der Seligkeit des Menschen zu bedeuten.

Kardinal Newman hat in der Zeit, wo er selbst noch Wahrheitssucher war, jenes berühmt gewordene Lied gedichtet, das jedem aufbrechenden Menschen eine Mahnung und, was noch besser wäre, ein tägliches Gebet werden dürfte:

„Lenk, freundlich Licht, mitten in Dunkelheit, lenk meinen Schritt!
Schwarz ist die Nacht, weit bin ich noch vom Heim, lenk meinen Schritt!
Gib mir Geleit! Will ja nicht Fernes schaun, fernes Gefild,
Ein Schritt nur genügt.

So tat ich früher nicht; kannte die Bitte nicht, daß du mich leitest.
Suchte mir selbst den Pfad. Doch jetzt gib du Geleit!
Einst liebt' ich gähes Licht, trotzend der Furcht. Stolz lenkte meinen Weg:
Verzeih jene Jahre!

Segnend ertrugst du mich. Führ mich auch weiterhin! Lenk meinen Schritt
Hin über Moor und Sumpf, hin über Strom und Fels,
Bis mir im Morgenglühn leuchtet der Engel Bild,
Das ich so lang geliebt und nur für kurze Zeit
Einstmals vergaß."

Das Ende

1. — Es gibt nur zwei Ausgänge für das sittliche Ringen des Menschen um sein besseres Ich, entweder den tragischen oder den heroischen. Ein Mittelweg, auf dem man bequem zum Siege käme, ohne ringen zu müssen, existiert nicht, mögen auch noch soviele auf breiter Heerstraße dahinziehen, in Trägheit und Imitation der andern befangen. Tragisch ist es, wenn ein Mensch nie über sich hinauskommt, nie zum Siege der Geistigkeit über Triebhaftigkeit und Naturverstricktheit emporsteigt. Der tragische Held des ästhetischen Bühnendramas muß fallen, damit die Idee, für die er kämpft, nicht untergehe. Der tragische Mensch des sittlichen Lebensdramas wird eben deswegen nicht zum Helden, weil er immer wieder fällt, ohne daß die Idee, um die er ringt, in ihm endgültig zum Siege käme. Siegen wird nur der heroische Mensch.[1] Sein sittlicher Heroismus muß genau dort einsetzen, wo er sein Verhängnis ahnt: an seiner fatalen Strukturschichtung, seiner spezifischen Bruchstelle, seiner Gehemmtheit oder Hemmungslosigkeit, Dämonie, Erotik, Problematik, Skepsis usw. Es gilt, den Mut zum radikalen Anderssein aufzubringen, wenn man verhängnisvoll so oder so geartet ist, und zwar einen heroischen Mut und einen heroischen Willen. Denn beide sind notwendig gegenüber der furchtbaren Gewalt dessen, was uns alle bändigt, des Gemeinen. — Wer diesen Mut und Willen überhaupt nicht aufbringen mag, der wirkt traurig, aber nicht tragisch. Es gibt solche Menschen. Beispiele dafür anführen hieße zugleich richten müssen. Das Gericht aber wollen wir Gott überlassen, zumal uns der letzte Blick in die letzte Tiefe einer Menschenseele fehlt und die meisten Charaktere nicht einlinig und eindeutig, sondern viellinig und vieldeutig sind. Viel-

[1] Das Wort „heroisch" ist hier und im folgenden nicht im Sinn der heroischen Heiligkeit, sondern nur im Sinn des sittlichen Heldentums genommen. — Lebensbilder von heilig-heroischen Menschen sind geschildert in meinen Büchern: „Ringende und Reife" und „Kämpfer und Sieger" (Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn).

leicht geht doch von dem Radiengewirr manches scheinbar hoffnungslos Verlorenen noch eine Ewigkeitslinie aus, die ihr Ziel findet.

Wir werden also nur vom Typus des tragischen Menschen reden, der sichtlich mit sich ringt und doch zu keinem Ende gelangt, bei dem man sagen könnte: siehe, es ist gut! Dieser Typus kämpft mit sieben und mehr Dämonen in seiner Brust, aber irgendein Dämon zwingt ihn immer wieder nieder. Dennoch, keine Dämonie verteufelt ihn so, daß man erschaudernd sagen müßte: „Laßt alle Hoffnung fahren!" Der Mensch dieses Typus sagt ja, wo er nein sagen müßte, und dennoch ist es kein Ja, in dem eine ganz verruchte Seele sich ausspricht. Er sagt nein, wo er ja sagen müßte, und dennoch ist es kein Nein, das einer ganz abgeklärten, reifen Seele entspränge. Er ist am Schluß und Ende oft nicht viel weiter, als er am Anfang war, denn vieles in seiner Tragik ist strukturbedingt. Vieles — aber nicht alles. Darin liegt gerade seine Tragik, daß er eigentlich über sich hinauskommen könnte und faktisch doch nicht zum notwendigen Heroismus gelangt. Wir stehen hier vor dem Mysterium des Zusammenwirkens von Natur und Gnade, das noch komplizierter wird durch das Zusammenwirken von Gnade und tragischer Natur. Die Probleme der Erbsünde (dogmatisch gesprochen) und der Erbschuld (auch biologisch im Sinne der Vererbungslehre zu nehmen) stehen hier auf. Jeder Kundige weiß, daß das schwere Probleme sind. Aber jeder Kundige weiß auch, daß es keine göttliche Vorherbestimmung eines Menschen zur Verdammnis gibt. Und gerade die Vertreter des tragischen Typus haben es so klar ausgesprochen: „Der ich bin grüßt trauernd den, der ich sollte sein" (Hebbel) und: „Ich litt am meisten unterm Schmerz, nicht sein zu können, der ich wollte" (Strindberg). Zwischen „Wollen" und doch „Nicht sein können" hin und her geschleudert werden, das ist Tragik, wo immer es sich um ehrliches Wollen und um ein strukturbedingtes oder sonstwie bedingtes „Nicht sein können" handelt. Es gibt kein treffenderes Beispiel dafür als das Leben, Leiden und Kämpfen *August Strindbergs* selbst.

Wie eine tragische Zusammenfassung aller Typen, die in diesem Werke behandelt sind, mutet Strindberg an. Belastung und Ringen nach Freiheit, Hemmung und Hemmungslosigkeit, Genius und Dämon, Eros und Sexus, Skepsis und Übermenschentum, Problematik und Psychopathologie, derb sinnliche Naturhaftigkeit und Hypersensibilität eines lyrisch feinen Wesens, all das ist in August Strindberg verkörpert. Sein Leben wie sein

geistiges Schaffen kreist ununterbrochen um das Schuldgefühl; aber als ob er mit lauter Negation geladen wäre, er kennt keinen Frieden und bleibt ein tragischer Mensch. *Erik Hedén* betrachtet ihn geradezu als Typus unserer Zeit „in seiner zerrissenen Hoheit, in der aufreibenden Mischung von Sünde und Güte, die der Hauptzug seiner Persönlichkeit war". In seinem Drama „Glückspeter" hat Strindberg ein Wort geschrieben, das ganz von ihm selber gilt: „Siehst du, das Herz ist in zwei große Kammern geteilt, in der einen wohnt das Gute, in der andern wohnt das Schlechte, oder mit andern Worten, es sitzt ein Teufel auf der einen Seite und auf der andern ein Engel; wenn sie in Feindschaft zueinander geraten, was vielleicht recht oft geschieht, dann ist Streit im Menschen, und er glaubt, sein Herz wolle ihm brechen. Aber das tut es nicht, denn es hat dicke Wände." In Strindbergs Seele war ewiger tragischer Streit. — Schon hinsichtlich des Vererbungsproblems ist seine Ahnenreihe interessant. In ihr finden sich, wie sein Biograph *Nils Erdmann* sagt, „höhere und niedere Patrizier und Plebejer, norwegisches und finnisches, schwedisches und deutsches Blut, die Normannen der Edda und Karls XII., Bauern und Bürger, Pastoren und Offiziere, Künstler, Tischler und Kaufleute, endlich Schneider und Lakaien — was für Schätze für den Vererbungsforscher! Jedenfalls haben sie ihm einen ruhe- und heimatlosen Sinn geschenkt." Man kann hinzufügen, daß noch mehr als dieser ruhe- und heimatlose Sinn in Strindbergs Blut lag; daß ein wütender Kampf gegen die Oberklasse der Gesellschaft teilweise ebenso blutbedingt war wie seine spätere Verachtung der gesellschaftlichen Unterschicht; daß aus den Stimmen seines Blutes jener Ahnherr raunte, der Johan Holmbergsson hieß und sich ebenso absurd kleidete wie Strindberg in seinem Berliner Jahr, wenn er wie ein Modegeck Unter den Linden promenierte; daß das Blut, das er vom Vater seiner Mutter, einem Schneidermeister und späteren Bedienten, geerbt hatte, gelegentlich ebenso haßerfüllt gegen die Oberkaste aufschäumen konnte wie der andere Blutstrom, der von der Militär- und Adelsfamilie seiner Ahnen stammte, sich in Übermenschentum oder auch in gelegentlichen Anfällen von nordischer Berserkerwut austobte. Was noch hinzukommt: er war eines harten, herben Vaters und einer teils pietistischen, teils hysterischen Mutter Kind, dem schon drei uneheliche Geschwister vorausgegangen waren, bevor er selber zu früh zur Welt kam. „Sohn der Magd" hat er sich in seiner Autobiographie genannt und alle seine späteren Kämpfe und Leiden von seiner Geburt als „Sohn der Magd" hergeleitet. Das ist sicherlich übertrieben, wie er ja alles über-

trieb; aber ein gutes Stück schweres Bluterbe hat er immerhin auf den Lebensweg erhalten — es wäre nur im Leben dieses tragischen Menschen alles darauf angekommen, die Dunkelheiten und das Erdhaft-Schwere seines Bluterbes zu überwinden. Denn Strindberg besaß auch eine andere Seite. Welch wundervolle Stellen hat dieser halb geniale und halb pathologische Mensch in seinen vielen Werken geschrieben! Und kaum eines dieser Werke schuf er, das ihn nicht selbst widerspiegelte oder dessen markanteste Stellen nicht am meisten von ihm selber galten.

„Die Lichtflammen stehen vor Andacht still, die Sterne hängen groß, tränenschwer in den Fichten wie Weihnachtslichter — das ist das Glück." So redet er, traumumfangen fast, von der Liebe, von seiner Liebe. Die Liebe der Frau ist ihm „ein gebrochener Strahl von dem großen Licht, dem ewigen, das wärmt und das liebt". Zwei Tage vor seinem 50. Geburtstag sitzt er, durch tragische Schuld von Weib und Kind getrennt, an Weihnachten mutterseelenallein auf seinem Zimmer „mit einer Kanne Milch und ohne Bitterkeit, vielmehr mit Dankbarkeit an alle die schönen Weihnachtsabende denkend, welche die Vorsehung mir geschenkt hat. Ich habe doch das Beste erlebt mit eigenen Kindern um einen eigenen Weihnachtsbaum. Viele haben das nie gehabt." Das lautet wie tiefer Frieden, und man ahnt nicht, was an bittersten Kämpfen vorausging. Oder, wenn der „Bettler" im Drama „Nach Damaskus" dem „Unbekannten" begegnet und ihm sagt: „Herr, Sie glauben nur Böses und bekommen deshalb nur Böses. Versuchen Sie einmal Gutes zu glauben, versuchen Sie!" — Liegt in dieser Mahnung nicht ein Tiefenblick und ein Tiefsinn von bewundernswerter Art? In Strindbergs „Inferno" stehen die Worte: „Haben nicht die Tränen mit ihren fressenden Salzen meine Hornhaut zubereitet, so daß es mir gegeben ist, meine eigenen Blutgefäße wie durch eine Laterna magica projiziert zu sehen?" Welche Tragik muß der Mann durchlitten haben, der das schreiben konnte! Welche Kämpfe muß er durchkämpft haben, bevor er in den „Blaubüchern" seine Überzeugung aussprach: „Nur im Leben mit Gott gibt es Gedankenfreiheit, Freiheit von unreinen Impulsen, genußsüchtigen und ehrgeizigen Interessen, von dem Wunsche, mit der Menge gut zu stehen . . . und alle Worte vom Schmied des eigenen Glückes, selfmade man, der eigenen Kraft sind Spreu.'

Aber — ein tragisches Aber — das ist nur die eine, die bessere Seite Strindbergs. Er hatte auch eine andere. Er besaß zwei Seelenhälften,die wie zwei unverbindbare Legierungen zusammengeraten waren, und es wurde nie eine Einheit aus ihnen. „Sein

neues Ich stand gegen sein altes auf, und beide lebten sein ganzes Leben lang in Zwist wie unglückliche Gatten, ohne daß Scheidung möglich gewesen wäre." Als Strindberg mit 18 Jahren das Abitur machte, hatte er hinter sich eine ziemlich freudlose Jugend, ihres Sonnenscheins beraubt durch die Härte des Vaters, die ihn nur um so stärker an die früh verstorbene Mutter band. Hinter ihm lagen früherotische Erlebnisse des Knaben, bezeichnend für den späteren Mann. Mit neun Jahren verliebte er sich in ein neunjähriges Mädchen, zwischen stiller Melancholie und dem Versuch, sich den Hals abzuschneiden hin und her schwankend; mit fünfzehn Jahren suchte er, was noch charakteristischer ist, Verbindung mit einer Dreißigjährigen. Dabei kämpfte der junge Mensch gegen die erwachende Sinnlichkeit und deren nächtliche Träume, die er dem Teufel zuschrieb, besuchte pietistische Konventikel und las die Nachfolge Christi. Die Konfirmationsstunden brachten ihm wenig Hilfe zu einem guten Dominanzdurchbruch. Bei der Erklärung des 6. Gebotes drohte der Pastor den Jungen schreckliche Strafen wegen ihrer heimlichen Sünden an. Sie hörten geduckt zu. „Aber als der Pastor schließlich von der Geschichte eines Jungen sprach, der mit 12 Jahren ins Irrenhaus gekommen und mit 14 Jahren im Glauben an seinen Erlöser verschieden sei, da war es ihnen, als sähen sie schon hundert gewaschene Leichen an Stangen aufgestellt. Es gab nur ein einziges Heilmittel gegen das Böse, nur ein einziges, Jesu teure Wunden." Nun weiß jeder in Sexualpädagogik erfahrene Erzieher, daß die erwachende Sinnlichkeit eines Menschen nicht durch süßlichen Pietismus, sondern durch ganz andere Mittel in die rechten Bahnen zu lenken wäre. In der Schule beteiligte sich der junge Student an den üblichen Streichen der Flegeljahre, und der Rektor, der die Schnupftabaksdose der Oberklasse mitbenutzte, war wiederum nicht der Mann, das heiße Temperament seines Schülers Strindberg zu zügeln. Daheim im Vaterhaus trieb dieser alles mögliche: Naturwissenschaft, Zeichnen, Musik, er machte physikalische Experimente mit möglichst viel Explosionen, holte aus dem väterlichen Bücherschrank heraus, was darin stand, Religion, Geschichte, Poesie, deutsche Klassiker, aber auch Anatomie und Geburtshilfe — ein höchst ungesundes Chaos für den Reifenden, „der zuviel hatte von dem weichen Metall der Mutter, zuwenig von dem harten des Vaters". Aber mit 15 Jahren sexuell entwickelt, begann er doch jenes Ringen, „das der junge Mensch im Kampf mit der allgewaltigen Natur durchmachen muß". Im Jahre 1867 bezog er die Universität Upsala, studierte — ein jugendlicher Faust — wiederum alles mögliche, um schließ-

lich im Skeptizismus zu enden. Es war kein radikaler Unglaube, zu dem er kam; dazu war noch zu viel von jenen Kindheitserinnerungen in ihm lebendig, von jenen Glockenlauten der Jugendzeit, die er einmal so schön geschildert hat: „Jetzt läutete es sieben in Katharina, und Maria sekundierte mit ihrem melancholischen Diskant, und die Großkirche und die Deutsche fielen mit ihren Bässen ein; der ganze Raum erzitterte bald von den Tönen aller Glocken der Stadt; aber als sie verstummt waren, die eine nach der andern, hörte man noch in weiter Ferne die letzte ihren friedvollen Abendgesang singen; sie hatte einen höheren Ton, einen reineren Klang und ein schnelleres Tempo als die andern — ja, das hatte sie! Er lauschte und suchte zu ergründen, woher der Ton kam, er schien Erinnerungen in ihm zu wecken. Da wurde seine Miene so weich und sein Gesicht drückte den Schmerz aus, den ein Kind erfährt, wenn es sich allein gelassen fühlt." Das Einsamkeitserlebnis, das hier gezeichnet ist, ist in Strindbergs ganzem Leben bedeutungsschwer gewesen. Es war immer eine Sehnsucht in ihm, immer. Aber ihr fehlten die Adlerschwingen, die sie im stolzen Zuge einer ungebrochenen Seele zu dem Ziele getragen hätten, dem er sich am Ende seines Lebens als Gebrochener genähert hat.

Die Not zwang den jungen Studenten zu Upsala, das Universitätsstudium aufzugeben. Er hatte sich geweigert, Pastor zu werden, wie das der Vater wollte, und daraufhin ließ der Vater ihn fallen. Strindberg wurde zunächst Volksschullehrer an der nämlichen Klara-Schule in Stockholm, an der er sich selbst als Kind schon tief unglücklich gefühlt hatte. Es litt ihn denn auch nicht lange dort, und er ging als Hauslehrer in die Familie eines jüdischen Arztes, der ihn ermunterte, in Upsala Medizin und Chemie zu studieren. Mit dem Studium war es nicht weit her. Er überließ sich dem Taumel des Studentenlebens, bei dem die Punschflasche in der Rocktasche und die Gitarre über der Schulter die Hauptrolle spielten und die Devise lautete: „Der Teufel weiß, wie es morgen sein mag." Natürlich fiel er mit Glanz im Examen durch, versuchte vergeblich an die Bühne zu kommen, kehrte nach Upsala zurück, für kurze Zeit durch ein königliches Stipendium gesichert, machte diesmal wirklich sein Examen und hätte irgendwo eine Stellung suchen können. Aber er hungerte und dürstete nach dem Leben, denn er befand sich damals in einem geistigen Gärungszustande, in dem alle seine Kräfte brausenden Nordlandsbächen glichen. Um nur existieren zu können, wurde er Übersetzer, Redakteur, Journalist — immer, wie schon in der Knaben- und Jünglingszeit zwischen den glühen-

den Visionen eines Rebellen gegen Gott und Menschen und zwischen Gewissensbissen seines Naturells hin und her schwankend, das in der Tiefe doch religiös strukturiert war. Und was Strindberg nicht ausleben konnte, das dichtete er, um wenigstens so den inneren Zwiespalt auszutragen. Dieser war so groß, daß Ormuzd und Ahriman, das urböse und urgute Weltprinzip alter Mythologien vor dem Geiste des Ringenden aufstiegen. Aber er konnte auch zu grotesken Anfällen von Raserei kommen, zog hinaus in den Wald und schlug mit einem langen Zaunpfahl auf die Baumriesen ein, als habe er die bösen Mächte, die ihn bedrängten, leibhaftig vor sich, setzte sich auf eine umgewehte Fichte wie auf ein Streitroß und brüllte: „Jesus oder Barabbas! Kommt heran hundert, kommt heran tausend, kommt Esel, kommt Schurken, kommt Teufel, ich werde euch allesamt entzweischlagen! Kommt Satan und sein Gefolge, und ich werde euch töten wie Käfer, denn ich bin der Erzengel Michael!" Dieser tobende Erzengel mußte sich freilich vorerst damit bescheiden, 1873 eine Stelle als Telegraphist und von 1874—82 das Amt eines Kgl. Sekretärs der Staatsbibliothek anzunehmen. Er hat sich nicht übermäßig geplagt in diesem Amt, obwohl ihn manches Spezialgebiet interessierte; im ganzen nennt er es ein „heilsames Idiotentum, das im Ernst alle Intelligenz auszulöschen drohte — bis die Ereignisse seinen langen Schlaf unterbrachen". Man begann nämlich um jene Zeit, sich um die Dramen des Zwanzigjährigen, die schon um 1870 entstanden waren, zu interessieren, insbesondere um seinen „Meister Olaf". Welcher Geist in seinen Werken lebte (wir können auf die Werke selber nicht näher eingehen), das mag eine Stelle aus „Meister Olaf" zeigen. Sie lautet: „Ich heiße der verstoßene Engel, der zehntausendmal wiederkehren wird; ich heiße der Befreier, der zu euch kam; ich heiße Satan, weil ich euch mehr liebte als mein eigenes Leben." Dieses Selbstbekenntnis entsprang dem gleichen überspannten Selbstbewußtsein, das den Dichter später nach der Erstaufführung eines seiner Werke auf Pariser Bühnen in die Fanfare ausbrechen ließ: „Siehst du die Rauchwolken zum Himmel steigen, tausendfach, zehntausendfach! Das sind meine Altarfeuer, und wenn sie es nicht sind, dann soll es so sein, denn ich will es! Alle Telegraphen Europas knattern in diesem Augenblick meinen Namen, der Orientexpreß trägt die Zeitung nach dem fernen Osten und der Ozeandampfer nach dem entlegensten Westen. Die Erde ist mein, und deshalb ist sie so schön!" Man sollte glauben, hinter solch starken Worten stünde auch eine starke Persönlichkeit, zum mindesten eine kraftvolle Männlich-

keit. Aber nein — sobald dem gewaltig Selbstbewußten das Weib begegnet, da beginnt etwas in ihm zu schmelzen und zu zerfließender Weichheit zu werden. An sich wäre das noch nicht Ursache zu tragischem Schicksalsgeflecht. Aber daß Strindberg jedesmal in dem Augenblicke, wo er sich an das Weib verloren und mit der Glut seiner suchenden und idealisierenden Sehnsucht an das Weib ausgegeben hatte, sogleich in einem grausigen und grausamen Haß erstarren konnte, das bedingte die Tragödien seiner Erotik und seines Lebens.

Vier Liebestragödien sind es gewesen, in denen er wie ein Komödiant begann und als Tragödiant endete, niemals belehrt durch das, was er gelitten und andern an Leid zugefügt hatte.

Im Jahre 1875 lernte Strindberg eine Baronin Wrangel kennen, die Frau des Hauptmanns Wrangel von der Svea-Leibgarde. Sie war eine geborene Siri (Sigrid) von Essen, 25 Jahre alt, obwohl sie noch aussah wie eine Sechzehnjährige, schlank, mit goldblondem Haar auf dem Madonnenkopf . . . es genügte, um den Dichter zu entflammen. Er fing nicht bloß das Lieben, sondern das Dichten an und schuf sich ein eigenes, sein Ideal von der Frau: die „Jungfraumutter", wie er es nannte. Es entwickelte sich ein intimes Verhältnis zwischen Siri von Wrangel und Strindberg, der es verstand, berauschende Worte zu sprechen, wenn man nicht lieber sagen will, berauschte Worte eines vor Leidenschaft Trunkenen. „Fürchten Sie die Prosa," schreibt er an die Geliebte, die noch Gattin des andern ist, „oh, wissen Sie denn nicht, daß ich den Zauberstab habe, der Wasser aus den Felsen schlägt, daß ich die Poesie, wenn es sein sollte, aus dem Schmutze hervorziehen kann! Ach, ich werde mit einer Kaffeemühle mahlen, und es soll wie Musik klingen, ich werde auf den Markt gehen und Kartoffeln kaufen, aber ich werde eine Blume oben darauf legen. Ich werde einen Tisch decken, als ob van Huysum ein Stilleben gemalt hätte!" Am 30. Dezember 1877 wurde die Baronin Wrangel Strindbergs Frau. In Glücksrausch und Arbeitsfieber strömte diesem die Zeit dahin, eine Zeit reichsten dichterischen Schaffens und überschäumenden Lebens, namentlich seit Strindberg 1800 im „Klub" geistsprühende Gesinnungsgenossen aus allen Berufs- und Lebensbezirken fand. Nicht anderthalb Jahrzehnte später war Strindberg von der Frau, die er anfangs wie eine Madonna angebetet und später wie eine Dirne beschimpft hatte, geschieden. Die vierzehn Jahre seiner Ehe waren eine schmerzliche Tragödie. „Ich liebe dich die eine Minute und hasse dich die andere," hat er einmal gesagt, und dieses Wort ist typisch für sein Liebesleben. Weilte Siri bei ihm,

dann konnte er mit pathologischer Pedanterie und krankhaftem Argwohn sie überwachen, ihr die bittersten Anklagen und alles Gemeine vorhalten — und war er dann von ihr und den Kindern, die sie ihm geschenkt hatte, fortgeflohen, dann überfielen ihn Heimweh und Sehnsucht mit einer Gewalt, die ihn trübsinnig machte. Wahrlich, ein tragischer Mensch!

Und noch dazu einer, der aus der Bitternis seiner Schicksale nie etwas lernte, weder in seinem Schaffen noch in seinem persönlichen Leben. Als Dichter wühlte er (z. B. mit seinen Ehenovellen) die breiteste Öffentlichkeit auf und zog sich einen Prozeß wegen Untergrabung der Moral zu — als Mensch besaß er gute und wohlwollende Freunde unter den literarischen Größen seiner Zeit, ließ sich anziehen von ihnen, zog sie selber an mit seinem Geist, um sie dann immer wieder vor den Kopf zu stoßen. Strindberg konnte, wäre er nur maßvoller gewesen, ein geistiger Führer seiner Heimat werden, allein er verdarb es mit der Oberschicht, die er von Anfang an haßte, und mit der Unterklasse, die er später ebenso tief verachtete. Er lernte auch aus seiner ersten Ehetragödie nichts. Denn dieser ersten folgte eine zweite, als er sich 1893 mit der Österreicherin Frieda Uhl verband. „Er schlich sich in sie hinein, erweckte ihr Mitleid, aber das Mitleid einer großen Barmherzigkeit mit einer zerrissenen Menschenseele," und sie nahm ihn auf, „ruhig, majestätisch, mütterlich." Also begann dieses zweite Drama seines Lebens. Und das Ende? Nach etwa einem Jahr erfolgte schon die erste Trennung der beiden. „Du warst schön," sagte Strindberg, „solange ich dich liebte; jetzt bist du der häßlichste und elendeste Mensch, den ich je in meinem Leben getroffen habe." Schließlich gingen sie ganz auseinander. Strindbergs Schwiegermutter, die Frau des Hofrats Uhl, hat in die Tiefen seiner Seele geschaut, als sie ihn mahnte: „Du kämpfst gegen einen andern, der dich hetzt," und ihm voraussagte, sein Kampf werde ihn noch zwingen, an der einzigen Stelle Ruhe zu suchen, an der es Ruhe gäbe.

Strindberg war in jener Zeit noch tatsächlich ein Kämpfer gegen Gott. Bald in Schweden, bald in der Schweiz, in Frankreich, in Belgien, am Mondsee in Österreich, bald im Brausen der Lebenswogen von Paris oder im übermütigen Freundeskreis vom „Schwarzen Ferkel" in Berlin, bald auf den nordischen Schären, vom Meer umrauscht, von Einsamkeit umsponnen (man muß nur seinen Roman „Am offenen Meer" lesen), heute im Kampf mit diesem und morgen mit jenem Gegner, jetzt in Sehnsucht nach Ruhe, so daß er wie ein kleiner Junge den Kopf in

den Schoß seiner Frau legen konnte, und dann wieder wie ein moderner Faust abgesondert von der Umwelt, mit alchimistischen Studien beschäftigt (man darf ihn vielleicht einen Vorläufer der Radioforschung nennen), eingeschlossen in sein Laboratorium, im langen weißen Gewand phantastisch von den Flammen seiner Schmelztiegel umleuchtet, manchmal ein Schizophrener und dann wieder ein Geistesklarer, ein Dichter und Seher . . . heute das Neue Testament und Thomas von Kempen lesend und morgen ein Psalmensänger für die Übermenschenlehre eines Nietzsche, mit dem er in einem eigenartigen grotesken Briefwechsel stand, ein andermal zu Füßen Buddhas und dann wieder vergraben in die Schriften Swedenborgs und ihren Okkultismus — so mutet dieser tragische Mensch an wie ein anderer Ahasver, lästerte seinen Gott und schrie doch in tiefstem Herzensgrund nach ihm. Er las das Buch Job und fand, Jobs Kritik an Gott sei ebenso gottlos wie seine eigene. Er las die Paulinischen Briefe und erklärte, dieser Saulus von Tharsus könne ihm nicht helfen, denn er, Strindberg, sei ja auf die gleiche Weise ein Saulus gewesen. Sicherlich, das war er — nur zum Paulus ist er nicht geworden. Er hat wohl das Damaskus-Drama gedichtet, aber er hat den Damaskus-Tag nicht erlebt. Einmal allerdings stand Strindberg nahe vor der entscheidenden inneren Wandlung. Das war, als er von der Bekehrung Huysmans' und Jörgensens Kunde erhielt und in seiner damaligen Geistesverfassung sich überlegte, ob er zum Irrenarzt oder zum Heiland der Welt die letzte Zuflucht nehmen sollte. Jedoch, wo Huysmans und Jörgensen handelten, da schrieb und dichtete Strindberg bloß. Als später an Huysmans, dem Bekehrten, der Zungenkrebs fraß, sprach dieser das tiefe Wort: „Ich mußte dies leiden, damit alle die, welche meine Werke lesen werden, wissen mögen, daß mein Katholizismus nicht bloß Literatur gewesen ist." Strindbergs Leben dagegen ist Literatur gewesen oder, wo er nicht bloß dichtete, sondern litt, was er lebte, da war es Tragödie ohne Ende. Es ist eine eigenartige Schicksalsparallele, daß Strindberg am Magenkrebs sterben mußte — aber ein Wort, wie Huysmans es sprach, hat er sich nicht abgerungen. Von ihm gelten die Verse, die *Gripenberg* schrieb:

„Unser Heldentum war nur Traum und Gedicht,
Wir lasen, und wir schrieben.
Die Zeit erfüllte es nicht —
Von den Träumen ist nichts geblieben
Als heimliches Beichten mit bitterem Gesicht."

„Wir lasen, und wir schrieben . . .“ Strindberg hat erschütternde Bekenntnisschriften verfaßt: „Der Sohn einer Magd“, „Entwicklung einer Seele“, „Die Beichte eines Toren“, „Inferno-Legenden“, „Entzweit-Einsam“, und sie sind eine oft an Vivisektionen erinnernde Lektüre. Aber gelebt hat er die gute Seite seines Wesens, die unleugbar neben der rebellischen, dämonischen, sinnlichen, rauschfähigen vorhanden war, nicht in Tat und Wirklichkeit, sondern nur in den Visionen und Traumbildern seines reichen Geistes, z. B. im „Traumspiel“, in den „Jahresfestspielen“, den „Märchenspielen“, vor allem aber in dem Drama „Nach Damaskus“. In der Dichtung „Advent“ sagt er, das Jesuskind sei „der einzige, der all unser Böses ungetan machen kann, was wir niemals selbst mit all unserer Reue und Pönitenz vermögen“. Aber diese Reue war nur eine gelegentliche, wenn auch oft sich wiederholende Anwandlung und brachte keine entscheidende Sinnesänderung, seine Pönitenz war nur melancholische Selbstquälerei, Angsthysterie, manisch-depressives Irresein; und die Menschen, die das Leben mit ihm verband, peinigte er dabei nicht weniger als sich selbst. Auch in den Bekenntnisschriften klagt er Gott und die Welt mehr an als sich und seine Schuld. „In Strindbergs Büchern,“ sagt Levertin, „brüllen und schreien alle wilde Tiere des Menschengeistes hinter ihren Gittern, und darunter befinden sich nicht nur der majestätische Löwe und der bezaubernde Tiger mit seinem goldgesprenkelten Fell, sondern auch der schmutzige Affe.“ Er war ein exzentrischer Mensch und im Hin- und Hergeschleudertwerden zwischen Extremen lag eben seine Tragik. Allein erinnern wir uns eines Wortes, das ein anderer großer Selbstbeobachter schrieb: „Die Gabe, sowohl meine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen als mich im Innern zu beruhigen, war wohl niemand nötiger als mir, den seine Natur immerfort aus dem einen Extrem in das andere warf. Alles, was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Konfession.“ Der dies äußerte war jedoch nicht Strindberg sondern — Goethe. Strindbergs Konfession war immer nur ein literarisches Beichten von Rausch und Katzenjammer, von Pro und Kontra, ein Beichten „mit bitterem Gesicht“. Und doch wußte auch Strindberg genau wie Goethe, um was der Einsatz eigentlich ging. Das beweist ein lichtes Wort aus Maeterlincks „Schatz der Armen“, das er neben anderen Zitaten einer Freundin schrieb: „Lieben heißt Gott so nahe kommen, daß die Engel in uns Wohnung nehmen . . . heißt zusammen im Guten wandeln . . . sehr oft kommt es vor, daß die, welche am meisten lieben, andern das größte Leid schaffen“.

Jene Freundin war Harriet Bosse, Strindbergs dritte Frau und Partnerin seiner dritten Lebenstragödie. Noch war er von Frieda Uhl nicht offiziell geschieden, als er um Harriet Bosse warb, „das geliebte große Weib", wie er sie, echt Strindbergisch, nannte. Phantastisch schlug er ihr vor, das Tor der Gustav-Adolf-Kirche in Stockholm zu sprengen, wenn ihnen die kirchliche Trauung verweigert würde und als Protest ein großes Plakat an der Kirchenpforte anzuschlagen, die Trauung wollten sie dann selbst „unter dem großen Himmel und im Angesicht des Allsehenden" durch Ringwechsel und Treugelöbnis vollziehen. Es ging auch ohne Sprengung der Kirchenpforten, und anfangs Mai 1901 waren die beiden vermählt — drei Jahre später war auch diese Ehe, die anfangs ganz in das Traumglück der Märchendichtung „Schwanenweiß" getaucht schien, zerbrochen. Im 3. Teil von „Damaskus" hat ihr Strindberg den traurigen Epilog geschrieben: „Du wolltest mich mit deiner kleinen Hand zum Lichte hinführen, dein milderes Schicksal sollte das meine milder machen. Ich wollte dich über den Sumpf und über den Flugsand erheben, aber du sehntest dich wieder nach unten und wolltest mich überzeugen, daß unten oben sei. Ist es möglich, frage ich mich, daß du mein Böses aufnahmst, als ich es los wurde, und daß dein Gutes in mich einzog? Habe ich dir Böses getan, so sage ich: vergib — und küsse die kleine Hand, die mich im Dunkeln führte ... den langen Damaskusweg führte." Strindberg konnte weder Siri von Wrangel noch Frieda Uhl noch Harriet Bosse noch, und das war sein wildester Schmerz, seine Kinder vergessen. Von seiner Ehe mit Siri sagt er selbst nachträglich, daß sie „in den besten Stunden etwas glich, das hier auf Erden nicht zu finden ist". In den biographischen Aufzeichnungen „Einsam" sehnt er sich in träumerischen Visionen an Harriet Bosse zurück, mit der er übrigens auch nach der Trennung wie ein beratender Freund verkehrte — ein Mensch, der immer das Weib seiner Liebe suchte und jedesmal an der Liebe zu seinem Weib und all ihren erdhaften Beigaben qualvoll litt. Aber hartnäckig hielt er an den Illusionen seiner Liebe, am Madonnenideal, vielleicht auch an der Bindung an die Mutter, fest mit einer Sehnsucht, die an das Weh eines gefallenen Engels nach dem Himmelsglück erinnert; trotzdem, so oft er Frau und Kinder im Leben um sich hatte, gelang es ihm nicht, einem Ideal, geschweige denn einer Illusion, Wirklichkeit zu verleihen. Drei Jahre nach der Lösung seiner letzten Ehe steigt er eines Tags in den Bodenraum seiner Wohnung hinauf, um irgend etwas Weggestelltes zu holen. Da sieht er das Bett, die Wiege, das Schaukelpferd, die Puppen der Kinder und findet einen alten Phono-

graphen, den er aufzieht und der nun das einzige spricht, was er überhaupt kann: mit Harriets Stimme flüstert das Instrument: „— — Geliebter!“ Da wirft sich der einsame Mann zu Boden, „und er schrie zu Gott, brüllte wider den Himmel und konnte nur jammern: wenn sie wenigstens tot wären!“ Sie lebten, und ihr Vater hatte die Seinen manche Not leiden lassen, wenn die Honorare spärlich flossen oder ausblieben. Er hat in einem Brief geklagt: „Weihnachten ist in der Nähe, und der Winter ist kalt. Wir haben nicht einmal Kleider. Die Kinder tragen ihre Mäntel das fünfte Jahr. Es ist ja ganz verrucht.“ Briefe mit ähnlichen Klagen sind nicht selten in Strindbergs Leben. So war er: wenn Geld einging, dann hielt er sich im Überschwang seines Selbstbewußtseins für einen Krösus und lebte dementsprechend; wenn dann nichts mehr vorhanden war, ging der Jammer und sein Jammern an. Aber er hat auch manchen Bettelbrief namentlich für seine Kinder an gute Freunde geschrieben, wie er überhaupt ein weiches und in guten Zeiten oft unbesonnen freigebiges Herz besaß. Nicht selten wurde er von Leuten, die seine Gutmütigkeit und praktische Sorglosigkeit kannten, ausgenützt. Eines Tages schenkte er einem dieser „Kunden“ seinen besten Anzug. Kurz darauf hatte er völlig vergessen, daß er die Kleider weggeschenkt hatte und behauptete in seinem Argwohn kurzerhand, jemand im Haus habe den Anzug an sich genommen. Der Irrtum klärte sich auf — aber Strindberg hielt es unter seiner Würde, seine Beschuldigungen zurückzunehmen.

Ein viertesmal befragte dieser tragische Mensch das Lebensglück, ob es ihm nicht doch zuletzt noch holden Bescheid gebe. I. J. 1908 lernte er die achtzehnjährige Schauspielerin Fanny Falkner kennen, bei deren Mutter er im „Blauen Turm“ Wohnung und Pension nahm. Wiederum war Strindberg wie verzaubert, dachte und dichtete in die ziemlich mittelmäßige junge Schauspielerin eine Größe hinein, die sie nicht im entferntesten besaß und machte sie und sich taumelig durch seine schwärmerische Glut. Dann wieder litt er, wenn er die große Altersdifferenz erwog; aber das Herz ging ihm mit dem Kopfe durch, so daß er dem jungen Mädchen einen Verlobungsantrag machte. In der ersten Überraschung nahm seine „Schwanenweiß“ den Ring an, den er ihr bot. Aber zu seinem und ihrem Glück kam sie bald wieder und schluchzte: „Ich kann nicht.“ Sie blieb ihm immer dankbar und hat das schönste Zeugnis für seine damalige Moralität ausgestellt, als sie in ihren Erinnerungen schrieb: „Er war ein reiner Mann.“ Strindberg jedoch war tief getroffen, und die Wermutstropfen, die er — höchst bezeichnend — an jedem

Karfreitag zur Erinnerung an das Todesleiden Christi zu nehmen pflegte, waren ihm weniger bitter, als jenes: „Ich kann nicht", das seine letzte Liebe tragisch endete.

„Er war ein reiner Mann" — er war wenigstens im Grund kein verdorbener Mensch. Viele Jahre seines Lebens war er ein wilder Stürmer gegen heilige Ideale, auch gegen das Eheideal, das er in den Ehenovellen angegriffen hatte, um es später in der Zeit des ruhigeren und abgeklärteren Denkens zu verteidigen. In der Sturm- und Drangzeit seines Lebens war ihm die Ehe die Brutstätte aller Laster und ein Schwergewicht, das den Mann in den Schmutz zog . . . ein Idyll, anfangs zart wie der Staub auf Schmetterlingsflügeln, und schließlich schmerzvoll, allzu irdisch wie die Wehen einer Gebärenden. Als Gereifter hat er anders geurteilt, nachdem er hindurchgegangen war durch die ihm ganz spezifisch eigene Tragik, im Weibe das Madonnenideal zu sehen und zugleich die Frau besitzen zu wollen. Er erklärte, daß jede echte Ehe unauflöslich sein müsse, und ist selber der verweinte Vater, den er in der Dichtung „Schlüssel des Himmelreichs" schilderte, wie er dasteht, durch den Tod seiner Kinder beraubt und die drei leeren Kinderbetten, das Spielzeug, einen kleinen Kinderschuh betrachtet und auf die Frage, ob man denn in seinem Kummer ihm nicht helfen könne, antwortet: „Gebt mir meine Kinder wieder!" Ein Zyniker ist Strindberg nicht gewesen, so oft er auch ein Blasphemiker war. Er besaß, wie Erdmann sagt, „eine unerhörte geistige Feminität. Wenn er das Weib bekämpfte, so war es im letzten Grunde nur ein Kampf gegen das weibliche Element in seinem Wesen." Es wirkt ja auch wie ein Symbol dieses Kampfes, wenn der Todkranke der ehemals geliebten Fanny Falkner seine Türe verschloß und nur eine blühende Clematis als ihr letzter Gruß den Verscheidenden erreichte. Er war ein wilder Kämpe, ein Berserker, ein Verneiner, ein Unterwühler, und doch war er zugleich ein Ringer um Gott, sicherlich in vielen Perioden seines Lebens psychopathisch und selbst pathologisch. Er war ein sinnlicher Mensch, aber gemein war er nicht. Seine Lebensweisheit für seinen Sohn lautete: „Suche keusch zu leben!" Und seinen Töchtern sagte er, daß es für ein braves Mädchen nur eine Wahl gäbe, den Traualtar oder das Keuschheitsgelübde. Strindberg war ein Sturmläufer, manchmal ein Amokläufer der Idee oder Illusion, in die er sich verrannt hatte. Aber man kann sagen, daß die atheistischen Gebärden und Worte, die er gebrauchte, immer von einem leisen Stöhnen seiner wunden Seele begleitet waren. Aus dem Skeptizismus und Atheismus gelangte er über den Umweg von Theosophie und Okkultismus seit seiner

„Inferno-Krise" langsam zu einer Annäherung an den Katholizismus. In der Zeit des Nietzschekultes hat er Christus einmal „den kleinen degenerierten Sophisten" genannt. In den Jahren aber, in denen er an das Ende und die große Abrechnung dachte, verhöhnte er das laute, gottlose Kraftmeiertum seiner Brausejahre und schrieb: „Jugend ist eine Wassersuppe, mit der man prahlt, Stoff für ein Lied und einen Toast, ein Humbug, den keiner zu enthüllen wagt. Die Bitternisse des Alters laufen auf die Schlußabrechnung hinaus, die Liquidierung der unerledigten Geschäfte, das Durchschauen des Truges, und auf den Ekel an dieser Unvollkommenheit. „Der alte Mann, der die Gelder der Ehrengabe zu seinem 60. Geburtstage an wohltätige Zwecke leitete, bittet sogar Gott, er möge seine Seele hinwegnehmen. Als ihn sein Freund Schleich, der berühmte deutsche Mediziner, 1910 in der Einsamkeit des Zimmers im Blauen Turm zu Stockholm (Drottninggatta 85, vier Treppen hoch), besuchte, da fand er Strindberg als einen Beter, der in nächtlichen Kämpfen vor dem Kruzifix um den Durchbruch des besseren Ich in seinem Wesen rang. Es ist ein denkwürdiges Testament dieses Ringens, wenn er in den „Blaubüchern" schreibt, die Religion solle kein Sonntagsrock sein, sondern „eine stille Begleitung zur schweren Melodie des Alltagslebens bilden", und wenn er sagt: „Die Wahrheiten der Religion widerstreiten erst dann der Vernunft, wenn diese vom bösen Willen getrübt ist; dann fangen die Entdeckungen an, und dann widerstreitet alles der Vernunft, die allerklarsten Dinge, wie z. B. daß Gott da ist, daß der Allmächtige unbekannte Gesetze geben oder andere, die er selbst gegeben hat, aufheben kann, daß er geistige Gaben unter materiellen Symbolen mitteilen kann usw. Alle Freidenkerei ist Irrwahn, denn der Gedanke ist nicht frei, sondern an die Gedankengesetze oder die Logik gebunden, ebenso wie die Natur an die Naturgesetze. Der böse Wille sucht die Freiheit, um böse handeln zu können, und der böse Gedanke sucht die Freiheit, um verrückt denken zu können." Aber zur vollen Klarheit und Wahrheit ist Strindberg leider nicht gekommen.

Am 14. Mai 1912 starb er am Magenkrebs. Das Neue Testament in den gefalteten Händen haltend, wurde er am Himmelfahrtstage beerdigt. Auf seinem Grabkreuz im Friedhof zu Stockholm stehen die Worte: O crux ave, spes unica!

Uddgren erzählt von einem Zusammentreffen mit Strindberg, bei dem dieser fast hellseherisch von seinem Tode sprach, den Tod einen Befreier und den Todeskampf einen Geburtsschmerz nannte, aus dem ein neues Wesen, der Doppelgänger

des Sterbenden, sein Ewigkeitswesen hervorgehen werde. Das Leben Strindbergs auf dieser Welt war ein Inferno-Gang. Aber wir dürfen hoffen, daß im Purgatorio, im Läuterungsreich der Jenseitswelt, viele Gäste sind, die auf Erden nur an den Zäunen des Gottesreichs der Wahrheit und des Friedens standen.

So war Strindbergs Ende. Ein Wort von ihm lautet: „Du kleine Erde, der dichteste von allen Planeten, der schwerste! Deshalb ist es so schwer auf dir zu leben, so schwer zu atmen, so schwer zu tragen! Das Kreuz ist dein Symbol!" Das wäre ein schönes Wort — aber Strindberg war ein tragischer Mensch und fügte hinzu, das Symbol der Erde könne ebensogut die Narrenkappe sein. Wirklich ein tragischer Mensch, der sich in seinen Bekenntnisbüchern aller Sünden öffentlich anklagte und den ganzen Zwiespalt seines Wesens enthüllt in dem Satze: „Von meinen Kinderjahren an habe ich die Reinheit und Tugend geliebt — und trotzdem hat mein Leben sich in Schmutz und Laster hingeschleppt. Oft glaubte ich zu merken, daß zwei verschiedene Wesen meine Schicksale lenken: das eine gibt mir alles, was ich wünsche, aber das andere steht daneben und streicht Schmutz auf die Gabe, so daß sie wertlos ist, wenn sie kommt, so wertlos, das ich sie nicht in der Hand haben mag."

2. — Diesem tragischen Typus gegenüber mutet der heroische an wie der lichterfüllte Morgen gegenüber einer von Alpdruckträumen erfüllten Nacht, wie ein reiner Strom edler Harmonien gegenüber einer endlosen Folge düsterer Dissonanzen. Wir wollen dem tragischen Menschen Strindberg das Beispiel eines heroischen gegenüberstellen, und dieses Beispiel wird lauter reden als viele Worte.

Am 23. Mai 1873 starb zu St. Louis in Nordamerika der mehr als 70jährige Veteran der Indianermission, der Jesuitenpater *De Smet*. Es wissen nicht viele Menschen, was dieser wahrhaft heroische Mann in seinem Leben geleistet hat. Im Dienste seiner großen Aufgabe ist er neunzehnmal über den Atlantischen Ozean gefahren, dreimal über den Stillen Ozean von Oregon bis Mexiko, zweimal setzte er über die Landenge von Panama, umfuhr über New York, Kap Horn, St. Franzisko fast den ganzen amerikanischen Erdteil, wanderte unter unsäglichen Mühen und mit Todesgefahr wiederholt durch den Westen Amerikas, hatte ganz Westeuropa als Bettler für seine Mission zu bereisen, und wenn man alle Wanderwege dieses Helden zusammenlegt, so ergibt sich die ungeheure Strecke von über 80000 Meilen. Das ist beinahe ebensoviel, als hätte er neunmal den gesamten Erd-

umfang umschritten. Aber die Größe des Weges verschwindet hinter der Größe der Opfer, mit denen er bedeckt ist. „Ich habe oft die Wildnis durchwandert," schrieb De Smet an einen Freund; „einmal erhielt ich drei Jahre lang keinen einzigen Brief, zwei Jahre lebte ich im Gebirg ohne Brot und Salz, ohne Tee und Zucker, vier Jahre hindurch fehlte das schützende Dach über meinem Haupt und das Bett zur Nachtzeit, ein halbes Jahr lang hatte ich keine Wäsche zum Wechseln und oft kam es vor, daß ich tagelang weder Speise noch Trank fand." Wer das liest, wird es bewundern. Bewundernswerter aber ist ein kleiner Satz, der im gleichen Briefe steht und lautet: „Ich habe es nicht bedauert." Dieses Wort kann man nur dann ganz würdigen als Ausdruck des sittlichen Heroismus, wenn man sich noch etwas mehr die Einzelheiten der Strapazen vor Augen hält, die P. De Smet im Dienste seiner Lebensmission zu ertragen hatte. In der Zeit, in der ein bekannter Kongreßbeschluß der Vereinigten Staaten von Nordamerika ein eigenes Indianerterritorium errichtete, waren 20000 Indianer auf der Wanderung nach dem westlichen Teil von Missouri. Unter ihnen hatte De Smet zu wirken. Wochenlang lebte er mit seinen Gefährten von Eicheln und Wurzeln, neben der anstrengenden Berufsarbeit an den halbwilden Eingeborenen mit Schwerarbeit wie Baumfällen beschäftigt. Seine Hütte war so armselig, daß er im Bett den Regenschirm aufspannen mußte, um einigermaßen geschützt zu sein vor den einströmenden Regenmassen. Einmal gingen auch die Eicheln und Waldwurzeln aus und es drohte die blanke Hungersnot. Da entschloß sich De Smet, nur von einem Führer begleitet, Vorräte aus St. Louis zu holen. 300 Meilen mußten die kühnen Männer im schneidenden Nordwest zurücklegen, oft von Rudeln hungriger Wölfe verfolgt und jede Nacht im Schnee unter freiem Himmel verbringend. Auf einer andern Fahrt von St. Louis nach Cansas City wurde De Smet vom Wechselfieber überfallen. Die tägliche Temperaturkurve der Luft, am Morgen 3° C unter Null, am Mittag 32° C Hitze, standen in einer eigenartigen Parallele zur Fieberkurve des Schwerkranken, der selber sagt, er sei „bald vor Kälte zu einem Eiszapfen erstarrt, bald heiß und rot gewesen wie ein Glühofen". Und dabei gab es gerade auf dem Höhepunkt des Fiebers drei Tage lang nur schmutziges Wasser aus Bächen und Tümpeln. Unter Todesgefahr zog De Smet von Stamm zu Stamm, oftmals auf die Fährte des grauen Bären und in dessen unangenehme Nähe geratend, oftmals auf die Spuren unbekannter und noch feindseliger Stämme stoßend und immer in Gefahr, den tödlichen Giftpfeil

zu erhalten. In einem Jahre hat der Furchtlose 2000 Meilen unter solchen Hemmnissen zurückgelegt, in einem andern Jahr 5000, und er spricht von Stunden der Todesangst, die er auf tollen Ritten mit den Cowboy-Pferden, in der Wildnis der Berge, bei Bootfahrten auf dem tückischen Columbiastrom durchlebt habe. Das berühmte „Ragout des Felsengebirgs", hergestellt aus verdünntem Tierblut sowie aus Fett und Fleisch, das die Indianerfrauen zerkauten und dann in den gemeinsamen Kessel spuckten, oder die Kuchen der Assiniboinsindianer aus Ameisen und Heuschrecken waren nicht dazu angetan, die Eßlust zu fördern und die Körperkräfte des Missionärs zu erhalten. Aber seinen Indianern zulieb nahm P. De Smet alles auf sich. Er war, von den Zeiten der Hungerkur abgesehen, ein körperlich starker Mann, der über zwei Zentner wog. Das war ein großes Hemmnis für einen Reiter und Fußgänger, am meisten für einen Skifahrer. Einmal ging es nicht anders, De Smet mußte die Schneeschuhe anlegen, um 2½ Tage weit bis zum Columbia-Ufer zu kommen. Die Kommandanten und Offiziere der amerikanischen Indianerforts rieten ihm dringend ab; er sei zu schwer für eine solche Leistung. Da unterwarf sich der heroische Mann einem strengen Fasten von 30 Tagen, bis er so weit abgemagert war, daß er die Fahrt wagen zu können glaubte. Beinahe 20 Fuß hoch lag der Schnee. Über steile Berghänge und durch Zypressenwälder, die oft bis zu den Spitzen der Baumwipfel verschneit waren, über Lawinentrümmer, über gefrorene Seen und Ströme ging's im Sturm dahin. Aber der gute Pater war mehr als einmal in Gefahr, den Hals zu brechen oder an einem der Riesenbäume zu zerschellen, denn er war doch nicht genügend trainiert für solche Anstrengungen.

Wollen wir hier einen Augenblick die Lebensgeschichte De Smets unterbrechen und zurückdenken an August Strindberg . . . an die Szenen, wie er auf der umgewehten Fichte im Bergwald sitzt und alle Teufel herausfordert zum Kampf. Welch ein Gegensatz zu der ergreifenden stillen Sachlichkeit und majestätischen Objektivität eines De Smet, der sich ohne ein Wort zu verlieren seiner Lebensmission widmet und ohne an sich zu denken einfach auf sich nimmt, was die Pflicht der Stunde von ihm fordert! Es ist der Gegensatz des tragischen und des heroischen Menschen.

Fahren wir weiter! Zum Schluß jener Skifahrt des Missionärs kam noch eine plötzliche Schneeschmelze. In anderthalb Tagen mußte ein Fluß wegen seiner vielen Windungen mehr als vierzigmal durchschritten werden bei einer starken, oft bis zu den

Schultern reichenden Strömung. Die Kleider des schon Todmüden waren bis auf den Leib durchnäßt, die Fußnägel hatten sich von seinen Zehen gelöst und das geronnene Blut stand in seinen Stiefeln. Und dabei ist jene Fahrt nur ein Beispiel aus vielen. De Smet hat alle Klimazonen durchwandert von der glühenden Tropensonne bis zur bittersten Winterkälte des hohen Nordens, von New York bis zur Mündung des Columbia, von Neuorleans bis nach Halifax, bis Neuécosse und zu den Gletschern von Athabasca im nördlichen Felsengebirge ist er gereist für seine große Sache, im Kanoe und Segelschiff, auf Schneeschuhen und Hundeschlitten, zu Pferd und im Maultiersattel; er hat Wolken von Moskitos und das Ungeziefer der Indianerhütten ertragen, hat während einer Choleraepidemie zu St. Louis furchtlos Kranke und Sterbende gepflegt und getröstet, hat den Kampf mit den Indianerlastern Spiel und Trunksucht aufgenommen, mit Lastern, die von den Weißen eingeschleppt waren, um die Farbigen auszurotten und — es ist nicht das letzte Ruhmesblatt seiner Lebensgeschichte — er hat der Union als Diplomat gute und ehrliche Vermittlerdienste geleistet, um seine geliebten Indianer vor dem sinnlosen, im voraus schon verlorenen Krieg gegen die nach Westen vordringende weiße Rasse zu retten und die noch umherschweifenden Stämme auf friedlichem Wege zivilisieren zu helfen.

Im Jahre 1851 nämlich schlug der Staatssekretär für die Indianerangelegenheiten den Häuptlingen der östlich vom Felsengebirge lebenden Stämme eine Zusammenkunft und Aussprache vor. Man hatte es mit den freien und stolzen Männern des sog. Oregonaufstandes zu tun. Noch waren die mächtigsten Häuptlinge die Herren der Prärie, und die Regierungsvertreter sahen den Verhandlungen nicht ohne Bangen entgegen. Es gab nur einen einzigen Mann, der die Rothäute kannte und unbedingt sicher sein durfte, daß sie seinen Rat ohne Mißtrauen anhören würden, den Pater De Smet. An ihn wandte sich die Regierung der Union, und er hat bei den Verhandlungen mit den 10000 Indianern verschiedener Stämme, die 23 Tage lang mit der Regierung berieten, hauptsächlich dazu beigetragen, daß Friede statt Krieg wurde. Leider hat die Union später andere Methoden befolgt, und der Indianerkrieg von 1862/63 kostete die Vereinigten Staaten 20 Millionen Dollars, bis man sich zum Einlenken entschloß. Wiederum wurde P. De Smet um seine Vermittlung gebeten. Die Regierung verlieh ihm 1867 den Rang eines Majors in seiner Eigenschaft eines außerordentlichen Gesandten und ersuchte ihn, gemeinsam mit den Regierungsbeamten und den militärischen Oberbefehlshabern zu den auf-

27*

ständischen Sioux zu reisen. Aber De Smet war ein besserer Diplomat als die Berufsdiplomaten der Regierung. Er wußte, wenn er in Gesellschaft von Offizieren käme, die vom „Häuptling der großen Messer" gesandt waren, wie die Indianer den Präsidenten der Union nannten, dann war die Sache im voraus verloren. Allein, ohne Gewehr und Bajonett an seiner Seite, wollte er zu seinen Indianern gehen und mit ihnen reden. Es handelte sich um eine Reise von etwa 2000 Meilen, die bei einer Durchschnittstemperatur von 45° C zurückzulegen waren. De Smet wußte sehr wohl, daß es eine Todesfahrt werden könne, aber er ging. Seiner Ruhe und Besonnenheit war es zu verdanken, daß sich die Missouri-Indianer friedlich unterwarfen.

Im Jahre 1869 führte ihn eine dritte Reise im Auftrag der Regierung zu den Indianern, die niemand so kannte wie er. Und auch diesmal beugten sich die Stämme vor dem Schwarzrock, der geradezu eine Rassenfrage mit zu entscheiden hatte, denn damals war die Regierung zum Äußersten entschlossen. Nur zwei wilde, noch völlig heidnische Stämme zogen sich in die Hochebenen der „Bad Lands" zurück, und solange der Häuptling „Sittingbull", der unerbittliche Gegner der Weißen, lebte, war auf dauernden Frieden nicht zu hoffen. Freiwillig erbot sich De Smet zu diesen unversöhnlichen Kriegerstämmen zu gehen, und er brachte es zuwege, daß 50000 Indianer die Waffen niederlegten. Leider hat die Union den Ratschlägen des erfahrenen Mannes später nicht gefolgt, und „Sittingbull" kämpfte den Verzweiflungskampf. Die Union ernannte einen Juden zum Vorsitzenden für die Indianerangelegenheiten. Was dieser unwissende Mensch sich an Torheiten leistete, gehörte zu den bittersten Leiden, die P. De Smet zu tragen hatte.

Daß die Regierung vorher in einem Dankschreiben seine Dienste anerkannt hatte, vermochte seinen Schmerz nicht zu lindern. Zwischen den Zeilen dieses Regierungsschreibens war der Heroismus De Smets gerühmt — aber glaube niemand, dieser Heroismus sei eine glückliche Naturgabe gewesen. De Smet war persönlich ein äußerst schüchterner Mensch, dem die Selbstüberwindung vielleicht mehr zu schaffen machte als die Überwindung der Indianer. Das öffentliche Auftreten konnte ihm zur wahren Pein werden. Er war auch alles weniger als eine Abenteurernatur, die in Prärie und Urwald, in Tropenglut und Schneesturm nur die Möglichkeiten zur Entfaltung angeborener Kräfte gefunden hätte. Der schüchterne De Smet war, man sollte es kaum glauben, sogar ein ängstlicher Mensch und sagt selbst: „Das arme Ich, dieser ängstliche und schwächliche alte

Adam, fürchtet sich. Er möchte viel lieber im Genuß des Geschaffenen und in eitlen Träumereien schwelgen. Aber die Pflicht ruft: Vorwärts! Und so setze ich denn mein Vertrauen auf Gott." Das ist eben das Wesen des sittlichen Heroismus: Sosein und sich allen Schwierigkeiten zum Trotz das Anderssein, das Übersichhinauswachsen abzwingen. Das war schon rein physisch genommen eine schwere Aufgabe für De Smet, der sehr leicht unter Seekrankheit, unter Fieberanfällen und häufigen Erschöpfungszuständen zu leiden hatte. Und seelisch? Dieser heldenhafte Mensch hat die Einsamkeit, die Mühsal, das unregelmäßige Leben unter halbwilden Stämmen schwer genug gefühlt. Es klingt ein tief menschlicher Aufschrei aus einem Briefe an seine Freunde in Belgien: „Ich denke an Euch alle und sehne mich immer nach Euch. Sollte mir Gott je die Gnade gewähren, mich wieder ins Vaterland (Flandern) zurückzuführen, so werde ich es gewiß nicht mehr verlassen." Aber er hat die Heimat immer wieder verlassen, um seine Mission zu erfüllen. Und dennoch fühlte er sich unter den Indianern nach seinem eigenen Wort oft „wie am Ende der Welt". De Smet hatte ein tiefes Gemüt, und seine Gedanken flogen oft in die ferne Heimat, zu den Menschen, die ihm lieb und teuer waren. Er konnte reizende Briefe an seine Neffen und Nichten schreiben. „Wenn ich auf meinem Spaziergange durch die Prärie," so heißt es einmal, „die vielen Blumen sehe, denke ich oft: wären doch alle meine lieben Neffen und Nichten hier! Welch schöne Blumensträuße könnten sie für ihre Eltern pflücken! Denke Dir, Karlchen, ich habe eine Hirschkuh mit großem Geweih, einen kleinen Hirsch und auch einen gezähmten Bären, und alle sind so folgsam wie Dein kleines Hündchen. Sie laufen mir auch überall nach. Wenn Ihr alle hier wäret und Ihr würdet müde vom weiten Weg, könntet Ihr einfach zu zweit auf dem Bären hopphopp reiten, Du und Sylvia. Clementine und Elvira ritten auf der Hirschkuh, und dem kleinen Hirsch würde ich die kleine Rosalie auf den Rücken setzen. So könntet Ihr alle in lustigem Galopp nach Hause kommen." In einem andern Brief vom 22. April 1852 schreibt er: „Keine Trennung vermag die Liebe und Erinnerung, die Gefühle für Familie und Vaterland zu zerstören. Wohl sind meine Haare gebleicht, wohl konnten die Augen schwach werden und meine Kraft abnehmen; meine Liebe zu Euch aber hat nichts verloren an Innerlichkeit. Täglich erflehe ich am Altare für die ganze Familie des Himmels Schutz und Segen. Bewahrt mir nur dafür auch in Eurem Herzen ein warmes Plätzchen und betet bisweilen für Euren Onkel Peter und seine armen Rothäute, mehr verlange

ich nicht." So spricht die abgeklärte, reife Güte eines Menschen, der das heroische Opfer des Verzichtes auf eigenes Familienglück freiwillig gebracht hat und dabei doch nicht das Herz voll Liebe für die Blutsverwandten verlor. (Der Tragiker Strindberg dagegen bringt sich selber um das Familienglück, verzehrt sich dann in Sehnsucht nach Weib und Kind und wirft sich verzweifelt auf den Boden seines Speicherraums, indem er vor Schmerz aufbrüllt: „Wenn sie nur wenigstens tot wären!")

Auch zeitliche Sorgen bedrängten P. De Smet, obgleich er das Irdische und dessen Güter für sich persönlich verlassen hatte. Als Generalprokurator des Missionsgebietes Missouri hatte er für alle möglichen Bedürfnisse zu sorgen, und die Missionseinnahmen entsprachen leider nicht den Anforderungen, die von allen Seiten her an ihn kamen. In einem Briefe sagt er: „Vielleicht werden wir uns auf Erden nicht mehr wiedersehen. Hoffentlich treffen wir uns aber im Himmel, wo nicht mehr die Rede ist von Zahlen, Forderungen und Rechnungen." Für sich hat er gehungert, für andere sich müde gesorgt. — Dabei hätte P. De Smet wiederholt Gelegenheit gehabt, in eine ruhigere Lebenslage zu kommen. Die Bischöfe Amerikas setzten ihn mehrere Male auf die Liste der neu zu ernennenden Bischöfe, er aber lehnte ab. „Nach meiner Überzeugung," berichtet er seinem Ordensgeneral, „fehlen mir für jene Würde die notwendigen Tugenden und Talente." Welche Bescheidenheit eines Mannes, der von der Union mit einer wichtigen Gesandtschaft betraut wurde, der mit dem Präsidenten Lincoln persönlich sehr gut stand und auf dessen Wort auch die wildesten Häuptlinge lauschten! Was aber seine Tugenden anbelangt, so hat er das Geheimnis, das einzige und alles erklärende Geheimnis des sittlichen Heroismus wohl gekannt. Er sprach es aus in einem Briefe an seinen Neffen, von dem er erfahren hatte, er lese mit großer Begeisterung die Nachfolge Christi des Thomas von Kempen. „Das ist sehr gut," schrieb er, „aber lebe nur auch danach! Es ist nicht genug, Jesus Christus zu kennen, wir müssen ihn auch lieben und ihm nachfolgen, sonst bleiben die edelsten Empfindungen unfruchtbar und wertlos." De Smet hätte hinzufügen können: nicht bloß die edelsten Empfindungen, sondern auch die Reflexionen jeder Art. Auch Strindberg hat Thomas von Kempen gelesen, und er besaß die Bibel in einem besonders eleganten Einband. Er las beide Bücher, das Neue Testament und die Nachfolge Christi. Sie waren ganz zerlesen und abgegriffen, so oft nahm er sie zur Hand. Aber: der Tragische liest und reflektiert, der Heroische betrachtet und handelt. Die Tragik des Introvertierten liegt darin, daß er

nach innen lebt und sich selber verzehrt und aufreibt; sein Leben ist eine zurückschlagende Flamme, an der er selber verbrennt. Die Tragik des Extravertierten liegt darin, daß er nach außen lebt und sich an die Objekte, an Menschen und Dinge verliert. Sein Leben ist Flamme, die nach allem züngelt und vieles dabei versengt, oder es ist bengalisches Feuer, das alles beleuchtet mit magischem Glanz, bis er am Schluß erkennt, daß es eben nur bengalische Beleuchtung war. Der Heroismus lebt auch nach innen, aber sein Ziel ist die völlig objektive Selbst- und Welterkenntnis, und er zergrübelt sich nicht in fruchtlosen Reflexionen, sondern schreitet von Tat zu Tat; er lebt auch nach außen, aber er verliert sich nicht an Menschen und Dinge, sondern dient ihnen, wobei der einheitliche Grundgedanke seiner Lebensgesamtmission immer das Leitmotiv für ihn bleibt. Der Heroische lebt — und das ist sein allertiefstes Wesen —, lebt und strebt nach oben, und sein Ziel ist es, morgen größer zu sein als heute, morgen weiter zu sein als gestern. Der Heroische ist nicht introvertiert und nicht extravertiert, wenn er das auch seiner natürlichen Struktur nach sein mag. Der Typus, den er sich fortwährend und mit harten Opfern erringt, ist der des Theovertierten, des grundsätzlich gottzugewandten Menschen.

Aber vielleicht erscheint das Lebensbild eines P. De Smet manchen zu außergewöhnlich, zu weit gespannt in seinem Rahmen, obwohl es sich leicht in die Analogie anderer und einfacherer Lebensrahmen hineindenken ließe. Denn wenn auch dies oder jenes Menschenleben nicht in der Einsamkeit der Prärie oder in Wald und Wildnis abrollt, so ist doch mancher in seinen vier Wänden einsam genug, um sich an dem Heroismus, mit dem De Smet seine Verlassenheit ertrug, zu stählen und zu stärken. Und war er nicht ein Mann, der jedem das Vorbild edler Männlichkeit sein kann? War der unermüdliche Insekten- und Pflanzensammler nicht Naturfreund genug, um auch dem Naturfrohen und Weltoffenen ein unsichtbarer Gefährte zu werden? Wie vermochte er es, die Schönheit der Winterwälder und Gletscherfelder zu bewundern! War der Eroberer und Bahnbrecher, der Überwinder ungeheurer Räume nicht ein tapferer Mensch, der, um nur dieses kleine Beispiel zu wählen, im Geiste neben dem Führer oder Heizer einer Lokomotive stehen kann, die durch Winterschneesturm und funkelnde Kälte dahinbraust? War der von Geldsorgen so oft Bedrängte nicht derart in Alltagsdinge verstrickt und von Alltagssorgen heimgesucht, daß sein unerschütterliches Gottvertrauen und seine vorbildliche Sparsamkeit vielen vieles zu sagen hätten? Könnte der Mann, der

als außerordentlicher Gesandter der Union wichtige Staatsaktionen mit Klugheit, Weitblick und Güte leitete, nicht jedem Beamten ein Vorbild sein? Und der gleiche P. De Smet, der bei elendester Nahrung, bei spärlichstem Schlaf, unter steter Todesgefahr im Urwald als Holzfäller Hand mit anlegen mußte, könnte er nicht jedem Bauern, jedem Taglöhner, jedem Arbeiter ein heimlich ermunterndes Wort zuflüstern? Und wenn aus seiner Wesensperipherie in ganz einsamen Stunden, in Augenblicken der Sehnsucht nach der Heimat und den Lieben ein so tief menschlicher Wehlaut aufklingt, bringt uns das den heroischen Menschen De Smet nicht um so näher? In seinem Wesenszentrum blieb immer der eine große Gedanke, der schließlich jeden Menschen beherrschen muß, den er selbst formulierte: „Ich bin wie ein Soldat und beziehe den Posten, auf den ich gesandt werde." Aber Sendungen werden nicht durch Stimmungen und Gelegenheitsmoralität, sondern durch die Tat und die Dauereinstellung der Gesamtpersönlichkeit auf das letzte Menschenziel erfüllt . . . es kommt nur darauf an, sich über dieses letzte Ziel klar zu werden und rechtzeitig klar zu werden. In die Jugendzeit des Knaben Peter Johannes De Smet fielen die Kriegstaten Napoleons I. Der kleine Peter spielte damals gerne den großen Napoleon. An der Spitze der Knabenschar von Termonde zog er gegen die umliegenden Dörfer aus, um sich Knabenlorbeeren in Knabenkämpfen zu holen. Ist das nicht wie eine Ahnung seiner Zukunft? Und wenn man mit Ewigkeitsmaßstäben mißt, hält dann der Name De Smet nicht einen Vergleich aus mit dem Namen Napoleon? Oder wenn man Cäsar und den Gallierfürsten Vercingetorix auf die eine und De Smet und den Kiowahäuptling Satanka auf die andere Seite stellt, wo sind die größeren Menschheitswerte? De Smet hat die Bilanz seines heroischen Lebens selbst gezogen mit den heroischen Worten: „Es gelang mir, manche Träne zu trocknen, mache Wunde zu heilen und die Armen dem wahren Menschheitsziele entgegenzuführen. Was tut's, wenn meine Gesundheit dabei gelitten hat und mein Haar darüber gebleicht ist?" Napoleon hat die Bilanz seines Lebens auf St. Helena gezogen, als er sagte: „Welch eine Ballade war mein Leben!" Und fortfuhr: „Unsere letzten Prüfungen gehen über das Menschenmögliche hinaus. Alles, was Sie meinem Sohne sagen werden, alles, was er erlernt, wird ihm wenig nützen, wenn er nicht im Herzen jenes heilige Feuer, jene Liebe zum Guten hat, die allein große Dinge wirken kann."

„Jenes heilige Feuer, jene Liebe zum Guten, die allein große Dinge wirken kann" . . . ein Heros der reinen Diesseitigkeit hat

das als Fazit des Lebens anerkannt und als Testament seinem Sohne hinterlassen in Form einer Mahnung. Und dieser Heros der Diesseitigkeit bekannte: „Unsere letzten Prüfungen gehen über das Menschenmögliche hinaus." Das Genie Napoleon war unvergleichlich größer als das Talent De Smet. Aber das Genie Napoleon hat sich doch in seiner tiefsten Erkenntnis vor dem Heroismus dieser Menschen, die wie De Smet mit einem oder zwei oder fünf Talenten an ihrer Vollendung für das Jenseits und an den ewigen Menschheitszielen arbeiten, anerkennend gebeugt.

3. — Jedoch, um es nocheinmal zu sagen, vielleicht ist es gut, den immerhin größeren Lebensausmaßen ein Beispiel des stilleren, aber nicht minder großen Heroismus zur Seite zu stellen. Wir haben ein solches Beispiel im Leben des Begründers der Vinzenzvereine *Friedrich Ozanam.*

Die Jugendzeit des im Jahre 1813 Geborenen verlief nicht viel anders als die aller begabten und von der Oberfläche der Dinge zur Tiefe dringenden Menschen. Ozanam mußte schwer um den Glauben seiner Kindheit ringen. „Mit Verzweiflung stützte ich mich auf geheiligte Dogmen," bekennt er, „und da glaubte ich zu fühlen, wie sie unter meinen Händen zusammenbrachen." Leider hat Ozanam nur spärliche Aufzeichnungen über jene kritische Zeit seines Lebens hinterlassen. Aber an einem seiner wenigen Worte über diese Kämpfe vermögen wir zu ahnen, was es ihn kostete, bis er sich durchrang zum Siege. Er sagt: „Der Glaube ist ein Willensakt. Es kommt einmal der Tag, da muß man wollen, da muß man seine Seele übergeben, und dann — dann schenkt Gott die Fülle seines Lichtes." Nun ist, um das zu bemerken, der Glaube allerdings kein Willensakt, sondern ein Akt des Verstandes, abhängig von einem sittlichen Willensaufschwung der Seele. Auf diesen Willensaufschwung aber, auf dieses Sichhingebenwollen, Sichaufschließenwollen Gott gegenüber kommt alles an. Ozanam, der an sich selbst erfahren hatte, wie bitter die Not des Glaubenszweifels und der Willensschwäche sein kann, war später immer sehr milde gegen Menschen, an deren Glaubenswillen der Zweifel zu fressen suchte wie Rost am Eisen. Er mahnt: „Ist man einmal durch die Seelenqualen des Zweifels durch, so sollte man sich ein Gewissen daraus machen, die Unglücklichen unsanft anzufassen, denen Gott noch nicht die Gnade des Glaubens schenkte." Das ist wahr und reif gesprochen. Ozanam war übrigens ein Mensch, der sich mit einem sog. Köhlerglauben nicht zufrieden gab. Er

hat als Student an der Sorbonne gründlich studiert, war befreundet mit dem berühmten Mathematiker Ampère, war Jurist, Philosoph, Literarhistoriker, Germanist, ein ausgezeichneter Sprachenkenner, so daß niemand sagen kann, in Ozanam habe sich ein Mensch vor Gott gebeugt, weil der Kopf dieses Menschen nicht überreich an Wissensfracht gewesen sei. Mit 27 Jahren wurde Ozanam als Professor für ausländische Literatur an die Sorbonne berufen. Er lehnte einen Ruf nach Lyon für Handelsrecht, der ihm 12000 Mark Gehalt gebracht hätte, ab und ging mit einem Jahresgehalt von 2000 Mark an die Sorbonne, nur um die Blüte der französischen Jugend dort mit seinem Geist erfüllen zu können. Es war nicht der Geist eines weltfremden und kopfhängerischen Menschen. Ozanam hat die deutsche Literatur geliebt und hat die Welt und ihre Schönheit auf seinen Reisen nach Italien, an den Rhein und nach England mit offenem Auge genossen. Mit reiner und geadelter und doch tief inniger Liebe hing er an seiner Braut und Gattin Amélie Soulacroix, und es ist echt menschlich, wenn er seinem Busenfreud Lallier schreibt: „Ich bin sterblich verliebt, aber ich mag es vor Dir nicht geheim halten. Und ich kann nichts dafür: manchmal muß ich über mich selbst im stillen lächeln, ich, der ich glaubte, ein Herz von Stein zu haben." Am 23. Juni 1841 wurde er mit der 21jährigen Amélie Soulacroix getraut. Kurz darauf schreibt er an Lallier: „Nun sind's fünf Tage . . . welche Ruhe, welch sonnige Heiterkeit in meiner Seele, die Du so zerfahren kanntest und so darauf bedacht, sich bemitleiden zu lassen! Ich darf nun einmal glücklich sein. Die Augenblicke zählen nicht mehr, und auch die Stunden nicht. Der Zeitenlauf existiert nicht mehr. Was mir die Zukunft bringen mag? Das Glück im Heute ist mir Ewigkeit . . . und ich verstehe nun des Himmels Seligkeit."

„Das Glück im Heute ist mir Ewigkeit." Noch ist das nicht die Vollreife einer Seele, noch liegt darin ein Gebundensein an das Vergängliche, wenn Ozanam es auch schon als Gleichnis aufgefaßt hat. Zur Vollreife sollte er kommen durch das große Gnadenmittel Gottes, das man mit einem kühnen Wort das achte Sakrament genannt hat, durch das Leid. Noch lag es in der Ferne. Zwölf Jahre war Ozanam ein gefeierter akademischer Lehrer an der Sorbonne, und er war der erste, der nach einem Zeitraum von fast 50 Jahren Religionslosigkeit, in denen „der Vogel Unglaube, der Geier der Gedankenwelt" über den Geistern schwebte, den Mut hatte, laut und offen für seine religiöse Überzeugung einzutreten. Man verspottete ihn deshalb. Ozanam aber erklärte am Schlusse einer Vorlesung in aller Ruhe: „Ich

habe nicht die Ehre, Theologe zu sein, meine Herrn! Aber ich habe das Glück des Glaubens und empfinde es als meine Ehrenpflicht, meine ganze Seele mit all ihrer Kraft in den Dienst der Wahrheit zu stellen." Schon 1833 hatte Ozanam mit acht Gesinnungsfreunden die heute über alle Weltteile verbreitete Einrichtung der Vinzenzkonferenzen geschaffen, jenes grandiose Werk eines sozial gesinnten und werktätigen Menschen, dem die individuelle Not der Armen ans Herz griff. Diese Großtat brachte ihm ungezählte stille Freuden, aber auch Anfeindungen aller Art durch Nörgler und Neider, Kleriker und Laien, meist in anonymen Angriffen, weil seinen Feinden weder das soziale Gefühl noch sein Eintreten für die christliche Demokratie behagte. Er schreibt an Lallier darüber, um seine Gegner zu schildern: „Gewichtige, hochorthodoxe Herren, die reinsten Kirchenväter; gelehrte Häupter, die zwischen Zeitungslektüre und Kontorgezänk, zwischen Obst und Käse große Sprüche machen; Leute, in deren Augen jeder, der von Paris kommt, von vornherein ein Tunichtgut ist; Oppositionsmenschen, die aus ihrer politischen Meinung einen dreizehnten Glaubensartikel machen, für sich die Liebeswerke in Pacht haben und sich mit unserm Herrn und Heiland bescheidentlich auf die gleiche Stufe stellen: wer nicht für uns, der ist gegen uns! Du kannst gar nicht glauben, lieber Freund, mit was für armseligen Schimpfreden, mit welch spitzfindigen Kleinigkeiten und Plackereien diese Leute gegen uns verfahren — sicher im allerbesten Glauben von der Welt! Die angesehensten unter ihnen haben sich von der großen Masse mit fortreißen lassen, ich kann nur sagen: wir haben viel leiden müssen, selbst von von solchen, die uns liebten." All das Leid, das von unverständigen oder übelwollenden Menschen ihm bereitet wurde, konnte Ozanams Mut nicht beugen, obwohl er offenbar ein depressiver Typus war und leicht zu Melancholie neigte. Da beugte ihn ein anderes, diesmal von Gott gesandtes Leid. Seit 1852 litt er an einer schleichenden Nierenerkrankung. Er suchte umsonst Heilung in den Sonnenländern Spanien und Italien. Als er das 40. Lebensjahr vollendet hatte, fühlte er selbst: das Ende war nahe. Und nun beginnt ein ergreifendes Ringen mit Gott, ob es nicht doch noch eine Begnadigung für ihn geben könne. Am 23. April 1852 schreibt er: „Ich weiß, daß ich heute das vierzigste Jahr zurückgelegt habe, mehr als die Hälfte des gewöhnlichen Lebensweges, auch weiß ich, daß ich eine junge geliebte Gattin mein eigen nennen darf, ein herziges Kind und treffliche Brüder, manche Freunde. Eine ehrenvolle Laufbahn habe ich vor mir und Arbeiten, die gerade so weit gediehen sind, daß sie zum

Fundamente eines längst geträumten Werkes dienen könnten. Indes bin ich von einem schweren, hartnäckigen Übel heimgesucht, wahrscheinlich verbirgt es eine vollständige Erschöpfung, und deshalb ist es um so gefährlicher. Soll ich nun all die Erdengüter verlassen, die du, mein Gott, mir gegeben hast? Willst du dich nicht mit einem Teile des Opfers begnügen, o Herr? Welche von meinen ungeregelten Neigungen muß ich opfern? Wirst du nicht annehmen das Brandopfer meiner literarischen Eigenliebe, meines akademischen Ehrgeizes, selbst meiner Studienpläne, in die sich vielleicht mehr Stolz als Eifer für die Wahrheit mischte? Wenn ich die Hälfte meiner Bücher verkaufte, um den Erlös den Armen zu geben, wenn ich, nur auf die Erfüllung meiner Amtspflichten bedacht, den Rest meines Lebens dem Besuche der Armen, dem Unterrichte der Lehrlinge und Soldaten widmete: Herr, wärest du damit zufrieden? Würdest du mir dafür wohl die Gnade gewähren, an der Seite meiner Gattin älter zu werden und die Erziehung meines Kindes zu vollenden? Vielleicht, mein Gott, willst du nichts von all dem. Du nimmst mein eigennütziges Anerbieten nicht an: du verwirfst mein Opfer, nach mir selbst verlangst du. Es steht geschrieben, daß ich deinen Willen tun soll, und ich habe gesagt: Ich komme, o Herr!" Ozanam machte heroisch Ernst mit dem Wort: „Ich komme, o Herr!" Noch am gleichen Tage schrieb er sein Testament mit dem herrlichen Bekenntnis: „Ich übergebe meine Seele Jesus Christus, meinem Heiland. Bekümmert wegen meiner Sünden, aber im Vertrauen auf die unendliche Barmherzigkeit sterbe ich im Schoße der apostolischen, römisch-katholischen Kirche. Ich habe die Zweifel des gegenwärtigen Jahrhunderts kennen gelernt, aber mein ganzes Leben hat mich davon überzeugt, daß es keine Ruhe gibt für Geist und Herz als im Glauben der Kirche und unter ihrer Autorität. Wenn ich meinen langdauernden Studien einigen Wert beimesse, so geschieht dies darum, weil sie mir das Recht verleihen, alle jene, die ich liebe, zu bitten, einer Religion treu zu bleiben, in der ich Licht und Frieden fand. Ich habe meine letzte Bitte an meine Familie, an meine Gattin, mein Kind, meine Brüder und alle meine lieben Angehörigen gerichtet: möchten sie im Glauben beharren trotz der Demütigungen, der Ärgernisse und des Abfalls, deren Zeugen sie sein werden. Ich danke nochmals hier all denen, die mir einen Dienst erwiesen haben. Ich bitte um Verzeihung wegen meiner Heftigkeit und meines schlechten Beispiels. Ich flehe um die Gebete all der Meinen, des Vinzenzvereins, meiner Freunde in Lyon. Hört nicht auf solche, die euch sagen: Er ist im Himmel! Betet immer für den, der euch sehr liebt, der aber

viel gefehlt hat! Unterstützt von euren innigen Gebeten, liebe, gute Freunde, werde ich die Erde weniger furchtsam verlassen. Ich hoffe festiglich, daß wir uns nur trennen werden und daß ich bei euch bleibe, bis ihr zu mir kommt. Möge über euch allen sein der Segen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen." — Auf ärztlichen Rat siedelte Ozanam nach dem stillen Stranddörfchen San Jacopo bei Livorno über. Es war im Mai 1853. Sein eigenes Leid vergessend suchte er der Gattin, die ihn begleitete, immer eine kleine Freude zu machen. Am 23. jedes Maimonats, an ihrem Trauungstage, gab er ihr Blumen, und eine der letzten Sorgen des Sterbenden war noch, einen blühenden Myrtenzweig für sie zu bekommen. Am 18. August schleppte er sich zum letztenmal zur Kirche, um die Kommunion zu empfangen. Am 1. September reiste die kleine Familie nach der Heimat zurück — es war nichts mehr zu hoffen. Bevor Ozanam mühsam das Haus verließ, das ihn beherbergt hatte, blieb er auf der Schwelle seiner Krankenstube stehen, nahm den Hut ab und sprach: „Lieber Gott, ich danke dir für alle Leiden und jede Art von Pein, womit du mich in diesem Obdach gesegnet hast; nimm sie hin als Sühne für meine Sünden!" Dann bat er seine Gattin: „Ich möchte, daß du Gott mit mir preisest für meine Schmerzen!" Im Hafen von Marseille erwarteten ihn die Verwandten und Freunde. Erlöst atmete der Kranke auf: „Da ich Amélie in euren Händen weiß, mag Gott mit mir machen, was er will." Dann legte er sich auf das Sterbebett. Seinen Gott im Herzen, sah er ruhig und stark dem Todeskampf entgegen, der am Abend des 8. September 1853 begann. „Mon Dieu, mon Dieu, ayez pitié de moi!" waren seine letzten Worte.

Es ist der gleiche Ruf um Hilfe, mit dem der — Skeptiker Renan starb . . . nur hatte dieser Ruf bei Renan einen völlig andern Unterton als bei Friedrich Ozanam. „Wie sollte ich Gott fürchten," hatte Ozanam noch kurz vor seinem Tode gesprochen, „ich liebe ihn ja so sehr."

So spricht der ganz Gereifte, aber auch nur der ganz Gereifte.

Wer den Schlüssel zum Wesen des sittlich reifen Menschen sucht, der wird ihn finden in einem Grundsatz, den Ozanam ausgesprochen hat: „Das beste Mittel, die Dinge des Lebens richtig zu taxieren, ist: mit Ruhe und Uneigennützigkeit an sie heranzutreten und sie von oben herab wie ganz fremde Interessen zu betrachten. Die Realität des Lebens ist dort oben . . . was hätten wir ohne die Werke, die uns folgen, und ohne Gott, der uns heimsucht?" Dieser Satz ist so köstlich, daß wir ihn noch einmal zerlegen müssen in seine Hauptbegriffe, weil in diesen

Hauptbegriffen die Fundamente eines sittlich heroischen Lebens gegeben sind. Also:

Ruhe ... Uneigennützigkeit ... jene Distanz zu allen irdischen Interessen, die sie uns wie Fremdinteressen erscheinen läßt ... jenes Interesse an unseren Werken, das uns immer fragen läßt, ob sie uns nachfolgen können, ob sie auf die Wagen Gottes gelegt werden können ... die Liebe zu Gott, auch wenn er uns heimsucht, und nicht bloß, wenn er mit gütiger Hand uns beschenkt — — das und nichts anderes macht den reifen Menschen aus. Und nur der Heroische wird zu dieser Reife kommen, weil er allein restlos und rastlos aus der Überzeugung lebt, die die letzte Sinnbeziehung des Menschendaseins ausdrückt: Die Realität des Lebens ist dort oben.

Aber die harten, schweren und grausamen Realitäten des Lebens hier unten? Wie soll man mit ihnen fertig werden? Es ist bei jeder Gelegenheit in dem vorliegenden Werke darauf hingewiesen worden, wo die Hilfen liegen und welcher Weg zu beschreiten ist. In kurzer Zusammenfassung wollen wir mit den Worten eines *Joseph v. Görres* schließen: „Jeder suche sich zuerst selbst das Maß zu geben, daß seine Persönlichkeit in umschriebener menschlicher Gestalt und nicht einer fressenden Flamme gleich erscheint. Bändigen wir zuerst in uns den wilden Pöbel der Triebe und Leidenschaften, daß er nicht herrisch tobend allein gebiete; halten wir sie im unteren Kreise des Lebens eingeschlossen, daß sie dessen irdische Wurzeln umspielen und den körperlichen Bestand der Leiblichkeit begründen. Darüber laßt uns aber pflegen den Adel unseres Wesens in der Brust, Mut, Tapferkeit, Stärke und Entschlossenheit, Gerechtigkeit, Entsagung, Sitte und Rechtlichkeit. Im Haupte soll dann priesterlich wohnen die rechte Frömmigkeit und die Anerkennung der höheren Welt; die Ergebung in die Fügungen der Macht, die da lenkt aus tiefer Verborgenheit; die Einsicht des höheren Gesetzes, das alle Ereignisse in sich verknüpft und ein fortdauerndes Wunder durch alle Geschichte glanzreich bricht; endlich die Überzeugung, daß nur das Gute in sich wesenhaft und dauernd, alles Böse aber an sich nichtig und vergänglich ist."

Literaturangaben

Zu „Seelische Schichtungen"

Augustinus: Bekenntnisse. Deutsche Übersetzung von Hefele. Jena 1922.
Baur-Fischer-Lenz: Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassehygiene, 2 Bände, München 1923.
Beardsley: In „Künstlerbriefe des 19. Jahrhunderts". Berlin, Cassirer.
Harris: Oskar Wilde, eine Lebensbeichte. 10. Aufl., Berlin 1924.
Jaspers: Psychologie der Weltanschauungen. 3. Aufl., Berlin 1925.
Jung: Psychologische Typen. Zürich 1921.
Köpke: Ludwig Tieck. Leipzig 1855.
Kretschmer: Medizinische Psychologie. 2. Aufl., Leipzig 1922.
Kretschmer: Körperbau und Charakter. Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten. 4. Aufl., Berlin 1925.
Krieck: Menschenformung. Leipzig, Quelle u. Meyer.
Mariani: Tolstoi. Studio psicologico. Turin 1903.
Möbius: Gesammelte Werke I. Bd., Leipzig 1903 enthält eine erschöpfende Pathographie Rousseaus.
Rousseau: Bekenntnisse und Briefe. Reclam.
Spranger: Lebensformen. 4. Aufl., Halle a. S. 1924.
Spranger: Psychologie des Jugendalters. 2. Aufl., Leipzig 1924.
Tolstois Flucht und Tod. Geschildert von seiner Tochter. Berlin 1925.
Utitz: Charakterologie. Charlottenburg 1925.
Wilde: De profundis. Aufzeichnungen und Briefe aus dem Zuchthaus in Reading. Deutsche Übersetzung herausgegeben von Meyerfeld, Berlin, 33. Aufl.
Wilde: Epistola in Carcere et Vinculis. Deutsch von Meyerfeld. Berlin 1925.

Zu „Dunkle Mächte"

Brentanos ges. Werke. Meyers Klassikerausgabe, Leipzig und Wien.
Lujo Brentano: Clemens Brentanos Liebesleben. Frankfurt a. M. 1921.
Clemens-Brentano-Buch. Stuttgart 1924.
Bopp: Alban Stolz als Seelen- und Erziehungskundiger. M.-Gladbach 1925.
Brandenburg: Ein heiliger Krieg, Friedrich Hebbels Briefe, Tagebücher und Gedichte. München 1925.
Errante: Paraphrasen über Lenau. Verlag für Kulturpolitik, München.
Hebbels ges. Werke, Meyers Klassikerausgaben.
Hebbel: Tagebücher, hrsgeg. von Werner, 4 Bände 1903.
Hoffmann: Über Temperamentsvererbung. München 1923.
Janssen: Die Frauen rings um Hebbel. Berlin 1919.
Kafka: Handbuch der Vergleichenden Psychologie, München 1922, Bd. III: Psychologie des Geschlechtslebens von Rudolf Allers (daselbst Literaturangabe).

Keyserling: Das Ehebuch, Niels Kampmann Verlag, Celle.
Kuh: Biographie Friedrich Hebbels. Wien 1912.
Lenau: Briefe, Aufzeichnungen usw. München 1911.
Lenaus Werke. Meyers Klassikerausgaben, Leipzig u. Wien.
Marcuse: Handwörterbuch der Sexualwissenschaft. 2. Aufl., Bonn 1925.
Mattiesen: Der jenseitige Mensch, eine Einführung in die Metapsychologie der mystischen Erfahrung. Berlin u. Leipzig 1925.
Muckermann: Kind und Volk. Freiburg 1921.
Plate: Vererbungslehre. Leipzig 1913.
Reinhard: Clemens Brentano und Apollonia Diepenbrock. Eine Seelenfreundschaft in Briefen. Parcus u. Co. München.
Raimann: Zur Psychoanalyse. Berlin, Wien 1925.
Rath: Über die Vererbung von Dispositionen zum Verbrechen. Stuttgart 1914.
Rutz: Friedrich Hebbel und Elise Lensing. Ein Kampf um Leben und Liebe. München 1922.
Stolz: Ges. Werke. Herder, Freiburg i. Br.
Stolz: Witterungen der Seele. Herder, Freiburg i. Br.
Tillmann: Über Vererbung und Seelsorge (Bonner Zeitschrift für Theologie und Seelsorge, 1. Jahrg., 2. Heft, Düsseldorf 1924).

Zu „Problematische Naturen"

Bab: Das Leben Goethes. Stuttgart 1922.
Berdjajew: Die Weltanschauung Dostojewskis. München, Beck.
Dostojewskis ges. Werke. Piper u. Co., München, Inselverlag Leipzig.
Dostojewski, geschildert von seiner Tochter. München 1923.
Fülöp-Miller und Eckstein: Lebenserinnerungen der Gattin Dostojewskis. München 1925.
Gundolf: Goethe. Berlin 1918.
Gundolf: Heinrich von Kleist. Berlin 1922.
Ludwig: Goethe, Geschichte eines Menschen.
Meier-Graefe: Dostojewski, Der Dichter. Berlin 1926.
Obenauer: Goethe in seinem Verhältnis zur Religion. Jena, Diedrichs.
Prager: Weltanschauung Dostojewskis. Hildesheim, Borgmeyer.
Simmel: Goethe. Leipzig 1923.
A. Zweig: Lessing, Kleist, Büchner. Berlin 1925.
St. Zweig: Drei Meister. Inselverlag 1923.
St. Zweig: Der Kampf mit dem Dämon. Inselverlag 1925.

Zu „Skeptiker und Autonome"

Bertram: Nietzsche. Berlin 1919.
Nietzsches ges. Werke. Leipzig, Kröner.
Saitschick: Französische Skeptiker: Voltaire, Merimée, Renan. Berlin 1906.
Saitschick: Deutsche Skeptiker: Lichtenberg, Nietzsche. Berlin 1906.

Zu „Wahn und Schuld"

Bergmann: Religion und Seelenleiden. Düsseldorf 1926.
Birnbaum: Psychopathologische Dokumente. Berlin 1920.
Bopp: Moderne Psychoanalyse, katholische Beichte und Pädagogik. Kösel, München.
Bumke: Lehrbuch der Geisteskrankheiten. München 1924
Bumke: Psychologische Vorlesungen. Wiesbaden 1919.

Erhard: Seelische Ursachen und Behandlung der Nervenleiden. Herder 1925.
Freud: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Wien 1920.
Gemelli-Linderbauer: Skrupulosität und Psychasthenie. Pustet 1915.
Jaspers: Allgemeine Psychopathologie. 2. Aufl., Berlin 1920.
Jung: Die Psychologie der unbewußten Prozesse. Zürich 1917.
Kafka: Handbuch der Vergleichenden Psychologie, München 1922, Bd. III: Psychologie des Abnormen von Hans Gruhle (daselbst Literaturangabe).
Kafka: Vergleichende Psychologie, München 1922, Band III: Kriminalpsychologie von M. H. Göring (daselbst Literaturangabe).
Kehrer u. Kretschmer: Die Veranlagung zu seelischen Störungen. Berlin 1924.
Kraepelin: Einführung in die Psychiatrische Klinik. Bd. I: Allgemeine Übersicht. Leipzig 1921.
Kretschmer: Körperbau und Charakter. 4. Aufl., Berlin 1925.
Kretschmer: Medizinische Psychologie. 2. Aufl., Berlin 1922.
Kronfeld: Psychotherapie. Berlin 1925.
Liertz: Harmonien und Disharmonien des menschlichen Trieb- und Geisteslebens. Kösel und Pustet 1925.
Liertz: Wanderungen durch das gesunde und kranke Seelenleben bei Kindern und Erwachsenen. München 1923.
Mayer: Die Unfruchtbarmachung Geisteskranker (in Bonner Zeitschrift Theologie und Seelsorge 3. Jahrgang 1926, 1. Heft).
Müncker: Der psychische Zwang und seine Beziehungen zu Moral und Pastoral. Düsseldorf 1922.
Müncker: Zur Beurteilung sittlicher Verfehlungen bei Psychopathen (in Bonner Zeitschrift Theologie und Seelsorge, 2. Jahrgang 1925, 3. Heft).
Müncker: Neuere Forschungen über Hysterie (ebenda 1. Jahrgang 1924, 2. Heft).
Pelman: Psychische Grenzzustände. Bonn 1920.
Pfister: Die psychoanalytische Methode. 3. umgearbeitete Aufl., Leipzig 1924.
Raimann: Zur Psychoanalyse. Berlin, Wien 1925.
Scheidt: Einführung in die naturwissenschaftliche Familienkunde (Familienanthropologie). Lehmann, München.
Schneider: Die psychopathischen Persönlichkeiten. Leipzig, Wien 1923.
Schultz: Seelische Krankenbehandlung. Jena 1919.
Der Stufenstrafvollzug und die kriminalbiologische Untersuchung der Gefangenen in den bayerischen Strafanstalten (Denkschrift des Bayerischen Staatsministeriums der Justiz). München 1926.
Utitz: Jahrbuch der Charakterologie. Berlin 1924 ff.
Wulffen: Kriminalpsychologie (Psychologie des Täters). Berlin 1926.

Zu „Der naturhafte Mensch"

Helmolt: Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans. Leipzig 1924.
Löns-Gedenkbuch. 7. Aufl., Gersbach, Hannover.
Strich: Liselotte von Kurpfalz, Berlin 1925.

Zu „Aufbruch"

Baker: A modern Pilgrim's Progress. Deutsch von Ober: „Heimgefunden". Herder.
A du Bourg: Huysmans intime. Paris, Librairie des Saint-Pères.

Fröschels: Wille und Vernunft. 2. Aufl., Leipzig u. Wien 1925.
Jörgensen: I. K. Huysmans. Kirchheim, München 1908.
Kasperczyk: Reifende Menschen und Menschheitsreifung. Kösel.
Lindworsky: Der Wille. Leipzig, Barth.
Lindworsky: Willensschule. Schöningh, Paderborn.
Mainage: La Psychologie de la Conversion. 3. ed. Paris 1919.
Muszynski: Der Charakter. Schöningh, Paderborn.
Muszynski: Unsere Leidenschaften. Schöningh, Paderborn.
Sawicki: Das Ideal der Persönlichkeit. 3. Aufl., Schöningh, Paderborn.
Sawicki: Individualität und Persönlichkeit. Schöningh, Paderborn.
Stoker: Das Gewissen. Bonn 1925.
Verkade: Die Unruhe zu Gott. Herder 1923.

Zu „Das Ende"

Anwand: Strindberg. Ullstein, Berlin.
Auer: Friedrich Ozanam. 2. Aufl., Freiburg 1913.
Erdmann: August Strindberg. Deutsch von Heinrich Goebel. Leipzig 1924.
Kinzig: P. Johannes de Smet S. J. (Der große Schwarzrock). Herder 1922.
Marcus: August Strindbergs Dramatik. Georg Müller, München.
Möhlig: Strindbergs Weltanschauung. Elberfeld 1923.
Strindbergs ges. Werke. Georg Müller, München.

Sachverzeichnis

A

Aberglaube 229
absolute Moral 3 ff., 33
Abtötung 189
Affektlahmheit 104, 107
Agape 140, 159
Aktivität der Seele 9 f.
„Aktklarheit" 324 f.
Alkoholismus 287 f.
Alkoholschädigung 76 f.
„Als ob"-Philosophie 222 f.
Angstneurosen 85 ff.
Astheniker 264 ff.
Ästhetentypus 30 ff., 39 f., 228 f.
athletisch 103
aufbrechender Mensch 367 ff.
aufbrechender Mensch (Gefährdungen) 379 ff.
aufbrechender Mensch u. Priester 384 ff.
Autismus 104, 120, 149
Autonomie 236 ff.

B

Beeindruckbarkeit, seelische 265 f.
Beichte 170, 273, 386 ff.
Berufswahl 93, 96 ff.
Bindungstypus 91 ff.
Binnenerotik 150 f., 163 f.
bräutliche Liebe 153
Bruchstelle, seelische 12 ff., 35, 42

C

Charakter 101
christliches Lebensideal 252 ff.

D

Dämonie 129 ff.
delectatio venerea 295
dementia paranoides 276 f.
dementia praecox 276 f.
Diesseitsmensch 208 ff.
discretio 381
Disharmonie 84
Dominante 19 ff., 44 ff.,
Dominanzdurchbruch 19 ff.
Dominanzwechsel 21, 55 ff.
dysplastisch 103

E

Ehe 156 ff.
Einheit der Seele 9 ff.
endogene Entartung 263, 308
epileptoider Typus 263
Erbanlagen 64 ff.
erbliche Belastung 67 ff.
Erbkonstitution 325 f.
Erlebnisstruktur 18 ff., 25, 41
Eros 138 ff.
Erotik und Mystik 160 ff.
Erotik und Sublimierung 87 f.
Erotikertypen 153 ff.
Erotomanie 149 f.

Ethik, natürliche 301 f.
Ethik, religiöse 301 f.
eunuchoid 103 f.
Ewaldsches Schema 264 ff.

F

Flirt 155 f.
Fortpflanzungswille 160
fragender Mensch 390 ff.

G

Gattenwahl 93, 96 ff., 325
„Ganserscher Dämmerzustand" 282
Genius 129 ff.
Genotypus 15 ff., 25, 41 f.
Gesetz und Freiheit 246 ff.
Gewissen 63, 370 ff., 392 f.
Glaube 392 ff.
Gnade 57 ff., 374 f., 396 ff.
Gottesbegriff 392 f.

H

Haltlosigkeit 287 ff.
Hemmungen 67 ff.
Hemmungslosigkeit 67 ff.
heroischer Mensch 401, 416 ff.
Heteronomie 246 ff.
Homosexualität 84, 156
Hormone 83 ff., 101 f.
Hypnose 166
hypobulische Mechanismen 280 f.
hypomanisch 103
hypomanische Haltlosigkeit 290 ff.
hypoplastisch 103
Hysterie 277 ff., 319 f.
hysterischer Charakter 282 ff.
Hysterie, Formen der 280 ff.

I

Individualismus 236 ff.
Infantilismus, psychosexueller 80
infantile Fixierungen:
religiöse 18 f., 88 ff.
sexuelle 19, 79 ff.
Innenerotik 150, 163 f.
Innensekretion 83 ff.
Intellektualist 26 f., 36 f., 220 ff., 225 ff.
intrapsychische Aktivität 266

K

kategorischer Imperativ 244, 251
Kirche 394 ff.
Kirchenfremde 230 f.
Kokainismus 288 f.
konkrete Moralität 4 ff., 33, 398 f.
Konstitution 101 ff.
Konträrvorstellungen 86 f.
Konvertiten 382 f.
Koprophantasien 86 f., 272
Koprolalien 272
kriminalbiologische Forschung 322 f.
kriminaloid 321, 325
Kriminelle 302 ff.
Kurzschlußhandlungen 186 ff.

L

Legierungstypus 105
Leid 59 f., 193 ff., 357 f.
leptosom 103
Liebe 60 f.

M

manisch-depressiv 106 f.
manisch-depressive Geistesstörungen 267 ff.
Masochismus 156
Masturbation 293 ff.
monistische Lebensauffassung 369 f.
Moral, außerchristliche 254

Moral, christliche 246 ff.
Moralität, konkrete 4 ff., 33, 398 f.
Moral insanity 296, 308
Morphinismus 288 f.
Mysterien 391 ff.
Mystik 160 ff.

N

naturhafter Mensch 327 ff.
Naturhaftigkeit und Übernatur 361
Natürlichkeit 361, 380 ff.
nervöser Mensch 290
Nihilismus, moralischer 368 f.
Nymphomanie 149 f.

O

Onanie 82 f., 293 ff.
Onanie, Behandlung der 298 ff.
Onanie, Formen der 293 ff.
Oedipuskomplex 93 ff.

P

Passibilität 190 ff.
Phänotypus 16 ff., 25, 41
pollutio 294
Positivismus 368 f.
postpsychotische Persönlichkeit 106
praepsychotische Persönlichkeit 109, 125
Primitivreaktion 153 f., 185 ff.
problematische Naturen 171 ff.
Prostitution 158
Pseudomystik 162 f., 229
Psychoanalyse 93 f., 166 ff., 179 f.
Psychomotilität 17
Psychose 106, 108 f., 261 ff.
Psychotherapie 166
Pubertät 19 f., 70 f., 88 ff., 217 ff., 280 f., 392 ff.
pyknisch 102

R

„relative" Moral 3 ff.
Relativismus 225 ff.
Religion, „Flucht in die" 75 f.
religiöse Struktur 32, 40 f.
religiöse Wahnbildungen 273 ff.
Renitenztypus 92 ff.
Ressentimenttypus 28 ff., 38 f., 58 f., 181 ff., 220 ff., 228, 245 f.
Retentionsfähigkeit 265 f.
Reue 375

S

Sadismus 156
Satyriasis 149 f.
säkularisierter Mensch 240 ff.
Seelenvermögen 9
Sekten 229 f.
Selbsterkenntnis 35 ff.
Seligkeit 253
„sensueller" Erotismus 151 ff.
Sentimenttypus 28 f., 38, 181, 227 f.
Sexualtrieb 82 ff., 138 ff.
sexuelle Belehrung 81
Sinn des Lebens 359 ff., 367 ff.
Skepsis 217 ff.
Skeptikertypen 217 ff.
Skrupulanten 178 ff.
syntone Temperamente 103

Sch

Schichtungen der Seele 12 ff., 33 f.
schizoid 106 ff., 146, 148, 263
schizophren 106, 108 f., 114 ff., 263
Schizothymiker 17 f., 41 f., 102 ff., 148, 171 ff., 263, 371
Schuld, Formen und Ursachen der 301 ff.
Schuld und Sühne 57 ff.

St

Stammbaum 322 (und Beispiel am Ende des Buches)
Stheniker 264 ff.
Sträflingspsychologie 306 f., 313 ff.
Struktur der Seele 11 ff.
Strukturpsychologie 15, 22, 25, 26, 33
Strukturtypen 26 ff., 36 ff.
Strukturwandlung 21, 55 ff.

T

Temperamente 17 f., 101 ff.
Theonomie 249 ff.
tragischer Mensch 401 ff.
Trauma, seelisches 98 ff.

U

Unsterblichkeit 363 ff.
Überkreuzungstypus 105
Übernatur 359 ff., 396 ff.

V

Verdammnis 1 ff., 13, 359 f.
Verdrängung 85 ff.
Vernunft und Glaube 394 f.
Versuchung 46, 77 ff., 358 f.
Voluntarist 28, 37 f., 227

W

Wahn 261 ff.
Wahnbildung, religiöse 273 ff.
Werterfassung 301 f., 362 ff., 376 ff.
Wesensideal 50 ff.
Wiedergeburt 375
Willensfreiheit 17, 61 ff., 323 ff., 374 f.
Willensvorgang 323 ff.

Z

„Zarathustra"-Buch 256 ff.
zirkuläres Irresein 105 f., 108 f., 263
Zwangshandlungen 295 f.
Zwangshemmungen 269 ff.
Zwangsimpulse 269 ff., 295 f.
Zwangstriebe 271
Zwangsvorstellungen 269 ff., 295
zykloid 106 ff., 263
Zyklothymiker 17 f., 41 f., 102 ff., 171 ff., 263, 371

Namenverzeichnis

A

Abenerabi 161 f.
Adler 166, 261
D'Annunzio **330 f.**
Aschaffenburg 261
Augustinus 23

B

Baker **392 ff.**
Baudelaire **151**
Beardsley **20**
Becker-Modersohn 153
Bernhard von Clairvaux 161
Bezzola 77
Birnbaum 261
Bismarck **211 ff.**
Bleuler 261
Brentano **141 ff.**
Breuer 168
Bumke 261
Byron 73

C

Coloma 141

D

Dostojewski 26, **204 ff.**, 327

E

Ellis 261
Erdmann 403
P. Etienne 394 f.
Ewald 261, 264 ff.

F

Fechner 361 ff.
Franz v. Assisi 381 f.
Freud 166 ff.
Friedrich d. Gr. 217
Fröschels 324

G

Goethe 35, 65, 134, **198 ff.**, 207, 330, 411
Görres 430
Gripenberg 410

H

Hebbel 34 f., 72 f., **129 ff.**
Hedén 403
Huysmans 57 f., **383 ff.**, 410

I J

Ibsen 32, 398
Ignatius v. Loyola 57
Iserlin 261
Johannes v. Kreuz 161
Jörgensen 410
Jung 166

K

Karl Ludwig v. d. Pfalz 340 ff.
Kleist **195 ff.**
Kraepelin 261, 290
Kretschmer 17, 80, 84, 102 ff., 167, 261, 266, 280, 323 f.
Kronfeld 293

L
Lagerlöf 96 ff.
Lenau 74, **114 ff.**
Liselotte v. d. Pfalz **340 ff.**
Löns **331 ff.**, 357
Ludwig 34
Ludwig XIV. 343 ff.
Luxenburger 261

M
Marcuse 293
Mattiesen 161 f.
Michelangelo 381, 399
Müncker 261, 271 f., 295 f.,

N
Napoleon I. 211, 424 f.
Newman 392 ff., 399 f.
Nietzsche 194, **256 ff.**
Noldin 295

O
Ozanam **425 ff.**

P
Papini 383
Paulus, Apostel, 238 f., 247 f.
Pfister 167
Philipp v. Orleans 343 ff.
Pius XI. 380
Plate 64
Psichari 234 f.

R
Rath 64
Reik 167
Renan **232 ff.**, 429
Reuter **109 ff.**
Rimbaud **188**
Rockenbach 139 f.
Rousseau **23 ff.**
Rüdin 261

S
Schilder 167
Schneider 261, 290
Shaw 89 f., 192
Simmel 155
P. De Smet **416 ff.**
Sorge 360
Suso 367, 381
Swinburne 376 ff.

St
Stekel 167
Stolberg 213
Stolz, Alban **110 ff., 125 f.**
Strindberg 147, 207, 357, 360, 369 f., 372, **402 ff.**

T
Theresia v. Jesu 161
Tieck **19 f.**
Tolstoi **48 f.**

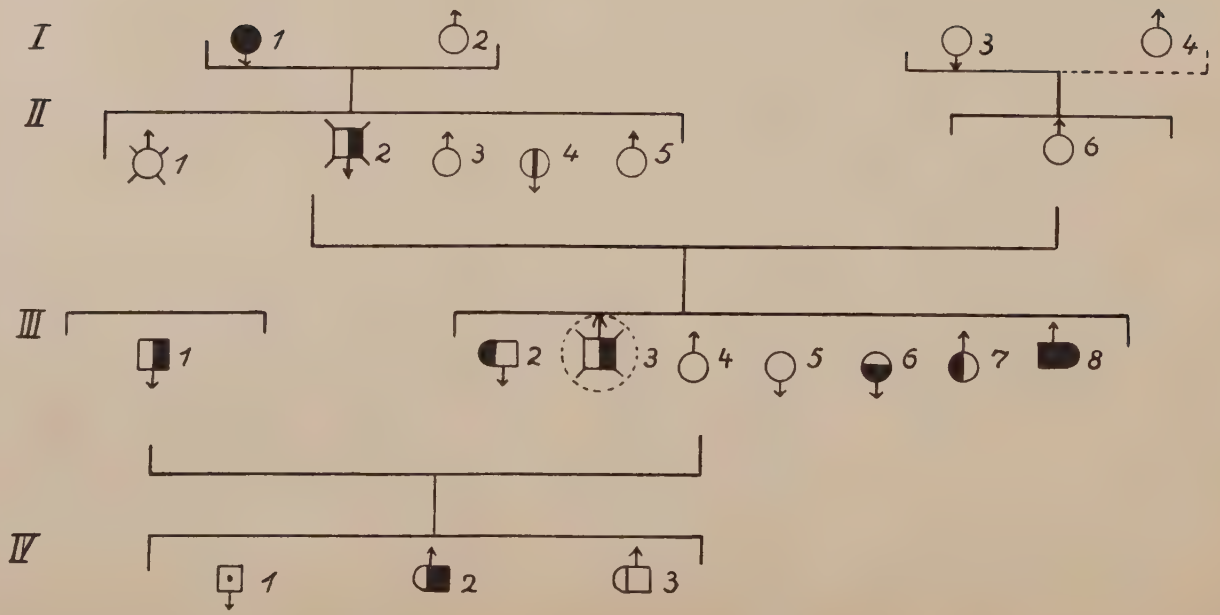
U
Uddgren 415

V
Verlaine **188**
Verkade 382 f.
Viernstein 261, 322
Voltaire **235 f.**

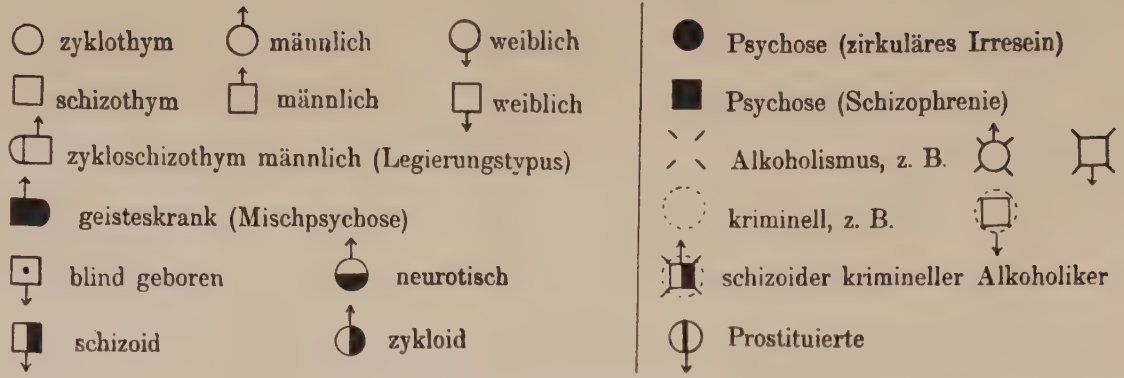
W
Werfel 361
Wilde **21 ff.**, 60, 383 f.

Z
Zweig 195 ff.

Beispiel eines Stammbaumes.



Zeichenerklärung:



Stammbaumerklärung:

I 1	Des Probanden	Muttersmutter:	zykloid, später geisteskrank
I 2	„ „	Muttersvater:	zyklothym
I 3	„ „	Vatersmutter:	zyklothym
I 4	„ „	Vatersvater:	zyklothym
II 1	„ „	Muttersbruder:	zyklothym, Alkoholiker
II 2	„ „	Mutter:	schizoid, Alkoholikerin
II 3	„ „	Muttersbruder:	zyklothym
II 4	„ „	Mutterschwester:	zyklothym, Prostituierte
II 5	„ „	Muttersbruder:	zyklothym
II 6	„ „	Vater:	zyklothym

III 1	Des Probanden	Ehefrau:	schizoid
III 2	„ „	Schwester:	schizothym mit zykloidem Einschlag
III 3	**Der Proband*:**		schizoid, Alkoholiker, kriminell
III 4	Des Probanden	Bruder:	zyklothym
III 5	„ „	Schwester:	zyklothym
III 6	„ „	Schwester:	zyklothym, neurotisch-hysterisch
III 7	„ „	Bruder:	zykloid
III 8	„ „	Bruder:	geisteskrank, Mischpsychose
IV 1	„ „	Tochter:	schizothym, blindgeboren
IV 2	„ „	Sohn:	zykloschizoider Mischpsychopath
IV 3	„ „	Sohn:	zykloschizothym (Legierungstypus)

* Proband = das zu erforschende Glied eines Stammbaums.

CATHOLIC THEOLOGICAL UNION
BX1754.K63 C001
... DIE TIEFEN DER SEELE PADERBORN
3 0311 00043 4329

WITHDRAWN

BX
1754
.K63
AUTHOR
C.1
TITLE

25976

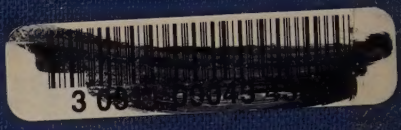
Klug, Ignaz

DIE TIEFEN DER SEELE

DATE DUE	BORROWER'S NAME

250 K66t

BEFORE TAKING BOOK
from library, remove slip; put your name and date on it and place it in the box provided for the same,

WHEN RETURNING BOOK
return the slip to the pocket and replace the book in its proper place.

A BOOK IS NO GOOD UNLESS YOU CAN FIND IT WHEN YOU NEED IT.
Your cooperation in keeping an orderly library will enable you to get the best possible service from your library.